



Die Gesellschaft

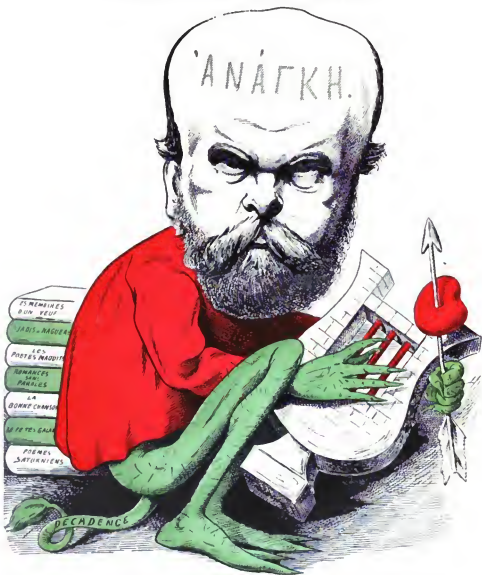
AP30

.G4

v.16

pt. 4

PAUL VERLAINE



Die
Gesellschaft.



Halbmonatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

—••—
Herausgegeben

von

M. G. Conrad und T. Jacobowski.



XVI. Jahrgang. — 1900.

Band IV.

DULIANA UNIVERSITY



LIBRARY

Dresden und Leipzig.

Verlag der „Gesellschaft“

C. Pierson's Verlag.

310158

AP30
.G4
v.16
pt.4

YTI20IVBU / HAIDG
YRABGU

Druck von G. Flecken's Verlag (H. Binde) in Dresden.

s. L. F. (German)

2. 10. 26

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite.
Amerikanische Lyrik (mit Beiträgen von Haven, Carman, Fowler) . . .	116
Ausländische Lyrik (mit Beiträgen von Bröckig, Ukrainka, Rimbaud, d'Annunzio)	46
Baum, Peter, Gedichte	291
Bernhard, Georg, Sozialdemokratische Forderungen	73
Bücher, Eberhard, Friedrich Schlegel	240
Delmar, Agel, Halloween	29
" Weihnachtswunder	350
Deutsche Lyrik (mit Beiträgen von Bethge, Viel, Baetig, Brömse, Geißler, von Galkheim, Galt, Heitmann, Hirschfeld, Jacobowski, Lessing, Lissauer, Lorenz, Oppermann, Regener, Schneider, Schönau-Caralath, Sette, von Stranz u. Lorenz, Zieta, Trübshaffer, von Weber)	24, 183, 369
Ed, Miriam, Gedichte	303
Geckhous, Georges, Tante Marie	35
↓ Falkenberg, Otto, Neue Versdramen	54
H. C., Houston Stewart Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts	137, 207, 356
Hause, P., Aphorismen	379
Heiberg, Hermann, Aus meinem Leben	217
Hindermann, Adele, Einsegnung	174
Hoch, Jutek, Weihnachten im Esch	369
↓ Jacobowski, Ludwig, Adolf Bartels und ich	272
" Ehrenfeld	343
" Die Falte	340
" Eines der letzten Gedichte	339
" Silhouetten aus einem Berliner Klub	347
Jrzkowski, Karl, Das Ehepaar Spentzen	294
Klein, Rudolf, Ballton	119
Kritik (Anthologien: S. 322; Auf die Mensur: 67; Autobiographien: 66; Maria Wasskireff: 317; Hans H. Busse: 128; Der „neuen Weltgeschichte“ zweiter Band: 234; Deutsche Kunst und Dekoration: 264; Deutsche Literatur im Litteratur im Auslande: 67, 136, 266; Die Lektüre der Berliner Studenten: 195; Dramen: 194, 319; Eine Pilgerfahrt nach Oberammergau: 65; Englische Kunst: 196; Englische Litteratur: 330; Essays: 263, 403; Fremdländische Lyrik: 132; Gelehrte Redaktion: 332; Heimatkunst: 135; Italienische Litteratur: 328; Jerome R. Jerome: 197; Katholische Belletristik: 326;	

Mansing A. 0.

Kunst: 64; Kunstpolizei: 266; Hans Leuh: 59; Liliencron: 261; Ritter- geschichte und Theater: 393; Lyrik: 60, 130, 189; Lyrisches und Episches: 390; Memoiren: 401; Neue Lyrik: 316; Nietzscheana: 195; Noellen: 134, 261; Noellen und Skizzen: 392; Philosophie: 325, 399; W. von Polenz: 318; Rassenpsychologie: 400; Arthur Köhler: 129; Romane: 191, 318, 392; Dugo Salus: 391; Maximilian Schmidt: 317; Sprechsaal: 267; Theater- geschichte: 326; Henry D. Thoreau: 402; Tschechische Litteratur: 199; Übersetzungs-Litteratur: 321; Übersetzte Lyrik: 390; Unterhaltungslektüre: 62, 321; Vermischtes: 136, 265, 403; Vom schwarzen Brett: 266; Friedrich Wilhelm Weber: 320) 59, 128, 189, 261, 316, 390	
Kunstbriefe aus Berlin: S. 306; Breslau: 123; Dresden: 253, 380; München: 312, 384; Prag: 126; Wien 48	
Lasker-Schüler, Elise, Gedichte 122	
Lehradt, Wilhelm, Gedichte aus „Rutter Braut“ 171	
Lublinski, S., Adolf Bartels und sein Glaubensbekenntnis 10, 81	
Ludwig, Aug., Musikschwindel 88	
Maier, Gustav, Die Agrarfrage 201	
Maria, Karl, Neue Verse 40	
Müller, Mary, Der letzte Christ 232	
Oppeln-Bronikawski, Friedrich aan, Auf Nietzsches Tod 79	
Reuter, Otto, Gedichte 363	
Roman, Rama, An Ludwig Jacobowski 333	
Schanderl, Josef, Gedichte 248	
Schantal, Richard, Einer, der seine Frau besucht 96, 164	
Schlaf, Johannes, Der Tod des Antichrist 222, 279	
Schur, Ernst, Der erste Ton 93	
Steiner, Rudolf, Bartholomäus Garneri, Der Ethiker des Darwinismus . . . 150	
„ „ Die Kämpfe um Gaedels „Wetträtfel“ 1	
„ „ Ludwig Jacobowski† 335	
Stana, Marie, Garneri 158	
Tielo, A. R. L., Essays von Richard Maria Werner 257	
Trübswasser, Josef, Der arme Hansi 187	
Ukrainska, Lessja, Ein Brief ins Weite 43	
Verlaine, Paul, Mein Leben 19	
Wallner, Susi, Eine Brautnacht 109	
Wilbrandt, Robert, Friedrich Raumann, „Demokratie und Kaisertum“ . . . 269, 351	

1 Karrikatur und 2 Porträts:

- Paul Verlaine.
Bartholomäus Ritter von Garneri.
Ludwig Jacobowski.





Band IV. * 1900. * Heft I.

*

Die Kämpfe um Haeckels „Welträtsel“.

Von Rudolf Steiner.

(Friedenau-Berlin.)

In Ereignis, das tief im Geistesleben unserer Zeit wurzelnde Gegensätze in ihrer schroffsten Form an die Oberfläche des literarischen Kampfes gebracht hat, sahen wir in den letzten Monaten sich abspielen. Der Mann, der vor nahezu vier Jahrzehnten mit seltenem Denkermute die folgenschweren Gedanken Darwins über die Entstehung der Lebewesen zur umfassenden Weltanschauung ausgebildet hat, ist mit einer Schrift: „Die Welträtsel, Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie“, hervorgetreten. Ernst Haeckel wollte in diesem Buche eine „kritische Beleuchtung“ der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse unserer Zeit für weitere gebildete Kreise geben und auf Grund seiner reichen Forscherarbeit die Frage beantworten: „Welche Stufe der Erkenntnis der Wahrheit haben wir am Ende des neunzehnten Jahrhunderts wirklich erreicht? Und welche Fortschritte nach unserm unendlich fernen Ziele haben wir im Laufe desselben wirklich gemacht?“*) Über die Ausführungen des Vorkämpfers der Darwinschen Vorstellungsart hat sich nun ein Kampf erhoben, dessen hervorstechendste Eigenschaft die ist, daß er nicht im Tone ruhiger leidenschaftsloser Auseinandersetzung, sondern

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes hat die Bedeutung der Haeckelschen Weltanschauung und ihre Stellung im gegenwärtigen Geistesleben bereits einmal vor dem Erscheinen der „Welträtsel“ nach dem damaligen Stande der Sachlage in dieser Zeitschrift geschildert. Vergl. mein „Ernst Haeckel und seine Gegner“ in D. Jacobowskis „Freier Warte“, Bd. I (Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1 M.)

in erbitterter, stürmischer Art geführt wird. Nicht logische Verirrungen, nicht unbewiesene Behauptungen, nicht Erkenntnisfehler allein sind es, die Ernst Haeckel zum Vorwurf gemacht worden sind; sondern das wissenschaftliche Gewissen, der moralische Sinn, die Fähigkeit zu wissenschaftlichem Forschen überhaupt sind ihm abgesprochen worden. Darwin hat von Haeckels „Natürlicher Schöpfungsgeschichte“ gesagt: „Wäre dieses Buch erschienen, ehe meine Arbeit (über die „Abstammung des Menschen“) geschrieben war, würde ich sie wahrscheinlich nie zu Ende geführt haben; fast alle Folgerungen, zu denen ich gekommen bin, finde ich durch diesen Forscher bestätigt, dessen Kenntnisse in vielen Punkten viel reicher sind als meine“ (Einleitung des Werkes „Abstammung des Menschen“).

Und jetzt, da dieser von dem großen Reformator der Naturwissenschaft einst in dieser Weise ausgezeichnete Forscher die Summe seiner Lebensarbeit in einer abschließenden Schrift zieht, sehen wir ihn in der maßlosesten Weise von vielen Seiten geradezu als den Typus eines Denkers hingestellt, wie er nicht sein soll. Denn die Richtung, in welcher der ganze Kampf geführt wird, ist durchaus charakterisiert durch die Worte, die einer seiner Gegner, der in weiten Kreisen angesehene Philosoph Friedrich Paulsen, im Juliheft der „Preussischen Jahrbücher“ gebraucht hat. „Es war nicht Freude an dem Inhalt, es war vielmehr Indignation, die mich . . . zu lesen trieb, die Indignation über die Leichtfertigkeit, womit hier von ernststen Dingen gehandelt wurde. Daß es ein Mann von Ruf war, der hier sprach, ein Mann, den Tausende als Führer verehren, der selbst mit Stolz in Anspruch nimmt, dem neuen Jahrhundert voranzugehen und den Weg zu weisen, das steigerte die Indignation, und sie wurde nicht gemildert, sondern geschärft dadurch, daß ich hier vielfach Gedanken, die mir wert sind, in allerlei Verzerrungen wiederkehren sah . . . Ich habe mit brennender Scham dieses Buch gelesen, mit Scham über den Stand der allgemeinen Bildung und der philosophischen Bildung unseres Volkes. Daß ein solches Buch möglich war, daß es geschrieben, gedruckt, gekauft, gelesen, bewundert, geglaubt werden konnte bei dem Volk, das einen Kant, einen Goethe, einen Schopenhauer besitzt, das ist schmerzlich.“

Man fragt sich: was hat der Mann gethan, dem solche Vorwürfe ins Gesicht geschleudert werden? Wer ruhig und leidenschaftslos die „Welträtsel“ durchliest, und sich dabei lediglich in seinem Urteile durch die naturwissenschaftlichen Ergebnisse der letzten vierzig Jahre bestimmen läßt, der muß sich sagen: Haeckel hat, allerdings mit rückhaltloser Schärfe, aber sachgemäß das Bekenntnis dargestellt, das er sich aus seiner uermüdlüchen

Forscherarbeit herausgebildet hat. Er hat eine reinliche Scheidung vollzogen zwischen den Vorstellungen derer, die sich ihren „Glauben“ auf Grund der Naturgesetze bilden, und denen, die hierfür andere Quellen anerkennen. Er wird selbst leidenschaftlich, wenn es gilt, jahrhundertalte Vorurteile gegen die von ihm vertretene Anschauung zu bestreiten; aber seine Leidenschaft ist die einer Persönlichkeit, die mit ganzem Herzen, mit tiefem gemüthlichen Antheil an dem hängt, was sie als richtig erkannt zu haben glaubt. Alles, was Haeckel in den „Welträtseln“ vorbringt, ist nichts anderes als das Ergebnis dessen, was er fünf Jahre vorher in streng wissenschaftlicher Weise in seiner „Systematischen Phylogenie“ ausgeführt hat, in einer Arbeit, für die er eine der bedeutendsten wissenschaftlichen Auszeichnungen der Gegenwart, den „Dressler-Preis“ erhalten hat, der von der Turiner Akademie der Wissenschaften dem Gelehrten zu erteilen war, der „im Laufe des Quadrienniums 1895—1898 die wichtigste und nützlichste Erfindung gemacht, oder das gediegenste Werk auf dem Gebiete der physikalischen und experimentalen Wissenschaften, der Naturgeschichte, der reinen und angewandten Mathematik, der Chemie, der Physiologie und Pathologie veröffentlicht, ohne die Geologie, die Geschichte, die Geographie und die Statistik auszuschließen“. Im weiten Umkreis aller dieser Geistesgebiete hat also die Akademie der Wissenschaften zu Turin für die Jahre 1895 bis 1898 kein „gediegeneres“ Werk, ja keine Erfindung finden können, die wichtiger und nützlicher wäre, als Haeckels „Phylogenie“.

— Könnte sich Ernst Haeckel damit begnügen, seine die gesamten Lebenserscheinungen vom Standpunkte der gegenwärtigen Wissenschaft umfassenden Einsichten in einer Weise vorzutragen, die von der „strengen Wissenschaft“ unserer Zeit als die einer „exakten“ und „objektiven“ Methode anerkannt ist: man würde sich wahrscheinlich darauf beschränken, das Urteil der Turiner Akademie zu einem allgemeinen zu machen, und ihn den bedeutendsten Biologen nach Darwin nennen. Aber Haeckels geistiger Charakter verträgt keine Halbheit. Er ist nicht im Stande, wie so viele seiner naturforschenden Zeitgenossen, sich zu sagen: hier das naturwissenschaftliche Denken — hier der religiöse Glaube. Er fordert den strengen Einklang zwischen den beiden. Was seine Vernunft als Grundwesen der Welt erkannt hat, das will sein Gemüt auch religiös verehren. Die Wissenschaft hat sich bei ihm in der natürlichsten Weise zum religiösen Bekenntnis umgeformt. Er kann nicht zugeben, daß man „glauben“ könne, was nicht im Sinne der Wissenschaft gedacht ist. Deshalb führt er einen rücksichtslosen Kampf gegen Glaubensvorstellungen, die für ihn im Widerspruch mit der Wissenschaft stehen. Er hat kein Verständnis für diejenigen, die im Sinne Kants dem

Wissen nur ein beschränktes, diesseitiges Gebiet zuweisen möchten, damit im Felde des Unerkennbaren der Glaube sich um so sicherer festsetzen könne.

Man wird Haeckel nie verstehen, wenn man ihn, wie das Paulsen und wie es auch der allerdings in einem würdigeren Tone Sprechende Julius Baumann (Haeckels Welträtsel nach ihren starken und schwachen Seiten. Leipzig, Dietrichsche Verlagsbuchhandlung) thun, als dogmatischen Philosophen nimmt. Alle seine Ausführungen werden dadurch verzerrt. Man muß ihn, wenn man seinen Aussprüchen den rechten Sinn geben will, bei seinen Gedankenbildungen belauschen. Charakteristisch ist z. B., wenn er sagt: „Jeder Naturforscher, der gleich mir lange Jahre hindurch die Lebensthätigkeit der einzelligen Protisten beobachtet hat, ist positiv überzeugt, daß auch sie eine Seele besitzen; auch diese ‚Zellseele‘ besteht aus einer Summe von Empfindungen, Vorstellungen und Willensthätigkeiten; das Empfinden, Denken und Wollen unserer menschlichen Seele ist nur stufenweise davon verschieden“. Obwohl Haeckel hier von Empfindungen und Willensthätigkeiten der einzelligen Lebewesen spricht, so behauptet er von diesen Wesen nicht mehr, als er sieht. Er hat nicht den Gedanken, daß irgendwie in der Zelle eine Seele verborgen sei; er hält sich an die Erfahrung. Was seinem Auge sich darbietet, das nennt er Empfindung und Wille, weil er findet, daß es sich durch nichts anderes von den komplizierten Seelenthätigkeiten der höheren Tiere und des Menschen unterscheidet, als dadurch, daß es einfacher, primitiver ist. Der Irrtum bei den Philosophen, die ihn beurteilen wollen, entsteht nun dadurch, daß sie der Ansicht sind: man müsse irgend etwas hinzudenken zu dem, was die Sinne darbieten, um eine Erklärung liefern zu können. Sie vergleichen dann, was sie hinzudenken mit dem, was Haeckel, nach ihrer Meinung, hinzudenkt. Dann finden sie seine philosophischen Begriffe im Vergleich mit den ihrigen dilettantisch. Sie haben sich auf Grund der Entwicklung, welche die Philosophie genommen hat, bestimmte, scharf geprägte Vorstellungen davon gebildet, was Empfindung, was Wille ist. Es erscheint ihnen dann als nichts anderes denn als philosophischer Unsinn, wenn Haeckel von Empfindung und Wille einzelliger Gebilde spricht. — Wie weit das Mißverständnis gehen kann, zeigt sich klar an Urteilen, die Paulsen fällt. Er findet in der Stufenleiter der Seele, die Haeckel giebt, das schlimmste Beispiel eines „öden und inhaltleeren Schematisierens“, das ihm bekannt ist. Haeckel geht von den einfachsten Lebesthätigkeiten der niedersten Wesen aus und verfolgt, wie die Seele immer reicher, komplizierter wird, wenn man stufenweise zu den höheren Tieren hinaufsteigt. Was soll daran „öde und inhaltleer“ sein? Der Inhalt, um den

es sich hier handelt, ist doch der denkbar reichste. Es sind die unübersehbaren Beobachtungen, die wir über die Lebensäußerungen der Organismen gemacht haben. Wer den Gedanken Haeckels voll zu Ende denken wollte, der müßte die kurze Gedankenfloskel, die er giebt, ausfüllen mit einem unendlichen Reichtum an Erfahrungen. Wer mit dem Schema nichts anderes mitdenkt, als was darin unmittelbar dem Wortlaute nach ausgesprochen ist, dem allerdings muß der Gedankengang als „ödes, inhaltsloses“ Schematisieren erscheinen. Was also will Paulsen? Man kann sich davon einen Begriff machen, wenn man sich an eine in philosophischen Schriften auch der Gegenwart immer wiederkehrende Behauptung hält: eine wirkliche Entwicklung könne nur so verstanden werden, daß alle Wirkungen der Anlage nach in der Ursache bereits vorhanden sind. Man glaubt, daß man, wenn das nicht der Fall, nur von einer zeitlichen Aufeinanderfolge eines Zustandes auf einen anderen, nicht aber von einer Evolution des einen aus dem anderen sprechen könne. Wer diese Ansicht von Entwicklung hat, der kann allerdings mit der Weltanschauung Haeckels nichts anfangen. Für ihn bleibt der ganze Haeckelsche Monismus unverständlich. Denn im Sinne dieses Monismus kann von einem Vorhandensein der Wirkung in der Ursache allerdings nicht die Rede sein. Alle Wirkungen sind, dieser Weltanschauung gemäß, wahre, echte Neubildungen. Als die Erde ihre letzte Entwicklungsphase noch nicht erreicht hatte, als es auf ihr noch keine Menschen gab, da war in den damals lebenden menschenähnlichen Affen der Mensch in keiner Weise schon vorhanden. Er war ebensowenig vorhanden, wie in Sauerstoff und Wasserstoff Wasser vorhanden ist. Auch das Wasser entwickelt sich aus Sauerstoff und Wasserstoff; aber weder der eine, noch der andere Stoff enthält, der Anlage nach, das Wasser. Es ist eine vollständige Neubildung. Und nehmen wir einmal an, es wäre nirgends Wasser vorhanden, wohl aber Sauerstoff und Wasserstoff, so könnte kein intelligentes Wesen aus der Beobachtung sagen, was entsteht, wenn man beide Stoffe verbindet. Das kann nur durch die Erfahrung bestimmt werden. Auch die höheren Seelenthätigkeiten sind der Angabe nach nicht in den niederen enthalten. Sie sind durchaus Neubildungen. So ist in gewissem Sinne für den Monismus Haeckels die Entwicklung wirklich nur die Aufeinanderfolge eines Zustandes auf den anderen, und nicht das Herauswickeln des einen aus dem andern. Wer in dieser Richtung mit Haeckel nicht mitgeht, der kann gar nicht wissen, was dieser mit der „Stufenleiter der Seele“ will. Er wird sich sagen: ich mag die Begriffe, die ich mir von den niederen Lebewesen gebildet habe, drehen und wenden, wie ich will; ich kann aus

ihnen nicht entwickeln, was sich mir als Seelenleben der höheren Wesen darstellt. Philosophen von der Art Paulsens verlangen eben von der rein logischen Begriffsentwicklung, was diese nimmermehr leisten kann, was vielmehr nur die Beobachtung liefern kann. Weil sie nicht in eben dem Sinne wie Haeckel fortwährend Beobachtungsstoff aufnehmen, wenn sie von Begriff zu Begriff schreiten, bleiben sie bei den ersten Begriffen, die sich Haeckel gebildet hat, stehen, und finden dann das Ganze „öde und inhaltsleer“.

Haeckel spricht den schärfsten Tadel über diejenigen Psychologen aus, die „über das immaterielle Wesen der Seele, von dem niemand etwas weiß, phantazieren und diesem unsterblichen Phantom alle möglichen Wunderthaten zuschreiben“. Paulsen fertigt ihn ab, indem er sagt: „Ich brauche nicht zu sagen, wie grotesk jedem, der auch nur ein wenig in der psychologischen Litteratur der letzten Jahrzehnte bewandert ist, diese Schilderung ihres Zustandes erscheinen muß. Es ist, als ob jemand von Psychologie redet, der die letzten 30 Jahre verschlafen und nur etwa aus Langes Geschichte des Materialismus oder aus Büchners Kraft und Stoff ein paar Reminiscenzen im Ohr hat.“ Welche Verkennung dessen, was Haeckel eigentlich will! Kann denn im Ernste diesem Denker jemand zumuten, daß er der Ansicht sei: es gäbe keine nur durch innere Anschauung zu beobachtenden Seelenthätigkeiten? Kann man wirklich Haeckel für so naiv halten, daß er die Molekularbewegungen des Gehirnes mit dem Inhalt der Psychologie verwechselt? Auch Haeckel fällt es natürlich nicht ein, zu glauben, daß Gehirnphysiologie Psychologie sei. Wer die menschliche Seele verstehen will, der muß hinuntersteigen in ihre ureigenen Zustände; aus den Denkorganen im Gehirn wird er sie nimmermehr erkennen. Aber ein anderes ist, eine Sache in der Eigenart ihres Wesens erkennen; ein anderes sie wissenschaftlich erklären. Haeckel hat das biogenetische Grundgesetz aufgestellt. Es besagt, daß jedes höhere Lebewesen während seiner Reimesentwicklung in abgekürzter Weise die Formen annimmt, die seine Vorfahren im Laufe ihrer Entwicklung durchgemacht haben. Wollen wir einen Menscheitem in seinen aufeinanderfolgenden Formen verstehen, so müssen wir aufsteigen zu den tierischen Ahnen des Menschen. Wer einen Menscheitem für sich betrachtet, ohne auf die Herkunft des Menschen Rücksicht zu nehmen, der kann sich nur allerlei abenteuerliche Vorstellungen über die aufeinanderfolgenden Formen bilden, die dieser Keim annimmt. Er kann allenfalls sagen, ein göttlicher Wille prägt hintereinander diese Formen aus; oder ein inneres mystisches Bildungsgesetz ist vorhanden, das die Umformung bewirkt. Wer aber hinaufsteigt zu den Menschenahnen,

der findet die Wesen, die einmal so ausgesehen haben, wie der menschliche Embryo heute auf gewissen Stufen; und er sagt sich, dieses Aussehen ist ein Ergebnis der Vererbung. In demselben Fall wie der Embryologe, der den Menschenkeim rein für sich betrachtet, ist der Psychologie, der die Seele des Menschen für sich betrachtet. Diese Seele wird nur erklärlich, wenn man von ihr hinauffteigt zu den niederen Lebensäußerungen, aus denen sie sich entwickelt hat. Eben so thöricht, wie es nun wäre, wenn jemand sagte, man brauche den Menschenkeim nicht zu beobachten, denn er ist ja nur eine Wiederholung früherer Formen; eben so thöricht wäre es, wenn man behauptete, man brauche die Seele in ihrem Eigenleben nicht selbst zu beobachten.

Ernst Haeckel ist Naturforscher, nicht Fachphilosoph. Man kann nicht leugnen, daß er den philosophischen Begriffen zuweilen Gewalt anthut, wenn er sie verwendet. Einer wohlgeschulten, in der Geschichte der Philosophie bewanderten Persönlichkeit ist es natürlich ein Leichtes, Haeckel Irrtümer in Bezug auf die Ideen der Philosophen nachzuweisen, denen er — wie Spinoza — zustimmt, oder die er — wie Kant — bekämpft. Paulsen schulmeisteri ihm denn gehörig, wegen seiner Mißverständnisse in Bezug auf Kant. Ein anderer philosophischer Denker, Richard Högniswald, hat in der Schrift „Ernst Haeckel, der monistische Philosoph (Leipzig, Eduard Avenarius)“ nachzuweisen gesucht, wie wenig die von Haeckel gebrauchten Ausdrücke „Monismus“, „Dualismus“, „Substanz“ u. s. w. die Prüfung durch die gebräuchlichen philosophischen Disciplinen bestehen können. Es ist völlig überflüssig, sich mit derlei gegnerischen Ausführungen einzulassen. Alle diese Herren haben in gewissem Sinne, von ihrem Standpunkte aus, Recht. Sie haben sich in ein gewisses Begriffnetz eingesponnen, und mit dem stimmt nicht, was Haeckel sagt. Und dieser trifft oft nicht genau den Sinn philosophischer Vorstellungen, wenn er von ihnen redet. Kann es denn aber überhaupt die Aufgabe der philosophischen Kritik sein, einen Forscher, der sich streng an die Beobachtung hält, von dem Gesichtspunkte hergebrachter Vorstellungen zu schulmeistern? Haeckel hat in allen Fällen, wo er solche Vorstellungen bekämpft, ein sicheres Gefühl dafür, daß sich mit ihnen im Hinblick auf die wirkliche Naturgesetzmäßigkeit nichts anfangen läßt. Seine Angriffe sind nicht immer logisch ganz zutreffend. In solchen Fällen hätten aber die Philosophen die Aufgabe, den Naturforscher in seinem Sinne zu verstehen, zu zeigen, wie er die Begriffe verwendet. Dann würden sie zuweilen finden, daß man manches philosophisch schärfer, logischer im strengen Wortsinne, sagen kann als er; nicht aber, daß er sachlich Unrecht hat.

Man erhält keine günstige Vorstellung von den offiziellen Vertretern der Philosophie in der Gegenwart, wenn man sieht, wie diese ihre Aufgabe verkennen. Haeckel nennt seine Weltanschauung „Monismus“. Wäre es nicht eine würdigere Aufgabe, zu zeigen, in welchem Sinne Haeckel dieses Wort versteht, als immer wieder und wieder darauf zu pochen, daß er doch Stoff und Kraft, also eine Zweiseitigkeit annehme, folglich doch kein „Monist“ sei. Haeckel will für die organische Welt und für das geistige Leben keine anderen Erklärungsmethoden, als diejenigen sind, die wir in der anorganischen Natur anwenden. Er ist der Meinung, daß mit derselben Notwendigkeit, mit der sich Wasserstoff und Sauerstoff unter gewissen Bedingungen zu Wasser verbinden, auch Kohlenstoff, Stickstoff und andere Elemente unter gewissen Umständen zu einem Lebewesen werden; und ferner, daß durch die gleiche Art von Gesetzmäßigkeit, von der die stoffliche Welt beherrscht wird, auch der „Geist“ bedingt wird. Wenn ihm jemand mit einem Begriff kommt, wie die „rohe, unbelebte Materie, die doch nie und nimmer zum Geist werden könne“, so wird Haeckel erwidern: sehe dir doch diese Materie an, bringe Stoffe unter gewissen Bedingungen in der Retorte zusammen, und denke folgerichtig, so wirst du nicht mehr sagen: aus Materie könne nicht Geist werden, sondern dein Begriff von einer „rohen, unbelebten Materie“ ist eben ein falscher, ein solcher, der zu der Wirklichkeit keine Beziehung hat. Die Einheitlichkeit in der ganzen Weltklärung: das ist es, was Haeckel verlangt. Und diese Einheitlichkeit nennt er monistisch. Man darf gegenüber dem Kampfe, den wir in den letzten Monaten miterlebt haben, sagen: wer den Naturforscher will verstehen, muß in des Naturforschers Lande gehen. Es kommt nicht darauf an, daß Paulsen, wie er uns versichert, an keine „besondere, unsterbliche Seelensubstanz“ und auch nicht daran glaubt, daß „überhaupt die Welt einmal von einem menschenähnlichen Einzelwesen in ähnlicher Art wie ein Produkt menschlicher Kunst hervorgebracht worden ist.“ Es kommt vielmehr darauf an, sich über die natürlichen Vorgänge solche Vorstellungen zu bilden, daß die ihnen widersprechende „besondere, unsterbliche Seelensubstanz“ und das „menschenähnliche Wesen“ wirklich innerhalb der Naturerklärung entbehrlich werden.

Und solche Vorstellungen trägt Haeckel in seinem Bekenntnisbuche vor. Er fand sich genötigt, einmal schonungslos mit allem abzurechnen, was zu andern, ihnen widersprechenden Vorstellungen gehört. Wer unbefangenen urteilt, muß sich erhoben fühlen durch die mutige Konsequenz, mit der er diese Abrechnung in dem Kapitel über „Wissenschaft und Christentum“ vollzieht. Man wird vielleicht in diesem Abschnitt des Buches nicht alles

geschmackvoll finden, man wird zugeben können, daß für vieles ein anderer Ton hätte gefunden werden können, ja auch, daß manches zur Befestigung der monistischen Weltanschauung gar nicht hätte gesagt zu werden gebraucht. Aber giebt es denn gar keinen psychologischen Sinn mehr in unseren gegenwärtigen Philosophen? Ist es denn so unbegreiflich, daß einer der ersten Verkünder einer Weltanschauung in seinen Ausführungen zu leidenschaftlich wird, daß er sich mehr als „objektiv“ zu nennen ist, begeistert für eine Ideenwelt, die er Schritt für Schritt, in unermüdlicher Forscher- und Denkerarbeit, erkämpft hat? Wer das nicht unbegreiflich findet, wird nicht einstimmen können in den Hornesausbruch Paulsens über die „äußerst peinlich berührende Neigung (Haackels), das, was Jahrhunderten heilig gewesen ist, in den Schmutz häßlicher Anekdoten und niedriger Witzeleien herabzuziehen“. Noch weniger wird ein solcher aber irgend welches Verständnis einer Schrift entgegenbringen können wie der des Kirchenhistorikers Loofs in Halle: „Anti-Haackel“. Eine Replik nebst Beilagen. (Halle, Niemeyer). Loofs stellt sich auf einen Standpunkt, der mit der Weltanschauung Haackels im Grunde nicht das allergeringste zu thun hat, der aber so geeignet, wie nur irgend möglich, ist, von der Hauptsache abzulenken und unter dem Schein, als ob Haackel in einer Nebensache ein schweres Unrecht begangen hätte, die Vorstellung hervorzurufen, er sei ein ganz unwissenschaftlicher, aller wahren Methode Hohn sprechender Geist. Haackel stützt sich in den Ausführungen über die christliche Kirchengeschichte auf das Werk eines englischen Denkers (Stewart Ross), das unter dem Pseudonym Saladin erschienen ist, und unter dem Titel „Jehovas gesammelte Werke, eine kritische Untersuchung des jüdisch-christlichen Religionsgebäudes auf Grund der Bibelforschung“ in deutscher Übersetzung vorliegt. Loofs stellt die Sache so dar, als ob es sich hier um ein wüßtes, von einem völligen Ignoranten und schmutzigen Gesellen geschriebenes Pamphlet gegen das Christentum handelte, das mit Ausschluß aller Kenntnisse in neuerer Bibelforschung und Kirchengeschichte geschrieben ist. Und was Loofs aus dem Buche vorbringt und was er über dasselbe sagt, ist allerdings nur zu geeignet, diejenigen irre zu führen, die das Buch des Engländers nicht zur Hand nehmen. Sie müssen glauben, Haackel wäre wirklich hier in Unwissenheit und Leichtfertigkeit so weit gegangen, eine Schmähschrift heranzuziehen, von der Loofs versichert, daß es leichter würde, „einem verwahrlosten Hund die Flöhe abzuschaben, als die wissenschaftlichen Thorheiten zu sammeln, die das Buch enthält“. Aber eben nur die können so urteilen, die die Schrift Saladins nicht kennen. Wer nur wenig davon liest, wird bald finden, daß er es mit einem, wenn

auch vom Standpunkte der zufällig jetzt für richtig geltenden kirchengeschichtlichen Meinungen nicht völlig einwandfreien, so doch ehrlichen Wahrheitssucher zu thun hat, dem alles andere näher liegt, als in frivoler Weise von irgend etwas zu sprechen, was Menschen heilig ist. Möchte man dem Buche auch eine geschmackvollere Ausdrucksweise wünschen: so muß man doch die tiefste Sympathie empfinden mit dem Verfasser, der einen kühnen, überall von einem tiefen Gemüte zeugenden Kampf führt gegen Ideen und Einrichtungen, die er für verkehrt, für schädlich und dem Menschenwohl störend hält. — Man kann nicht verwundert genug darüber sein, daß ein Segner Haefels sich gefunden hat, der an den eigentlichen Streitpunkten vollständig vorübergeht, und der es nicht für unangenehmen hält, einen Naturforscher in einer Weise anzugreifen, die einzig und allein bei einem Gelehrten einen Sinn hätte, der als Kirchenhistoriker auftreten wollte.

Über Eines hat uns jedenfalls dieser ganze Kampf volle Klarheit gebracht. Es hat sich gezeigt, daß unser ganzes Geistesleben weit und breit durchsetzt ist mit Vorstellungen, die unverträglich sind mit den ehrlich und rückhaltlos gezogenen Folgerungen der Naturwissenschaften. Die Unsachlichkeit und Leidenschaftlichkeit, mit der die Träger solcher Vorstellungen diesmal gekämpft haben, ist zugleich ein Beweis dafür, daß ihre Gründe schwach geworden sind. Hat man auch zu erwarten, daß die Zukunft Haefels Gedanken in manchem Sinne berichtigen werde: diese Berichtigung wird nicht von denen herkommen können, die ihn heute bekämpfen. Hat er auch nicht überall das Richtige getroffen; er hat doch zweifellos den Weg betreten, auf den die Bildung des Geistes weitererschreiten wird.



Adolf Bartels und sein Glaubensbekenntnis.

Von S. Zuflinski.

(Dresden.)

I.

Er ist ein Typus. Nicht nur, daß er gegenwärtig in gewissen Kreisen als ein kritisches Orakel gilt, bestimmt mich zu meinem Angriff. Er wäre es ja gar nicht, wenn sich nicht so viele seiner Generation in

diesem Spiegel widerfänden. Wenn man Adolf Bartels analysiert, so gilt das gleich auch einer Weltanschauung, die nachgerade schon zu einer öffentlichen Kalamität geworden ist. Dieser Mann erscheint deshalb so gefährlich und so bekämpfenswert, weil er — und mit ihm seine Genossenschaft in Fleisch und Geist — einen ursprünglich großen und entwicklungschwangeren Gedanken vereinseltigt, verzerrt und verfälscht hat. Auf diesen Gedanken hin erhalten diese Leute Kredit für die schlimmste Contrebande, die sie einschmuggeln, und darum muß man ihnen doppelt und dreifach sorgsam auf die Finger sehen.

In seiner vielgeliebten Zeitschrift „Heimat“, zweites Aprilheft von diesem Jahre der Gnade 1900, hat er ein „Glaubensbekenntnis“ abgelegt, das näher beleuchtet zu werden verdient. Wir ertappen ihn dabei gleichsam in flagranti und sehen, wie sofort unter seinen Händen ein wundervolles Ideal zu einem gräulich fragenhaften Unholz wird.

Nämlich, er will die Kultur in Natur verwandeln. Das Farblose soll farbig werden und blutvoll, das Charakterlose charaktervoll, das Kranke gesund und urwüchsig — Natur, mächtig animalisches Leben, elementarische Kraft, von innen wirkende Substanz als Fundament auch allen kulturellen Lebens. Es giebt einen Staat, genannt deutsches Reich. Und dieser Staat verfügt über einen weit verbreiteten Beamtenapparat, über Heere und Finanzen, Gendarme und Polizisten, verzweigt sich in tausend und abertausend Kanälen bis ins winzigste Alltagsleben hinein. Das ist, es läßt sich nicht leugnen, ein imponierendes Produkt menschlicher Kulturintelligenz. Zugleich aber ist dieser Staat doch noch einigermaßen dürr und bureaukratisch, gar zu deutlich noch Schema F. Wäre es nun nicht wundervoll, wenn sich diese staatlichen Institutionen langsam mit Blut füllten, sich dieses Skelett mit blühendem und atmendem Fleisch und Leben rings umkleiden würde? Gewiß. Wenn das so wäre vom wichtigsten Reichsgesetz bis herab zur geringsten Polizeivorschrift — das wäre wundervoll, gewiß. Wenn Bartels wirklich nur das wollte, ich ginge mit ihm durch Wasser und Feuer.

Aber gar bald kommt ein niedlicher kleiner Pferdefuß zum Vorschein. Bartels giebt uns eine Definition von Kultur und Natur, das einem die Haare zu Berge stehen. Das Naturhafte soll nämlich das Besondere, Individuelle, das eigentlich Nationale sein — versichert Adolf Bartels. Alles Kulturelle aber, wieder nach Bartels, ist das Allgemeine, das Nicht-Nationale, dessen relative Nützlichkeit er immerhin gnädig genug ist, zuzugestehen. Daß also ein Mensch ist, trinkt, liebt, sich fortpflanzt, in Schmerz und Wonne dem Naturlaut freie Bahn gewährt, das, man denke

es sich doch nur recht aus, das ist eine spezifisch deutsche Eigenschaft. Das thut ganz gewiß nicht der Neger in Central-Afrika, dem es aber sicherlich eine Kleinigkeit ist, ganz auf eigene Hand die Hegelsche Philosophie, das Fichtesche Ich oder die deutsche Geschichtswissenschaft gleichfalls zu produzieren. Denn das ist ja doch alles Kultur, und so eine Kultur, nach Bartels, ist das Allgemeine. Merkwürdig, sehr merkwürdig. Und doch giebt es Leute, welche behaupten, Hegel konnte nur in Deutschland hervor-gebracht werden, Comte nur in Frankreich, Locke nur in England. Denn, kurz und gut, das Gegentheil von dem, was Bartels behauptet, ist wahr. Gerade je komplizierter und kunstreicher eine Kultur sich entwickelt, desto nationaler wird sie auch. Zuerst in einem ganz äußerlichen Sinn und auch aus ganz äußerlichen Gründen. So ist Deutschlands Geschichte nicht zum allerwenigsten Teil dadurch bestimmt worden, daß es in Mitteleuropa lag, eingeklemt zwischen Slaven und Romanen. Es war ein reiner Zufall im höheren Sinn, eine besondere politische Kombination, die einst die Römerflut am Rhein und an der Donau zum Stillstand brachte und etwa ein Jahrtausend später die ziemlich fiktive Krone des Abendlandes dem sächsischen Geschlecht und damit der deutschen Nation zuführte. Eben so gut hätte diese Krone den Franzosen oder Italienern in die Hände fallen können. Und doch, wie wirkten und fornten diese Verhältnisse rein äußerlicher Art den Nationalcharakter! Vielleicht ist der vielgerühmte und vielgescholtene deutsche Idealismus ein Erbeil aus jener Zeit. Diese ewige Spannung zwischen den oft kümmerlichen Realzuständen und den Verpflichtungen einer Weltkrone wirkte und zitterte durch tausend Jahre in der Seele der Nation, sicerte langsam, heimlich und unmerkbar von oben her bis in die untersten Schichten hinein und verankerte sich daselbst mit dem unterirdischen Fundament aller menschlichen Bethätigung, mit der allmächtigen und elementarisch-allgemeinen Natur. Die aber war bei den Deutschen gar keine andere, als bei den Spaniern, Italienern, Franzosen. Erst dieses besondere Kulturerebnis, das schließlich in die tiefsten Schichten brang, schuf auch eine besondere Natur und eine urwüchsig nationale Seelenstimmung, die dann in der Reformationszeit unwiderstehlich zum Durchbruch kam. Wäre aber im zehnten Jahrhundert die Kaiserkrone an die Italiener gekommen — und das hing an einem Haar — höchst wahrscheinlich hätten im sechsgehnten Jahrhundert die Romauen Reformation gemacht, und Deutschland statt dessen wäre möglicherweise das nordische Spanien geworden. Wenigstens der Ur-Spanier jener Tage, die tiefste und reinste Inkarnation des spanischen Nationalgeistes, Ignaz von Loyola, bewies in seiner religiösen Grundauffassung eine wahrhaft

merkwürdige Verwandtschaft mit jenem uralten Niedersachsen, der siebenhundert Jahre früher den „Heliand“ gedichtet hatte. Beiden war ja Christus der große Gefolgsfürst, und sie fühlten sich als seine Mannen, Vasallen, stellten sich ihm durchaus nicht rein individuell gegenüber, erstrebten kein eigentlich persönliches Verhältnis zu ihm wie Luther. Überläuft es Sie nicht, Herr Bartels? Ihr Stammesgenosse, dieser Niedersachse, der Helianddichter — und der Gründer des Jesuitenordens! Aber ich weiß Ihnen einen Rat. Sie brauchen einfach nur zu beweisen, daß Ignatius von Loyola so recht eigentlich von niedersächsischer Rassenabstammung gewesen ist. Oder wenigstens ein Mischling, in dem nach langer Verfümmerung seine paar niedersächsischen Blutstropfen siegreich zum Durchbruch kamen. Die Seelenkämpfe des Mannes könnten Sie ja ganz gut physiologisch erklären als Produkte des Habers zwischen dem spanischen und niedersächsischen Blut in seinen Adern. Solche Beweise sind heute sehr beliebt, und Sie würden Glück damit haben, ein noch viel berühmterer Mann werden, als Sie ja ohnehin schon sind.

II.

Das ist Bartels Erbsünde, und alles andere folgt nur daraus. Er hält die Natur, dieses allgemein Animalische, gerade für das Besondere, für das eigentlich Nationale. Und so glaubt er es seinem deutschen Nationalgefühl schulbig zu sein, bei jeder Gelegenheit ganz erschrecklich einen erschrecklich gesunden Naturburschen herauszubeißen. So ein Ur-Kerk muß namentlich auch aller „Deladence“ mit geballter Faust ingrimmig entgegenreten. Was er darunter versteht, das sind zumeist Kulturnuancen, die noch innerlich unsicher, schwankend und oft haltlos sind, weil noch nicht mit urwüchsiger Naturkraft durchsetzt, die sich im animalischen Mutterboden noch nicht verankert haben. Solch übergeistig kulturelle neigen gemeinhin dazu, sich im eigenen Geistespiegel wohlgefällig zu begucken und mit sich und anderen ein bißel zu kokettieren. Na gnade Ihnen Gott, wenn einer von ihnen Herrn Adolf Bartels quer über den Weg läuft. Eine Standpauke giebt es alsdann und ein Himmelkreuzdonnerwetter, daß auch sehr robusten Ohren das Trommelfell schmerzt. Denn es handelt sich ja keineswegs nur um einen Kampf gegen Eitelkeit und Pose, sondern gegen Naturlosigkeit, also gegen die Nicht-Deutschen, gegen die Fremden, gegen die verfl. Juden und Judengenossen, deren Bartels täglich ein Duzend zum Frühstück verspeist. Insbesondere hat es Hermann Bahr dieser ergrimnten Seele angethan. Begreiflich genug. Denn Bahr ist durchaus nicht eine „Natur“, durchaus nichts Urwüchsiges kocht und schäumt

in ihn. Alles ist Kultur, ist Nuance, Raffetierie, und oft genug schon hat man ihn als „Marquis der Pose“ bezeichnet. Das natürlich ist in Bartels Augen die Sünde wider den heiligen Geist. Aber ich kann mir nicht helfen, manch liebtes Mal kam ich schon auf den Gedanken: Bahr Vorläufer von Bartels. Ja wohl, Hermann Bahr Prophet der Heimatskunst lange vor Bartels. War denn die Wiener, die österreichische Kunst etwas anderes, die Bahr schon seit Jahr und Tag gepredigt und auch als Kritiker gefördert hat? Herr Gott ja, ich weiß, Jung-Wien, das ist noch lange nicht die Ur-Natur, so wie Sie es meinen, Herr Bartels. Aber was nicht ist, kann ja noch werden. Ihr ästhetisches Gewissen konnte es sich gelegentlich nicht verkneifen, sogar Hoffmannsthal nach Gebühr zu würdigen, und Sie schrieben, mildgeherzter als Fritz Lienhard, einst im „Kunstwart“ den Satz nieder: „Sogar die großen Städte haben ihren genius loci.“ Na, also. Es läßt sich doch nicht leugnen, daß allüberall bei Hoffmannsthal, Altenberg und Schnitzler, ja sogar bei Bahr selber, den Sie nicht ausstehen können, zwischen den Zeilen der genius loci von Wien herausguckt. Nur ein kleiner Teil davon, gewiß, und er ist nicht urwüchsig, nicht naiv, nicht gesund. Schön. Aber im weiteren Fortgang kann es ja so noch werden. Heimatskunst bleibt es allerwege, wenn auch noch allzu geistige, und vielleicht kann man darum sagen: Bahr war der Johannes von Adolf Bartels. Oder auch: Bartels, das ist der urwüchsige Hermann Bahr. Es ist fatal, aber ich kann ihm nicht helfen. Und ich will ihm wenigstens den noch größeren Schmerz ersparen, auch noch nachzuweisen, daß er außerdem, in politischer Beziehung, der urwüchsige Maximilian Harden ist. Das wird schon noch kommen, und man muß sein Pulver trocken halten. Ich begreife aber sehr gut, warum Bartels diese beiden Herren nicht leiden kann — zwischen feindlichen Brüdern ist der Kampf immer am grimmigsten.

Ich scherze nicht, und die Sache hat eine ernstere Bedeutung, als man wohl annimmt. Bartels, wie ich hier vorwegnehmen und ein für allemal gern zugestehen will, ist einer unserer besten Kritiker. Seine Dekabence-Marotte hindert ihn aber oft genug, eigentümliche und echt moderne Kunstwerke zu würdigen, denen Urwüchsigkeit und naive Empfindung manchmal fehlen mochte, die aber neue und sehr beachtenswerte Nuancen und Kombinationen brachten. Bartels wirft niemals die Frage auf, was es für die deutsche Entwicklung wohl zu bedeuten hätte, wenn diese Kulturkombinationen sich erst einmal mit Blut füllten, wenn sie volkstümlich und urwüchsig würden. Und hier ertappen wir ihn bei einem Widerspruch mit seiner eigenen Theorie. Er verkündigte in seinem Glaubensbekenntnis:

das Farblose soll farbig werden, das Kranke gesund. Natürlich ist das Wort „krank“ nur cum grano salis zu verstehen. Es muß doch immer in der kranken Erscheinung etwas sein, was es der Mühe verlohnt, sie wieder gesund zu machen. Und dieses Etwas ist einfach eine neue Kulturkombination, sei es geradezu eine ganz neue Kulturwelt voll ungeahnter Wunder, oder auch nur einzelne Nuancen und Fortentwicklungen. Bartels weiß in der Theorie ganz gut, daß es auch um die Kultur etwas Herrliches ist, und wieder in dem Grundsatz, dieses Kulturelle müßte sich mit Blut füllen, stimme ich voll mit ihm überein. Alsdann jedoch muß der Weg von der Kultur zur Natur gehen, von der Höhe ins Thal. Wenigstens darf man das Thal nicht überschätzen, darf in ihm nicht das eigentlich Nationale erblicken. Sonst wird man gar leicht schauerlich selbstzufrieden, und stößt einem etwas „Krankes“ auf, ja, dann wird geschimpft, daß es das erste, beste, alte Fischweib nicht besser könnte. Und das ist mandymal unvorsichtig, wie das hochkomische Mißverständnis mit Bahr beweist, der doch, und mag Bartels darüber Kopfschen stehen, in mehr als einer Beziehung sein Vorgänger war. Doch genug von Bartels und Bahr, und beschäftigen wir uns lieber mit Bartels und Bismarck.

III.

Wundern wird es wohl keinen, daß Bartels Bismarck liebt. Es geht ihm wirklich nicht allein so. Aber ob er Bismarck verstanden hat, das ist mir sehr die Frage. Es giebt kein wirkliches Verständnis ohne Analyse. Man kann ja wohl eine Erscheinung unmittelbar auf sein Gefühl wirken lassen und ihre Wucht, Größe und Herrlichkeit in tief erschütterter Seele durchempfinden. Aber alsdann liebt man sie eben, wie alles Große, oder, meinerwegen, wie alles Deutsche schlechthin und hat zu ihr kein tieferes individuelles Verhältnis. Dazu gehört durchaus, daß sie aus dem großen Zusammenhang heraus in den Vorbergrund geschoben und einigermaßen isoliert wird. Ich fürchte, Bartels hat immer nur angebetet, immer einzig das Deutschtum in Bismarck erblickt und niemals — Bismarck. Er hat, so weit ich sehen kann, niemals das merkwürdige Problem Bismarck formuliert, welches darin liegt, daß von dieser gewaltigen Persönlichkeit eine so mächtige Einheit ausströmt, obgleich doch ein ganz merkwürdiger Dualismus in seinem Wesen ausgeprägt war. Bismarcks Realpolitik und Bismarcks Gemüt werden sich ja letzten Endes auf einen gemeinsamen organischen Kern zurückführen lassen. Wahrscheinlich war es die „Andacht zum Kleinen“, die Fähigkeit zur organischen Durchseelung der Welt um ihn herum, die überhaupt seinen Blick für die

Realitäten des Lebens schärft. Aber dadurch wird doch an der Thatsache nichts geändert, daß er als Politiker des Auswärtigen vollkommen gemüthlos war, ganz und gar nur ein riesenhafter und schier blasierter Verstand, der die Dinge in ihrer laßtesten Nacktheit sah. Da konnte er eben nur einen leitenden Gesichtspunkt: das Interesse. Allerdings nicht sein eigenes, sondern das des Staates, aber das Interesse. Unbekümmert um Traditionen und phantasievolle Theorien wuchs er so zum unbeskränkten Meister empor und verwundete nicht nur die Liberalen, sondern auf das Tiefste auch die Romantiker der Kreuzzeitungspartei. Die Weltanschauungen des Jahrhunderts existierten einfach nicht für ihn, und der Staat war ihm alles, die Gesellschaft nichts. Bismarck, sonst ganz Rassenmensch und wurzel-echteste Bodennatur, war schier wurzellos als Minister des Auswärtigen, von höchster Beweglichkeit und jeden Augenblick bereit, die Segel nach dem Wind zu stellen. Wieder in der inneren Politik war er von allem das gerade Gegenpiel. Märker, Grandseigneur, rücksichtsloser Bekämpfer des abstrakten oder, wie er ihn nannte, heidnischen Staates, durchaus bewegt von urgewaltigen Gemüthsimpulsen und nur mit Widerwillen nüchternen Verstandesermägungen zugänglich. Friederizianisch nach Außen, schier ein Quigow in der inneren Politik. Er selbst hat sich einmal mit Richelieu verglichen, diesem kalten und großen Nur-Diplomaten. Und wieder mit nicht geringerem Recht verglichen begeisterte Anhänger ihn mit Luther, diesem vollkommensten Gegenteil von Richelieu. Es giebt, wie man sagen könnte, bewegliche Rassennaturen, die, ich gebrauchte schon früher einmal diesen Ausdruck, ihre Rasse überall mit sich herumführen, wie der Araber sein Zelt. Zum Beispiel Napoleon, der immer Korse blieb, ein gewaltiger Phantasie- und Temperamentsmensch, auch noch als Kaiser von Frankreich, auch als Weltroberer. Bismarck aber war ein elementarischer und tief gemüthvoller Rassenmensch nur in dem Kreis, in dem er hineingeboren war: als Junker, als Landedelmann, als durch und durch patriarchalischer Sozialist. Dagegen der große Diplomat in ihm war Verstandeskälte durch und durch und, im Sinn etwa der „Alldeutschen“, „unpatriotisch“, wenn man seine vollkommenste Reserviertheit gegen die Deutsch-Oesterreicher oder die Balken in Betracht zieht. Wenn man dieses Problem Bismarck eng fixiert und den Blick mikroskopisch darauf einstellt, dann möchte man mit Entsetzen ausrufen: der Mensch ist in zwei Hälften zerschnitten, die nichts, gar nichts mit einander gemein haben. Dann aber braucht man das Mikroskop nur wegzuziehen und mit freiem Auge aus natürlicher Entfernung hinzuschauen, um wieder und wieder geradezu berückt zu werden von dieser grandiosen und organischen Einheit. Woran das liegt? Nun, auch

Goethes Faust und manche Dichtung Shakespears, die durchaus nicht nach den Regeln einer klassischen Komposition gefügt erscheint, macht den gleichen Eindruck organischer Einheit. Vielleicht liegt es darin, daß uns hier im engsten Rahmen das Bild der Welt selbst geboten wird: alle Widersprüche, die sich im grenzenlosen Leben zusammenfinden, geben sich hier ein Stelldichein und wirken dennoch einheitlich, weil sie eben unter- und überspielt werden vom Leben selbst, von diesem ewigen Strom, in dessen flutenden Wellen alles sich ausgleicht. Aber es ist doch ganz klar, daß solche Werke und solche Menschen etwas ganz für sich allein sind, ein unerhörter Glücksfall, eine wundervolle Ausnahme, niemals eine Regel. Wenn etwa ein junger Poet auftritt und zu predigen beginnt: alle Technik soll der Teufel holen, und das deutsche Drama hat sich einfach an „Faust“ anzuschließen, so werde ich mir den Mann mit größtem Mißtrauen von der Seite ansehen. Vielleicht ist er eine Natur voll starker, aber gänzlich desorganisierter, mittelpunktloser Impulse, und das wäre der verhältnismäßig günstigste Fall. Viel schrecklicher aber: ein ganz schwächlicher Dilettant, der in Drama, Lyrik und Epos zu keiner geschlossenen Form zu gelangen vermag, giebt nun ein saftloses Wischmasch von diesem allen und beruft sich auf den „Faust“. Ähnlich nun, nicht minder led und harmlos, beruft man sich auf auf Bismarck, weil man als Eigenpersönlichkeit voller Widersprüche steckt und viel zu selbstzufrieden und zu bequem ist, um zu einem schöpferischen Ausgleich zwischen Intelligenz und Instinkt zu gelangen. Damit ich nun mit meiner Überzeugung nicht hinter dem Berge halte: zu dieser letzten Art Menschen gehört Adolf Bartels, und darum eben, darum allein, predigt er immer und ewig Anschluß an Bismarck.

Aber Bartels wurde geboren in Wesselburen — dem Geburtsort Hebbels. Das war der Glücksfall seines Lebens. Gerade Hebbel steht sonst der Bartelschen Natur so gründlich fern, wie immer nur möglich. Nun aber konnte er diesem „Heimatpoeten“ von der lokalpatriotischen Ecke her gemüthlich beikommen. Alles, was Bartels als Kritiker geworden ist, verdankt er diesem Einzigen, der nicht nur einer der größten Dichter, sondern außerdem der schlechteste deutsche Ästhetiker war. Allerdings aber gehörte Hebbel nicht, wie Bismarck, zu den bodenständigen, vielmehr zu den individuell beweglichen Rassenaturen, wie Napoleon. Ganz, wie dieser seine korsische Elementarkraft als etwas Individuelles, vom Boden Losgelöstes, mit sich herumtrug und sie mit den heterogensten Verhältnissen organisirte zu verschmelzen wußte als eine große und geschlossene Persönlichkeit — gar nicht anders Friedrich Hebbel. Keine Frage, er hatte Rasse im reichlichsten Maß. Aber eine, die sich vom Boden befreit hatte und

ganz zu seiner individuellen Verfügung stand, sich mit seinem Kulturbedürfnis innig vermählte. Alles eigentlich Lokale fiel gründlich ab, und er bewies thatsächlich viel mehr Rassenverwandtschaft mit Heinrich von Kleist, als etwa mit Klaus Groth oder Theodor Storm. Nur leider, Hebbels Bewunderer und engerer Landsmann, Herr Adolf Bartels, ist mit diesem unzweifelhaften Thatbestand gar nicht einverstanden. Halt, denkt er, wir werden schon machen: Hebbel und Bismarck bringen wir zusammen. Die Klein-Zaches-Logik, mit der er das fertig kriegt, spottet jeder Beschreibung. In seiner arg persönlichen, wenn auch an sich nicht unberechtigten Polemik gegen Richard M. Meyer führt er folgenden vortrefflichen Satz von Erich Marcks über Bismarck an: „Wer nicht mit männlicher Gelassenheit, mit offenem Blicke für alles Menschliche die Wirklichkeit dieses Wesens anzuschauen vermag, wer sich ihren Härten nur schwächlich zu entziehen oder sie feindselig auszubeuten weiß, der kommt für ehrliche historische Erkenntnis überhaupt nicht in Betracht“. Ganz richtig bemerkt nun Bartels, diese Worte könnten auch auf Hebbel bezogen werden. Außerdem aber war Bismarck Niedersachse und Hebbel zweifellos auch — also, folgert Bartels, wird durch jene Worte der niedersächsische Stamm charakterisiert. Ferner: Bismarck war konservativ, behauptet Bartels. Gut, ich will es zugeben. Ich will mich nicht an den rücksichtslosen und revolutionären Politiker des Auswärtigen halten, sondern an den eigentlichsten Bismarck, den Gemüts- und Rassenmenschen. Der, bei Gott, war ein urgewaltiger Konservativer. Beide also Niedersachsen, für beide gelten die Worte von Erich Marcks, Bismarck außerdem noch konservativ — also war es auch Hebbel, eben weil er Niedersachse war. Man fühlt förmlich den Herzensjubel durch, von dem Adolf Bartels bei dieser stupenden Entdeckung offenbar erfüllt war. Ich aber muß sagen, das nennt man die Leute zum Narren haben, wie es sogar in Schilda nicht mehr erlaubt ist. Ich kann Ihnen, Herr Bartels, eine respectable Anzahl von bedeutenden Menschen nennen, auf die alle das Wort von Erich Marcks gemünzt sein könnte: Goethe, Mahommed, Alexander der Große, der Semite Hannibal, Cäsar und Napoleon, Peter der Große von Rußland, Elisabeth von England u. s. w. Waren diese Leute nun alle konservativ, waren sie Niedersachsen? Welch eine Argumentation! Das Wort von Erich Marcks gilt eben von jedem großen und außerordentlichen Menschen. Von der Größe ist eben die Härte ungetrennlich, und mehr, als für den Durchschnitt, gilt gerade für die Großen des Geistes, des Herzens und des Willens das zugleich trostreiche und schmerzliche Wort: ich bin ein Mensch, nichts Menschliches ist mir fremd. Darum kann sich das schöne Wort von Marcks gleichmäßig auf Bismarck

und Hebbel beziehen, und beide können trotzdem die grundverschiedensten Naturen sein. Aber Hebbel soll nun einmal durchaus verkonservativiert und verniedersächstet werden, weil sonst Bartels seinem engeren Landsmann nicht mit gutem Gewissen Wehrauch streuen kann. Selbstverständlich zweifle ich nicht an der bona fides dieses Kritikers. Trotzdem ist die Behauptung, Hebbel wäre konservativ gewesen, so ziemlich der größte Schwindel, der mir jemals vorkam. Er war nicht konservativ, freilich auch nicht „liberal“, sondern — darüber reden wir noch.

(Schluß folgt.)



Mein Leben.

Autobiographisches von Paul Verlaine.

Paul Verlaine wurde am 30. März 1844 in Metz geboren und hat sich 1873 für die französische Nationalität entschieden. Er studierte in Paris und wohnte dort beständig, häufige Reisen ausgenommen und manchen langen Aufenthalt in der Fremde und in der Provinz. Er durchwanderte besonders den Norden, ein wenig den Osten — Belgien — und einen guten Teil Englands; ziellos schweifte er in der Normandie umher, nahm Orne, Caux und ein Endchen Deutschlands mit. Er ruhte hier jahrelang sein Haupt aus, um dort nur einen oder zwei Besuche lang zu verweilen.

Seine erste Kindheit hat er in Montpellier verbracht und er erinnert sich noch dieser Stadt — ihrer Mönche aller Arten, und dabei diese Hiße! — Seine einzigen Erlebnisse in dieser schläfrigen Mittagschwüle waren ein Skorpion, der sich in ein Glas Zuckerwasser einsaugte, — der Skorpion starb daran — und eine Brandwunde an der rechten Hand, die er sich — dieser entzückende, schlaue Knirps! — beim Eintauchen in einen Theekessel kochenden Wassers zugezogen hatte, und die den Dichter der „Poètes maudits“ lange Zeit zum Linkshändigen machte.

1865 gab er die „Poèmes Saturniens“ heraus, eine Sammlung älterer Verse — zum größten Teil in seiner Unterprimanerzeit verfaßt,

und futsch war sein damaliges encyclopädisches und polytechnisches Baccalaureat.

Man that diesem Buch, das zu gleicher Zeit mit Coppés „Reliquaire“ erschien, die Ehre an, sich nicht weiter damit zu beschäftigen, als um den Autor in gutem Französisch eine gute Gesinnung und noch allerlei gute Dinge zu bescheinigen, denen diese Herren so brav die Stange halten.

Unbuhfertig, wie er war, veröffentlichte Verlaine ein Jahr später die „Fêtes galantes“, die einigen Erfolg hatten und — so unbestritten eigenartig grazios, raffiniert und prickelnd, zuweilen in eine etwas milde Melancholie umschlagend, wie sie waren — eine Wiederaufnahme der Lektüre der „Poèmes Saturniens“ veranlaßten.

Ernste Schriftsteller, unter anderen Sainte-Beuve — wie seine Korrespondenz beweist — interessierten sich sehr für diese Erfüllungswerke. Nestor Roqueplan liebte diese bizarre, kontrastreiche, fast musikalische Poesie.

Manch geheimes und familiäres Leiden entmutigte den Autor immer mehr, der nun — auch seinerseits schon eigensinnig und verärgert — im Anfang des Jahres 1870 „la bonne Chanson“ Verse einer leuschen Liebe zu Tage brachte. Im Kriegslärm geschah dieser kleinen Arbeit Unrecht und Verlaine wünscht, daß besonders ihr Gerechtigkeit widerfahren möge.

Eine Heirat — während die Wachen auf dem Ball standen, zur Zeit der Kommune — in welcher ihm ziemlich arg mitgespielt wurde — und heftige, innerliche Kämpfe, unterbrachen die Produktion des Künstlers für drei Jahre. Erst 1874 erschien sein vielleicht eigenartigstes Buch, das jedoch übersehen wurde, bis es viel später, in der Welt der modernen Poesie, Aufsehen erregte, ich meine die „Romances sans paroles“. Seitdem ist der Autor — grausam verwundet durch das Leben und auch, er gesteht es offen, Opfer und Narr einer unbesonnenen Lebensweise — dazu gekommen, sich aufrichtig und in allen Stücken zum Katholizismus zu bekehren, den er seit seiner ersten Kommunion vergessen hatte. Sechs Jahre der Kasteiung, der Sammlung, verborgener Arbeit folgten, in welchen Verlaine dennoch ein mystisches Buch schrieb, „Sagesse“, welches 1880 erschien, und sich allein seinen Weg zu bahnen begann. Dieser Erfolg bestimmte ihn, seine litterarischen Arbeiten wieder aufzunehmen, und er veröffentlichte zwei Bücher, ein kritisches, „les Poètes maudits“, über welches man viel sprach und schrieb, man suchte Theorien darin, oder was weiß ich! — eins in Versen, „Jadis et Naguère“, dieses hatte einen aufrichtigen Erfolg.

Das Theater reizt ihn, aber jenes unscheinbare Theater, das am wenigsten Gelegenheit zur Anwendung technischen Könnens giebt.

Zwei Profabücher, „les Mémoires d'un Veuf“ und „Louise Leclercq“, die zweite, erweiterte Auflage der „Poètes maudits“, in welcher er seine künstlerischen Ansichten erklären wird, und Verse in der Art jener in „Sagesse“ „Amour“ betitelt, hat dieser Unermüdlche auf Lager.

Ja, er denkt daran, jeder seiner katholischen Sammlungen — *Amour*, später *Bonheur* — eine weltlichere Ergänzung zu geben.

Er hat bereits begonnen, indem er auf „Sagesse“ „Jadis et Naguère“ folgen ließ, um dieses auf dem berühmten homo duplex basierenden System zu eröffnen. Die noch in Frage stehenden Bände „pêcheurs“ werden sich „Parallèlement“ betiteln und zu dieser oder jener Serie gehören.

Verlaine ist nicht ganz so schwarz, als wie Cohl*) ihn angestrichen hat. Wenn er unglücklich war — es noch ist und es immer sein wird, wenn man ihn manchmal bei plötzlichem Verstummen ertappt, bei einem Gang zur Einsamkeit, der der Scheu eines verängstigten Kindes gleicht, seit dem er Kummer und Schmerzen überwunden hat, giebt es niemand, der lebenswürdiger, lustiger, gefälliger wäre, als dieser Wilde. Er spricht viel, sagt alles, wenn auch zuweilen etwas brutal, stets amüfant. Sein Lachen ist herzlich und ohne Bitterkeit.

Der boshafte Cohl hat ihm eine Leiter aus Mauersteinen in die Hand gedrückt, deren Saiten stark an Pfähle erinnern.

Die Pfähle acceptiert Verlaine. Das waren die Abzeichen eines verrückten Poeten, eines ehrlichen Philosophen, allen Versuchungen und einem so ungezügelter Temperament zum Troß.

„Wild und weich“ hat ihn Victor Hugo in *Abb-el-Rader* genannt.

Ist der Mann ein erbarmungsloser Bösewicht, ein ruheloser Vampyr, ein unverföhnlicher, böser Geist, der vor wenig Jahren — angehts eines bescheidenen Glückes, das er sich erbaut, und das der Tod seither in Grund und Boden zerstörte — folgende Verse schrieb?

Le petit coin —

Den engen Winkel, das enge Nest,

Das fand ich hier,

Da alle Hoffnung mich verläßt,

Gott segnet sie.

Was sich an Fehl und Sünden

Wiß finden,

Ruh vor des Herzens reiner Sonne schwinden.

*) Vergl. das diesem Heft beigegebene Bild. D. Red.

Reinheit ist um mich, ach, und du,
 Einsalt in mir.
 O Herz, in Jesu süßer Ruh,
 Was schlet dir?
 Arm, einsam meine Stätte,
 Hart Brot, rauh Bette, —
 Könnst' ich mich prüfen, wenn ich euch nicht hätte?
 Und was mein Seel' an Lieb' und Leid
 Im Herzen süßl',
 Das giebt ihr halbige Freierzeit
 Ganz still und süßl.
 Was mag an Herzensbängen
 Noch hangen,
 Da Leidenschaft zur Ruhe eingegangen?
 Hab' Dank, o Herr! Das Leben ist
 Nun abgedämpft.
 Ich sieh', daß du in Gnaden siehst,
 Was ich gelümpft.
 Daß nicht mein Dach im armen Kleide
 Der Himmel weide, —
 Tritt ein, o Herr, tritt ein zu deiner Freude!*

Was den Schwanz anbetrifft — er soll, glaube ich, symbolisch sein! — den der Künstler am Ende seines Rückens angebracht hat, so bestreitet Verlaine mit Entschiedenheit den Besitz eines so teuflischen Anhängels, besonders mit einer solchen Inschrift. Er weiß wohl, daß man ihm eine Schule zuschreibt. Er und eine Schule! Eine Schule, die sich selbst Dekadenten nennen möchte. Erst sagt mir doch, wer das Wort zuerst ausgesprochen hat! Wer!

Ich, für mein Teil, sehe nur mehrere junge Dichter, welche, wenn sie auch Verlaine und seine Verse lieben, selbst originell und im besten Zuge sind, sich einen beneidenswerten, ja einen hohen, stolzen, persönlichen Platz im Lichte der Nachwelt zu erringen. — Verlaine liebt die Unabhängigkeit zu sehr, um sie nicht mit Freuden in seinen Mitstrebenden zu begrüßen.

Man kann ihm nicht folgen, wie man es auch von den Vögeln behauptet. —**)

*) Deutsch von Otto Reuter (Rön). D. Ned.

***) Hier endigte der früher veröffentlichte Artikel. Die ergänzenden Zeilen sind von Verlaine im Oktober 1894 hinzugeschrieben worden. Er ist ungefähr ein Jahr später, am 8. Januar 1896, im Alter von 51 Jahren in seiner Wohnung, rue Descartes, gestorben. Dank seinen beiden Freunden, Coppée und Banier, hatte er ein feierliches Leichenbegängnis, und die Presse erkannte einmütig sein Genie an. Er ruht auf dem Friedhof des Batignolles, und im nächsten Jahr wird seine Wüste im jardin de Luxembourg an dem schattigen, von Blumen Duft und Vogelklang erfüllten Plage stehen, den man „Poetenwinkel“ nennt.

Diese wenigen Zeilen wurden gerade vor acht Jahren geschrieben.

Longuam humanis aevi spatium! man müßte es dem Dichter wohl anmerken — wie man sagt — und er muß gealtert haben, wie man auch sagt!

Aber das geht Euch ja nichts an. — Der Zweck dieses Zusatzes ist, Euch mitzuteilen, daß Verlaine alle, in dieser kleinen Arbeit enthaltenen, Versprechen erfüllt hat.

Amour und Bonheur, wie auch Parallèlement sind erschienen, ebenso ein 4. Band der katholischen Verse „Liturgies intimes“ und vier „galante“ Büchelschen „Chanson pour Elles“, „Odes en son honneur“, „Élégies“, „Dans les Limbes“, ferner „Dédicaces“, ein Buch der Freundschaft. Für die Bühne hat Verlaine zwei kleine Stücke geschrieben, eins in Versen, das andere in Prosa. Das erste wurde am 20. Mai 1891 im Vaudeville-Theater zum Benefiz gegeben*), das andere kürzlich im Café Procope: zwei Achtungserfolge — — und ich habe Grund anzunehmen, daß der Autor keine Revanche nehmen wird — es sei denn, daß — —**)

Trotz alledem und ungeachtet so vieler Enttäuschungen, lebt er mit seinen fast 50 Jahren noch und arbeitet wie ein Pferd. Er hat fünf Bände für Vanier auf Lager: „Invectives, Livre posthume, Histoire comme ça, Essais, Croquis de Belgique“, die drei letzten in Prosa. Er veröffentlicht im Fin de Siècle den ersten Band seiner „Confessions“.

Er hat in seinem „Hommes d'Aujourd'hui“***) ungefähr 30 Biographien seiner litterarischen Zeitgenossen gegeben.

1893 hielt er eine Reihe litterarischer Vorträge in Nancy, England, Belgien und Holland. Aus Holland brachte er ein Buch zurück: „15 jours en Hollande“. Die Vorträge erregten Aufsehen und hatten einigen Erfolg. Und Verlaine giebt die Hoffnung nicht auf, sollte Gott ihm die, nach achttjährigem Leiden, doch wohl verdiente Gesundheit schenken, die französische Litteratur mit nunmehr unpersönlichen, kritischen und historischen Werken zu überschwemmen.

Deutsch von Frieda Lange (Berlin).

*) Der Théâtre Salon spielt jeden Abend (Mai 1896) „Les Uns et les autres“ mit Rustin von Ch. de Liorg.

***) Der Tod überraschte ihn und er ließ ein dreiaktiges Stück unvollendet, es ist mehr litterarisch als dramatisch, der erste Akt besteht aus einem langen Monolog Ludwig XVII. im Temple. Das Stück, von dem wir nur anderthalb Akte haben, sollte erst Louis XVII., später Vive le roi, heißen.

****) Aus dieser Serie „Les Hommes d'aujourd'hui“ (Nr. 244) ist diese Auto-biographie Verlaines genommen. D. Reb.





Deutsche Lyrik.

In der Nacht.

An Ilse und Ilse.

Verhalt'ne Sehnsucht trieb mich spät hinaus, —
Die lauten Straßen schwelgten toll vor Flammen;
Ich sank, ein Stäubchen, in dem Lärm zusammen,
Und Nachts erst tastete ich schon nach Haus.

Ein Streichholz, das erschrocken Feuer sprüht,
Ein Licht, das um sein Flämmchen bangt und zittert,
Ein Nachttisch, der im Wage Rollen schüttelt . . .
Endlich mein Bett . . . Wie bin ich schwer und müd! . . .

Da sahr' ich auf! — O Welch ein Gruß zur Nacht!
Aus weißen Kelchglas hängen gelbe Rosen,
Daneben stieherzarte Herbstzeitlosen . . .
Ich ahne fröhlich, wer sie hergebracht!

O Frauen, die Ihr heimlich für mich lebt!
Wie Eure Herzen mir herüberbeben!
Ich bin zu arm, um das zurückzugeben,
Ich hab' nur Eins, das in die Ferne bebt!

Ein Dufte fühl' ich aufmerksam und lind,
Wie eine sanfte hingehauchte Güte,
Die ich mir heimlich und im Herzen hüte,
Für meine Tage, wenn sie traurig sind!

Berlin, 20. 9. 1900 Nachts.

Ludwig Jacobowski.

Neben Gewittern.

Im sonnenbrütenden Erdbeerhag
Die Kupfernatter geringelt lag.
Auf dürres Moos und verkrüppeltes Holz
Der Mittag sengend niederschmolz.
Am Horizont aus Dunst und Hitze
Wuchs schweres Gewölk im Sonnenblitze.
Ein Krater schien es, dessen Rachen
Von Brausen schwoll, von dumpfen Krachen.

Wie Donner klang es, rastlos rollend,
 Wie Knattern und Brodeln, in Stößen rollend.
 Dort drüben rangen, verhüllt von Dampf,
 Zwei Heere den Vernichtungskampf,
 Es schnürte sich ein säbbernes Netz
 Um das berannte verlorene Netz.
 Doch freundlich schien die Sonne hier;
 Auf Posten stand ein Grenadier,
 Stahlblau von Auge, hell von Haar,
 Ein Kerl, mit dem nicht zu spaßen war
 Der sperrte den Weg und rief sein Halt.
 Vor ihm, kaum sechzehn Winter alt,
 Barfüßig, ein Mädchen, im Kleid voll flicken
 Maß den Preussen mit bösen Blicken.
 Und wie der schweigend rückwärts wies,
 Schlich sie beiseit' durch Haid und Kies,
 Wollt' Beeren sammeln in einen Krug,
 Den mühsam ihr mageres Ärmchen trug.
 Doch tief im sonneubrütenden Hag
 Die Kupfernatter geringelt lag,
 Die hat, zu züngelndem Sprunge gezückt,
 Den Zahn in des Mädchens Ferse gedrückt.
 Aufschreit das Opfer, sinberaubt —
 Da senkt der Feind sein behelintes Haupt,
 Und niederknieend hält er, fest
 Den Mund auf die bläuliche Wunde gepreßt,
 Auffangend das Gift, errettend das Kind . . .
 Im dürren Roggen schiff der Wind,
 Auf zwei gefenkte Menschenhirnen
 Fiel Liebesgruß von ew'gen Firnen.
 Sie schwiegen; die Sonne sank heiß und saft,
 Im Blutrausch vertobte die Sommerschlacht,
 Ein Weltereignis brach dort sich Bahn,
 Hier ward ein Werk der Liebe gethan,
 Und welches von beiden das größte war,
 Macht einst das Jenseits offenbar.
 Denn nur die Liebe kann erlösen
 Von Haß, von Krieg, vom Fluch des Bösen.

Hafeldorf.

Emil Schönaich-Carolath.

Gewißheit.

Nun ruht das Thal im Abendsonnenglanz,
 Der Himmel wächst in golddurchglühte Fernen,
 Maria sieht der Schwestern Spiel und Tanz
 Vom Krankenbett mit tief umflorten Sternen.

Dies ist der letzte Sommer bis zum Grab —
 Ich weiß, und ihr, ihr lebt im Ungewissen.
 Euch treibt der Tod in Liebe auf und ab,
 Mich hat er gnädig von euch losgerissen.

Hchl.

Georg Hirschfeld.

Ostmärkerlied.

Im Osten, wo Madjarenraubsucht
 Seit jeher nach der Scholle giert,
 Die deutsche fauß dem Pflug gewonnen
 Und die das deutsche Banner zielt,
 Im Osten, wo der Slave lauert,
 Im Flackern seines Blicks den Haß,
 Wo zähes Wüten tobt und Kämpfen,
 Unheimlich, ohne Unterlaß,
 Dort steht ein Mann, den will ich preisen,
 Naht wie sein Schwert, sein Schwert
 von Eisen.

Das Haupt ragt stolz bis in die Wolken,
 Der Blick ist zornig, frei und groß,
 Die Locken flattern um die Schultern,
 Die Loden flattern um die Schultern,
 Und jede Muskel liegt ihm bloß;
 In Brust und Lenden stecken Pfeile,
 Den runden Schild die Linke hält,
 Die Rechte ist zum Hieb gerüstet,
 Noch ist der Riese nicht gefüllt,
 Reiß' in die Zähne, Mann von Eisen,
 Und laß die Klinge weiter kreisen!

Steh' fest, allein, denn deine Brüder
 Die schau'n verständnislos dir zu;
 Steh' fest, dein Arm, dein nimmermüder,
 Schafft dir wohl eine Zeitlang Ruh'!
 Und sollten einst Kalmückenhorden
 Vereint mit tückischer Slaven Brut
 Im Angesicht des Reich's dich morden,
 Des Volk dir bot nicht Schutz und Hut:
 Dann, Ostmarkkriese, schlag' im Sterben
 Die Räuber und ihr Hans in Scherben!

Jglau.

Josef Trübswasser.

Für Maria.

Seelen stumm geboren, Seelen ohne Lied,
 Nur das Auge sagte, was die Lippe mied,
 Nur das alte Fältchen, um den Mund gebannt,
 Einer Wimper Zucken, und ein Druck der Hand.

Sieh, auch diese Seele war von Frühling voll,
 Ungeschauter Frühling, der verwelken soll,
 Ihre Blumen brachst du, doch du sahst sie nicht,
 Schweigen muß die Seele, wenn die Lippe spricht.

Wem auf Erdenpfaden sie begegnet sind,
 Wen als Mann sie liebten und geherzt als Kind,
 Der erfahrt's, welch Frühling schweigend hier geblüht,
 Seelen stumm geboren, Seelen ohne Lied.

Siegen.

Theodor Lessing.

In der Frühe.

Die Äder flammen weit in Frühroigluten,
Und durch die Furchen schlappt des Mähers Schritt.
Ein heißes Purpurrot wie Sonnenbluten,
Das atembend durch den Morgen zieht . . .

Die Tabakpfeife in den Mund gekniffen,
Die groben Hände um den Sensenknauf,
Den harte Arbeit mählich glatt geschliffen,
Stampft rauh der Alte seinen Weg hinauf.

Hier streicht, geschreckt aus engen Träumereien,
Ein Rebhahn gurrend übers Feld; und dort
Ganz leise durch die dichten Ährenreihen
Stiehlt es im Schleichtritt sich zum Flüchten fort.

Die grauen Mäuslein schliffern durch die Gänge
Und huschen lautlos in ihr Loch hinein,
Die Grille schweigt im kurzen Grasgehänge,
Ein schöner Falter taumelt querfeldein . . .

Und weiter in den arbeitsstillen Morgen
Schiebt sich der Bauer hin durch Korn und Halm,
Und mächtiger wolft der Tobak, zischt verborgen,
Und um die Sense blutet schwer sein Qualm . . .

Wilmersdorf.

Edgar Alfred Regener

Auf einer Postkarte.

Die Nacht blüht silbern, die Cypressen rauschen
So wehmutsvoll, wie ich sie nie vernahm,
Das sind die Lieder aus den grauen Tagen
Der toten Sehnsucht, da ich ohne Klagen
Und ohne Glück aus meiner Heimat kam.

Tanger, Marokko. Sept. 1900.

Hans Bethge.

Grenzenlos.

Als ich ein Kind war, kannte ich
Schränken,
Kannte Verbot und kannte Gesetz,
Und über Wille und Gedanken
Spann sich ein undurchdringliches Netz.

Streckt ich die Arme zu freieren Höhen,
War mir die Grenze, die nahe, bereit,
Und ich konnt' den Himmel nicht sehen;
Senkte den Arm wohl für lange Zeit.

Als ich ein Weib ward, wuchs mir der Wille,
Und es wuchs mir des Armes Kraft
Und mit der Jugend sturmfroher Fülle
Dehnt' ich sie aus, die verhasste Haft.

Schon konnt' ich Luft mir und Leben
erzwingen,
Doch noch seh' ich den Himmel nicht!
Nur auf der Sehnsucht mächtigen Schwingen
Strebt' ich empor zum Sonnenlicht.

Und es wuchs mir die Flamme im Herzen
Übermenschlich, unsagbar groß,
Und unter tausend Mutterschmerzen
Riß sich die große Sehnsucht los.

Und nicht Masche für Masche im Stillen
Ößt' ich das Netz, das mich hindernd
nmspann,

Nein, — mit dem großen, einzigen Willen
Durchbrach ich kraftvoll den lichtlosen
Bann.

Und ich sah den Himmel! Da war kein
Halten,

Durch einen Griff riß das Netz entzwei
Und zerfloß in Nebelgestalten
Und ich ward frei!

Voll Jubel und Jauchzen, Kraft und Leben
War mir die Seele, — so froh und weit,
Als stünde ich plöglich lichtumgeben
Inmitten der Unendlichkeit.

Da hob sich die Seele in endlose Ferne
Und weiter und weiter trug sich der Geist,
Und war gleich dem urgewaltigsten Sterne,
Der nur um die eigene Achse kreist.

In lachender Jugend und herrlichem
Hoffen

Drang mir die Seele empor zum Licht
Und Weiten und Welten standen mir offen,
Denn ich seh' meine Grenze nicht!

Meine Grenzeln mag die gezogen
In matter, alternder Ferne sein,
Ich seh' sie als schillernden Regenbogen
Und tauche die Seele in Sonnenschein.

Berlin.

... oder willst du, du Mann, den ich liebe,
Mir eine Grenze sein und ein Gott?
Willst du die Urkraft sein, die mich zerriebe,
Wenn ich nicht weiche der ewigen
Gewalt?

Willst du der Felsen sein, an dem ich
brande,
Gewaltig, groß und stark und hehr?
Sei du das Land, an dem ich strande
Die Klippe sei, — ich bin das Meer!

Die Sonne sei, die stete, heiße —
Ich bin der flackernde Komet;
Dann ziehst du mich in deine Kreise
Dann wandl' ich fromm als dein Planet.

Dann glaubst du, du seist meine Schranke,
Der Überwinder meiner Kraft,
Du seist mein Wille, mein Gedanke,
Du habest meine Bahn erschafft.

Wo ist der Sturm, der in dem Meere
Ein Stück der Ewigkeit verliert?
Glaubst du, wenn ich dem Feuer wehre,
Daß es nicht neue Glut gebiert?

Du bist die Sonne, die ich brande!
Du bist der Gott, der mich beglückt,
In den ich meine Liebe tauche,
Der mich dem Urzweck näher rückt.

Und wandle ich ewig deine Bahnen
Gleichmäßig fromm als dein Planet, —
An meiner Liebe sollst du ahnen,
Ich bin ein flackernder Komet!

Ilse Stach von Goltzheim.



Halloween.*)

Novelle von Agel Delmar.

(Berlin.)



Die Leute, die vor Bessys Hause standen, tauschten halblaut ihre Meinungen über den Fall. Die Mädchen schworen auf die Spulgeschichten der Halloweennacht und hörten auf keine Verunstgründe einiger aufgeklärten Burschen. Das Streiten im Flüsterton erhöhte nur die bekommene, vielen gerade deshalb angenehme Stimmung. Sensation ist eben besondere Nervenspeise — — da war die Frau des Zollwächters Tam O'Brien, knapp dreiundzwanzig alt, ins Wasser gegangen und hatte ihren Rob, ein frisches Balg von fünf Jahren, mitgenommen.

Vor ein paar Stunden hatte man noch auf Tammys Wachtstube Bunsch mit einander getrunken und Hafertuchen gegessen. Keiner konnte sich erinnern, Lesley bei so froher Laune gesehen zu haben, und jetzt lag sie bei ihrer Mutter, noch triefend von der salzigen Flut des Frith of Froth, in den Armen das Kind. Der letzte Krampf hatte die beiden Leiber an einander gefesselt, Gesicht an Gesicht, untreunbar! Auf beider Lippen blieb ein weiches Lächeln, als hätte nicht das eisige Wasser, sondern ein Kuß ihren Atem getrunken. —

Keine Totenkerze blinkte durch die fahlen Fenster, hellte die Schatten der halboffenen Thür.

Die beherrzte Nell ging mit großen, männlich festen Schritten bis an die Mühlschwellen und beugte sich über den weiß getretenen Stein.

Selbst den Burschen rieselte es kalt über die Rücken, als sie Nell zusammenschrecken und auf eine Stelle mit den Finger tippen sahen.

Das Kreuz war also wirklich da! Die furchtbarste Liebesformel der Hallowmass hatte gewirkt: wer mit seinem Herzblut die Schwelle seiner Liebsten bekreuzt, dem muß sie folgen, über Länder und Meere, zu jeder guten und bösen Stunde, und sei's aus einer Andacht am Hochaltar und durch tausend wehe Tode — — Wer hatte sein Herzblut auf den Stein fließen lassen? Wer Lesley mit ihrem Knaben den Weg in die Tiefe gewiesen? —

*) Halloween oder Hallowmass nennt der Schotte die Nacht des 31. October. In ihr sollen alle Liebeszauber wirken.

Die kleine Gruppe verstummt mitten in den wagehaffigsten Vermutungen — — Tammys breite Gestalt taucht aus dem Dunkel des Hauses! Alle sehen, wie er mit weitem Schritt den Mühlstein überspannt.

Auch er glaubt an das Kreuz!

Dann nähert er sich schwankend. Der Schmerz um die Toten hat seine Sinne so gestört, daß er grinst und nickt, ohne einen seiner Bekannten anzusehen!

Plötzlich hört er hinter sich murmeln. Wie Erlösung bricht ein Butanfall hervor, aber keiner von den rauschlustigen Burschen rührt sich vom Platz oder erwidert etwas. Jeder scheut vor dem wunderlichen Schicksal Tams. Was wäre ein Faustschlag dagegen? Der Mann hat für lange ausgegollten. —

Als der Zollwächter in die Dienststube trat, legte der Arzt aus Dumfries, Dr. Willis, seine Lektüre, einen Vaud Verhaeren, weg und erhob sich.

Ein Händedruck unter langem, bei Tammy in Thränen verlöschenden Blick! —

Das durchbringende Vertiefungsgefühl des Arztes erkannte diesen kurzen Abschied in seiner ganzen, unausgesprochenen Bedeutung.

Tammy legte nach Befreiung von der Last eines mit den Grauen des Aberglaubens erwachenden Bewußtseins! Eines Bewußtseins, vor dem Außerlichleiten sich schon aufstürzten, verzerrt, ungeheuerlich!

Und doch wären diese die normale Rettung des braven Burschen, wenn der Zusammenhang nicht so eigentümlicher Art gewesen.

Ein Vorwurf konnte Tammy überhaupt nicht treffen. In gerechter Verteidigung seiner Amtspflichten mußte er einen Schmuggler über Bord schießen.

Der Staat würde ihn sogar beloben!

Davon überzeugt, kam Tam an Land und eilte, Frau und Kind von Mutter Bessy abzuholen. Er fand sie alle drei auf der Schwelle. In dem verfallenen Schoß der alten Mutter gewahrte er zwei fest umschlungene Leichen. Und statt jeder Erklärung deutete die Alte stumm auf ein halb verwischtes Kreuz neben sich.

Durch die irte Verzweiflung Tams zuckte eine schreckliche Erkenntnis — — der Fremde, der auf den Tod verwundet ins Meer stürzte, hatte mit seiner bluttriefenden Rechten ein Kreuz geschlagen und einen Namen gefallt. Der dumpf aufklatschende Körper, das hochspritzende Wasser, die eigne, taube Erregung hinderten Tammy, diesen letzten Lebenslaut deutlich zu verstehen.

Jetzt erst, im Angesicht seines toten Glücks, hörte er diesen Laut wieder. Stöhnte er selbst die zwei Silben, hatte die Mutter sie gewimmert, flüsteren die Nachbarn, raunten die Blätter, rauschte das Meer den Namen seiner Frau — die Hallowmaß hatte ihre Opfer gefordert und ihn zum Fenster ersehen! Er befand sich im Kreise einer überirdischen Macht, aus dem es kein Entrinnen gab. Beide Männer fühlten das! Während aber das rohe Fassungsvermögen des Zollwächters erschauernd verlosch, glänzte vor dem Arzt, dem durch bedeutendes Gehiruleben Seadesten, der lichte Ausgang eines seelischen Problems!

Ob der letzte, blinde Schritt Tams noch inbegriffen war? Eine Flut von Gedanken schwoll vor Willis auf. —

Der Banalmensch würde den Vorgang mit einer dem Volkscharakter konformen Poesie als Diktat des tiefgewurzelten Aberglaubens der Hallowmaß erklären. Glaubwürdige Leute bezeugen, daß getrennte Liebesleute sich in dieser Nacht begegnen sind. Woß, weil zwei Küsse im Herdfeuer gleichzeitig platzten und verkohnten?!? Die Beobachtung des einfachen Hofusfokus zeitigt also schon einen autosuggestiven Zustand!

Demnach mußte sich die kleine, bleiche Lesley in somnambuler Extase befunden haben, nicht nur vorübergehend, jahrelang!

Seit der Geburt Robs war Lesley kränklich, ohne aber den Doktor mehr zu brauchen, wie andere zarte Frauen, deren Lebenskraft am kostbarsten Opfer unauslöschlich und langsam verglüht. Sie nährte den Knaben selbst, unter physischen Schmerzen und dem klaren Bewußtsein, daß sie die Quellen eigenen Gedeihens vollständig erschöpfte. Diese selbstvernichtende Raserei der Mutterliebe war nicht mit dem Knaben geboren.

Seltam genug äußerte sie sich. Bei der Taufe auskultierte die zahlreiche Verwandtschaft des acht Tage alten Erdenbürgers vergeblich eine Familienähnlichkeit. Scherzhafte Sticheleien beglichen diesen Umstand mit dem Spul der Hallowmaß. Sie war der Hochzeit um einen Tag vorausgegangen, und von einigen Dorfsibyllen als eigentlichen Beginn der Ehe D'Briens, zum Gaubium der Patenschaft ausgerechnet worden!

Lesley verlor bei diesen Scherzen mit einemmal ihre bisher gezeigte Abneigung gegen das Würmchen und tränkte es vor dem Hochaltar der Kirche und vor der Taufgemeinde zum erstenmale selbst. Dann streckte sie es dem Christusbilde entgegen und gelobte unter Thränen und mit inbrünstiger Glut den Säugling dem Herrn. Spätere Vorstellungen Tams vermochten sie nicht umzustimmen. Rob sollte einmal ihr nachlebendes Gebet werden. —

Den damaligen Zustand glaubte der Arzt für eine nervöse Folge der Wehstunden Lesleys halten zu müssen. Inzwischen vergingen Jahre und das Krankhafte hatte individuelle Züge bekommen.

Es gab keinen Menschen, Tam nicht ausgenommen, der Mutter und Kind jemals getrennt gesehen. Sie schienen ein Dasein, eine sich selbst beschauende, fühlende und genießende Seele in zwei verschiedenen Hüllen. Eine Seele, fremd und scheu vor jeder noch so zarten Annäherung und abweisend gegen die natürlichsten Beziehungen.

Der Vater wie der Gatte verlor Recht um Recht und wurde schließlich der ängstliche Sklave dieses Rätsels! — Ergeben streute der arme Kerl mit seinen plumpen Händen Rosen auf das abgeschiedene Glück, das sich nicht bestimmen und erbitten lassen wollte, froh, daselbe Dach über sich und den Seinen zu haben.

Ihr Wohl war sein einziger Lohn! Nahm er wirklich einmal das Kind auf, so mußte die Mutter dicht daneben stehen, sonst schrie es und verfiel in Krämpfe. Berührte er Lesley, nur ihr Haar, kaum ihre Stirn mit den Händen oder den Lippen, so stand der Knabe vor seiner Mutter, mit großen, entsetzten Blicken, und Tam sah die blauen Adern in dem schneebleichen Gesicht und am Halse wie ein Netz von zitterndem Gewürm.

Der Anfall war eines Nachts so stark, daß dem Doktor telegraphiert wurde. An der Landstraße wurde er erwartet und zu Bessy geführt. Dort auf der breiten Mühlsteinschwelle sah Lesley mit ihrem Kinde, so wie sie das Bett verlassen hatte und Tammys Haus.

Beide schienen mit dem weißlichen Stein verwachsen. In den gebrochenen Lichtern der Nacht erschien ihre Ruhe noch starrer, visionärer! In beider Augen strahlte jenes klare, dem Himmel zugekehrte Feuer, wie man es zuweilen bei Sterbenden sieht, und das die Theologen *luminositas lucis primae* nennen.*)

Durch beider Glieder wogte der leise, gleichmäßige Rhythmus eines Herzschlages mit solch durchdringender Kraft, daß Willis bei der bloßen Berührung des Knaben sich von dem gleichen, fieberlosen und dennoch hochgespannten Lebensstrom durchklärt fühlte. — Dieser überwältigende Moment seelischer Herrschaft schloß ihn in das Geheimnis dieser beiden Wesen ein! Das Unerhörte trat ein: Lesley ließ ihr Kind von der Hand! Der Arzt trug es, und die Mutter vertraute sich den Riesenarmen des Zollwächters. —

*) Das Aufleuchten des ersten Lichtes.

Diese Scene spielte sich zwei Jahre nach Lesleys Verheirathung in der Halloweennacht ab. Jeder profane Zufall war dabei ausgeschlossen, denn sie wiederholte sich alljährlich in aufregenderem Maße, bis zu dem Selbstmorde von Mutter und Kind!

Wie weit der psychische Zwang dabei wirkte, wurde Dr. Willis aus dem wunderlichen Umstande klar, daß er sich zur Hallowmaß regelmäßig im Orte befand, ohne einen plausiblen Grund dafür ergrübeln zu können! —

Die selig zuckenden Körper hatten wohl eine erste schwache Äußerung jenes mächtigen Willens außerhalb vom Gehirn auf ihn übertragen. Ohne sich Rechenschaft geben zu können, von bloßer peinigender Unruhe gedrängt, fast mit Widerstreben, mußte er sein Haus verlassen und genäß erst von seinem Unbehagen mit jedem Schritt zum Dorf!

Kein Zweifel, die Manifestation seelischer Macht brauchte eine Zeugnenschaft und zwar einzig und allein gegen Tams selbstvernichtenden Schmerz!

Es waren Seelen durch eine Sehnsucht verbunden, und sie schieden, nachdem eines ihrer sterblichen Theile, und damit jeder irdische Glücksgenuß für immer erloschen war!

Das heilige Liebesmysterium dreier Menschen hatte sich offenbart! —

Jener Fremde mußte die innigsten Beziehungen zu Lesley haben, selbst das Kind gehörte ihrer seelischen Gemeinschaft an!

Ebenso ergab sich aus dem stets gleichen Zeitpunkt der somnambulen Anfälle Lesleys in der Hallowmaß ein unleugbarer Zusammenhang!

Doch nur ein brutaler Beweis konnte Tam seiner Verzweiflung entreißen!

Die Liebe zu Frau und Kind, deren letzte rührende Probe so unabwendbar bevorstand, Glück und Klaglos erduldeten Qual seines bisherigen Lebens, diese Liebe galt es, als Selbstbetrug zu beweisen! — Der grausame Schlag warf nicht nieder, er richtete auf — —. Ein gefährliches Wagnis! Mit Tammy war nicht zu spaßen und vollends jetzt nicht.

Der Arzt blickte auf und bemerkte, daß der Zollwächter noch immer seine Hand umklammert hielt.

Noch immer entquollen den blutunterlaufenen Augen Tams schwere Thränen, und das erdbraune Gesicht zuckte nervös.

Willis erfaßte herzliches Erbarmen mit der fassungslosen Trauer des schlichten, braven Burfchen, aber er hörte sich bereits sprechen, mit einer Stimme, die jedes Wort sonderete, bei deren eigentümlichem, schwe-

bendem Klang jedes Bedenken und die letzte, uneingestandene Furcht schwand. Über seine Lippen rann das stille Lächeln eines inneren Sieges.

„Tam, Sie wollen den dreien da nachhinken. Ich würde Sie niemals daran hindern, wenn Sie wirklich zu ihnen gehörten! Die drei sind aber eine Familie für sich: Vater, Mutter und Kind!“ —

Stumpf und ohne Verständnis stammelte der Zollwächter die letzten Worte nach.

Erst nach geraumer Weile zündete die furchtbare Anklage!

Gewaltfam überdachte er das Gehörte noch einmal, dann schäumte eine tolle Wut! Wortlos, mit schrill knirschenden Zähnen, die in ihrer Kraft zitternden Fäuste weit vorgestreckt, tappte er näher.

Wieder stach die leidenschaftslose, weiche Stimme in sein wundes Herz:

„Fragen Sie die verhafteten Kameraden des Schmugglers, wer der Tote war. Ich warte hier, um zu erfahren, ob ich mich versündigt habe.“ —

Tam begann zu lachen. Wie ein Wahnsinniger! Zum Fenster stürzen, die schweren Laden verriegeln und dann zur Thür hinaus, die er hinter sich zuschmetterte und verschloß, war das Werk eines Augenblicks.

Oh' der Artz wußte, wie ihm geschah, war er ein Gefangener, der Rache eines Rasenden preisgegeben, wenn der wirkliche Beweis sich mit dem instinktiv gefundenen nicht deckte! —

Feiner, priekelnder Schweiß bedeckte plötzlich seine erkaltenden Glieder. Raum wagte er zu atmen; die Luft schien von der Ausdünstung Tams, wie von der eines wilden Tiers, durchsezt. Ein unsäglich banges Warten —

Da wurde aufgeschlossen. Zollsoldaten trugen Tammy herein. Er war bewußtlos. Ein langwieriges Gehirnfieber stellte sich ein. In seinen Fieberphantasien schrie er oft auf, versuchte Lesley, das Kind und bedrohte jemanden, den er Gendrik nannte. —

Von der alten Bessy erfuhr Dr. Willis, daß Gendrik Stugh, ein Jugendfreund Lesleys, vor fünf Jahren, am Tage ihrer Hochzeit, Schottland verlassen habe. Aus Gram um Lesley, meinte die Alte, und weil er sie nicht so versorgen konnte, wie der Zollwächter Tam O'Brien.



Tante Marie.

Von Georges Eckhoud.

(Brüssel.)



Mensch des Blutes, des Verbrechens, Mörder, Dieb,
Sieh, der Tod verflucht die Schmach in deinen Blicken,
Und mit meinen Händen, meinen reinen Händen
Will ich lieber deine als die ihren brücken!

Marie D * * *

Wie oft hab' ich mich nicht in Dämmerstunden in die Betrachtung
deines lilienbleichen, schwindeligen Phantoms versenkt — Tante
Marie, du junge Schwester meiner Mutter, du Liebling meiner Groß-
mutter und meine Schwester, nein, meine junge, kleine Mutter. Ich liebe
dich ja nur jenseits des Grabes, denn ich besitze von deinem irdischen
Wege nichts als dieses Porträt, das dich darstellt als junges Mädchen
mit perlmutterglänzendem Teint, tiefen Augen, schwarzen aufgebundenen
Haaren, du süße Tante Marie, mit der Kranken, schmerzlichen Schönheit
der Blumen im Mondenschein, der Weiber um Mitternacht.

Von dem Wege deines Geistes unter dem Menschen hab' ich mir
eine viel tiefere Erinnerung bewahrt, dein Denken, deine Seele im klingenden
Widerhall deiner Verse.

Und wenn mein Herz weich wurde von den heimlichen Strahlen
und ich fast glücklich von den großen, blauen Augen deines Bildes, wie oft
zog ich da nicht aus meinem Reliquienschreine die Poesien, die du ge-
schrieben für die Deinen, für deinen Neffen, für die, die du liebtest, oh
du sensitive Dichterin, du große, feine Seele, die du dich verzehrt hast in
Erbarmen und Gerechtigkeit, und die heftiger, als das brennende Fieber,
den heißen Wunsch der leimenden Liebe zerstört hat.

Ja, ich nehme dein rührendes, kleines Buch — du liebe Exaltierte,
und ich lese fromm diese Verse edlen Aufruhrs und zugleich erbarmungs-
voller Gemeinschaft, die du gerichtet hast an die Bewohner von Ant-
werpen am Vorabende einer Hinrichtung.

Oh, welch ein Hauch des Trostes, der Versöhnung für diesen
„Sterbenden im vollem Leben“, den du beschwörst in der Nacht deiner
Poesien, ferne Wächterin der nahenden Strafe.

Wie stolz ward ich auf unsere Verwandte, du heilige Freundin, die
die Richter brandmarkte, die Henker und den König, ihren Herrn, ihn den

Spender der Gnaden, der doch lieber den Tod geben wollte, die du ihr Opfer verherrlicht und getröstet hast: „Und mit meinen Händen, meinen reinen Händen, will ich lieber deine, als die ihren drücken!“

Und halb darauf nahm auch ich deinen Haß gegen die Kopfabschneider an, und meine Liebe vereinigte sich mit deiner mütterlichen Liebe zu diesem Unglücklichen, der dich in seiner letzten Nacht zu deinen erlösenden Strophen begeistert hatte, diesen Strophen, die du ihm sandtest, wie die Küsse der Engel des Verzeihens, der gütigen Himmlischen und in deiner Erinnerung gewann ich ihn lieb, ihn den Hingerichteten, deinen Erwählten; in meinen Gedanken eine ich sein armes, blutiges Haupt mit deinem heiligen Sternengesicht; mit derselben Verehrung verehere ich sie, die der leise Tod, der Gesandte Gottes, in ihren Schummer gewiegt und ihn, den der Tod, der ruchlose Mißschuldige der Menschen, hinweggemäht.

Die Hand der Heiligen hat die Hand des Diebes berührt, die Lippen des Engels, der zum Himmel auffahren wollte, haben den blutbefleckten Hals des armen Sünders gesalbt. Und der Mensch, den die Menschen geächtet, ward mir eben so heilig, wie das Weib, das Gott zu sich rief.

Tante Marie, deine Liebe gleicht das Verbrechen der Herodias aus, denn statt das Haupt zu fällen, das du küßt, hast du es verteidigt, wolltest du von ihm das Beil abwehren.

Wie oft hab' ich mich nicht in Dämmerstunden in die Betrachtung des lilienbleichen Phantoms der Tante Marie versenkt, bis neben dieser bleichen Erscheinung das noch bleichere Haupt emporstieg, das blutleere Haupt des Guillotinierten, das blutleere, blutende Haupt.

Und ich habe in den Archiven jener Epoche nach den kleinsten Erwähnungen der Gestalt, der Geberden deines Schüßlings, deines „Wegnabigten“ gesucht. Tante Marie, du Schwester meiner Mutter, mein kleines Mütterchen, das ich so kindlich liebe über das Grab!

Er war nicht viel mehr als dreißig Jahre alt, der tragische junge Mann, schlank, sehnig, stark gewachsen, um das Alter eines Patriarchen zu erreichen, ein regelmäßiges, nachdenkliches Gesicht mit rosigter Hautfarbe, umwallt von brennend roten Haaren, das in der glühenden Julisonne zu knistern schien, während ihn der Henkerwagen, stoßend und polternd, vom Gefängnis bis zur Grand-Place brachte.

Weshalb hatte dieser große Bursche mit dem ruhigen Gesichtsausdruck seinen Gefängnis kameraden ermordet, weshalb hatte er ihn aufgesucht, da doch Beide ihre Zeit beendet hatten.

Um zu stehen, hatte er selbst den Richtern gestanden und die Richter hatten ihm geglaubt oder schienen ihm zu glauben, um nicht an

Mysterien zu rühren, die man nicht sondieren darf, Mysterien, die geeignet sind ihre Feiglingsmoral, ihre gemeine Schamhaftigkeit aufzuschleichen.

Wie! Der Gefangene wäre dorthin gegangen seinen Genossen, seinen Gefängnisbruder zu töten, um ihn wegen einer lächerlichen Summe, ein paar magerer Sous, zu berauben, während es doch in der großen Stadt soviel Bourgeois zum Ausplündern gab. Nein, Wölfe fressen sich nicht gegenseitig auf, außer wenn es keinen fetten Hammel mehr im Pserch und in den Ställen giebt.

Aber achten wir das Schweigen des Hingerichteten und fragen wir ihn nicht weiter über das, was er nicht sagen wollte. Er zog es vor, lieber für einen Dieb zu gelten, als seine innersten Gefühle zu profanieren, und wenn er dort unten im Walde, in der armseligen Gemeinde der Holzschuster mit Messerfischen das Gesicht des Menschen, dem er die Kehle durchschnitten, zerfleischte, so hat er doch wenigstens niemals durch ein geschwätziges Wort die düstere, brennende Erinnerung an den Toten geschändet.

Nein, sicher war dieser Bursche kein niedriger und gemeinhabsüchtiger Landstreicher.

Ich laß' ihn vor mir erstehen, träumerisch und widerspenstig, in seine Kleider gepreßt, wie sie die Schakuppenmatrosen und die Zollvermieter tragen, in seinen Jersey und engen Hosen, den Schirm der Mütze frech aus der Stirne, immer pfeifend, ein unverbesserlicher Possenreißer, ein eigenmächtiger Übertreter.

Die hinterlistigen Wellen, belebt von unsichtbaren aber um so musikalischeren Sirenen, mußten ihm von manch verbotenem Rausche erzählt haben, und später in den ruhigen, müden Stunden des Gefängnisses, wiesen ihm die Mauern, nicht allein von aufreizenden Lehren und Emblemen besudelt, sondern auch gesättigt von fahlen, schädlichen Ausbünstungen, die tückischen Zauberformeln der Fernen, wo das Brom, das Jod und der Phosphor gedeiht, die die Säfte des Mannes steigen machen und die Leidenschaften zerschellen.

Es war in seinem Rahne am Rande des Ufers, wo er seinen Rausch ausschloß, den Alkohol wütender Trankopfer, als die Gendarmen kamen ihn einzufangen, aufmerksam gemacht durch seine Zechereien und ausschweifenden Orgien.

Stürzte er sich in die Schwelgerei als ein gewöhnlicher Verschwenker, oder trank er sich Vergessenheit an? . . .

Und in dem Falle, welcher Grund?

Er allein könnte es mir sagen, oder vielleicht du, dieser Mund, du meine sensitive Verwandte.

Es war am hellen Tage, im Juli, zur Zeit der Kirschen, als man den Schützling der Tante Marie guillotinierte — zur Zeit der Kirschen, im Monat des Lebens par excellence! . . .

Um halbzehn Uhr brachte ihn der holpernde Karren vom Gefängnis zur Grand-Place geschleppt, der schwarz wogte von der schwitzenden, herbeigelockten, ja sogar belustigten Menge.

In diesem Gewoge gab es noch mehr Frauen als Männer; auch ganz junge Mädchen drängten sich da. Aber nicht bloß Megären und Harpyien, ausgespien aus dem Pfußl der Schmutzviertel, sondern auch genug aus der eleganten Welt, Damen, Fräulein, die, als es später ward und die Sonne unerträglich wurde, ihre Koquetten Sonnenschirme aufspannten, um ihren Allien- und Rosen-Teint zu schützen.

Es war in der Kirschenzeit; es war als ob der Saft dieser Frucht durch die sonnige Straße fließe.

Und da gerade geschah es, daß eine Kirschenverkäuferin, ein ganz kleines Mädchen, in ihrer Neugierde, vielleicht auch, daß sie einen ungewöhnlich guten Absatz mitterte, dem Menschenmeer folgte, das immer weiter zur Grand-Place wogte.

Ihren Karren vor sich herschiebend schlüpfte sie durch den Menschenknäuel und hier verkaufte sie um die Wette ihre süßen Herzkirschen und ihre angenehmen säuerlichen Weicheln.

Ein hübsches Engeltöpfchen mit so weißem Teint, wie der deine, Tante Marie, mit schrecklich ruhigen Gesichtszügen. Und ihre schrille Stimme, ihr gutturaler Schrei beherrschte das ganze Losen der Menge.

So rief sie die roten, schmackhaften Früchte aus, sie verkaufte sie taschenvoll und handvoll, bis ein wütendes Hin- und Herwogen der kompakten Masse von Menschenleibern die Ankunft unseres armen Freundes anzeigte — oh Tante Marie.

Dann stellte sie sich aufrecht auf ihren Karren und verfolgte mit scharfen Blicken die Fahrt eines anderen Karrens, der holpernd, stoßend sich dem Schafott nahte, auf welchem der Mann, unser Mann — auch er aufrecht stand.

In dem Augenblicke, wo der arme Sünder an ihr vorüberzieht, scheint die Sonne sie mit einander zu vergleichen, so läßt sie Beider Haare in dem gleichen, grausamen, blendenden Rot aufleuchten, den wüsten zum Teil rasirten Haarrwuchs des plastischen Verurteilten und die närrischen Locken der kleinen Kirschenverkäuferin. Und wie sie — gleich ihm, alles beherrscht, die Menge mit den lechzenden Augen, dem offenen Munde, da schreit eine in der Nähe Eingeklemmte, die sie erkannte: „Seine Tochter!“

Seine Tochter hatte es nicht gehört.

Sie hatte nicht einen Augenblick die Neugierde der Menge, ebensowohl wie der schönen Damen mit den Sonnenschirmen, auf sich ruhen gefühlt. Sie hatte nicht einmal den Schrei vernommen, den sie selbst unwillkürlich ausgestoßen. Jetzt betrachten ihre Augen, ihre klaren, großen Kinderaugen, die Augen der kalten Unschuld, die so ungeheuer grausam sind in ihrer Reinheit, betrachten dort drüben ohne Bewegung, das was all die tausend Blicke seit der Nacht erwarten und gierig, gierig betrachten.

Der Mann hat leicht die Stufen des Schafotts erstiegen; oben geht er auf und ab und grüßt, lach und fast munter, mit der Rechten und Linken.

Die Glocke beginnt ihren Gesang dreiviertel auf zehn, ein heiteres Lied . . .

Und sie schaut und schaut . . .

Und, puff . . .

Vor dem letzten Ton hat eine schmutzige rote Masse, gleichzeitig mit dem Blitzen des Beils, dort drüben, einen großen Korb gefüllt und gerötet, gerötet mit einem intensiveren Rot als das der Kirschchen und Weichseln, die mit ihrer Pracht den Korb des kleinen Rotkopfs mit Purpur färbten.

Seine Tochter! Aber liebten sie sich denn?

Er ist gestorben, ohne das Geheimnis seiner Tragödie und seiner Leidenschaft zu enthüllen.

Er starb zu lach, um ein bloß gemeiner Straßenräuber an armen Teufeln zu sein. Ohne Zweifel hat eine mächtigere und verhängnisvollere Kraft sein Matrosenmesser gestoßen.

Du, du weißt sein Geheimnis, und das ist es vielleicht, was das Lächeln deines Bildes noch rätselhafter, mitleidsvoller macht, oh Tante Marie, und aus dieser Offenbarung, die dein Blick giebt, kommt dieser friedvolle Ausdruck, der mich anzieht, mich betrübt, mich noch mehr mit Leidenschaft erfüllt zu dir, zu ihm — Tante Marie, du Wächterin der Beurteilten, du meine rührende, mütterliche Lehrerin.

Deutsch von Rudolf Romadina (Bjelina).





Neue Verse.

Von Karl Maria.

(Köln.)

Das neue Werk.

O Fundglück nach verzehrender Suche,
Ich habe den Stoff zum prachtvollsten Buche!

Un's Werk! Die Stirne beginnt schon zu gähren.
Ich jauchze: — Schon will der Unriß sich klären.

Ich will ihn bei einsamen Schreibtischherzen
In Herzform giesen nach meinem Herzen.

Im Morgengolde.

Der schwarze Saum der Hochzeitsnacht
Die Mädchenschultern dir schmückte,
Als du im Schrei — halb Glück, halb Schmerz —
Dich schmiegtest und mein rotes Herz
Dich ganz durchzückte.

Nun dehnt im Morgengolde du dich
Mit wissendem Frauenleibe, —
Sieh, wie sich so üppig im Garten die Pracht
Der Rosen geöffnet, — steig' auf aus der Nacht
Zum Vollblutweibe!

In der Frühe.

In schwarzen Lettern liegt nun festgeronnen,
Was die erfindungsglüh'nde Stirn erfunden.

Der bunte Tag lärmt plump in meine Stille,
Daß jeden Schriftzug roh er niederschrille.

Ich darf nicht ruh'n, ich seh' noch fehle klaffen, —
Steig' auf, o Nacht, die Stirn will weiterschaffen.

Der Blutachat.

In meinem Steinschrank liegt ein Blutachat,
 Ein prächt'ges Stück, roh, schräg ein Anschliff nur.
 Ich bracht' ihn von der Nahe mit als Knabe.
 Wie gab ich aus der Sammlung ihn, einst trug
 Er eine Fingerspur — ich weiß es noch
 Wie heute —; ihre jungen Hände hielten
 Im Abendlicht den Stein — und auf dem Anschliff
 formte so zart sich's ab, — lang', lang' ist's her . . .
 In meinem Steinschrank liegt ein Blutachat.

Der Gürtel.

Aus Silber goß, wie ich's ihm vorgezeichnet,
 Der Juwelier die Gürtelspange: prächtig
 Sah sie am Juchten. Wie ihr Glücksschrei aufschrie!
 Im Garten war's. „Für mich?“ „Ja“ — „Gieb!“ — Sie fand
 Am Schneeballstrauch — „Sieh her!“ — Der Juli glühte —
 Sie schloß den Gürtel — rot ums Sommerkleid
 Strafft's buchtig sich — die Silberspange gleißt,
 Als sei sie trunken von dem Drang der Linien.
 Die Taille, prachtvoll! Meine Kniee wölben
 Sich vor — wir küssen uns, — am Tulpenbeet
 Hängt süß ihr schwüler Schatten. — Mittagsstille
 Schweigt rings. Nur zwei Citronenfalter taumeln.

Ein Dichtergrab.

Er rang und ist nur ein Stammeler geblieben
 Und hat nie einen Prachtvers geschrieben.

Er glühte, Werke mit Herzblut zu röten
 Und ist erstickt an Gestaltungsnöten.

Am Grabe — er wollte Sonnen erklimmen —
 Sah ich Allerseelen ein Talglück verglimmen.

Erwartung.

Das Lager ist bereitet,
 Mein Haar voll rotem Mohu,
 Das erste Mondlicht gleitet
 An meine Brüste schon.

Ich lausche — nur noch eine Grille
 Im Nachttan — auch sie nun schweigt . . .
 Ich atme die brünstige Stille,
 Den Nacken vor Sehnsucht geneigt.

Beresina.

Eiswind. Die Steppe. Beresinabrücke.
 Gestaute Massen. Durch die russ'sche Dämm'rung
 Wälzt sich der Rückzug. Menschen, Schlitten, Pferde
 Verküßelt . . . Da kommt der Korse — Kürassiere
 Vorauf. — „Halt!“ „Vorwärts!“ „Majestät — die Brücke . . .“
 „Schafft Raum!“ Kommando. Säbel, Hengsteshuf
 Hau'n Gasse. Über Menschenleiber saust
 Ein blut'ger Schlitten westwärts. Stamm — die Arme
 Verschränkt — der Korse. Schwarz die Jannarnacht.
 Nur Steppenwölfe heulen in den Eiswind.

Gestaltungstrieb.

Es lechzt meine Stirn nach den prachtvollen Stunden
 Voll Stimmungsglut, wo sich Dichtungen runden.

Ich ging, um am Füllhorn des Lebens zu prassen, —
 Die Sehnsucht, zu formen, hat nie mich verlassen.

Der Schrei nach Vollblutversen versiegte
 Am glühendsten Schooß nicht, der süß mich umschmiegte.

Notturno.

Sein prachtvoller Arm, als aufs Lager er dann
 Im Mondlicht mich niederriß . . .
 Seine schönen Zähne — sie wühlten so süß,
 Halb Kuß, halb Biß.

Vom Nacken glitt mitten im flammernden Kausch
 Mein Blutforallenkamm, —
 Mein Haar unter seiner nackten Brust
 Ins Mondlicht schwamm.





Ein Brief ins Weite.

Skizze von Eessja Ukrainska.

(Kiew.)

Sie werden gewiß diesen Brief nie zu lesen bekommen, und sollt' es auch geschehen, was ich nicht glauben kann, so könnten Sie jedenfalls nicht wissen, von wem und an wen das Schreiben ist. Wozu nützt solch' ein Brief? Wirklich, das weiß ich selber nicht und grade jetzt hab' ich gar keine Lust darnach zu grübeln. Zu solchem Handeln sagt man französisch: „c'est plus fort que moi“. Je nun: „c'est plus fort que moi!“ eben das Verlangen, Ihnen einen Brief in die unbekannte Weite zu schicken.

Ich weiß Ihren Namen nicht und werde vermutlich ihn nie erfahren. Wir begegneten uns auf einer Seefahrt — für mich war es eine Fahrt in die Fremde, für Sie eine Heimkehr; der Weg war doch derselbe, wir waren ganz wie die zwei Wellen, die eine Weile beisammen fließen, dann kommt irgendwelches Hindernis, ein Schiff, ein Stein: die Wellen werden geschieden, auf immerdar, denn sie versuchen niemals sich wiederzufinden, nichts treibt sie dazu. So ist es mit uns.

Ich möchte wohl wissen, ob Sie sich noch erinnern an unser erstes und letztes Begegnen? Gott weiß warum, ich kann es niemals vergessen, obgleich eine Menge von solchen zufälligen Reisebekanntschaften mir seitdem völlig aus dem Gedächtnisse gekommen sind. Oft stell' ich mir Ihre Gestalt vor; der Kopf immer etwas nach vorn geneigt, Ihren ersten Blick, Ihre Stimme, rein, doch nicht grell, vielleicht ein bißchen dumpf. Ihre Gestalt bewegt sich jetzt vor meinen geschlossenen Augen in einer fernen Perspektive, und doch erscheint sie mir immer lieb, fein und ausgeprägt, gleich jenen Photogravüren, die eine Nadeltrabierung scheinen; so sieht man durch ein Opernglas, aber wenn man daselbe umgekehrt hält. Ich kann es mir selber nicht erklären, warum ich Sie immer auf diese Weise sehe, aber ich kann Sie mir anders nicht vorstellen.

Ich erinnere mich ganz genau, wie Sie zum erstenmale sich mir näherten. Sie hatten bemerkt, daß ich nur mit großer Mühe mein Gleichgewicht behielt und zuletzt war ich schon im Begriff zu Boden zu fallen, das Schiff schaukelte gar zu stark! Sie haben mir damals Ihre Hilfe angeboten und so gingen wir den ganzen Nachmittag, auch den Abend, Arm in Arm.

Es ist ja nichts besonderes, daß man einer schwindligen Person die Hand reicht, jedoch geschieht dies nicht immer, und nur selten in Ihrer Art. Kaum hatten Sie mir den Arm gegeben, so hatte ich das Gefühl, als wären wir schon mehrmals mitsammen gewandelt. Es wunderte mich nicht im mindesten, daß Sie auf dem schaukelndem Verdeck so ganz ausgezeichnet zu balancieren verstanden, daß Ihr Arm mir zur besseren Stütze ward, als die Eisenrampen der Treppen, mir schien, ich wüßte es längst. Sie ließen mich nicht einmal allein gehen, und wenn ich schwankte, da zuckte Ihr Arm rasch hinauf, Sie schauten mir besorgt zu und sagten mit leisem Vorwurf: „Ich bitte Sie, halten Sie sich fester an meinen Arm!“ Und waren wir an eine Bank gekommen, wo ich sitzen blieb, da entfernten Sie sich, oder blieben auch bei mir stehen, je nach Belieben, und wir unterhielten uns.

Sie benahmen sich überhaupt ganz unbefangen, ganz frei von jener faden, gezwungenen Höflichkeit, die den Männern Frauen gegenüber ziemlich eigen und mir schier verhaßt ist. Sie glaubten nicht im mindesten eine Unhöflichkeit begangen zu haben, indem Sie, anstatt mich zu unterhalten, die Hände auf dem Rücken gefaltet, herumgingen, das Verdeck entlang. Ich habe oft bemerkt, daß Sie in Gedanken, vielleicht auch in Sorgen, vertieft waren und ich störte Sie niemals dabei mit meinen Reden.

Manchmal, jedesmal unerwartet, blieben Sie vor mir stehen mit irgend einer Frage oder Bemerkung und sogleich war eine Unterhaltung angeknüpft. Ich habe alle diese Reden ganz gut im Gedächtnis behalten, aber ich will sie nicht hier abschreiben, es ist langweilig das einmal Ausgesprochene zu wiederholen, es kommt mir wie ein Diktat vor.

Ja, ich erinnere mich an unser letztes, langes Gespräch, als ich da an den Bord gelehnt stand und ins dunkle, chaotische Meer hinunterguckte und davon sprach, was mir ebenso dunkel und chaotisch wie jenes Meer erschien. Wir sprachen über ein großes Problem, eine „große Fatalität“... Sie sprachen immer ernsthaft, nicht einmal sah ich Ihnen die leiseste Absicht an, mich hänseln zu wollen, auch machten Sie keinen Theegesellschafts-Witz. Es glich vielmehr einer Konferenz. Sie diskutierten immer ruhig, ich aber fühlte meine Augen leuchten und mein Gesicht brennen, ich beugte

mich so tief über Bord, daß der salzige Wasserstaub vom Rabe mir ins Gesicht flog und frischer Nachtwind mein Sommerkleid durchdrang und mich zittern machte. Das merkten Sie bald und ich sah wieder die freundliche Sorge in Ihren Augen; Sie machten unserm Dialog gleich ein Ende, so ganz rasch, ohne weiteres. Sie sagten bloß: „Sie sind müde, Sie frieren, ich will Sie lieber nach Ihrer Kajüte begleiten. Geben Sie mir die Hand und halten Sie sich, um Gotteswillen, fest“.

Da unten, an der Schwelle der Kajüte, reichten wir uns zum Abschied die Hände. Damals möchte ich so gern zu Ihnen gesagt haben: „Danke, mein Freund!“ aber ich sagte nur das erste Wort und das war alles. Sie liefen schnell und behend die Treppe hinauf und verschwanden im Dunkeln. — Wir sprachen uns nie wieder.

Am nächsten Morgen sah ich Sie einmal am entfernten Ende des Dampfers stehen, Sie aber sahen mich nicht und es kam nicht zu näherem Begegnen.

Wenn wir an den Hafen gelangten, wo Sie aussteigen wollten, wollte ich Sie finden, um Ihnen noch einen Abschiedsgruß zu sagen, aber Sie waren in der Menge verloren und ich vermochte Sie nicht zu erspähen.

Seitdem haben wir uns nie wieder gesehen und, glaub' ich, werden uns nie sehen. So ist es vielleicht besser.

Ein andermal könnten wir uns in ganz anderer Stimmung finden, und dieses zweite Begegnen könnte uns nur den guten Eindruck des ersten verderben. Vielleicht waren Sie jenes Abends, als Sie mit mir sprachen, ganz besonders gelaunt, wie Sie nur selten sind. Auch ich könnte zum zweitenmal Ihnen ganz anders erscheinen, langweilig und kaum beachtenswert. Dann hätten wir nur zu bedauern, wogu hat uns der Zufall wieder zusammengeführt?! —

— Mag sein; ich laß' es theoretisch zu. —

Und dennoch, wenn ich Ihrer gedenke und sehe Ihre Gestalt in ferner Perspektive, dann möchte ich so gern zu Ihnen sagen: „Danke, mein Freund!“ — und es thut mir wirklich leid, daß Sie es nicht hören können!





Ausländische Lyrik.

An Paul Verlaine.

(Jaroslav Vrchlický.)

Wie faust in düsterer Verzweiflung Stunden
Die mystische Phiolo kühn berührte.
Hat mein Geist, der nach Neuem Durst verspürte,
In deinen Versen Trost und Kraft gefunden.

Wenn in dem Jammerthal, dem ungesund,
Gar enge Satan mir die Gurgel schnürte,
An Abgründe, wenn mich mein Forschen führte,
Hat dein Lied mir wie Nymphenodem munden.

Mir war's, als hört' ich Jubelchöre schallen,
Als sah' in dieser Welt, der Schönheitstanben,
Zur Sternbahn ich Menschenkinder wallen.

In Lilienreinheit, keuschem Jungfrauenglauben,
Zum reinen Äther, zu des Monds Gleisen,
Wo ausdönt ihr Gesang in ew'ge Weisen.

Brünn.

Aus dem Tschechischen von Oskar Beer.

„To be or not to be?“

(Kessja Ukrainka.)

Halt' ein, mein Herz, halt' ein! (schlag nicht so rasend!
Bleib' ruhig, mein Gedanke, starr' nicht
Mit deinen Flügeln ungefüm und rastlos
In leere Weite. — Meine stolze Muse,
Du Falkenaugige, blend' mich nicht so
Mit deinen Flammenblicken! Gieb die Hand,
Nimm mich in deinen Schoß! Dir hab' ich ja
Mein Leben ganz gewidmet, gieb mir Rat!
Sieh' dal es liegen ringsumher die Felder
Und wildes Dickicht und die steilen Felsen
Und stille Teiche mit den dunklen Wassern.
Auch Menschen seh' ich, wenig, Felder ackernd,
Agthieb, hörbar kaum, aus tiefem Dickicht,
Vom Felsen her erschallen Adlerrufe;
Nur stille Teiche bleiben immer stumm,

Bis von den Felsen fällt ein Stein herunter
 Ins Tiefe; dann erzittert wohl ein Kreis —
 Doch bald verschwimmt er — — Sag', Ratende,
 Wo soll ich hin? . . . Sag', soll ich nehmen
 Rot, Gold und Silber blank von meiner Kyra,
 Und einen Pflug mir schaffen? — Mit den Saiten
 Die Flügel binden, daß sie ihre Schatten
 Nicht breiten können auf die schmalen Pfade,
 Und soll ich fleißig ackern mit den Menschen
 Und säen um die Ernte zu bereiten,
 Die nicht für mich? — — Sag', soll ich dringen
 Durch jenes wilde Dickicht mit der Art
 Und feiner Säge und den Weg mir freien,
 Bis einß ein alter Stumpf, versault, vermorscht
 Aufs Haupt mir fällt und also mich zertrümmert
 In der Waldeinsamkeit? —

Sag', soll ich schwingen
 Mich adlergleich hoch über Felsenklippen
 Ins Himmelsfreie auf ins Grenzenlose,
 Dem Stern entreißen seine gold'ne Krone,
 Der Wolke rauben ihren hellen Blüß
 Und wie ein Licht der Mitternacht auslodern?
 Doch wenn das Licht wie Meteore lischet
 Und Finsternis kommt finsterner als je?
 Wenn stolze Kraft mir fehlt, die Adlersflügel
 Verbrannt von meiner eignen Flamme sinken,
 Und wie ein Stein vom Fels herunter fällt,
 Ich in das dunkle Wasser da hinein
 In jene stille, stumme Tiefe falle?
 Wohl wird im Wasser dann ein Kreis erzittern,
 Doch bald verschwimmt er — —

Schweigst du, stolze Göttin!
 Nur deine Falkenaugen sprühen Glammen
 Und rauschend heben sich mit breitem Schwunge
 Die Regenbogenflügel . . .

Jaub'rin, halt!
 Nimm mich mit dir! Wir wollen beide fliegen!

Aus dem Kleinrussischen von E. Ufrainska.

Empfindung.

(Arthur Rimbaud.)

Un blauen Abenden geh' ich auf Pfaden,
 Die eng' umsäumt von gold'nen Saaten sind,
 In tiefem Traum. — Mit leisen Wellen baden
 Das bloße Haupt mir Ernteduft und Wind.

Ich spreche nichts. — Ich denke nichts. — Ich träume nur
Und eine Liebe ist in mir erwacht
So grenzenlos. — Ich wandle durch die Flur
So selbig, wie in einer Liebesnacht . . .

Wien.

Nach dem Französischen von Stefan Zweig.

Eine Erinnerung.

(Gabriele d'Annunzio.)

Sie ließ ihre Blicke nicht von der Erde gleiten.
Es schien, als wolle die Stunde in seltsamem Schweigen
In unseren Füßen endlose Abgründe breiten.

O, warum konnten wir nicht wie in plötzlichem Bann
Auf ewig verstummen und unsere Stirnen neigen?
Da hab sie ihr Auge und sah mich lange an.

Nach seh' ich wie von dem zuckenden, bleichen Munde
Die ersten Worte fielen, selten und still,
Wie Tropfen Blutes aus einer frischen Wunde.
In der es leise aufquillt und bluten will.

Frankfurt a. M.

Aus dem Italienischen von Gustav Toll.



Wiener Theater.

Vor ein paar Jahren ist bei uns die Frage lebhaft diskutiert worden, ob Wien noch immer „eine Theaterstadt“ sei. Ich glaube, daß diese Frage damals verneinend beantwortet wurde. In der That, „Theaterstadt“ nach den Erinnerungen der älteren Generation ist Wien schon lange nicht mehr. Lieft man in den Wiener Tagesblättern und Revuen aus der Zeit vor und noch lange nach der Revolution, so bemerkt man erstaunt, daß Coulißenzauber und Tratsch durch Jahrzehnte das geistige Gesamtinteresse eines, wie man glauben sollte, bereits mündig gewordenen Volkes bilden konnten. In diesem Sinn ist für Wien, und ich sage gottlob, die Glanzzeit seines Theaterlebens vorüber. Die Zeitungen erscheinen nicht mehr mit schwarzem Rand, weil eine Längerin erkrankte! Die politische Bühne, die nirgendwo ähnlich vielsprachig-bunt und nirgendso in gleicher Fülle mit beweglich-burlesken Gestalten besiedelt ist, fesselt jetzt viele Spektakel-freunde, aber auch manchen ernstern Betrachter tiefer als die Theater-Premieren. Dabei

haben die Wiener Bühnen dennach an Publikum kaum verloren. Adel und höheres Bürgerthum sind dem Theater jetzt ein bißchen ferner stehend; aber breite Schichten, die Arbeiterklasse und die kleinen Handwerker, dieselben Kreise, welche an jedem Samstag-Abend die Volksbibliotheken umlagern, hören jetzt von den Galerien aufmerksam hinab. Und wie naiv, wie begriffungsfähig und freudig und zugleich wie kritisch sind diese neuen Zuhörer! Sie haben den Diskussionen über das Theater einen ernstlichen Grundton gegeben, der früher in Wien unerhört war. Man beginnt jetzt wirklich, neue Stücke nach ihrem litterarischen Gewicht, nicht bloß nach den Leistungen einzelner Schauspieler zu bemessen. Man fängt an, gegen Ende der Saison die bedeutenden Eindrücke, die man etwa gewonnen, nochmals zu überschauen. Da wird nun freilich oon diesem Theaterjahr wenigstens dauernd haften geblieben sein. Wir haben unter vielen recht iden ein paar anregende Abende verbracht. Wir haben einige interessante Bühnengabungen kennen gelernt. Aber keine einzige neue dichterische Kraft hat zu uns gesprochen. . .

Das Burgtheater ist und bleibt, was immer man auch über den „Verfall“ unsrer ersten Bühne raisonnieren mag, heimliche Liebe und Stolz eines jeden Wiener Kunstfreundes. An dieser Stätte, mit der unsere ehrfürchtigsten Erinnerungen verwoben sind, einmal zu Worte zu kommen, wird noch lange der Traum eines jeden jungen Österreicher's bleiben! Die gesamte „höhere Kultur“ unsrer Stadt, unsre vornehme, geistige Gesellschaft, der Zan unsrer Salons, die leichte, schwebende Unterhaltung — das Burgtheater ist für das alles Schule gewesen. Das klassische und das französische Repertoire finden hier noch immer die stilvollste Darstellung; es ist bei solcher Einwirkung des Burgtheaters nur natürlich, daß diese beiden kanträren Elemente, das Akademische und das Elegante, überall den Werken der jungen Wiener Dramatiker das charakteristische Gepräge geben. Und dieses, unser Burgtheater soll jetzt, so hört man dort und da, seit Schlenther's Regime ernstlich gefährdet sein! Diese temperamentvollen Besorgnisse scheinen mir noch oertrüht. Schlenther hat allerdings ziemlich enttäuscht. Der jugendlich-frische Kritiker der „freien Bühne“ oon einst und der „Ration“ ist ein behaglich-bedächtiger Herr geworden. Man wartet noch immer bei ihm auf die neue, lähme That. Man wartet, daß er unbekannte dichterische oder darstellende Talente aus dem Dunkel heben werde. Und es giebt manche, die zu „entdecken“ wären! Man wartet, aber man wartet schon ein bißchen lange. . . Trotzdem ist Schlenther's Direktionsführung nicht ohne Verdienst. Man darf es nicht oergeffen: er hat zwei österreichische Poeten, J. J. Dauid und Hofmannsthal, zum erstenmal im Burgtheater gespielt. Allerdings, diesen Dichtern ging ein lauter, nicht zu überhörender Ruf ooran. Unter ihm sind fremde Schauspieler ersten Ranges auf der Burgbühne heimisch geworden: Joseph Rainz und Lotte Witt. Freilich, diese geistreiche kräftige Jugend ward bereits oon Schlenther's Amtsvorgänger, Max Burdhard, dem Institute verpflichtet. Schlenther hat endlich, das werden auch seine fanatischen Gegner nicht leugnen, eben in dieser Saison einige musterhafte Reuinscenerungen im klassischen und modernen Repertoire auf die Bühne gestellt. Rainz als Hamlet, Romeo, Demetrius, Tartuffe, Alfonso in Grillparzer's „Jüdin oon Toledo“, als Prinz Friedrich oon Oomburg, Rainz, als Vorleser Goethescher Balladen zur Gelegenheit der übrigens recht mageren Goethefeier des Burgtheaters, dann wieder Rainz als Teijs, Cyrano, Paracelsus, Abenteurer, Galeotto, Rainz endlich als Valentin im „Verschwender“ — das waren unoergehtliche Momente, in denen die reiche, knabenhaft-bewegliche, flammende Natur dieses einzigen Künstlers über die dunkelsten Gestalten und Dichterworte plötzlich das geistreichste Licht warf! Rainz ist jetzt Glanz und Stütze des Repertaires — und der Kasse. Manche betrachten dies Hervortreten

eines Einzelnen, dieses „Starsystem“ — zuerst Rittercourger, jetzt Rainy — als ernste Gefahr des Burgtheaters. Ich glaube, mit Unrecht. Zimmer sind im Burgtheater geschlossene, überragende Persönlichkeiten gebietend hervorgetreten. Nun stehen Baumeisters prachtvolle Natürlichkeit, die rührende Innigkeit der Redefakt, die lebendige Lotte Witt, Rainy flackernde Darstellung im Vorbergrunde. Darum ist Samenhals milder, milder Tan, die dunkel abgedünnte Rede Lewinskys nach immer in gleicher Weise wirksam. Den Beweis, welche runde Leistungen das Ensemble des „alten Burgtheaters“, auch ohne Rainy, zu bieten im Stande sei, erbrachte die Darstellung „Agnes Jordan“. War dem jüdisch-bourgeoisem Stammpublikum des Burgtheaters, war den vielen Frauen, die alle das Leid der resignierten Agnes Jordan tragen, hat Hirschfelds garte, spät- und in einem gewissen Sinne wieder frühreife Dichtung tiefer als in Berlin gewirkt. Freilich hatte Hirschfeld für die Aufführung im Burgtheater den jüdischen Charakter seines Stückes gemildert und dadurch dessen literarischen Hauptreiz aermlicht. Aber die ganze Vorstellung war so gesättigt in der nachdenklich-melancholischen Stimmung und hielt den Ton tiefgründigen Gefühls so einheitlich fest, daß man dieser subtilen Kunst gegenüber selbst den dramatischen Hauptfehler der Hirschfeldschen Klein- und Feinmalerei, ihren noaeilistischen Grundzug, übersah. Auch die übrigen „Premièren“ des Burgtheaters mit Ausnahme des kleinen Lustspiels „I love you“ aan Theodor Herzl brachten nur aus Deutschland bereits Bekanntes. Schlenker ist zu klug, um nach unwiderholtem Gesckhäft ins Feuer zu schicken. Wir sahen Otta Ernsts „Jugend aan heute“ und Dreyers „Hans“; die beiden philistrischen Stücke sind ohne tiefere Wirkung aarübergegangen. Die Karikaturen der „Jugend van heute“ haben in Wien, der Stadt des Goethe-Kultus und des gepflegten Geschmacks, nicht ergötzt, sondern befremdet. Das Ganze machte hier bereits den Eindruck des Antiquarischen. Zu Beginn der neuen Litteraturbewegung, war etwa zehn Jahren, mögen die lännenden Neben dieser Herren Wals zc. auch in Wien aan ganz jugendlichen Leuten in den Cafes geführt worden sein. Ich glaube nicht, daß sie jetzt selbst in den entferntesten östereichischen Provinzstädten Zuhörer finden würden. Interessant war es übrigens für den Kenner des Wiener Theaters, der „Jugend aan heute“ Bauernfelds „Maberne Jugend“ (aus den Sechziger Jahren) gegenüberzustellen. Was galt damals nicht alles schon für „modern“ — wie bescheiden-harmlos ist diese politische „Jugend“ des liebenwürdigen Bauernfeld, dessen Bild freilich blaß aan Salon der Frau von Wertheimstein bis zu dem der Frau von Teberos reichte! Das Schauspiel „Hans“ halte ich, wie sehr ich Dreyer sanft schätze, der Aufführung am Burgtheater für unwerth. Es ist eine stilwidrige Verbindung von Beneidig und ein paar Außerlichkeiten der Ibsenschen Diktion. Vielleicht ist uns die ganze echi norddeutsche Manier Dreyers — und die Echtheit bildet ja ihren Wert — so fremd, daß wir kein ganz unbelangenes Urtheil darüber haben. Aber ich denke, Schlenker sollte diesen, unsern Wesen nicht gemäßen Ton am Burgtheater nicht allzulaut werden lassen. Die nationale Eigenart unrer varnehmten Bühne zu respektieren, ist erste Pflicht eines aus dem Reiche kommenden Direktors. Das Lustspiel Theodor Herzls mit dem ein wenig preciaßen Titel ist ein kleiner, ziellicher Einfall. „I love you“, diese Erklärung findet die Gesellschaft einer Sommerfrische in eine Gartenbank gerich. Man sucht lange nach dem Thäter, bis es sich herausstellt: ein zwölfjähriges Mädchen hat also ihr erstes Gefühl gestanden. Der Kamödiengedanke dieser Skuette liegt darin, daß hier die Gartenbank für jeden zum heiteren Schicksal wird und jedem sein Geheimnis entdeckt. Freilich sind die Gestalten auf dieser Schicksalsbank aus der Lustspieltradition bekannt; auch hätte das Kindermatia wohl nach mehr Verbreitung und Ber-

tiefung verdient. Die Aufführung dieses hübsch geplauderten Stückes eines bewährten Feuilletonisten ist die einzige selbständige That Schlenthers in diesem Jahre. Man sieht, Schlenther ist durchaus kein Laube: er magt und reformiert nicht gerne, vielmehr sucht er Bestehendes auszubauen und diesem mit Vorsicht ein oder das andere erprobte Neue hinzuzufügen. Im Zusammenhang mit diesem Burgtheater-Überblick möchte ich noch erinnern, daß Ludwig Speidel, der durch Jahrzehnte das „kritische Gewissen“ der Burgbühne bedeutet, jüngst als Siebziger in Wien festioiert wurde. Man kennt die glänzenden Vorzüge des Stillisten Speidel, man weiß, er hat, jeder Fall ein Kunstmenschen, die feinste Witterung in ästhetischen Dingen. Nur muß doch einmal deutlich gesagt werden, daß Speidel, wenigstens in der letzten Zeit, dem Theater nicht leidenschaftlich-anteilmehmend, sondern kühl betrachtend gegenübersteht. Er hat Theateraufführungen mit derselben wundervollen Anschaulichkeit und künstlerischen Durchdringung beschrieben, mit der Landschaften oder Gemälde von ihm dargestellt worden. . .

Das „Deutsche Volkstheater“, dessen Ensemble Sie vor kurzem in Berlin zu beurteilen Gelegenheit hatten, ist die mondainste und besuchteste Wiener Bühne. Sie pflegt jedes Genre: mit Ausnahme des Langweiligen. Donnan ist hier ebenso wie Anzengruber, Sardou wie Hauptmann zu Hause. Die Aufführungen sind nicht so durchgebildet, im Stile nicht so rein, wie die besten des Burgtheaters, doch herrscht ein unternehmender, freier und verlässlicher Zug vor. Dafür spricht schon Eines: daß Hermann Bahr hier jedes Jahr mit einer neuen, oft paradoxen, doch immer interessanten Arbeit auftritt. Sein „Athlet“, den man jüngst spielte, ist von Rudolf Steiner der beste dramatische Wurf Bahrs genannt worden. Ich möchte das nicht unterschreiben. Der „Star“ scheint mir erlebter und inniger, „Josephine“ von pikantem Reiz, Dennoch bleibt gerade der „Athlet“ für jeden, der die ganz eigenartige Entwicklung dieses reichen und immer amüsanten Geistes mit Liebe begleitet, besonders anregend. Der „Athlet“ ist wieder ein persönliches Dokument Hermann Bahrs. Die Figur dieses Athleten, des kraftvollen oberösterreichischen Grundbesizers mit dem starken Heimatsgefühl und der Freude an seinem „Landl“ ist aus dem Gedanken- und Stimmungskrisis der jüngsten kritischen Richtung Bahrs. Wie dieser frohe Lebensbejaher, der Bezwinger äußerer Gewalten auch Herr seiner eigenen brutal-sanoentionellen Empfindung wird, indem er seiner Frau, die ihn betrog, verzeiht und so aus einem „Barbaren“ zu einem Kulturträger heranreift — das ist bloß ein Exempel für die letzten Anschauungen des schäblich und abgeklärt gewordenen Bahr über Ziel und Bedeutung des einzelnen Lebens. Darum hat mich der „Athlet“ durchaus in Spannung gehalten, wenn ich auch seine Schwächen nicht verkenne: die zu geringe Motivierung des Ehebruchs, die allzubreite, eigentlich belanglose Schilderung in der ersten Hälfte des zweiten Akts, die theareitischen Auseinandersetzungen im dritten Akt, die statt eines inneren Geschehens die Umwandlung des „Athleten“ herbeiführen. Die Gegenüberstellung des konservativen und radikalen Bruders hat mich an die „Freiherrn von Wengertlein“ der Ebdner erinnert. Karlweis „Onkel Toni“ ist in Wien weit freundlicher aufgenommen worden, als allem Anscheine nach in Berlin. Das hat wohl seine tieferen, inneren Gründe. Karlweis gutmütig-„frazzelnbe“ Art ist so typisch österreichisch, vielmehr noch lokal-begrenzter, daß man wohl einseht, warum seine Popularität auf Wien beschränkt bleibt. Er setzt in seinen „Wiener Stücken“ bewußt die Richtung der älteren österreichischen Volksdichter, Restroy, zumweilen Raimunds, fort. Er hat im „kleinen Mann“, dessen Reprise heuer im „Deutschen Volkstheater“ stattfand, das gute Muster eines politischen Schwanks gegeben. Im Mittelpunkt der neuen Komödie „Onkel Toni“ steht eine höchst lebendige

Gestalt, der herabgekommene Aristokrat, „der nichts als seine Ahnen hat“ — von Girardi mit solopper Eleganz glänzend verkörpert. Ein paar Epifoden aus der Ära des Wiener Gründungschwinds sind, freilich nur dem Wissenden ganz verständlich, oon schneidender Lebenswahrheit. Und über dieser gonz verfrachten Familie der Geist des uralten, leider noch unbeerbten Ahnherrn, der selbst ein Lump ist — Onkel Toni! Leider ist um diese pointenreichen Figuren nur eine recht lose Handlung geschlungen. Diese Stücke sind alle mit Anstond, loutem oder gedämpfem Beifall ausgenommen worden. Dagegen kam es bei den zwei letzten und interessantesten Premieren des „Deutschen Volkstheaters“ zu Standalen, Kämpfen und Kundgebungen, an die Anfänge der Berliner „Freien Bühne“ gemahnend. Auch die Themen und Thesen, die da behandelt wurden, erinnerten an Hauptmanns, oon ihm selbst längst überholte Erstlinge. Wir sind recht verspätet zum Naturalismus gelangt und zwar zu einem derartig troffen, daß er von der Berliner Censur verboten ward! Sie werden also Julius oon Ludahys „Letzten Knopf“ und „Familie Wawroch“ oon Franz Adamus nicht zu sehen bekommen. Sie mögen das immerhin bedauern; denn diese beiden Werke sind oon ungemeiner Plastik, Herzheit und Wucht der Gestaltung. Der „letzte Knopf“ stellt die Tragödie einer Wiener Drechslerfamilie dar. Ein lediges Paar. Der Mann durch den geringen Ertrag seines niedergehenden Handwerkes ohne Mittel, halb verhungert. Die Frau von unausgeblähter Sinnlichkeit und unbewusstem Lebenstrieb. Zu diesem Elend noch ein kronkes Kind. Man spürt es sogleich: diese Frau muß das Opfer des nächsten brutalen Mannes werden. In der That, der Greißler im Hause, ein herb-massiger Kerl, weat die Wünsche der Frau; er schleppt sie zweimal in ihre Kammer. Dann wird er von einem eifersüchtigen Drechslergesellen zu Tod gestochen. Diese düstre, knappe Handlung ist in drei kurze Akte geschlossen. Der Aufbau ist von herber Gedrungenheit. Kein Wort, keine Scene zu viel. Was Ludahy, seinem früheren Berufe nach Nationalökonom, zeigen wollte, hat er gezeigt: doch nämlich das Elend die Männer zu Verbrechern, die Frauen zu Dirnen macht. Ob ihm auch die künstlerische Absicht gonz gelungen ist? Ludahy nimmt die Form des geschlossenen Dramas wieder energisch auf und versucht, die Strenge dieser Form mit exakten veristifischen Beobachtungen zu füllen. Diese oerstantesmäßige Verbindung scheint mir nicht odlig geglückt. Wo das feinere Ohr den Schrei des Lebens erwartet, inart doch gonz, gonz leise die Theatermaschine, und wo die Maschine ruhig arbeiten durste, stört auf einmol das an dieser Stelle odgumahre, odgudeutliche Wort. . . Die „Familie Wawroch“ bildet, was Weite des dichterischen Blicks und Macht der Diktion belangt, die imponierendere Leistung. Das Drama wurde, wie man weiß, von Woljogen zuerst an das Licht gezogen. Es enthält zwei, nur leicht miteinander oerbundene Portien. Der Kern des Stückes ist die Familienfotos trophe des Hauses Wawroch: Der Vater — ein Säufer, entlossener Bergarbeiter, sozialdemokratischer Jaisleur. Der Sohn, Maschinist, tüchtig, der geborene liberale Schönredner. Zwischen beiden ein alter Haß. Der bricht plötzlich hervor. Der Sohn oergreift sich an dem Vater und geht zur Sühne — zum Militär. Mit seiner Kompagnie herbeigerufen, Ordnung in dem Distrikte zu schaffen, erschleicht er bewußt-unbewußt den eigenen Vater. Man sieht: die Motive des „Friedensfestes“, die wieder eine alte Tradition haben. Die Umrohung wird oon minutösen Milieu- und Bergarbeiter-Schilderungen gebildet. Da wird man wieder an die „Weber“ erinnert. Man ist beinahe versucht, einen gewissen philologischen Ursprung dieses Talentes anzunehmen. Doraus deutet auch die außerordentliche Geschicklichkeit, mit der mannigfache Dialekte gehandhabt erscheinen. Der Reinheit der Wirkung hat in Wien die zu große Connioenz des Autors der Censurbehörde gegenüber

geschadet. Er ließ sich nämlich herbei, den IV. Akt seines Werkes fast gänzlich zu streichen. Dieser Akt enthält eine scharfe Satire auf das „Ausbeutertum“. Durch das Zehlen dieses Schlusses hat das Stück eine stark kapitalistische Färbung erhalten. Die theoretischen Diskussionen sind diesem Werk überhaupt von tiefem Nachteil. Adamus bemüht sich, objektiv zu erscheinen und erscheint doch nur schleiend. Grandios gedacht sind die Volksscenen; hier offenbart sich eine dramatische Kraft, die an Schillers erste leidenschaftliche Versuche erinnert. . . Was unser „Volkstheater“ sonst vordrührte, die unvermeidlichen Blumenthal-Nadelburg- und Blumenthal-Vernstein-Fabrikate und die verstandten Dramatisierungen berühmter französischer Romane — darüber sei mir zu schweigen erlaubt.

Noch einer litterarischen Novität muß gedacht werden: Gertrud Anttes von Philipp Langmann. Das König-Lear-Notio in erneuerter Ausgabe. Trotz aller Anerkennung des ersten und gewichtigen Strebens Langmanns muß ich gestehen: ich hatte hier den Eindruck einer nicht notwendigen, sondern der erachteten und in der Sprache künstlich geimmerten Schreibarbeit. . . Wir haben außer dem Deutschen Volkstheater“ jezt in Wien nur noch eine einzige litterarische Bühne: Das kleine Theater in der Josefstadt unter Jarnos tüchtiger Leitung. Jarno hat den gestülften Versuch unternommen, neben dem französischen Schwank-Repertoire dieser Bühne von der Richtung des „Residenztheaters“ „Litterarische Abende“ einzuführen. Er begann mit Strindbergs „Gläubigern“ und, wohl als Satirdrama dazu, mit einem Einakter von Ludwig Wolff, „Die Rondscheinsonate“. Die „Rondscheinsonate“ ist eine derbe Satire auf kleinbürgerlich-jüdische Zustände. Ein Herr Isidor schwankt da zwischen einem Mädchen mit 15 000 und einem andern mit 20 000 fl. Mitgift. Vielmehr, er schwankt nicht mehr, sobald er die richtige Summe erfahren. Dazu immer von dem entscheidenden Augenblick der Erklärung „Stimmung“ wedende Musik: die Rondscheinsonate! Diese Burleske birgt gewiß manches Wahre, aber diese Wahrheit ist doch sehr verzerrt; so geschäftsmäßig-kühl auch Ehen geschlossen werden mögen, eine gewisse Empfindung wird doch immer markiert, gerade im Judentum. Der zweite litterarische Abend brachte ein Lustspiel eines jungen Wieners, Raoul Kuernheimers „Talent“. Ein guter Komödieneinfall. Das Haus eines Parvenu, in dem nur von Kunst, von Kunst geredet werden darf! Natürlich wird aber hier nicht echte Begabung, sondern nur Erfolg geschätzt. Da ist nun ein sehr talentvoller und sehr unerühmter Maler, der sich um das Hausfräulein bemüht. Leider, wie es scheint, ganz ohne Hoffnung. Zum Stück kommt ein Legationssekretär hergeschneit; dieser oerhilft durch eine kleine Intrigue dem jungen Künstler zu Ruhm und zu seiner Braut. Die Gefahren dieses Stoffes sind doppelte: Zunächst die, bei der Weihelung ausgeblasener Talentlosigkeit dem Bourgeois gar sehr zu Gefallen zu reden. Diese Klippe hat Kuernheimer nicht oermieden. Er ist darum von Leuten gelobt worden, von denen ich nicht gelobt sein möchte! Und dann war zu befürchten, daß er statt lokisierter Künstler-Typen Schemen hinstellen würde. Das ist nun leider auch der Fall gewesen. Seine Figuren kommen von nirgendwo; sie haben keine Erbenschwere; sie sind allzu „geistreich“ im Sinn einer oerblichenen Feuilletonistenfchule. Möge Kuernheimer, der einen gar feinen und grazilösen, manchmal von Pailleron diktierten Stoff führt, seiner Zeichnung noch ein bißchen mehr Fülle und Realität verleihen! Den wärmsten Beifall sand Jarno mit einem Einakterabend: Ein paar entzündende Sachen aus Schnitzlers „Anatol“, Hartlebens starker „Abschied vom Regiment“ und eine Kleinigkeit von Braeco in der Art seines „Untrue“ — dasselbe gefährliche Tanzen zwischen Regenspielen. . .

Die übrigen Wiener Theater sind Schwank- und Poffenbühnen. Das Kaimundtheater brachte zwischen vielem anderen ein ernstes Schauspiel „Gretel“ von Theodor Herzl, das sehr interessierte. Es stellt dar: die Bekehrung einer irre gegangenen jungen Frau durch den Anblick der Photographie ihres Kindes in der Wohnung des Verführers. Das durch Jaumers Tod jetzt verwaiste Carltheater hatte mit einer antiken Operette „Rhodope“ viel Erfolg. Ich möchte den Text von Alexander Engel deshalb hervorheben, weil er den warm zu begrüßenden Versuch bedeutet, das Libretto, an sich eine reizende, leider nur jetzt sehr diskreditierte Form, wieder zu künstlerischen Ehren zu bringen. Das „Jubiläumstheater“ hat bis jetzt nur zwei Werte von litterarischem Wert aargesührt: „Die Liebesheirat“ von Baumberg und „Conrad Vorlauf“ von Wolfgang Kadjera. Eine „freie Bühne“, die ein paar Vorstellungen zu Stande brachte, verank bald wieder durch die Kritik, Geschmach und Laktlosigkeit der Unternehmer. Sie wirkte gleich oam Anbeginn als Parodie der Berliner. Sie hat jedes ernste Streben in dieser Richtung für lange bei uns lächerlich gemacht!

Ich habe noch oon Gastspielen zu berichten. Die Duse war wieder da. Sie spielte die „Giaconda“ im Burgtheater. Es war ein Traum oon Schönheit und Seele! Wir lernten in Roelli einen Schauspieler oon außerordentlicher Wirkung kennen, den Schauspieler, möchte man sagen, das Schauspielerische Temperament! Unlängst hatten wir auch die Mitglieder des „Berliner Deutschen Theaters“ im „Deutschen Volkstheater“ zu Gast, während unser Volkstheater den Berlinern seine Aufwartung machte. Man war in Wien ergriffen oon dem Ernst, der Echtheit und natürlichen Kraft ihrer Künstler. Hassentlich haben auch sie unsre leichte und spielende Art lieb gewonnen. So werden sich Sünden und Narben immer wieder in dem Einen, Höchsten zusammenfinden: der Kunst!

Dr. Paul Wertheimer.



Neue Versdramen.

Eines der Hauptmerkmale unserer werdenden Kunst ist das Verwusste. Auf allen Gebieten beobachten wir ein Arbeiten nach bestimmten neuen Theorien, aber doch ein bewusstes Suchen nach solchen. Es scheint das ein charakteristischer Unterschied der gegenwärtigen Kunstentwicklung im Gegensatz zu ähnlichen Perioden früherer Zeit zu sein, obwohl kaum jemals eine Umwertung künstlerischer Werte stattgefunden hat, ohne nebenbei gewisse Erscheinungen zu zeitigen, die einer späteren Generation im besten Falle als recht gewagte Experimente erscheinen mußten. Derartigen Experimenten begegnen wir heute auf Schritt und Tritt. Architektur, Kunstgewerbe, Malerei, Plastik wimmeln ooaon. Und die Litteratur? In der Lyrik haben wir Erfahrungen machen müssen, die alles Dagewesene in den Schatten stellen. Auch das Drama sanden wir zuweilen auf gefähr-

lichen Wegen, wenngleich wir hier gerade bei den scheinbar bedenklichsten Extremen mit Freuden wahrnehmen können, daß sie für die Fortentwicklung des Ganzen von unmittelbarer Bedeutung sind.

Einen satiblen und aallwertigen Gegensatz zu diesen Symptomen eines zielbewußten Fortschritts stellt Adolf Wilbrandts fünfsaktige dramatische Dichtung „Hairan“ (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.) dar, die aus sogenannten „religiösen“ Bedenken oor eilichen Jahren von den Brettern des „Berliner Theaters“ oerbannt wurde. Wilbrandt gehört, wie Paul Heyse, zu jenen oornehmen Künstlernaturen, deren Hauptfehler eben ihre Vornehmheit ist. Nietzsche sagt einmal: „Nicht, wenn die Wahrheit schmutzig ist, sondern wenn sie leicht ist, steigt der Erkennende ungen in ihr Wasser.“ Künstler, wie Wilbrandt, schreden oor der „schmutzigen Wahrheit“ zurück, weil sie in ihr keine Schönheit finden. Sie scheuen sich gleichsam, mit ihren gepflegten, aristokratischen Händen mitten in das Leben hineinzu greifen; sie suchen sich fein säuberlich heraus, was ihnen ihrer Kunst würdig erscheint. Gewiß gilt das nicht oan allen ihren Dichtungen. Auch sie haben zuweilen „mit ihrem Blute“ geschrieben. Aber das ist nun lange her. Als Drama ist „Hairan“ einwandfrei. Das Stück zeugt von einer bewunderungswürdigen Sicherheit in der Beherrschung der dramatischen Form: der Bau ist einfach und klar, die Verse klingen niemals unrein. Diese Freude am Technischen, an dem außergewöhnlichen Können ist aber auch fast die einzige, die wir bei der Lektüre empfinden. Nicht einen Moment geraten wir in die Willenssphäre des Dichters. Inhaltlich ist das Drama ein Versuch, dem Christentum, wie es sich heute im Kurs befindet, seine metaphysische Bedeutung ins Gedächtnis zurückzurufen, die christliche Idee überhaupt auf die einfachste Form zu bringen. Das scheint mir auch der eigentliche Grund, weshalb der Dichter nicht Christum selbst, sondern „Hairan“ zum Helden seines Dramas machte. Unter den einzelnen Gestalten des Stückes finden wir oiele altbekannte Typen, wie den eilken Athendoros mit dem schön gepflegten Bart oder den erwachsenen Kuppler Arnuphis mit dem „stehenden Blick“. An Hairan selbst oermischen wir am schmerzlichsten jeden Zug individuellen Lebens; die Hauptgefahr, die der Stoff mit sich brachte, hat der Dichter nicht überwunden. Dagegen sind wieder andere Figuren, wie der prächtige alte Passias und der Stalhalter Rufinus, geradezu musterhaft und mit herzerquickender Einsachheit geschildert. Auch entbehrt das Werk keineswegs Momente künstlerischer Tiefe. Wie sich z. B. für die liebsteolle Pyllia die antike Vorstellung oon dem „sich neigenden Gott“ mit ihrer Leidenschaft zu Hairan oerquickt, — das ist ein Zug, der weit mehr als die theosaphischen Erörterungen Hairans den schaffenden Dichter oerrät. Sofern überhaupt die Bezeichnung Epigonenichtung eine gute Deutung zuläßt, oerdient sie auf Wilbrandts neuestes Drama angewandt zu werden.

Beinahe dasselbe läßt sich von dem fünfsaktigen Schauspiel „William Shakespeare“ (Leipzig, Ed. Koenarius) sagen. Der Verfasser, Hermann Schreyer, hat zu seinem Stück einen Anhang geschrieben, in dem er einige sehr zutreffende Worte über die Shakespeare-Bacon-Frage, besonders den Vormannschen Spighindigkeiten gegenüber, zu Gehör bringt und auch über die Psychologie des dichterischen Schaffens in wenig Sätzen recht verständlich zu reden weiß. Das läßt für seine künstlerische Arbeit mehr hoffen, als sie hält. Wenn zum Übersich ein Kritiker oom Kufe Heinrich Haris sich in einer Besprechung des Stückes zu überschwenglichen Lobsprüchen hinreihen läßt, so giebt oieilleicht schon das allein ein Recht, Besonderes zu erwarten. Etwas „Besonderes“, d. h. dichterisch Persönliches aber habe ich in der Dichtung vergebens gesucht. Nirgend wenigstens tritt das Temperament, durch das der Dichter Menschen und Dinge betrachtet,

kräftig hervor. Und wo der Verfasser wirklich Erlebtes zu geben scheint, reicht sein Gestaltungsaermögen nicht aus. Schreyer ist weit entfernt am Dilettantismus; er hat sich das Technische mit grahem Geschick angeeignet; er kennt die Wirkungen der Bühne, seine Verse fließen leicht und geschmeidig dahin. Oft ist er geistvoll und wichtig, — aber alles in allem: seine Kunst ist nicht erlebt, sondern erlesen. Freilich, es gehört schon etwas dazu, sich so unmittelbar am Geiste Shakespeares selbst befruchten zu lassen, wie es bei Schreyer der Fall ist. Denn daß die gewiß recht gelungenen Meermaid-Scenen unter der Einwirkung Falstaffscher Atmasphäre entstanden sind, kann man schlechterdings kaum wegleugnen. Auch die Sprache zeigt nirgends eigene Prägung. Gerade, wo sie sich zu der leidenschaftlichen Höhe eines bilderreichen Pathos zu erheben strebt, begegnen wir den unerträglichsten Klügeligkeiten. Ein Gutes aber hat das Stück, und darin zeigt der Verfasser eine künstlerische Besonnenheit, die sympathisch berührt. Er macht nicht einmal den Versuch, Shakespeare als den dichterischen Genius darzustellen, der uns in seinen Werken so unbegreiflich überlebensgroß entgegentritt. Schreyers Shakespeare ist ein Londoner Schauspieler aus Shakespeares Zeit und in den — mutmaßlichen — äusseren Verhältnissen Shakespeares. Durch diese einsichtsvolle Beschränkung entgeht er glücklich dem Schicksal des Wilbrandtschen Hainan: Er lebt. Sobald der Schauspieler jedoch unvorsichtigerweise einen Dichter zu spielen versucht, — glauben wir ihm nicht mehr. Aber dieser Gefahr aus dem Wege gehn, heißt das nicht für den Verfasser gleichzeitig: achtzueiten? Dieser Shakespeare ist eben nicht Shakespeare. Da drängt sich denn wieder die alte Frage auf nach dem „Künstlerdrama“ und im weiteren Sinne nach dem „historischen Drama“. Sie aufs neue zu erörtern, ist hier nicht der Platz. Aber dessen bedarf es wohl auch kaum, um nahezuliegen, daß es unter allen Umständen ein eitles Beginnen sein muß, den historischen Shakespeare — und was ist uns an ihm anders wichtig als der Dichter? — in irgend einem Theaterstück lebendig werden zu lassen, außer in seinen eigenen. Menschen verlangen wir von den Dramatikern, — weiter nichts als lebende Menschen. An diesem harmlosen „weiter nichts“ mögen sie ihr Können erproben. Lebende Menschen sind uns auf der Bühne lieber, als Menschen, die einmal gelebt haben.

Von diesem Standpunkt aus wäre auch Dr. Alfred Christlieb Kalifers soziale Tragödie „Spartacus“ (Selbstverlag des Verfassers, Berlin) nur bedingungsweise gut zu heißen, selbst wenn dieselbe auf einem höheren künstlerischen Niveau stünde, als es der Fall ist. — Dieses ermüdende fünfaktige Kalleg über die Geschichte des Sklaaen-aufstandes ist, wie schon die reichen Quellenangaben beweisen, das Resultat ernster wissenschaftlicher Studien, und wir müssen bedauern, daß der Verfasser uns die Ergebnisse seiner Nachforschungen nicht in einer anderen Form vermittelt hat. Auch Geschichtsschreibung kann Kunst sein. Ich bin sehr weit davon entfernt, die „Veredlung“ des historischen Dramas in Frage zu stellen. Aber das Gelingen scheint mir dabei denn doch von nach ganz anderen Voraussetzungen abzuhängen, als von der Beherrschung des einschlägigen wissenschaftlichen Materials.

Indem ich mich nun zu Otta Julius Bierbaums „Gugeline“ (Mit Buchschmuck von E. A. Weiß, herausgegeben von H. W. Heymel bei Schuster & Loeffler, Berlin) wende, komme ich auf das zurück, was ich eingangs sagte. Bierbaum, der Bühnendichter, ist ein bewußt Suchender. Als Lyriker und Romanancier hat er in sich die neuen Töne gefunden. Nun überträgt er seine lyrischen Weisen auf die Bühne, und siehe: dort reicht ihre eigene Musik nicht aus; sie wollen gesungen werden. Für Bierbaum ist die Zukunft des Dramas — die Oper. Und so verdient denn auch sein

jüngstes Bühnenspiel hauptsächlich darum Beachtung, weil uns darin ein neuer Opernregie-Stil versprochen wird. Aber eben da die Dichtung unmittelbar für die musikalische Ausgestaltung gedacht ist, ohne dieselbe also nicht das aam Dichter beabsichtigte künstlerische Ganze darstellt, kann man ihr künstlerisches Gewicht nicht wohl abwerten, ohne die dichterisch-musikalische Gesamtwirkung zu kennen. E. H. Weiß hat nicht übel verstanden, in seinen Zeichnungen der fast archaischen Kaiwetät des Textes mit Geschmack und Humor gerecht zu werden. Es ist erstaunlich, was dieser Künstler des Buchschmucks alles kann. Er kann Edmann, van der Belde, Lechter, Japan und, wie er mit der Titelseichnung zu Dauthendegs „Reliquien“ bewiesen hat, sogar Laarap. Diesmal hält er zwischen van der Belde und Japan geschickt die Balance.

Reihe ich Bierbaums inngem deutschem Märchen vom Königssohn und der Bauernmagd das arabische Märchenpiel „Rismet“ von Adolph Rosée (Leipzig, H. Wöpte) an, so will das nicht heißen, daß beide zu einander in irgend welcher Beziehung stehen. In einem Geleitwort teilt uns der Verfasser sein Programm mit. Im Kern sei sein Werk nur die plastische Wiedergabe einer Weltanschauung, die in den buntwechselnden, günstigen oder leidigen Barfüßen des Lebens die Hand der geheimnisvoll waltenden Vorsehung erkennen will, eine Anschauung, die in den Glaubenslehren fast aller Kulturvölker mehr oder minder klar zum Ausdruck komme, am entschiedensten in denen des Islams. Nebenbei soll das Stück ein Stimmungsbild des Morgenlandes sein. Leider läßt es der Verfasser bei seinen lockenden Versprechungen bewenden. Wenn er das „eine Weltanschauung plastisch wiedergeben“ nennt, daß in dem Stück zuweilen bei mehr oder minder passenden Gelegenheiten vom „Rismet“ die Rede ist, so stellt er sich die Sache wohl etwas zu einfach vor. Und was die Rilkeuschilderung betrifft, so bedarf es gewiß keiner Orientreise, um festzustellen, daß von irgendwelcher Rilkeuschilderung hier überhaupt nicht die Rede sein kann. Manche jener „Khalifenstücke“, auf deren „Maschinen-Mohamedanismus“ Herr Malée verächtlich herabfieht, können sich künstlerisch immer noch mit den plumpen Trivialitäten dieser Knittelvers-Komödie getrost messen.

Ob der Zug nach dem Märchendrama, der sich seit der „verfunkenen Stadt“ so energisch geltend macht, uns auf die Spuren des zukünftigen modernen Dramas führen kann? Gewiß ist es nicht ausgeschlossen; es muß nur der Rechte kommen. Aber Eines könnte bedenklieh stimmen. Die Form des Märchens als solche weist den Dramatiker nach außen, statt nach innen; statt ihm die rätselvollen Tiefen der Gefühlsymbolik aufzuschließen, verführt sie ihn zu den greifbaren Tatsächlichkeiten der Gedankensymbolik, die wir ebenfogat Allegorie nennen können. Und ab wir an der Wirklichkeit aber an der Allegorie haften, — immer bleiben wir an der Oberfläche. Ein beinahe erschreckendes Beispiel hierfür ist Elsa von Schabelstys Märchendrama „Wahrheit“ (Berlin, S. Lazarus). Der Verfasserin schwebte ein modernes Dekarationsstück mit „tieferer Bedeutung“ vor. Wozu den szenischen Nieseuapparat eines Ausstattungstheaters verwenden, nur um die Schaukunst des Publikums zu befriedigen? Warum nicht den Schaulustigen ganz unmerklich auch noch eine kleine Belehrung mit in Kauf geben? Siehe das nicht die letzte Konsequenz aus der Schillerschen Definition von dem Wesen des Theaters zichen? — Gewiß, dagegen läßt sich im Prinzip nichts sagen. In der Berliner „Urania“ haben wir ja schon etwas ähnliches in kleinem Maßstab. Aber dort wird Wissenschaft getrieben. Und Richard Dehmels „Lucifer“ ist eine Pantomime. Elsa von Schabelsty steht zwischen beiden, aber da sie ebenso sehr einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung wie tieferer dichterischer Eigenschaften entbehrt, aerfehlt sie ihre Wirkung. Ich kann mir kaum etwas Absurderes denken, als den Versuch, die

„Wahrheit“ den tiefsten Sinn alles Seins, mit Theatermaschinen und Verfassstücken dem großen Publikum begreiflich zu machen.

Karol Schafheitlin deutet im Vorwort zu seiner Trilogie „Das Zeitalter der Epytapan“, von der vorläufig nur die beiden ersten Teile in einem Bande (Berlin, Rasenbaum) erschienen sind, mit kurzen Worten seine Stellung zur modernen Kunstbewegung an. Aber sein Motto lautet nicht „hindurch“, sondern „zurück“ zur idealen Kunst. Dieses „zurück“ macht sich besonders in den ersten dieser beiden Tragödien unliebsam geltend. Das Stoffgebiet ist dasselbe, wie das des Hauran: Sieg des Christentums über die antike Weltanschauung. Hier läßt nur die Balkenszene des 2. Aktes den Dramatiker verspüren. Dieses wirklich groß angelegte, mit kräftigen, sicheren Strichen hingezzeichnete Stimmungsbild aus dem alten Syrakus — besonders sei die drastische Bettlerzene herausgehoben — steht in seltsamem Widerspruch zu der unerträglich breiten des Dialogs und der Unbeholfenheit der Szenenführung in den übrigen Akten. Obendrein fehlt dem Drama ein ausgesprochener Mittelpunkt. Wenn auch die mächtig sich bahnbrechende Lehre Christi gleichsam die Stelle eines Helden vertritt, so entgeht doch das Drama deshalb keineswegs dem Schicksal fast aller „heldenlosen“ Stücke: Es fehlt ihm die nötige Konzentration. Ungleich höher ist die andere Tragödie, „der Sieg der Bacchanten“ anzuschlagen. Auch hier sehen wir wieder das Christentum, diesmal als jene kulturfeindliche Kraft, die in dem Fanatismus Sasonaralos zum rücksichtslosesten Ausdruck gelangte, im Kampf mit dem genußfrohen, fortschrittlichen Hellenismus der Renaissance. Noch auffällender, als bei dem ersten Teil der Trilogie ist in diesem die Ungleichheit der künstlerischen Leistung. Gute Verse stehen neben den schlimmsten Geschmacklosigkeiten, scharf beobachtete Vorgänge neben groben psychologischen Verstößen. Auch hier zeigt der Verfasser eine starke Vorliebe und viel Geschick für Massenbewegung, abgleich sich eine gewisse Einformigkeit der Mittel nicht leugnen läßt. Besonders im letzten Akt muß die Schilderung der „unbeständigen Menge“ doch ein wenig oberflächlich erscheinen. Man kann von der Jarumscene im „Julius Cäsar“ mehr lernen, als schlechtthin die Tatsache, daß sich eine zügellose Volksmasse durch die Energie oder Niedergewandtheit des Einzelnen für und wider bestimmen läßt. Den Vergleich mit den genialen Schilderungen Sabineaus, den diese Szenen auf Schritt und Tritt herausfordern, hatten sie begreiflicherweise nicht im entferntesten aus. Demungeachtet stehen die beiden letzten Szenen des Stückes jedoch mit der Wucht ihrer innerlichen Dramatik künstlerisch auch auf der Höhe ihrer theatralischen Wirkung.

Und nun zum Schluß: Eberhard Königs „Gewatter Tod“. Ein Märchen von der Menschheit. (Berlin, S. Fischer.) Ich nenne dieses Werk zuletzt, denn es verdient, besonders genannt zu werden. Es ist das einzige unter allen besprochenen Stücken, an dem ich den ganz unmittelbaren Eindruck empfang: Hier geht ein Dichter seiner Zeit aan. „Gewatter Tod“ ist kein Märchendrama im hergebrachten Sinn; nur einige unwesentliche Züge sind dem gleichnamigen deutschen Volksmärchen entlehnt. Das dichterische Vermögen des Verfassers ist viel zu reich, um sich in der äußerlichen Märchensymbolik, von der ich weiter oben sprach, zu genügen. Er begreift, daß der klügelnde Verstand das Mysterium des Todes niemals wird erfassen können. Dort darf nur die schöpferische Kraft des Dichters Einlaß begehren. Und er findet Einlaß. Todeskampf und Verführung, Todesfurcht und Erlösung, das sind die Grundtöne, die aus der Dichtung her-aarklingen. Die kindliche Freude an der Welt geht harmlos mit dem Tode Hand in Hand; die Liebe zum Weibe trotz dem Unüberwindlichen und glaubt ihn zu bezwingen; und dann das Fest der Erlösung: Alle Liebe zu Weib und Welt ist Liebe zum Tode.

Alles an dem Werk ist Erlebnis: Inhalt wie Form. Man weiß nicht, ob man an den Versen mehr die Klarheit und Knappheit des Ausdrucks, die Schönheit des Klangs oder die individuelle Färbung bewundern soll. An einer Schöpfung von solchen Eigenschaften soll man nicht mäkeln. Bei einem Jugendwerke können auch Fehler Vorzüge sein. Ich spreche darum nicht weiter davon, daß mir die Handlung zuweilen sprunghaft und vor allem der letzte Akt zu unaermittelt erscheint. Nur eines möchte ich nicht verschweigen. Die Gestalt des Todes selbst ist meines Erachtens stellenweise nicht glücklich gegeben. Gerade in dieser Dichtung, die sich mit so selbstbewußter Strenge an jeder unkünstlerischen Äußerlichkeit fernhält, wirkt das wie ein Stilsfehler. Wir ertragen diesen Tod nicht, der sich so ganz wie ein Mensch gebildet, er ist uns zu wirklich, zu nahe. Fast peinlich berührt es daher, wenn Hans im 3. Akt mit dem Tode — wörtlich gesprochen — ringt. Und ich bezweifle, daß dieses Gefühl im Zuschauer durch die vorge schriebene Verdunkelung der Bühne während dieser Scene abgeschwächt werden kann. Ich ermute sogar das Gegenteil! Wie unendlich ael poetischer kommt die Todesidee doch im 4. Akt zum Ausdruck, wenn der König dem Schwarzgeharnischten tollkühn das Visier herunterreißt und ihm ein leerer Helm entgegenhält; wie er dann die Nähe des Verhassten in den Ladungen des lebenglähenden Weibes fühlt und ihn endlich als „langen Kei“ auf dem unterganggeweihten Schiff seines Weibes aufrecht stehn sieht. Hier spüren wir etwas von dem grauenhaften Unbekannten, wie ein Hauch aus Noetierlands „Intruso“ weht es uns an.

Wie ich höre, ist der „Geotter Tod“ in Berlin bereits aufgeführt und — durchgefallen. Ich kann mir nur denken, daß eine unzureichende Darstellung daran die Schuld trug. Oder sollte die Tageskritik ihrem Namen einmal wieder so gründlich Ehre gemacht haben, daß sie blind und taub war für alles, was über den Tag hinausging?

J. J. Hinterstein (Tirol).

Otta Falkenberg.



K r i t i k.

Hans Leuß.

Humanis Homo! Verse von Hans Leuß. Berlin, Johann Sassenbach. 263 S. R. 3,50.

Am Ende des Jahres 1894 wurde der antisemitische Reichstagsabgeordnete Hans Leuß zu 3½ Jahren Zuchthaus verurteilt. Er hatte einen Meineid geleistet und mußte gerichtet werden, wenn auch die Höhe der

Strafe in weitesten Kreisen Aufsehen und Entrüstung hervorrief. Aber die Umstände, die diesen jungen Stürmer und Dränger zu dem falschen Schwur verleitet hatten, waren derart, daß ihm noch nach der Verurteilung an ehrenfesten Männern die Hand gedrückt wurde: „Sie haben als Gentleman gehandelt!“ Der Konflikt, in den er geraten war, mußte ihm zum Ver-

hängnis werden: stellte er als Zeuge in dem Eheheirathungsprozesse die aan ihm geliebte Frau bloß, wenn auch nur dadurch, daß er ein Zeugnis aerweigerte, so war er ein Schuft; schwarz er seine Beziehungen zu ihr ab, war er ein Meineidiger. Hans Leuß wählte das letztere: Ehre, Ruf, Zukunft und Freiheit opferte er seiner Liebe. Mägen die dreimal Heiligen diesen „Zuchthäusler“ auch heute noch mit Steinen bewerfen, ich stehe nicht an, zu erklären, daß ich seine That nicht nur begreife, sondern auch achte.

Im Zuchthause entstand sein Gedichtbuch „Humanis homo!“ Jeder und Tinte waren ihm verlag, jedes einzelne Gedicht entstand im Kopfe und mußte dauernd dem Gedächtnisse eingeprägt werden; erst nach seiner Entlassung konnte er an die Niederschrift gehen. Und wie des Freiherrn a. Trent Memoiren uns einen tiefen Blick thun lassen in das Kerkerleben des achtzehnten, so giebt uns Hans Leuß' Buch manches beredte Zeugnis aus den des folgenden Jahrhundert's. — Welche schreckliche Ungerechtigkeit liegt doch in dem Worte: „Gleiches Recht für Alle!“ Wie viel härter wird durch die gleiche Strafe ein den gebildeten Ständen angehöriger Mann getroffen, als ein unter Entbehrungen aller Art aufgewachsenes Kind des Volkes! Und nun erst ein Mensch oon der umfassenden Bildung Hans Leuß'! Er mußte im Zuchthause Qualen empfinden, von denen die meisten seiner Mitgefangenen keine Ahnung hatten. Was ihm aber dazu aersah, diese Qualen zu ertragen und was ihn aar einem seelischen Zusammenbruche schützte, das war dieselbe gute Goe, die auch den Freiherrn o. Trent seine lange Kerkerkraft ertragen ließ, die Phantasie. Von ihr läßt sich Hans Leuß in die fernsten Zeiten und Länder führen, unter ihrem Ruffe vergißt er die jammervolle Gegenwart und träumt selig aom Leben da draußen. Da ist er bald bei seinem friesischen Inselaall in den Stürmen der Nordsee, bald

bei den Beduinen Arabiens ader den Haava's auf Madagaskar. Jetzt träumt er in Erinnerungen an die Edda, nun ist er bei Calumbus, nun bei Rogart, nun bei Damitian. Schottische, esthnische, sibirische, indianische Motioe besingt er, bei Napoleon, Rembrandt, Blaise Pascal, Alfiabades, Montezuma ist er zu Gast — — ich möchte sagen, da ist keine Zeit und kein Land, wohin nicht die Phantasie den Dichter aus den engen Wänden seiner Zelle heraus hinträgt.

Und so, in dem Gleichgewichte seiner Seele wieder hergestellt, gewissermaßen oersöhnt mit seinem Schicksal, oernag er auch das, was um ihn herum oargeht, ruhiger, absektioer zu betrachten. Ist der Grundton aller der Lieder, die er auf seinen phantastischen Streifzügen sang, immer wieder der unbändige Freiheitsdrang des Inselriesen, der im Zuchthause aus dem antisemütschen Volkserzreter einen überzeugten Sozialisten machte, der heute über seine früheren judenheherischen Anschauungen lacht, so spricht aus seinen Zuchthausliedern, die zweifellos die besten des Buches sind, eine tiefe philosophische Resignation. Zusammengedrängt finden wir diese Anschauung in dem (äbrigens einzigen) lateinischen Zuchthauspsalm.

Wie muß es in der Seele eines Menschen ausschauen, der im Zuchthause ausrufen kann: „Welch ein lieblich Los ist das meine — — hier ist die Pforte des Himmels!“ — Und dabei: nicht der (aber ein) Glauben, sondern die philosophische Reflektion läßt ihn solche Worte sprechen, die wahrhaftig an die Seelengröße der Antike erinnern. Dr. G. G. Ewers.

Kritik.

Gedichte oon S. A. Weiß. Herausgegeben van seiner Witwe. Berlin, Canardia. M. 2.—.

Zauber der Ehe oon Richard Hamel. 4. Auflage der Dichtung „Ein Wannejahr“. Berlin, Weg. Dunder. M. 3.—.

Göttinger Rosenalmanach für 1900. Herausgegeben von Göttinger Studenten. Göttingen, Lüder Hofmann. M. 2.—.

Gedichte von Kurt Kram. Dresden, E. Pierian. 8°. M. 2.—.

Sonnenlieder im Jahresringe. Heidenische Gesänge aus Tirat aan Arthur van Wallpach. Berlin, Georg Heinrich Meyer. 8°. M. 2.—.

Es sind schlichte, einfache Weisen, die Lieder des früh verstorbenen S. A. Weiß, zu denen seine Witwe ein ebenso schlichtes wie tief ergreifendes Barwert geschrieben hat. Lieder, die ihm selbst und seiner Frau, die ihm geistig sehr nahe gestanden zu haben scheint, wohl viel Freude gemacht, manche Bitternis versüßt, manches Dunkel erhellt haben. Es spricht aus ihnen mitunter ein tiefes, warmes Empfinden, eine innige Liebe zu Natur und Weib. Trotz des schweren Schicksals, das den Toten verfolgt hat, fehlt jeder schrilte Mißklang, alles löst sich in weiche, weße Harmonie auf. Es ist viel Kantentianelles, aieles „aus zweiter Hand“ in den Gedichten Weiß', besonders in den „Bildern und Gestalten“. Aber er findet auch eigene Töne, wie im „Wintertag“, aber in dem in der Krankheit entstandenen „Fart aan hinnen“.

Die Richard Hamel'sche Dichtung „Zauber der Ehe“ ist seiner Zeit, als sie unter dem Titel „Ein Wannejahr“ erschienen, in der „Gesellschaft“ ausführlich besprochen worden. Freilich stimme ich mit Ernst Weßker(†) in der Wertung der in dem Buche enthaltenen Gedichte nicht überein. Wir erscheinen sie zu konventianell, zu wenig urprünglich. Die Tiefe und vor allem die Stärke der Empfindung, die in der Prosa glüht, mangelt ihnen, wenn auch nicht ganz, so doch zum Teil. Um so stärker und reiner wirken die Prosateile. Sie sind in ihrer dichterischen Schönheit, der Fülle des seelischen Inhalts, den der Dichter in diese Form gegossen, ein Haßeslied der Liebe, eine

mächtige, van einem starkem Gefühl durchglühte Verherrlichung der Liebe zum Weibe. Nicht der reinen Geschlechtsliebe, vor allem der seelischen Liebe, die aus den zwei Menschen einen, erst den wahren, vollständigen Menschen schafft. Diese Liebe ist ihm der Brennpunkt, in dem sich die Strahlen aller Gefühle zu einem leuchtenden, heißen Glanz vereinen. Gerade diese Vertiefung gestattet noch eine Steigerung des ersten, tiefen, herrlichen Glückes der Ehe, eine Steigerung, der der Durchschnittsmensch nicht teilhaftig wird; das ist der „Zauber der Ehe“.

In dem Göttinger Studentenalmanach sind sieben Autoren vertreten. Eine besondere Notwendigkeit lag für die Herausgabe dieses Bandes nicht vor. Ich kenne die früheren Jahrgänge nicht, der vorliegende ist, mit Ausnahme der Beiträge aan Vörries aan Münchhausen herzlich schwach; lyrisches Mittelgut, das man nicht tadeln und nicht loben mag; es schmeckt manches nach Anempfinderei. Münchhausen ist dagegen Eigenatur, die kräftige Töne anzuschlagen versteht. Die weiche Lyrik ist nicht seine Sache, sein Pathos ist oft zu klirrend und klingend und verbirgt mitunter den geringen Reichtum an Stimmung. Wenn der Dichter seine Eigenart nicht färciert und insalgebessen maniert wird — die Gefahr liegt sehr nahe — so ist nach manches Gute, wenn auch nicht gerade Bedeutende, aan ihm zu erwarten. Auf die übrigen Herrn will ich nicht besonders eingehen. Am meisten Talent scheint mir nach Lea in Ludwig Schülding zu haben, doch hat er sich noch nicht aus den Banden der Konventian frei zu machen verstanden.

Kurt Kram und Arthur aan Wallpach sind ähnliche Naturen, deren individuelle Verschiedenheiten durch das Willen, in das sie hineingestellt worden sind, bedingt werden. Wallpach, der schon mit seiner zweiten Gedichtsammlung auf den Plan tritt, ist der Bedeutendere. Er hat nach Ursprünglichkeit und vor allem Walbes-

frische. Es ist, als ob der Staub des modernen Lebens und Treibens sich auf Krams Seele gelegt, ihm einen Teil seiner Frische und Natürlichkeit genommen hätte. Die Bilder, hinter denen sich seine Stimmungen scheu zu verstecken suchen, sind mitunter gesucht und gewaltsam, man merkt es ihnen an, sie sind nicht aus den innersten, geheimnisvollen Tiefen der Künstlerseele heraufgequollen. Das ist bei Wallpach anders. Stimmung und Ausdruck sind eins, sind innig und fest mit einander verschmolzen. Seine Bilder sind gleichsam die Spiegel seiner Heimat mit ihren steinernen, trostigen, hochgipfeligen Bergen, die in den Himmel greifen, um sich das Licht herunter zu holen. Und aus seiner Heimat, in der er festgewurzelt steht und die feinsten Verzweigungen seines Wurzelgestochts immer tiefer hinabzutreiben versucht, saugt er die besten Kräfte: sein kraftstrotzendes, tropisches Wollen, seine siegtroch das Leben besorgende Lebensfreude, seine heiße Sehnsucht nach Licht, die all denen eignet, die dunkle Täler und sonnumblichte Berggipfel kennen. Kram sieht inmitten des industriellen Gebietes des Lebens Last und Glend; er ist ein düsterer Schilderer sozialer Not, die ihre tiefen Schatten in seine Seele wirft, ihn traurig und müde macht. Weiden aber eignet in den besten ihrer Gebiete eine starke Innigkeit des aus dem Innern frostvoll herausquellenden Empfindens; Lust am Kampf, am Hof, an der Liebe; kräftige Leidenschaft und Troch gegenüber den schleichenden Wächten der Korruption. Melodie und Mythos haben beide nicht, aber Wallpach hat Form und ist Meister der Sprache; er weiß in seine Verse Glanz und Wohlklang zu bannen, troch aller mangelnden Melodie. Sie sind beide — Kram und Wallpach — Plastiker und wissen Vorgänge in greifbarer Deutlichkeit vor Augen zu stellen. — Wächten beide ihren Weg finden in das Publikum, sie verdienen beide.

August Friedrich Krause.

Unterhaltungsliteratur.

Drei Menschen, Studie von einer Frau. Dresden, E. Pierhon. 46 S. M. 1,—.

Warnemünder Geschichten, Novellen von Anno Pilot. Braunschweig, Richard Sattler. 108 S. M. 3,—.

Sommer, Ein neues Geschichtenbuch von Friß Schott. Mit Buchschmuck von R. Reuer und Titelzeichnung von Franz Lippisch-Berlin. 2. Aufl. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 148 S.

Wondo von D. Eugen Thoffon. 3. Aufl. Leipzig, E. F. Tiefenboch. 117 S. M. 1,—.

Die Ritter vom Sporn. Erzählungen aus kavalieristischen Kreisen von Moriz von Koisenberg. (Moriz von Berg.) Mit Illustrationen von H. Lüders. Berlin, Karl Sieghismund. 272 S. M. 4,—.

Geschichten aus Tirol von Carl Wolf. 4. Samml. Innsbruck, A. Edlinger.

Anton Renz, Von der Feiertagschul bis zur Hochzeitsros. Innsbruck, Wogner.

Ein gebelzter Schurke. Übermäßige Geschichten von Adolf Flach. Umschlagzeichnung von G. Brandt. Berlin, Georg Rinuth.

Man erkennt es aus den ersten Blick, daß diese „Studie“ von einer Frau geschrieben worden ist. Mit den ehrlichen, freien und modernen Anschauungen der Verfasserin kontrastieren die häufig schwülstige Sprache, die gehäuften Bilder, die schablonenhaften Schilderungen, Märchen u. s. w., kurz das ganze, veraltete Requisit der Novellen- und Romanschreiberei vergangener Tage. Aber dennoch ist diese Schrift gut, denn sie hat den Willen zum Guten, sie ist von Wahrheit, Tiefe und Reinheit erfüllt. Wer dem Stile dieses Werkes gegenüber nachsichtig ist, wird die Gedanken, von welchen es beherrscht wird, leicht nachfühlen, wird Verwandtes in ihnen finden und die ehrliche und gesunde Moral, die

in den wenigen Seiten steckt, gerne anerkennen.

Auch die Warnemünder Geschichten verleugnen ihren Ursprung nicht. Es fehlt wie so oft in der Frauenliteratur die Kraft und Stärke psychologischer Schilderungen. Diese weiblichen Gestalten sind denn doch zu nahe an der „Gartenlaube“ vorübergegangen, oder haben wie Jemo ihre Unnotürlichkeit von Kuerbach geborgt. Wertwürdigerweise sind die Männer um vieles kerniger und flotter gezeichnet. Manche dieser Geschichten besitzen trotz der konventionellen Schreibweise, die oft seitenslang vorherrscht, im Grunde dennoch einen modernen Ton, weit sie frisch und ursprünglich empfunden sind. Der Lotse ist eine wahre Figur, dieser anscheinend so kalte und gefühllose Mann mit dem heißen Herzen, das im Unglücke vermesselt mit Gott hadert und dann so klein, so weich wird. Der harte Seemann hat immer etwas vom Kinde an sich, wie alle, die mehr mit der Natur als mit den Menschen in innigem Verkehr stehen. Am besten ist „Sie ist in den Himmel gegangen“. Es klingt wie aus plattdeutschem Kindermund, es schluchzt und weint in diesen einfachen, weichen Worten, der ganze hilflose, verlassene Jammer einer gequälten Kinderseele ergreift uns mit einer überaus starken Gewalt. „Sturmslut“ hätte eine realistischere Behandlung des Stoffes getragen. „Ein Mädchen aus alten Zeiten“, eine Geschichte aus dem Jahre 1311, besitzt trotz der hergebrochten Mängel historischer Romane lebhafteste Farben und naturhistorisches Kolorit.

In Friß Schotts neuem Geschichtenbuch ist der Sommer nur rein äußerlich. Wohl scheinen die goldigen Sonnenstrahlen ebenso warm auf die schütterten Kornfelder oder den Abhängen des Riesengebirges wie auf die Täler der Ost- und Nordsee. Aber die Menschen, die Schott uns zeigt, gerade die Menschen, die durch seine Darstellungweise am meisten Blut und Leben

gewinnen, tragen Sommer und Sommer-Sonnenglück nicht in ihrer Brust. Es sind die Enttähten, die nur von Ferne verstoßen Glück und Lebensfreude bei andern zu Gasten sehen, oder wie der oeme Junge in seiner elenden Hütte in den schlesischen Bergen einen Augenblick festiger Freude mit ihrem jungen Leben bezahlen müssen. Da gelingen der Verfasserin viele feine Bilder, die uns in eine nachdenkliche Stimmung versetzen, die uns unserm Selbst völlig entrücken, eine Nacht, die nur wenige Bücher besitzen. Dennoch ist Schott das Gefunde, Beglückte und Beglückende nicht fremd. Das zeigt die heitere Skizze „Hinter der Däne“, die uns in Friß Friemann mit einem prächtigen Menschen bekannt macht; auch Niets, der trotzstropende, häßliche Junge ist ein reizender Bursche. Ihre glücklichen Menschen empören nicht, sie verschönen, und der Jammer, das Elend, das sie uns zeigt, wirken nicht abschreckend. Es steckt etwas von dem gesunden Realismus der alten holländischen Moler in diesen kurzen Geschichten und flüchtigen Stimmungen.

Wando ist nicht eine jener fragwürdigen literarischen Erzeugnisse, wie sie sonst die Bände der verschiedenen „Kollektionen“ füllen, die uns im Bade oder auf der Reise die Zeit vertreiben helfen sollen. Es liegt ein starkes Können in dieser einfachen Geschichte, an der nur die breitspurige Einleitung im Anfange langweilt. Der Untergrund der Homblung ist die schon des Öfteren verwertete Thosche, doch unsere jungen Mädchen derart unter dem Druck des Zwanges der Gesellschaft stehen, daß durch ihn ihre sinnlichen Reigungen nicht nur verdeckt, sondern auch häufig völlig unterdrückt werden, doch aber andererseits die infolge der nicht vernunftgemäßen Erziehung verzwaltigte Geschlechtlichkeit, wenn sie einmal geweckt und zum Bewußtsein gebracht worden ist, sich oft bitter rächt und in tolle Häßlichkeit ausartet. Das Problem ist mit großer Treffsicherheit

durchgeführt, ohne daß der Verfasser didere Farben auftragen würde, als es gerade nötig ist. Der Charakter der Kellnerin Olga — die an die Anfänge der modernen Richtung erinnert — und die Gestalt Wandas sind sehr gut gezeichnet. Die Männer treten in dieser Erzählung mehr in den Hintergrund. Alles in allem viel mehr, als man in einem Bändchen einer Kollection „Brillant“ vermuten würde.

Seit wiederum ein Pflückeron Stoffe aus dem Leben des Soldaten und aus dem Kriegstreiben lyrisch ausgestaltet und novellistisch bearbeitet hat, seit Carl von Torrefanis Lebenswahren, frisch-leden Reitergeschichten ist das Interesse und die Vorliebe für diese Art erzählender Kunst auch in litterarischen Kreisen, die aan einem Buche mehr als bloße Unterhaltung verlangen, wieder reger geworden. Eine tiefergehende Teilnahme werden Karik aan Bergs „Die Ritter vom Sporn“ aber nicht erwecken, sie sind ihrem künstlerischem Werte nach an Hofländers „Aus Krieg und Frieden“ oder „Der letzte Bombardier“ zu messen.

Carl Dolls Geschichten aus Tiral sind in Osterreich nicht unbekannt. Sie besitzen gerade so viel Lokalkolorit, daß sie ihren Titel rechtfertigen können, genug derben Humor, um zum Lachen zu reizen, und eine nicht allzu aufdringliche Färbung im Dialekt. Die Charakterzeichnung ist gewiß anderen Tiroler Dialekt-dichtern besser gelungen, erhebt sich aber immer noch um ein gutes Stück über die litterarischen Farbendrude dieser Gattung. Im Ganzen: es sind Feuilletans, denen wir zur Unterhaltung in den Tageblättern gerne begegnen, und die wir uns gesammelt in der Buchausgabe immer noch gefallen lassen können.

Höher steht Kenks kleines aber aus dem Volksleben herausgeschöpftes Bändchen. Es stellt eine beachtenswerte Bereicherung unserer Kenntnis des tirolischen Volkes, seines Lebens, seiner Gebräuche und seiner

Eigenart dar. Sein „Schnabohüpsal“ ist „a tanzigs Osang“ und seine Prosa kein gemachtes Kunststückchen, sondern eine bade-nständige, kernige und wahre Sprache.

Das letzte der hier besprochenen drei Bücher hat dem Setzer unnötige Mühe gemacht. Karl Zwain wird ohnehin immer schlecht ins Deutsche übersetzt, es war nicht notwendig, ihn noch schlechter nachzuahmen.

Arnald Hagenaucr.

Kunst.

Das Künstlerbuch. Band V. Fritz von Uebe von Franz Hermann Reihner. Berlin, Schuster & Koelller. 8°. R. 3.—.

In F. H. Reihners verdienstlichem Unternehmen, die ersten unserer zeitgenössischen Maler einem größerem Publikum näher zu rücken, ist das Erscheinen einer Monographie über Fritz von Uebe ein neuer wichtiger Schritt aarwärt, denn der ehrliche Laie wird gerade den Werken dieses Meisters gegenüber häufig eingestehen müssen, daß er sich über die Ziele und Ideale seiner Kunst nicht aällig klar ist. Er muß es dem Autor des Uebe-Büchleins daher Dank wissen, wenn dieser ihm in populärer Form erfolgreich das Verständnis hierfür zu erschließen versucht.

Neben den üblichen biographischen Mitteilungen — bei dem ehemaligen Rittmeister der sächsischen Gardereiter und jetzigen Münchner Maler interessant genug — und manchen intimen, im persönlichen Verkehr, in Atelier-Gesprächen wahrgenommenen Zuge, welcher das Charakterbild auch des Menschen Uebe treffend aervollständigt, bringt Reihners Schrift aornehmlich eine Beschreibung und Bewertung seiner Gemälde und erklärt ihre Stellung und Bedeutung innerhalb unsers heutigen Kunstschaffens.

Uebes künstlerischer Entwicklungsgang ist aielseitig und gebiegen. Der Knabe bildet sich an Adolph Menzels Friedericianischen Zeichnungen, der reife Mann sabann strebt weiter, beinflusst aan Makort in Wien und Munkoerz in Paris. Mit deutschem Fleiße studiert er die alten Italiener, merkt aber dann doch, daß die starken Wurzeln seiner Kraft diesseits der Alpen liegen, und gerät über die Werte des grahen Franz Hals zu den Meistern der Niederlande, welche er in ihrer Heimat aufsucht und gründlich kennen lernt. Die frühen Bilder Uebes zeigen Spuren solcher „Hollandgängerei“, dann aber, nach-

dem er von den besten Malern und von den besten Bildern gelernt, alles geprüft und das Beste behalten hat, entwickelt er sich zu völliger künstlerischer Selbständigkeit und wird der „Schöpfer eines neuen religiösen Stiles aus dem Zeitgeist heraus“. Wie Dürer, Holbein, Cranach und Rembrandt die Uebersetzer der biblischen Erzende in den Daseinskreis des Städtertums ihrer Zeiten sind, so ist die christliche Religion in Uhd's Bildern proletarisch, wie der Zeitzug. Uhd ist der bedeutendste der sozialen Maler, welche uns das ausgehende 19. Jahrhundert wie die sozialen Dichter und Dramatiker brachte, aber wo andere „Armeleut-Maler“ nur die animalische Außenseite des Arbeiterstandes, dieses Stiefkinds des Glückes — wiedergeben, gelingt ihm die fetliche Darstellung der Grundgedanken des Christentums mit malerischen Mitteln. Und hierin liegt gleichzeitig das deutsche Wesen seiner Kunst. Wenn Christus auf seinen Bildern, in welchen sich Uhd als einer der ersten oirtuosen Techniker der Freilicht-Malerei zeigt, als ärmlicher leidensblasser Zimmermannssohn im Kreise heutiger Handwerker- und Bauertypen erscheint, so liegt dieser Auffassung die tiefere Anschauung zu Grunde, „daß der Heiland noch immer unerkannt umgibt unter den Menschen.“ Wehners Schrift, welche durch reichhaltig beigegebenes Abbildungsmaterial illustriert wird, ist wohlgerichtet, Fröh von Uhd in der modernen Kunstgeschichte den Platz sichern zu helfen, welchen er mit Zug verdient, und gehört somit zu den nicht zwecklos geschriebenen Büchern.

Dr. Arthur Lindner.

Eine Pilgerfahrt nach Oberammergau

nebst sechs Plaudereien von Jerome K. Jerome, dem auch in Deutschland hinlänglich bekannten englischen Humoristen, hat Julius Kaulen übersetzt und als schmuckes Bändchen im Format bequemer Taschenliteratur bei Karl Schünemann in Bremen erscheinen lassen. (359 S.)

Ich selbst habe auch heuer wieder wie vor zehn Jahren die Pilgerfahrt in der festen Absicht gemacht, meine Eindrücke vom Passionspiel und seinem drum und dran scharf zu fixieren. Ich habe das Ergebnis vor zehn Jahren in der

„Gesellschaft“, diesmal in der „Zukunft“ niedergelegt. Es ist durchaus abweichend von dem des Engländers wie von dem der deutschen Kollegen, deren Berichte mir zu Gesicht gekommen. Die frommen Herzen mögen sich winden vor Ärger und Gram: ich habe in Oberammergau heuer weniger als jemals Erfreuliches gefunden, nichts was mit der wahrhaften Heiligkeit von Religion und Kunst etwas gemein hätte, dagegen sehr viel, was als industrielles Spekulantum dem Sinne und der Bedeutung der christlichen Passion unerschämmt ins Gesicht schlägt. Aber ich habe auch erkannt, daß im System der modernen Massen-Ausbeutung nichts anderes zu erwarten ist, als was man in Oberammergau vorgefekt erhält. Erstaunlich ist nur das allgemeine Übereinkommen des internationalen Reportertums, der Lüge und dem Dumbug mit solcher Kraft und Ausdauer zu dienen. Noch erstaunlicher die Selbstbelugung der frommen Seelen. Herdengeist und Geschäftssinn verrichten Wunder. Nur sollten sie nicht verlangen, daß wir anderen blind und stumm sein sollen, so oft wir hinter ihre Kulissen gucken und auf ihre Komödiantenschliche kommen.

Kaioe fragen immer wieder: Wie ist die Anziehung Oberammergaus zu erklären? Macht's einer dem andern nach, daß diese fabelhaften Massen-Wallfahrten zustande kommen, oder ergreift's wirklich viele so spontan und tief? Es ist unnütz, auf diese Fragen zu antworten. Kaioe sind unbefehrbar. Da hält kein Wissen und keine Weisheit vor. Aber was selbst Kaioe begreifen, ist dies, daß alles was Englisch spricht, in Oberammergau an seinem Plage ist, denn was englisch denkt und spricht, ist allem Religiösen und Künstlerischen gegenüber von kritikloser Anempfindung und Bewunderung. Die Kassetten der dargestellten Kreuzschleppungs- und Aufhänge- und Abmurrungs-Scenen insonderheit müssen für den Geschmack der Centlemen und Ladies ein gefundenes Feiertags-Fressen

sein. Im Blutrünstigen Orgien sentimentaler Andacht zu feiern, ist für diese Herrschaften eine ausgezeichnete Sache. Was dieses englische Bedürfnis aus dem Passianspiel und dieses wieder aus den biederen Oberammergauern gemacht, das wäre einer eigenen Untersuchung wert. Aber die Kulturmenschen haben im Augenblick anderes zu thun.

Natürlich ist auch dem humanistischen Mister Jerame im alpinen Passiansdorf der Spieß aergangen, er fühlte sich framm angeregt und künstlerisch erbaut, wie aan einer richtigen englischen Unternehmung. Es wird wohl nach die Zeit kommen, wa die Engländer, diese Rumra-Eins-Menschen und Wettbeherrscher aus dem FK, auch die Oberammergauer Passian aallständig in die Hand nehmen! Und es wäre nicht schade drum!

Schriftstellerisch angesehen, ist das Büchlein des Mister Jerame R. Jerame, wie es Herr Kaulen zusammengestellt hat, keine äble Leistung. Vieles ist prächtig ulkig. In einer Form, die litterarisch tabellos. Weit bedeutender in der Persönlichkeitsnote, als 1888 z. B. bei uns so lange als Buchhalzen oder Bliemchen-Humor preisenswert gegallten. Das angezüchtete englische Herrengesühl tritt bei Jerame ganz anders durch und alstert die fremden Dinge aus einem höheren Punkt, als der blanke Philister-Übermut der Herren Stinde, Schumann, Wötcher und Kampagne. Manches kann den aergleichenden und prüfenden deutschen Leser gerabezu mit Reid — ich meine nicht die schädige Sorte — erfüllen. Der englische Humar kann also nach bei uns eine erzieherische Rolle spielen, das dürfen wir ruhig zugeben. Und einzeine Stücke in den Schriften aan Jerame R. Jerame sind in guter Übersetzung eine ernsthafte Bereicherung unserer humanistischen Lektüre. Herr Kaulen ist nach nicht durchweg ein guter Übersetzer. Er scheint unnötig schnell die Sache zu machen, ohne aiel künstlerisches Nachdenken,

und in diesem Handwerker-Eifer haut er zuweilen ärgerlich daneben.

R. G. Canrad.

Autobiographien.

Zeitgenössische Selbstbiographien. Im Verlage aan Schuster & Loeffler. Berlin und Leipzig.

Vand I: Meine Lebensweise. Von Hermann aan Lingg. 8°. R. 5,—.

Vand II: Richter und Dichter. Von Ernst Wihert. 8°. R. 6,—. Beide Bücher mit dem Bilde der Verfassers.

Während Frankreich seit Jahrhunderten den Ruf genießt das Vaterland und die Heimstätte der Romane und Biographien zu sein, war bis aar kurzen in Deutschland die Litteratur der Denkwürdigkeiten nur wenig aertreten. Erst in neuester Zeit macht sich hierin ein erstaunlicher Fortschritt bemerkbar. Dieser Strömung folgend, übernimmt es die Verlagsbuchhandlung Schuster & Loeffler, eine gleichmäßig und aarnehm ausgestattete Sammlung aan „zeitgenössischen Selbstbiographien“ herauszugeben, denen der Charakter eines „abgerundeten Kunstwerkes“ gewahrt bleiben soll. Und die beiden ersten Männer, die sich uns aarstellen, sind der Restor der süddeutschen und ein Senior der norddeutschen Dichter: Hermann aan Lingg und Ernst Wihert.

Hermann van Lingg, dessen 70. und 80. Geburtstag die gesamte Presse feierte, aerbant seinen wahlverdienten Rufm weniger seinen Dramen als aielmehr seinen Novellen im alten Stil, seinen großangelegten Geschichts- und Charakterbildern episch-lyrischer Gattung, aerschiedenen frischen und gedankenreinen Liedern und einer Reihe aan Glanzpartien in seinem Riesenfestaspaß „Die Wölterwanderung“. Was uns an diesen Erzeugnissen am meisten fesselt, ist die Erhabenheit der Phantasie, das tiefe Erfassen geschichtlicher Ereignisse und Zusammenhänge, die echtdeutsche Sittlichkeit der Weltanschauung. Aber andererseits kann mau nicht aergehlen, daß seinen Dichtungen zumieist der intime Seelen- und Stimmungszauber, das je no sais quod der Moderne fehlt. Denn mag auch Lingg ein scharf ausgeprägter Dichtertalps sein, er gehört in seiner ganzen Wesensart zur alten Schule mit ihren Vorzügen und — Schwächen. Und auserdem vermißt mau bei ihm jene kritische Selbstzucht, die das zweifellos Kinderwertige und Wertlose erdarmungslos

von der Veröffentlichung ausschließt. Dieser Vorwurf trifft auch den allergrößten Teil von den in seine „Lebensreise“ aufgenommenen Gedichten und Tagebuch-Aufzeichnungen, der am besten ungedruckt geblieben wäre. Im übrigen aber ist seine Selbstbiographie ein sehr lesens- und lobenswertes Buch. Denn fast überall hat man die wohlthunende Empfindung, daß hier ein kraftvoller und gediegener Geist von hoher Warte herab zu uns spricht, dessen „großes Muster Racheiferung weht“. Der erste Teil der „Lebensreise“ umfaßt die Jahre 1820—51, d. h. die Kindheit, die Schulzeit, die Universitätsstudien und die militärische Wirkksamkeit; der zweite behandelt Vingsås Leben als Pensionär von 1851 bis jetzt, woraus namentlich das Erscheinen seiner von Geibel eingeführten „Gedichte“ (1854) Erwähnung verdient. Es ist ein an großen und überraschenden Ereignissen nicht eben sehr reiches Leben, das sich uns offenbart. Aber doch bietet es an Beteuerung, Anregung und Unterhaltung die Fülle. Und besonders gewinnen die Kulturblätten um den Bodensee, der Rürnherer Dichterkreis und das Staffische Italien durch die anschauliche und kraftvolle Darstellung des bayerischen Dichters Leben und Gestalt. Kurz ein Buch, das man gern in seine Bibliothek einreißt!

Eine gleiche Anerkennung gebührt der Arbeit des Ostpreußen Ernst Wichert „Richter und Dichter“. Geboren 1831 zu Insterburg, war er 36 Jahre in richterlichen Stellungen thätig, und erst seit 1896 pflegt er der wahlordienten Altersruhe. Und doch fand sein höchst elastischer und arbeitsamer Geist mitten in den Aufregungen und Geschäften eines so schweren Berufes noch Geist für verschiedene Ehrenämter, so z. B. für den Vorsitz des Vereins „Berliner Presse“ und die Mitbegründung der „Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten“, vor allem noch Ruhe und Sammlung für eine ungemein fruchtbare Schriftstellerei. Vier volle Seiten umfaßt am Ende der Selbstbiographie das Verzeichnis seiner Werke. Daß darunter viel Mittelgut lagert, wem dürfte es verwundern? Aber jedenfalls sichern verschiedene Lustspiele, die Dagensallern-Dramen „Aus eigenem Recht“ und „Im Dienste der Pflicht“, die „Litthauischen Geschichten“ und einige historische, in der Landschaft Preußen spielende Romane den hervorragenden Vertreter „der älteren Richtung“ einen dauernden Platz in der Literatur-

geschichte. Und zu seinen besten Werken rechne ich seine Selbstbiographie. Sie giebt uns nicht nur einen ruhig und sachlich gehaltenen Bericht über ein „sästliches Leben der Mühe und Arbeit“, namentlich über seine schriftstellerische Bestrebungen und Erfolge, sondern sie läßt auch mancherlei Streiftüchter auf die vielen Zeitströmungen und Zeitwechsel fallen, an denen das vergangene Jahrhundert so reich gewesen ist. Besonders interessant sind Wicherts von ehrlicher Ueberzeugung durchdrungenen Kunstansichten, denen allerdings die Moderne oft genug widersprechen wird. Und bemängeln möchte ich nur, daß der Verfasser persönlichen Kleinram und untergeordnete Namen allzu pietätvoll herangezogen hat. Alles in allem ist Wicherts „Richter und Dichter“ ein Buch, dem man aufrichtig Glück auf den Weg wünschen kann, grade wie Vingsås „Meine Lebensreise“, wenn sie uns auch nicht tiefere Aufschlüsse über das dichterische Mysterium geben. Und beide bewahrheiten das Wort: „Erst liegt das Leben vor der ersten Seite“.

Dr. G. Friedrich.

Deutsche Litteratur im Auslande.

Das finnische Theater in Helsingfors stellt eine Anzahl Neuheiten in Aussicht. Die deutsche Dramen-Litteratur wird dabei außer durch eine finnische Uebersetzung von Goethes „Egmont“ durch solche von mehreren Stücken Hauptmanns und Dreyers „Probefandibat“ oertreten sein.

Zuſ die Menſur!

I.

Redaktion, die Wahrheit oerlangt das Wort!

Mit dem letzten Sage seines „Berliner Premierenmarktes“ (1. Septbr.-Heft Ihrer Zeitschrift) tritt Herr John Schikowski drei Autoren auf einmal.

Diese kurze und bündige Aufräumungsarbeit ist eine Gewaltthatigkeit, weil Lohars „König Horsetin“ keine Totgeburt, sondern eine achtenswerte, geistreiche Satire auf die Autokratie ist, die weit über's Mittelmaß herausragt.

Ich trete Herrn Schikowski öffentlich entgegen, damit

1. die Wahrheit in der Mitte bleibt,
2. das laus-, lese- und urteilsfähige Publikum oom Wilde keine oerzerete Reproduktion erhält,

3. Herr Schitowski Gelegenheit hat, seine einseitige, unbegründete Aburteilung zu rechtfertigen.

Die öffentliche Kritik hat die Pflicht:

1. objektiv zu sein und zu begründen,
2. die Verlen eines Produktes zu finden, zu zeigen und auf die unnütze Schote hinzuweisen,
3. dadurch die Werte von den Unwerten zu scheiden, damit das Publikum an den Werten sich bildet und den Tombol liegen läßt.

Dadurch werden die deutschen Dichter gefördert und vor dem Verhungern geschützt, während die Dilettanten gezwungen werden, ehrliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden.

Darum, Herr John Schitowski, muß diese Ihre oecumenische Art der Kritik mit festem Fußtritt vernichtet werden.

Frz. (Brsg.)

Koloff.

II.

Die Redaktion der „Gesellschaft“ übersandte mir die vorliebende ergötliche Apostrophierung, und da ich das Vergnügen, das mir die Lektüre derselben bereitete, auch dem weiteren Leserkreise zukommen lassen wollte, so unterstützte ich die Bitte des Herrn Verfassers, seinen Brief abzdrukden.

Nachdem aber nun einmal die Wahrheit selbst das Wort ergriffen hat, wäre es eine Insolenz, wenn ich, ein Suchender und Irrender, etwa eine Silbe der Rechtfertigung wagen wollte. Ich stelle vielmehr die Entscheidung meiner Schote dem laul-, lese- und urteilsfähigen Publikum anheim, dem es gelingen möge, die Perlen vom Tombol zu sondern, auf daß die Wahrheit in der Mitte bleibe. Nur für etwaige Gesichts- und Temperamentserwandte des empörrten Stillkünstlers aus Freiburg sei bemerkt, daß ich Lothors „König Horkelin“ nach wie vor für eine Totgeburt halte und noch wie vor der Meinung bin, daß „kurze und bündige Aufräumungsarbeiten“ Angesichts der heute herrschenden dramatischen Ueberproduktion für den Referenten einer literarischen Revue zuweilen eine Notwendigkeit sind. Ueber diese Notwendigkeit werden uns auch die „seltenen Fußtritte“ rufender Kolosse leider nicht hinweghelfen können.

Charlottenburg, im September.

Dr. John Schitowski.

Briefkasten.

Franz von Sillern, Wien I. Mein Brief an Sie kam als unbefleht über.

Meta Maria in Hamburg. Warum pseudonym und ohne Adresse! Und doch können sich Ihre Gedichte lesen lassen.
L. J.

Der heutigen Nummer der „Gesellschaft“ liegen folgende Prospekte bei:

Deutschlands Kolonien und Kolonialkriege von H. von Bülow.

E. Pierfon's Verlag, Dresden.

Illustrierte Monatschrift „Die Insel“. Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig.

Sozialistische Monatshefte. Administration: Berlin W., Lühom Straße 85^A.

An unsere Leser richten wir die ergebene Bitte, in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder „Die Gesellschaft“ zu verlangen oder zu empfehlen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Gewähr. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Sprechstunden nur Montag und Donnerstag, Nachm. 4 bis 6 Uhr. Berlin, Grabenstr. 16, III.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin W. 30, Grabenstr. 16.
Verlag und Druck der „Gesellschaft“: E. Pierfon's Verlag (R. Linds) in Dresden.



Band IV. ❀ 1900. ❀ Heft 2.
*
*
*

Sozialdemokratische Zolldebatten.

Von Georg Bernhard.

(Berlin.)

Wir stehen augenblicklich im Zeichen der Handelsverträge. In den Ministerien ist man eifrig mit der Herstellung des neuen Tarifes beschäftigt und alle Interessenten rühren sich aufs eifrigste. Eine Flut von Gutachten und Petitionen sind schon den Weg alles „schätzbaren Materials“ gewandelt, und man darf sehr gespannt darauf sein, wess Geisteskind schließlich der neue Tarif sein wird. Aber ein Hauptinteressent wird nicht gefragt, er sitzt, wie das in Deutschland bereits seit einer Reihe von Jahren üblich ist, auch bei dieser für ihn so wichtigen Frage, völlig abseits: das ist der deutsche Konsument. Die große Masse, deren Lebensschicksal zum guten Teil von dem Ergebnis der neuen Handelsvertragsbestimmungen abhängen soll, wird nicht gefragt, und zeigt auch merkwürdigerweise vorläufig noch gar kein Interesse für diese wichtige Angelegenheit. Es ist eigentlich unglanblich, daß selbst den recht aufbringlich geäußerten Wünschen unserer Agrarier gegenüber das Volk erregungslos geblieben ist, und daß der Krieg in China die Gemüter für und wider viel mehr bewegt hat, als die handelspolitische Frage, welche doch nicht mehr und nicht weniger als eine Lebensfrage für Deutschland bedeutet.

Vor allem hat es allgemeine Verwunderung hervorgerufen, daß auch die sozialdemokratische Partei, die sich nicht leicht eine Gelegenheit zur Agitation entgehen zu lassen pflegt, und deren Wählerscharen doch recht eigentlich an der Handelsvertragspolitik interessiert sind, noch gar nicht, außer gelegentlichen Preßartikeln, begonnen hat, die weiten Volkskreise über die Bedeutung der kommenden Dinge aufzuklären. Man war um so mehr gespannt auf den Verlauf des diesjährigen Mainzer Parteitagcs, auf welchem, neben der augenblicklich besonders für Preußen recht wichtigen Frage der Verkehrs politik, auch über die Handels politik debattiert werden sollte. Es war diesmal nicht das erste Mal, daß die Sozialdemokratie sich parteioffiziell mit dieser Frage beschäftigte. Schon vor zwei Jahren, auf dem Parteitage in Stuttgart, entspann sich um die Prinzipienfrage, ob Freihandel oder Schutz Zoll, eine heftige Debatte. Es zeigte sich damals in der Partei eine weitgehende Spaltung der Ansichten. Vornehmlich divergierten Führer darin, daß die einen den konsumierenden Arbeiter in den Vordergrund stellten, während die andern mit Recht darauf hinwiesen, daß die Arbeiterschaft auch ganz wesentlich als Produzenten interessiert seien, daß ihnen also schließlich nicht allein an billigen Preisen, sondern auch am Wohlergehen der Industrie gelegen sein müsse.

Diese Ansicht ist bei einzelnen Vertretern der Sozialdemokratie schon vorhanden gewesen von dem Tage an, wo sie in Deutschland überhaupt zuerst vor eine praktische Zollalternative gestellt worden ist. Ihrer historischen Tradition nach ist die Partei entschieden freihändlerisch, und man kann wohl sagen, daß es heute ausgesprochene Schutz zöllner unter ihren Führern so gut wie gar nicht giebt. Vielleicht könnte man in der Parteigeschichte als solchen den verstorbenen hochbegabten Abgeordneten Kayser bezeichnen, der außerdem auch die Marotte hatte, für die Silberwährung einzutreten. Aber er dürfte doch vereinzelt geblieben sein. Dagegen sind sozialdemokratische Abgeordnete die einzigen gewesen, welche in der Zeit der wütesten Interessenkämpfe am Ausgang der 70er Jahre in ruhiger Überlegung zu dem Resultat kamen, daß die Frage: Schutz Zoll oder Freihandel, eine wesentlich praktische Bedeutung habe, daß sie nicht zum Gegenstand einer wirtschaftlichen Doktrin gemacht werden könne, sondern von Fall zu Fall entschieden werden müsse. Auf dem Stuttgarter Parteitag hat Schippel, der augenblicklich wohl als der bedeutendste praktische Handelspolitiker der Sozialdemokratie angesehen werden muß, in seinem Referat auf die Haltung Hasenclevers, von Schweigers und Brackes in den Kämpfen um die Hochschützölle von 1878 hingewiesen. Und die Sozialdemokratie kann darauf stolz sein, daß ihre Abgeordneten sich seiner

Zeit nicht prinzipiell ablehnend gegenüber allen Zollforderungen verhalten haben. Denn es steht für jeden Einsichtigen ganz außer Frage, daß erst unter dem Zollschutz die deutsche Industrie die Kraft gewonnen hat, welche ihr den richtigen Nutzen von den Handelsverträgen schaffte.

Aber neben diesen praktischen Köpfen ist eben leider in der Sozialdemokratie noch immer die prinzipielle Theorie eine ausschlaggebende Macht. In Stuttgart fand das ganz vorzügliche Schippelsche Referat harte Gegnerschaft, namentlich in dem Korreferenten Rautsky, dem die alten Garbetruppen der Partei sekundierten. Allein die Namen Muer, von Vollmar, von Elm, David und Heine zeigten doch auch an, daß die Fraktion der Praktiker an geistigen Qualitäten keineswegs mehr hinter den Theoretikern zurückzustehen brauchte.

Inzwischen ist der Einfluß der Gegenwartsrichtung in der Partei entschieden gestiegen und man glaubte, daß diesmal in Mainz die rein theoretisierenden Handelspolitiker sich kaum noch hervorrwagen würden. Hatte doch sogar Rautsky in der „Neuen Zeit“ selbst anerkannt, daß es sich diesmal bei der Erneuerung der Handelsverträge doch nicht ermöglichen lasse, die Prinzipienfrage in den Vordergrund zu stellen, sondern daß es sich hauptsächlich darum handeln würde, einer weiteren Erhöhung der Zollsätze entgegenzutreten. Auch die Wahl des Abgeordneten Calwer zum Referenten schien diesen Vermutungen recht zu geben.

Calwer gehört erst seit der letzten Wahl dem Reichstage an und dürfte wohl auch in den sozialdemokratischen Kreisen des Auslandes durch den diesmaligen Parteitag zum ersten Male bekannt geworden sein. In den Kreisen der zünftigen Sozialpolitiker kennt man ihn schon geraume Zeit und bei seiner Wahl rief seiner Zeit die konservative „Kreuzzeitung“ ihn frohlockend als Schutzzöllner aus. Daß Calwer prinzipieller Schutzzöllner sei, wäre zu viel behauptet, aber er ist auf handelspolitischem Gebiet einer der entschiedensten Realpolitiker der Partei. Nach seiner geistigen Entwicklung ist das eigentlich recht wunderbar, denn wenn jemand vom Kandidaten der Theologie zum sozialdemokratischen Schriftsteller wird, so sollte man in ihm eigentlich mehr einen Mann der Idee, als einen prosaischen Praktiker wittern. Aber Calwer ist nichtsweniger als ein Ideenheros, seine Stärke liegt vornehmlich auf den Spezialgebieten der Handels- und engeren Wirtschaftspolitik. Durch seine Mitarbeiterschaft an der von dem bekannten Sozialpolitiker Jastrow herausgegebenen Zeitschrift „Der Arbeitsmarkt“ ist er mehr und mehr zu einem Studium der praktischen Grundlagen unserer Volkswirtschaft gekommen und hat in der Schule der Praxis gelernt, die Dinge von verschiedenen Seiten anzusehen.

Seiner Eigenart gemäß verzichtete der Referent darauf, die große Prinzipienfrage aufzurollen, obwohl dazu eigentlich gerade diesmal ein äußerer Anlaß vorgelegen hätte. Denn das, was die Partei veranlaßte, die Frage auf die Tagesordnung des diesmaligen Parteitages zu setzen, war der Beschluß einer rheinischen Bergarbeiterorganisation, welcher sich gegen die Heranziehung fremder, namentlich polnischer Bergarbeiter, wandte. Die Resolution begründete den Einspruch damit, daß die polnischen Arbeiter durch ihre mangelhafte Kenntnis der deutschen Sprache die Sicherheit im Bergwerk in Frage stellten, und daß sie die Interessen der Arbeiterschaft durch die mangelnde Organisation gefährdeten. In Wirklichkeit aber ist dieser Beschluß ein rein schutzöllnerischer. Es regt sich eben in dem Arbeiter die lange vernachlässigte Produzentenseele, die beim Nahen der geringsten Gefahr, die dem Verkauf ihrer Ware „Arbeitskraft“ droht, sofort nach schutzöllnerischer Abschließung ruft. Hier wäre eingehend zu erörtern gewesen, in wie weit diese Forderung gerechtfertigt ist und in wie weit sich das reine Freihandelsprinzip damit verträgt. Statt dessen begnügte sich Calwer damit, die wichtigste praktische Frage, welche bei der Erneuerung der Handelsverträge zu lösen sein wird, nämlich die fernere Gestaltung unseres Verhältnisses zu Amerika, herauszugreifen. Die reinen Freihändler in der Partei, an ihrer Spitze Rantsky, pressen diese Frage in das Prokrustesbett des Systems, indem sie sagen, es sei notwendig unsere Technik zu vervollkommen, es sei notwendig die Intelligenz der Arbeiter zu heben und daraus ergebe sich dann von selbst die erhöhte Konkurrenzfähigkeit der deutschen Waren. Hier spricht sehr viel die Vorliebe für das politisch freie Amerika mit, welche Repressivmaßregeln gern vermieden sehen möchte. Calwers Antwort lautet anders. Er sieht den Grund des Übels in unserm Meistbegünstigungsverhältnis zu Amerika und ist der Ansicht, daß nur eine Kündigung der Meistbegünstigung bessere Verhältnisse schaffen kann. Calwer hatte sogar den Mut, die Eventualität eines Zollkampfes mit Amerika zu empfehlen.

Die Calwersche Rede krankte leider auch in diesem praktischen Teil an dem Fehler der Unklarheit. Vor allem vermißte man eine Auseinandersetzung über die grundsätzliche Bedeutung der Meistbegünstigung. Wie nötig sie gewesen wäre, davon legt am deutlichsten der Umstand Zeugnis ab, daß kein Redner der Diskussion nach irgend einer Richtung diese Frage anschnitt. So weit die Meistbegünstigung überhaupt in der Diskussion erwähnt wurde, zeigte man sich von einer geradezu frappierenden Kenntnislosigkeit.

Mußte das Calwersche Referat schon unbedingt enttäuschen, so darf man dem Niveau der Diskussion das Zeugnis ausstellen, das es den

niedrigsten Stand aufweist, den wir bisher auf sozialdemokratischen Parteitagungen beobachtet haben. Von den Sachverständigen der Partei sprach niemand, Schippel schwieg, Kautsky schwieg, nur der bekannte hessische Abgeordnete Dr. David ließ sich herbei, einige wenig hervorragende Worte zur Sache zu äußern. Nebel, der krank war, konnte den Verhandlungen nicht die im Interesse der Sache erwünschte Aufmerksamkeit widmen und Vollmar beschäftigte die Abwehr der Reichseisenbahnideen viel zu sehr. Das große Wort führten zwei Delegierte, die ganz und gar nicht dazu berufen waren, nämlich Fräulein Dr. Luxemburg und der wahrscheinlich demnächst für Berlin in den Reichstag zu wählende Georg Ledebour. Beide sind von hoher Intelligenz und von unschätzbarem Wert für die Agitation, aber als handelspolitische Sachverständige zu fungieren, haben sie nicht die geringste Veranlassung. Fräulein Luxemburg wurde durch ihr lebhaftes Temperament dazu veranlaßt als *communis opinio doktorum* hinzustellen, daß die Meistbegünstigung die Vorbedingung jedes freien Handelsverkehrs sei. Sie that das ohne in der Versammlung, ja selbst ohne vom Referenten, ernsthaften Widerspruch zu erfahren, während der Widerspruch dagegen doch wirklich sehr leicht war. Unbedingt muß man Calwer darin recht geben, daß, wie die Verhältnisse leider liegen, die Meistbegünstigung eher eine Fessel als eine Erleichterung gerade für Deutschland ist. Gerade wir Deutschen können so recht fühlen, wie wenig die Meistbegünstigung unter allen Umständen freihändlerisch wirkt. Es war ja einer der verhängnisvollsten politischen Fehler Bismarcks, daß er im § 11 des Frankfurter Friedensvertrages die Meistbegünstigung stipulierte. Denn kurze Zeit nach Abschluß des Vertrages kündigte Frankreich seine alten Handelsverträge und wurde ständig schutzöllnerischer, so daß wir heute aus von seiten Frankreichs hohe Zölle gefallen lassen müssen, während Frankreich andererseits durch die Meistbegünstigung uns gegenüber infolge unserer zahlreichen Handelsverträge bedeutend im Vorteil ist. Die fanatischen Theoretiker übersehen hier eben meist, daß Handelsverträge nicht rein freihändlerische Gebiete, sondern Kompromisse zwischen Schutz Zoll und Freihandel darstellen. So lange allgemein in den Zolltarifen die freihändlerische Anschauung überwog, so lange war für Deutschland die Meistbegünstigung von Nutzen. Inzwischen ist aber außer Frankreich eben auch Amerika zum Schutz Zoll übergegangen und infolgedessen sind wir ganz außerordentlich benachteiligt. Calwer hat diesem Zustand gegenüber die ganz richtige Empfindung, daß etwas geschehen muß und mir scheint, daß er das einzig richtige Mittel wählt. Lassen wir die Meistbegünstigung fortbestehen, so sind wir einfach gezwungen, einen ganz hohen Tarif aufzustellen, der aus-

gesprochen extrem schutzöllnerisch ist. Das kann aber kein einsichtiger Politiker, der nicht Spezialinteressen vertritt, fordern. Es wird daher nötig sein, vorläufig wenigstens die Meistbegünstigung zu kündigen — und wir sollten froh sein, daß sie nicht wie bei Frankreich unkündbar ist — und versuchen, dadurch Amerika zu veranlassen uns besondere Vorteile zu gewähren.

Freilich befindet sich Calwer damit auf dem Holzwege, daß er leichtem Herzens einem Zollkrieg mit Amerika entgegengeht. Wir sind der Meinung, daß ein solcher Zollkrieg für Deutschland die allerschwersten Folgen haben müßte. Wenn wir trotzdem für eine Kündigung der Meistbegünstigung eintreten, so thun wir das eben, weil wir einen Zollkrieg für unmöglich halten. Wo steht denn überhaupt geschrieben, daß ohne weiteres auf die Kündigung der Meistbegünstigung der Zollkrieg folgen muß? Zu dem muß man doch berücksichtigen, wie augenblicklich die Verhältnisse in Amerika liegen. Gerade augenblicklich treffen die Amerikaner, alle Vorbereitungen, um ihren Export zu forcieren. Die amerikanische Industrie ist auf vergrößerten Export angewiesen, sie braucht den deutschen Markt sehr notwendig. Ebenso wie die amerikanische Landwirtschaft schließlich nicht auf ihr deutsches Absatzgebiet verzichten kann. Die Folge der Kündigung der Meistbegünstigung wird also kein Zollkrieg, sondern werden Verhandlungen sein, in welchen Amerika gegen Gewährung von Vorzugsbedingungen an uns versuchen wird, Erleichterungen für seinen deutschen Export zu erzielen.

Auf irgend eine praktische Maßnahme gegenüber Amerika kann nur jemand verzichten, der wie Kautsky glaubt, daß man ohne weiteres die deutschen Waren auf die Mäkte der amerikanischen zu bringen vermag. Er übersieht dabei völlig, daß die Stärke Amerikas gegenüber Deutschland darin liegt, daß es ein einheitlich geschlossener Wirtschaftsstaat ist, der dadurch, daß er die Nahrungsmittel für seine Arbeiter und die Rohmaterialien für eine Industrie im eigenen Gebiet hat, ein ganz bedeutendes wirtschaftliches Übergewicht besitzt. Deshalb kann er, allerdings immer unter Berücksichtigung der hoch entwickelten Technik, selbst bei hohen Arbeitslöhnen erfolgreich auf dem Weltmarkt konkurrieren. Es scheint, als ob die Zukunft des Welthandels auf den geschlossenen Wirtschaftsstaaten beruht und es mag späterer Untersuchung vorbehalten bleiben, ob nicht die auch von Calwer gestreifte Frage einer mitteleuropäischen Zollunion, an deren Verwirklichung uns heute nicht zum wenigsten der leidige Meistbegünstigungsvertrag mit Frankreich hindert, unsere einzige Rettung sein kann.

Diejenigen, welche die Sozialdemokratie durchaus in das rein freihändlerische Lager überführen möchten, mögen angesichts solcher Thatfachen sich doch überlegen, ob es richtig ist, sich ein für allemal auf ein Prinzip einzuschwören, das unter veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen, also z. B. nach Gründung einer europäischen Zollunion, absolut verkehrt wäre. Ganz verkehrt aber ist der Standpunkt, der vielfach auf dem Parteitag vertreten wurde, daß nämlich die Arbeiterbestrebungen internationale seien und daß deshalb auch in der Handelspolitik nur dasjenige Prinzip gefunden werden müßte, das die internationale Einigkeit fördert, und das sei eben der Freihandel. Es giebt nichts thörichteres als solche Auffassung. Was an den Arbeiterbestrebungen international sein kann, ist einzig und allein der grundsätzliche Interessengegensatz von Arbeit und Kapital, der in allen Ländern besteht. Das schließt aber nicht aus, daß je nach der wirtschaftlichen Kraft der einzelnen Nationen in Freihandel oder in Schutzzoll vorübergehend das Interesse der Fabrikanten und der Arbeiter zusammentrifft. Wenn das Interesse der deutschen Arbeiterklasse einen Zoll auf einzelne Industriezweige erfordern sollte, so wäre es ein Verrat an dieser Klasse, wenn man aus mißverständenen internationalen Prinzipien das nationale Interesse hintansetzen wollte.



Auf Nietzsches Tod.

Von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

(Berlin.)

Nun sank der müde Leib zur Ruhe nieder,
 Von dem der helle Geist schon langechied,
 Und ewig deckt der milde Schlaf die Lider,
 Die er im Drang durchdachter Nächte mied.
 Nicht anzustimmen ziemt uns Trauerlieder,
 Nein, singt ein Sieges- und Triumpheslied,
 Dass er des Fleisches Knechtschaft überstanden
 Und abgestreift der Erde letzte Banden.

Damals galt es zu weinen und zu klagen,
 Als dieser Baum, zu nah der Wolken Sitz,
 In Schwindelhöhen sich vermass zu ragen
 Und aul sich zog des Himmels ersten Blitz,
 Da, als er Götzenbilder wollt' zerschlagen,
 Und ward gestraft an seinem Menschenwitz,
 Da er mit Gott und Welt ging zu Gerichte,
 Und ward am eignen Menschentum zu nichte;

Damals, als seinem Feurdurst nach Lichte
 Kein Labetrunk entgegen ward gebracht,
 Als in die Schwingen ihm die Bleigewichte
 Gemeinheit hing und blöde Übermacht,
 Als vor dem Pöbel glänzten teile Wichte
 Und er und alles Hohe ward verlacht,
 Als er verlehmt, verlassen war von Allen,
 Und Wahnsinn schlug in seine Brust die Krallen . . .

So war's ihm vorbestimmt in seinem Herzen,
 Ihm, der sich selber treu zu sein gewusst.
 Ein Mann, zollt' er Verachtung nur den Schmerzen,
 Und siegend sterben war ihm höchste Lust.
 Den tiefsten Gram verbarg er unter Scherzen.
 „Was liegt an dir?“ Dies war sein Wahlspruch just.
 Was andre schreckte, kam ihn anzuspornen,
 Und mutig schritt er durch Geklipp und Dornen . . .

Stets weiter, höher, über Gletscherspalten,
 Abgründen lang zum höchsten Bergesgrat,
 Wo Meer und Land sich seinem Blick entlalten,
 Sein Auge spähen konnte früh und spat
 Nach neuen Fernen jenseits unsrer alten
 Und müden Welt, wo Frost er fänd' und Rat:
 Dem Kinderlande galt sein höchstes Hellen,
 Die Zukunft lag dem Schwärmerblicke ollen,

Wie das Gelobte Land vor Mose's Blicken,
 Das Land, das nie des Führers Fuss betrat,
 Der durch den Wüstensand, des Meeres Rücken
 Halsstarr'gem Volke wies den rechten Plad,
 Der Ündank emtet', da er zu beglücken,
 Aus Knechtschalt zu befrein sein Bestes that,
 Der neues Heim gezeigt und freie Sitten
 Und Codes starb, eh' dieser Weg beschritten.

Ein Stückwerk blieb sein Werk, ein halbgethanes,
 Sich widersprechend, zeugend Widerspruch,
 Umbüllt die Gipfel von der Nacht des Wahnes
 Und auf sich ziehend Menschenhass und Fluch.
 Was er begann, uns Wandernde gemahn' es,
 Kühn auszuharren, bis der Fuss uns trug
 Ins Land der Freiheit, das er sah im Blauen,
 Ihm treu zu sein, indem wir uns vertrauen.



Adolf Bartels und sein Glaubensbekenntnis.

(Schluß.)

Von S. Eublinski.

(Dresden.)

IV.

Noch einmal muß an den Bartelschen Grundirrtum erinnert werden, der eben alles erklärt. Wer die Natur für das eigentlich Deutsche und Individuelle ansieht und die Kultur nur für das Europäische und Allgemeine, der geht natürlich in der Tendenz auf, die Natur überall auf Kosten der Kultur hervorzuzerren. So wird das Kulturelle bei Bismarck, sein politischer Riesenverstand, einfach ignoriert und nur das Rassenhafte hervorgehoben. An Hebbel aber, bei dem sich individuelle Kultur und allgemein Rassenhaftes vollständig durchdrungen und vermählt haben, zupft und zerrt Bartels mit Verzweiflung, um den Niedersachsen und damit, sonst wäre er es ja nicht in Bartels' Augen, den „Deutschen“ Hebbel herauszukriegen. Von hier aus ist eigentlich eine „konservative“ Gesinnung selbstverständlich. Aller Fortschritt muß mit der Kultur beginnen und mit der Natur enden. Bartels aber versteift sich auf den umgekehrten Weg von der Natur aus zur Kultur und kommt dann natürlich nicht vom Fleck. Denn die Natur geht eben nicht vorwärts. Sie ist das Beharrende, das Elementarische, die Substanz. Gut, sagt Bartels, also bleibe auch ich stehen. Ich bin konservativ, nicht reaktionär. Damit hat er recht, er geht auch nicht nach rückwärts, sondern steht festgenagelt am

Boden. Er betet die Natur an, wie ein Säulenheiliger, versenkt sich schier mystisch in Trieb- und Rassen-theorien, und so entgeht ihm der einzige Weg, auf dem Neu-Deutschland, der moderne deutsche Staat, bis in das innerste Herz der Natur gelangen könnte. Es gährt aber und schäumt, die Elemente sind an der Arbeit, und was geboren werden soll, das ist ein ganz neuer und bisher nicht dagewesener deutscher Typus.

Bartels hat gewiß schon von den deutschen Landsknechten gehört. Ich glaube, die waren Naturbursche allerersten Ranges, wie man so bald keine zweiten mehr aufstreibt. Und doch erscheinen sie dem Kundigen nur als ein Produkt der gänglichen Veränderung des Kriegswesens, ja geradezu als die erste Schöpfung der Wissenschaft vom Kriege. Ihr Schöpfer aber, der mit wahrhaft genialer Phantasie und mächtig plastischer Gestaltung diesen Typus in das Leben rief, war der hervorragende Habsburger, Kaiser Maximilian I. Es ist ja wohl noch heute der gelegentliche Stoßseufzer einer sentimentalischen Seele, daß durch Erfindung des Schießpulvers die mittelalterliche Poesie hinweggeblasen wurde und jegliche Naturkraft angeblich lahmgelegt. Nun, da lebte damals ein Kaiser, der ganz gewiß eine gute Portion Romantik im Blut hatte. Man hat ihn ja eben deshalb später den letzten Ritter genannt. Merkwürdig, dieser Mann hatte absolut gar keine Abneigung gegen Pulver und Blei und gegen die modernste Waffe des Zeitalters, gegen die Kanone. Ganz im Gegenteil, er war ein passionierter Artillerist ersten Ranges und kannte keine größere Wonne, als selber das Geschütz zu richten. Es geht sogar die Sage, er habe ein paar seiner besten Stücke mit eigener Hand gegossen, und wenigstens erscheint es nicht ausgeschlossen, daß er da und dort einmal den Fachleuten ins Handwerk pfuschte. Es fiel ihm eben durchaus nicht ein, das abgethanene Kriegswesen der gepanzerten Ritterzeit galvanisieren zu wollen. Vielmehr benutzte er das romantische, richtiger gesagt, naturhafte Element seiner elementarischen Phantasie, um einen ganz neuen Typus zu gestalten, der nicht nur disziplinarisch und rein äußerlich den neuen Kulturansforderungen entsprach, sondern auch mit Fleisch und Blut und Gemüt, mit der Urwüchsigkeit des ganzen Menschen. Es ist mir nichts davonbekannt, daß die deutschen Landsknechte sich nach Rasse und Stämmen unterschieden und befiehlt haben. Denn die gelegentlichen Raufereien mit den Schweizern entsprangen einem politischen und keinem Rassengegensatz. Der geniale Typen-Schöpfer aber, Kaiser Maximilian, fand ungefähr zweihundert Jahre später einen noch viel bedeutenderen Nachfolger in Friedrich Wilhelm, dem zweiten König von Preußen. Der schuf den preußischen Offizier und den altpreussischen Landrat, dessen Untergang

Bismarck mit Behmut feststellte. Daß aber der preussische Monarch, der diese zähen und bauerhaften Typen in das Leben rief, nicht nur ein Bureaukrat und Administrator war, sondern vor allem ein Mann von ungeheurer Naturkraft, das kann auch ein Blinder geradezu mit Händen greifen. Sein dämonisch schwerfälliges, jaches Temperament, sein vertraulich behagliches Tabakskollegium, seine mehr als urwüchsigem Späße zeugen dafür, und in erster Reihe — seine „langen Kerle“. Das mag eine Marotte gewesen sein, aber die Marotte eines Schöpfers. Er wollte nicht nur ein Schema vor sich haben, auch nicht nur indirekt, gleichsam nur als Fluidum, seine Schöpfung empfinden, sondern in mächtig plastischer Gestalt und Architektur, zum Schauen, zum Staunen und zum Greifen. Der Typus blieb, auch als die grandiose Karrikatur desselben vom Nachfolger wieder beseitigt wurde. Ohne die Voraussetzung dieses alten Solbatenkönigs kann man das allermeiste bei Heinrich von Kleist und sehr vieles in der Entwicklung des jungen Bismarck nicht verstehen. So lang dauernd war dieser Typus, so erfüllt von rastlos fortzeugender Naturkraft! Und doch war die erste Ursache seiner Begründung etwas im Bartelschen Sinn durchaus Abstraktes und Allgemeines, womöglich gar Uebeutliches: der moderne Staat. Friedrich Wilhelm war tief durchdrungen von der Souveränität des Staates und ging mit oft fürchterlicher Härte und elementarer Wucht gegen alles vor, was sich dawider zur Wehre setzte: Junker und Stände und sein eigener Sohn mußten ein Lied davon zu singen, und sicherlich, Adolf Bartels hätte diesen Mann verflucht. Aber vielleicht findet in seinen Augen Luther mehr Gnade, der den protestantischen Pfarrer geschaffen hat und ganze Generationen bibelfester Menschenaturen, die die ungeheure Probe des dreißigjährigen Krieges überstanden. Von sehr subtilen theologischen und metaphysischen und eigentlich unlösbaren Fragen war dieser gewaltige Menschenbildner ausgegangen und verlor darum doch nicht die Natur, sondern zwang sie in den Dienst seines Werkes. Alle diese Gewaltigen gingen von höchster Kultur und höchster Disziplin aus und waren darum gewiß nicht „liberal“ im vulgären Sinn. Noch weniger aber waren sie konservativ, eher schon, in indirekter Wirkung, revolutionär. Vor allem aber und in erster Reihe waren sie Schöpfer, die Erzeuger eines neuen Typus, der fortwirkte manchmal in die Jahrhunderte hinein.

Die brennende Frage für das moderne Deutschland, das ein Staat ist und Weltpolitik treiben will, weil es sie treiben muß, ist nun die: wie wird ein modern-deutscher und fortpflanzungsfähiger Typus hervorgebracht? Ein Typus, in dem die deutsche Kultur und der moderne deutsche Staat,

der moderne Militarismus und Sozialismus, aber auch die deutsche Philosophie und der tragisch-heroische Gehalt der deutschen Dichtung Fleisch und Bein und Leben und Blut geworden ist? Das ist das tiefste Bedürfnis, die geheime Sehnsucht, die im neuen Deutschland unruhig und gewaltig kocht und gährt, oft seltsame Blasen wirft. Ich will es Herrn Adolf Bartels nur verraten: ich liebe und verehere Hebbel nicht zum wenigsten deshalb, weil ich in ihm, noch über seine Dramen hinaus, schon starke und fruchtbare Ansätze eines solchen neu-deutschen Typus zu erblicken glaube. Eben so in der Persönlichkeit Goethes aus der eigentlich klassischen Zeit, in der er mir, trotz einzelner Archaismen, vorbildlicher erscheint, als der einzigartige Dichter des Faust — warum, habe ich schon verraten. Aus dem gleichen Grunde ungefähr, aus dem es einen Anschluß an Bismarck, der eine Welt für sich ist, nicht geben kann. Wohl aber bin ich der Meinung, daß wir reichlich Anlaß haben, zunächst einmal auf den Pfaden Nietzsche weiter zu gehen und vielleicht auch über ihn hinaus. Denn der hatte einen wunderbaren Sinn für höchste Kultur und höchste Natur und für die herrliche Plastik des Typus. Ich mag mich hier nicht wiederholen und verweise auf meinen Aufsatz „Ästhetik der Welt-politik“ in den beiden Juliheften der „Gesellschaft“. Außerdem handelt es sich hier nicht um Nietzsche, sondern um Adolf Bartels. Wie denkt der sich nun den neu-deutschen Typus? Daran gibt es nur eine wahrhaft trostlose Antwort.

V.

Bartels hat schlechterdings keinen Begriff davon, daß es eine freigewordene, vom Boden losgelöste Natur giebt, eine Rasse, die man als etwas Bewegliches mit sich herumträgt. Ihm ist „Natur“ schlechtweg identisch mit dem Boden, und so redet er fast nie von Typen, sondern immer nur von festhaften Stämmen und Rassen. Er wünscht im innersten Herzen, daß sich das heutige Deutschland wieder in seine „natürlichen“ Stämme und Rassen zerlege: „wir schätzen nur die staatlichen Bildungen innerhalb des Reiches, die ungefähr den alten deutschen Stammescharakter bewahrt haben, Bayern als das Land der Bayern und Mainfranken — (ach schade, daß es kein gesondertes Herzogtum Franken mehr giebt!) — Württemberg als das Land der Schwaben.“ Und Preußen? Charakteristisch genug, das nennt er gar nicht. Das ist ja nur ein Typus, nicht ein Volkstamm und darum, nicht wahr, unnatürlich? Pomphast und mit selbstzufriedener Pose erklärt Bartels, er wolle den Zusammenklang, nicht die Uniformierung, und darum müßte Deutschland in natürliche Stämme zerfallen. Auch ich will nicht die Uniformierung, sondern den Zusammenklang

und verlange eben deshalb eine Fülle von Typen, die sich nicht vermischen und verwirren, sondern in geistiger und schöpferischer Hierarchie sich gliedern sollen. Ich könnte mir sehr wohl denken, daß auch die vielgliedrige deutsche Landschaftsbildung zu der Vermaunigfaltigung individueller Durchschnittstypen reichlich beitrüge. Warum zum Beispiel sollte nicht einer, auch wenn er sich längst vom ostpreussischen Boden losgelöst hat, als ein bewegliches und ihm zu Diensten stehendes Element auch etwas spezifisch Ostpreussisches mit sich herumtragen? Ostpreussische rationelle Hartnäckigkeit, ostpreussische logische Diskussionswut, den ostpreussischen tiefen Problemblick eines Raut und Herber. Das kann sich dann ganz wohl zusammen mit anderen individuellen Erfahrungen und Kultureindrücken zu einem neuartigen und individuellen Durchschnittstypus zusammenschließen, der fortzeugend nicht nur in Ostpreußen, sondern in ganz Deutschland wirkt. Gewiß, das ist möglich, und in diesem Sinn wäre es mir sehr recht, wenn jeder ein Stück seiner engeren Heimat im Blut und Herzen allüberall mit sich herumtrüge, obwohl strikt zu betonen ist, daß der allgemeine neudeutsche Typus, nach dem wir uns sehnen, nicht aus den einzelnen Landschaften heraus sich entwickeln kann, sondern nur aus allgemein-deutschen Zeit- und Kulturelementen, wie der Soldat Friedrich Wilhelms oder der Bibelgläubige aus der Schule Luthers. Hier geht der Weg von oben nach unten und nicht umgekehrt, wie Bartels meint, der zwar mitunter ein ganz vortrefflicher Literaturkritiker ist, als Historiker aber in geradezu schmählicher Weise versagt. Darum ist es eine ganz unglaublich thörichte Illusion, wenn er sich einbildet, daß seine „Heimatkunst“ sich schließlich im organischen Fortgang zu einer „Höhenkunst“ entwickeln könnte. Immerhin aber, ein solches Heimatsstreben könnte eine Fülle neuer und plastisch blutvoller Durchschnittstypen hervorbringen, und das wäre eine köstliche Bereicherung des Lebens. Daran jedoch denkt Bartels ganz und gar nicht, sondern, worauf er ausgeht, das ist eine dumpe Bodengebundenheit im kraßesten Sinn. Zwar behauptet er mitunter das Gegenteil — in der Theorie. Zum schöpferischen Typenbildner gehört ein tiefes Verständnis für Kultur und Natur und zugleich die Fähigkeit zur bewußten Organisation. Bartels aber wird geradezu gekennzeichnet durch einen blindwütigen, ganz instinktiven Haß gegen alles, was Organisation heißt. In seinem Glaubensbekenntnis hat er „Sozialismus und Industrialismus“ verflucht, und mit cynischer Offenheit erklärt, er verlasse sich fortan nur noch auf seinen Instinkt, der wäre sein getreuer Ecklehard. Ich möchte ihn daran erinnern, daß dieser unfehlbare Instinkt einst Hegen verbrannt hat, und daß die Redaktion des „Berliner Tageblatt“ fest vom

Kopernikanischen System überzeugt ist, so daß hoffentlich Bartels' angeblich getreuer Eckehard ihm einflüstern wird, daß die Sonne sich um die Erde dreht. Denn was sind die Forschungen der Astronomen gegenüber dem Instinkt? Ach, wenn doch wieder Heren verbrannt würden, und Bartels wäre ein getreuer Henker, der den Scheiterhaufen anzündete, — ja, dann wäre der deutsche Nationalgeist gerettet, der jetzt in internationaler Kultur verkommt! Übrigens ist es nicht etwa der Haß gegen die Ausschreitungen des Kapitalismus, der jene ungeheuerliche Polemik inspiriert hat. Wozu verfluchte er denn sonst auch den Sozialismus, der allerdings das Kapital nicht abschaffen, sondern läutern und organisieren will? Aber das ist es ja eben: nicht Organisation, die in gewissem Sinne eine Vertiefung wäre — nein, ausgerottet soll es werden. Deutschland soll wieder in Stämme und Landschaften und Kleinbürgerliche Zünfte zerfallen, weil sich anders dieser fanatisierte Pseudo-Prophet Natur und Urwüchsigkeit nicht vorzustellen vermag. Jeden, der „Sozialismus und Industrialismus“ nicht unbedingt für Teufelswerk hält, erklärt er für einen heimatlosen Juden und Juden-geoffen. Leider passierte ihm dabei die furchtbare Blamage, daß ihn die nationalsoziale Hilfe, deren echt deutsche Gesinnung er nicht bestreiten kann, energisch zurecht- und zurückwies. Mir aber erscheint es in diesem Zusammenhang ganz besonders charakteristisch, wie Bartels und sein teilweiser Gesinnungsgenosse Fritz Lienhard sich gegenüber der Burenfrage verhalten haben. Daß jeder, der trotz aller Sympathie die Buren immerhin zu kritisieren wagt und den Engländern wenigstens das Recht der historischen Zwangslage zugesteht, ein Jude ist, ein Treppfusist, ein Internationaler, das versteht sich am Raude und wird keinen weiter verwundern. Aber dieser begeisterte Anhänger hat gar nicht einmal eine Ahnung davon, daß die Vorzüge, die ihn offenbar an den Buren entzückten, ihre Urwüchsigkeit und Massengebundenheit, zugleich die Ursache ihrer militärischen Schwäche waren und darum höchst wahrscheinlich auch ihres Unterganges. Die Buren, wie selbst die Kreuzzeitung zugestand, führten den Krieg nicht wie Soldaten, sondern wie Jäger. Sie beschränkten sich im großen und ganzen auf die Defensiv in einer Zeit, wo ein energischer Vorstoß die entmutigten englischen Streitkräfte vernichtet und das ganze Kapland revolutioniert hätte. Die Führer besaßen ja auch militärische Einsicht genug, diese Sachlage nicht zu verkennen — aber ihre Untergebenen waren nicht heranzukriegen. Warum? Weil dieser urwüchsigste Volkscharakter der Beweglichkeit entbehrte, sich nur auf die Defensiv eingeschult hatte und überhaupt die Notwendigkeit einer bewußten Organisation und Disziplin total verkannte. Seit hundert Jahren leben die Buren im Krieg

mit den Engländern und seit reichlich zwanzig Jahren wußte man, daß es einmal zum entscheidenden Austrag kommen mußte. Die Buren hatten also Zeit genug, sich allseitig vorzubereiten und dazu gehörte nicht nur, daß sie bei Krupp und Armstrong Kanonen kauften, sondern vor allem, daß sie sich einen echten Soldatenstand schufen mit militärischen und disziplinarischen Instinkten. Aber ihre Natur, ihre Urvüchsigkeit, ihre Heimatsseele, ihr herrliches Volkstum! — o, ich höre schon, wie mich die Herren Rienhard und Bartels entrüstet anschreien. Mit Verlaub, meine Herren, Sie reden sich um das Problem herum. Es war eben die Aufgabe, den urwüchsigsten Kern energisch festzuhalten und trotzdem einen neuen und blutvollen Typus schöpferisch hervorzubringen, wie er eben den veränderten Verhältnissen entsprach. Die Buren haben es nicht gekonnt, auch als es ihnen schon auf den Nägeln brannte, und das beweist, wie gründlich erschöpft die Zeugungskraft dieses Volksgeistes bereits gewesen ist. Darum haben die Buren ihren Untergang verdient, und es ist eine unerlaubte Sentimentalität, sie etwa mit den Freiheitskämpfern von 1813 auf eine Stufe zu stellen. Zugleich aber giebt ihr Schicksal einen Fingerweis dafür ab, wohin Deutschland gelangen würde, wenn es sich nach dem Ideal von Adolf Bartels ausgestaltete.

Aber nicht doch, ich thu' ihm Unrecht. Bartels will ja Deutschlands Macht und Größe — er will Weltpolitik treiben. Was man nicht alles erlebt! Mit einem partikularistischen, agrarischen, kleinstädtischen Deutschland — will er Weltpolitik treiben. Da, so schwer es ihn auch kränkt, muß er mir schon erlauben, daß ich Heinrich Heine zitiere: o Schilba, mein Vaterland! Adolf Bartels, dieser vom „treuen Ekkehard“ besessene Instinktmensch, kümmert sich einfach nicht darum, ob sich das arme Weib, die Logik, vor seinen Purzelbäumen entsetzt. Herr Gott, er besitzt ja einen ganz respektablen Verstand, und der sagt ihm manchmal in einem lichten Moment: das moderne, industrielle, soziale Deutschland muß Weltpolitik treiben, muß über die Meere gehen mit Geld und Schiffen und Kanonen. Sein Gemüt aber ist erfüllt vom dumpfen Instinkt der dumpfsten Vobengebundenheit. Ein Dualismus also, ganz so, wie —? Nein, um Gottes willen, ganz und gar nicht so, wie bei Bismarck. Denn in Bartels lebt nicht die Einheit, das Weltbild jenes Gewaltigen. Bei ihm ist es kein relativer, sondern ein absoluter Dualismus, und das fühlt er, das raubt ihm jede Abefangenhheit. Bismarck konnte ganz naiv die Gegensätze in sich walten lassen, während Bartels krampfhaft aus ihnen heraus will. Deshalb versucht er, auch seinen politischen Verstand in „Natur“ zu verwandeln, in seine Natur natürlich, in

dumpfe und unerfreuliche Gebundenheit. Sein Patriotismus ist Chauvinismus, was er auch sagen mag. Auch hier darf man nicht auf einzelne verständige Bemerkungen achten, sondern auf jene unwillkürlichen Temperamentsausbrüche, die das Geheimnis seiner Seele entschleiern. Seine auswärtige Politik, wenn ich so sagen darf, entspringt nicht dem prachtvollen, tragisch-heroischen Renaissanceemachtwillen eines Friedrich Richshe — das einzige Mittel, wodurch ein moderner Mensch sich politisches Interesse in „Natur“ verwandeln kann —, sondern sie entkeimt einer dumpfen Mystik, einem grausamen Philisterium. Die Deutschen sind die bessere Klasse, das bessere Blut und alles andere ist dagegen erbärmlich — und so weiter. Nein, mit Bismarck hat das nichts zu schaffen. Eher schon mit dem alten Wolfgang Menzel — Wolfgang Menzel der Zweite.

Das ist Adolf Bartels, der Politiker, der Denker und — seine schwächste Seite — der Historiker. Über den Kritiker ein ander Mal. Den konnte ich zuweilen rühmen, und, wie gesagt, es ist der Glücksfall seines Lebens, daß er in Wesselsburen geboren wurde. Aber wunderbar wäre es doch, wenn sich nicht auch hier so gar manches von seiner sonstigen Eigenart eingeschlichen hätte. Es ergiebt sich vielleicht noch einmal die Gelegenheit, auch diese Seite seines Wirkens intensiv zu beleuchten.

Einen kritischen Geniestreich, der sich im „Glaubensbekenntnis“ fudelt, möchte ich aber der stannenden Mitwelt jetzt schon nicht vorenthalten. Neben Bismarck, Treitschke und den Reimbrandtdeutschen stellt er als sozusagen Ebenbürtigen — Dr. Friedrich Lange von der Deutschen Zeitung. *Risum teneatis amici* — Schluß.



Musikschwindel.

Ein offenes Wort an alle

von Aug. Ludwig.

Groß-Lichterfelde.

Wenn man das Kunsttreiben der Gegenwart oberflächlich überblickt, mag es scheinen, als sei die Tonkunst eine außerordentlich gepflegte Kunst, ja, als sei sie von allen Künsten die bevorzugte. Im Winter jagt

ein Konzert das andre, im Sommer finden in allen Gegenden sogenannte „Musikfeste“ und „Tonkünstlerversammlungen“ statt, daneben entfaltet sich in der Oper ein Riesensprung, und selbst die Operette, die man schon für begraben erachtete, erstand zu neuen Triumpfen! Und welche Abwechslung in dem Gebotenen: Altestes und Altes wird ausgegraben, Neues und Neuestes riskiert! Ein Paradies der Kunst — in dem aber leider die Schlange nicht fehlt!

„Zuviel, zuviel — o, daß ich nun erwachte“ kann mit Taunhäuser der sich aus dem Musiktaumel zur Beschaulichkeit Aufraffende ausrufen. Und in der That, der hauptsächlichste Fehler des gegenwärtigen Musiktreibens ist: zuviel! Nicht nur, daß mit Vorliebe Massenmusik und Musik in Masse aufgeführt wird, diese Masse ist eben leider meist ein auswahlloses Durcheinander, Künstlertum und Dilettantismus dabei frech nebeneinandergestellt, Kunst und Unkunst dreist untermischt! Alle künstlerische Disziplin ist gelockert, seit geldgierige Geschäftsspekulanten das musikalische Getriebe zu ihrer Ausbeute in Bewegung halten. Jeder, der nur das dazu nötige Geld oder Protektion besitzt, darf konzertieren so oft, so lange, wie und womit er will: Sänger ohne Stimme, Komponisten ohne Einfälle, Dirigenten ohne Direktionsgeschick u. s. w. Nichtkönnen, früher als Lächerlichkeit erachtet und gelächelt, gilt heute als Originalität, als Genieausfluß, als Übermenschlichkeit und wird bestürmt, bestaunt und hoch besoldet!

Und wie alles auswahllos und künstlerisch unberechtigt zum Konzertmarkt drängt und gedrängt wird, just so wird alles durcheinander auf den Musikalienmarkt geworfen. Wer kennt sich da noch aus, was gut, was schlecht sei? Alles wird gleicherweise angepriesen, alles mit Reklame aus- und anposaunt. Der Musikverleger staunt oft selbst, was für Schund ihm geschäftige Nachfrage plötzlich aus den Händen reißt!

Nun, und wenn wir uns urteilsvoll umblicken, herrscht z. B. in der Oper wirklich die Musik, die Tonkunst? Nein, Prunk und Pomp herrscht! Fast noch mehr als in Operette und Posse! Verblüffende Ausstattung, gewagte Damenkostümierung, Licht- und Wassereffekte sind für den Erfolg der Bühnenerfolge ausschlaggebend — die Musik beinahe Nebensache! An die Singspielhallen wollen wir gar nicht erst rühren, wo eine echt gemütvolle Musik sich wie an den Pranger gestellt ausnimmt. Und doch berühren sich heute Hofbühne und Variété so vertraulich!

Und im Konzertsaal? Der ist fast zur Versuchsanstalt geworden dafür, was man wohl dem Publikum ungestraft an Unmusik bieten dürfe! Das hat, wie man meinen sollte, enge Grenzen, aber mit Hinterlist kann man diese beträchtlich ausdehnen, indem man das geduldige Publikum

dumm macht, und zwar geschieht dies am probatesten durch knifflige Programme, die man der Unmusik zur „Erklärung“ (eigentlich zur Entschuldigung, zur Reklame) vorschiebt, wie man etwa einem Hund oder einer Schlange einen Stock hinhalten mag, in den diese lieben Tierchen, wenn sie gereizt werden, anstatt ins Individuum selber, hineinbeißen! Das Publikum fürchtet, sich mit dem Programm abquälend, dem Komponisten und dessen Anhang gegenüber ungebildet zu erscheinen, wenn es der Programmvoorschift geistig und musikalisch nicht zu folgen vermag. Aber von der schlechten Programm-Musik, nämlich der äußerlichen (b. h. solcher, welche mit der Musik in keinem logisch innerem Zusammenhang steht), werden wir erst dann wieder befreit werden, wenn das Publikum seiner Vernarrung überdrüssig, keine Programmklärer mehr vorstudieren oder nachlesen, sondern wieder unbeeinflusst zuhören und urteilen lernen wird! Der erste Weg hierzu ist, sich keine „Musikführer“ mehr aufdrängen zu lassen! Die „Musik- oder Konzertführer“ sind ohnedies meist von obskuren Musikchriftstellern im Auftrag spekulierender Verleger abgefaßte Machwerke. Auch die offiziellen „Programmbücher“ und „Programmerkäuterungen“ lasse man ungekauft und unbesehen, wenigstens vor oder während des Konzertes. Alle Vorbereitungen melde man, so auch die von der allzu geschäftigen Presse beliebten „Interviews“, in denen der tollste Humbug über Kunst und Künstler zu Tage gefördert worden ist. Ein wahrer Künstler spricht sich, wenn er etwas zu sagen hat, schon von selbst öffentlich aus, und schweigt lieber, wo er nichts Besondres zu sagen hat. Unsere Altmeister haben nicht auf sie von ihren Gedanken erlösende Zeitungsschreiber gewartet, sie haben außer in ihren Kunstschöpfungen emsig geschristellert, um über das Wesen der Kunst und über ihre eignen Ideen Licht zu verbreiten, haben sich aber nicht in flüchtigen „Interviews“ verplaudert. Ihre Ansichten sind so gewichtig, daß es zu ihrer Festlegung stattlicher Bände bedarf, die durch lose Zeitungs-gespräche unmöglich genügend gekennzeichnet und erläutert werden können! Die rechte Vorbereitung zu Konzerten und zum Musik- und Kunstgenuß überhaupt ist daher, statt einer Programm- oder Zeitungslektüre, ein sich Vertiefen in die Schriften der Meister über ihre Kunst!

Aber wer hat dazu heute die Zeit? Der früher kunstschätzende Adel und unsre männliche Jugend huldigen jetzt vorzugsweise dem Sport, und unsre jugendliche Damenwelt flirtet lieber auf dem Tennisplatz umher, als sich innerlich an Meisterwerken der Kunst zu veredeln. Und wird eine der Kunst näher geführt, dann treibt sie diese lieber gleich professionsweise, um Geld damit zu verdienen oder um ihre gesellschaftliche Stellung dadurch

zu verbessern oder auch nur um etwas möglichst Außergewöhnliches zu erleben.

Wenn man daher dem scheinbar „Übervielen“, das vormusiziert wird, prüfend auf den Grund geht, bleibt von dem Schaum herzlich wenig Hefe übrig! Hinter den Konzertkulissen, in den Konservatorien und bei den Musiklehrern hängen noch die alten Perücken und Höpfe fest. Man drischt da noch in jahrzehntelanger Gewöhnung alte Sachen breit, nicht wissend, warum! Man hält da noch zäh an längst überalten Dingen und Werken fest. Wie beschränkt dort das Repertoire noch ist, bemerkt man an den Programmen der Konzertsolisten, die direkt von Konservatorien oder Privatlehrern kommen, immer mit denselben teils hübschen teils langweiligen Stücken, immer mit denselben Arien und Liedchen! Und diese Programme werden nun nach und nach bereichert, indem man andere etwas nachspielt oder nachsingt, nicht um des künstlerischen Gehaltes willen, sondern lediglich deshalb, weil es durch irgendwelche geschickte Mache in Mode gekommen ist.

Was bleibt noch von all dem Musizierten für's Volk übrig? Deutlich nahe nichts! Der Gassenhauer allein dringt durch und daneben die vogelfreie Musik! Daß manche Melodie, manches Lied plötzlich populär wird, liegt nicht lediglich, wie die meisten meinen, an der Güte oder Uffigkeit des Textes oder der Leichtfaßlichkeit der Melodie — was immerhin zur weiten Verbreitung gehören mag — sondern liegt zum großen Teil mit an der Vogelfreiheit des Opus! Beispiele aus jüngster Vergangenheit werden das verdeutlichen. Das Lied „Weißt du, Mütterl, was i 'träumt hab'" wäre trotz seiner Hänkelmelodie und trotz des Rührtextes gewiß nicht so weit und rasch verbreitet worden, wenn es nicht in Ungarn erschienen wäre, einem Land, dessen beschämender Gesetzeszustand jedweden Nachdruck von Werken anderer Länder gestattet. Infolge davon sind auch die Gerichte Deutschlands nachsichtig gegen hiesigen Nachdruck der in Ungarn erschienenen Werke. Ein deutscher Verleger riskierte also den Nachdruck dieses Liedes, und als er damit straflos durchkam, folgten eine Menge Händler diesem Beispiel und überschwemmten nun den Markt, sich damit gegenseitig unterbietend, sodas man schließlich überall für wenige Pfennige in den Besitz des Liedes kommen konnte. Auch alle Arrangements waren mithin frei, und so geschah es, daß jede Kapelle, jeder Tausaufspieler, jeder Drehorgler das Lied vorleiern konnte. — Ein gleiches Manöver hat sich mit dem in Mexiko, auch einem nachdruckfreien Lande, erschienenen Liede „La Paloma“ abgespielt. Ähnlich mit der „Sigerlkönigin“, einigen rumänischen Walzern („Über den Wellen“) und vielen amerikanischen Märschen. Bon

sogenannter „besserer Musik“ sind aus gleichem Grunde die in Rußland erschienenen Klavierstücke von Rubinstein und Tschaikowsky hier überall eingeführt.

Das Publikum achtet leider viel zu wenig auf das „Freisein“ der Musikwerke, und wird darum so oft und leicht irreführt und von den Händlern ausgebeutet. Da liest es angekündigt oder sieht es ausgestellt in einem Musikalienladen oder am Musikalienstand im Warenhaus ein spottbilliges „Album“, enthaltend eine schier unglaubliche Menge von Musikstücken. Und sogar Stücke von Beethoven, Mozart, Schubert, Schumann, Chopin sind darunter — allerdings, denn das sind nämlich die Augenblender, wenn es der niedrige Preis nicht schon war. Die Stücke sind auch wirklich von jenen Meistern, aber es sind schlechte, unkorrekte, künstlerisch fast unbrauchbare Ausgaben (die korrekten, redigierten sind ja gewöhnlich vor Nachdruck geschützt!) und meist mit unbekanntem wertlosen Stücken untermischt. Von den „freien“ Meistern („frei“ sind in Deutschland komponierten, welche über dreißig Jahre tot sind und deren Werke alsdann von jedermann nachgedruckt werden dürfen) erhält man auch die guten Ausgaben äußerst billig und braucht sie deshalb nicht in Verbindung mit Schund käuflich zu erwerben. Man meide also die „Albums“, um sich vor Neinfällen zu bewahren! Übrigens ist man in ihnen noch ganz anderem Unwesen ausgesetzt. Da ist z. B. ein spottbilliges „Tanzalbum mit den schönsten Walzern vom Walzertönig Johann Strauß“. Na, auf diesen Namen hin kann man den Kauf gern riskieren. Man meint natürlich, man trüge nun die beliebtesten Walzer vom Blauen Donau-Strauß nach Hause, sieht man aber genau zu, so sind diese Walzer längst abgethan von Vater Strauß, denn dessen Walzer sind nämlich „frei“, während die des Sohnes vorläufig noch gewöhnlich geschützt sind! Und solcher Schwindelchen giebt es im „wohlfeilen“ Musikhandel eine Menge. Und das Publikum fällt mit Lammgeduld immer und immer wieder darauf hinein, anstatt mißtrauisch und vorsichtig zu werden, wenn der Musikalienhändler ihm mit hohlem Wortschwall die abnorme Billigkeit seiner Musikalien anpreist. Daß es bei deren übergroßer Billigkeit stets einen Haken hat, dessen möge das Publikum eingedenk sein! Auch die musikalischen „10“ und „20 Pfennigbibliotheken“ sind auf solchem verwerflichen Raubsystem aufgebaut und künstlerisch durchaus wertlos.

Auf allen modernen Gebieten, in allen Lebenslagen regt sich Selbstständigkeit. Möge nun endlich auch im Konzert und beim Musikalienkauf energische Selbstständigkeit erwachen und Platz greifen! Man lasse

sich hinfort keine Ummusik und keine Raubmusik mehr geduldig aufschwätzen und aufnötigen, sondern wehre sich kräftig dagegen, das Urteil gebiegener Fachleute darüber einholend, wenn man selbst seiner Sache nicht ganz sicher sein sollte. Die gebiegenen Fachleute sind aber nicht die Modelkünstler, nicht die öffentlichen Blattschreiber und modernen Hofianna-Schreier, sondern diejenigen, die für ihre Kunst kämpfen, leiden und sterben!



Der erste Ton.

Von Ernst Schur.

(München.)



ie Sängerin, die er liebte, gehörte zu jenen vollen blonden Frauen; sie sind ohne Geist, ohne Schlankheit, ohne Energie, aber sie sind so gütig; sie war eine von den Frauen, wie sie Palma Vecchio malte.

*

Er wusste nicht, wie es gekommen war; seit drei Jahren hatte er sich an ihr festgesogen; er hatte das Liebesglück der einsamen Stunden von ihr gelernt; er hatte sie nie gesprochen. Oder war es am Ende nur Einbildung, nur Macht der Gewohnheit? Begann selbst in der Liebe sein Genuss erst da, wo er keinen Teilhaber voraussetzen durfte? Es war nichts Naives, nichts Unmittelbares an ihm. Aber war dieser Genuss nicht kindisch? War es nicht alltäglich und trivial?

*

Aber, dass es so zu ihm kam, reizte ihn; er beobachtete sich, er experimentierte; er nahm sich selbst als Objekt. Er spielte damit, er durchlebte die süßen Stunden, so jung er war und in aller Unschuld. War es nicht ein wundervolles Geheimnis? Er war ein König, dass er so tief genoss!

*

Seine Jugend war noch so zart wie die Blüte seiner Erotik. Seine Leidenschaft war eine blonde Frau, die ihn gelettete, die ihn in ihre Arme nahm. Wenn er sie sich vorstellte, dann staunte er, dass es solche Frauen giebt, und dass diese Frauen über solche Reize gebieten und dass sie diese Glieder haben und ihr Körper ein solcher Schatz von Wundern ist. Wie vor einem Rätsel stand er und vergrub sich in diese Macht.

*

Wie sind doch meine Erlebnisse mit dir so wunderbar — dachte er oft in seiner einsamen Nacht. War es für ihn eine Gefahr? Dass er sich so hingab, so rückhaltlos überliess, hörte er eine Warnung, nur eine leise Stimme?

*

Er träumte nicht nur, er trieb vor ihrem Bilde einen abgöttischen Kultus, er befehle zu ihr, er kasteiete sich vor ihr, er war wie ein bebendes Opfer vor ihr. Wie schön, dachte er oft, als Königinnen noch Sklaven hatten! Er sah sie hinter sich stehen, er fühlte ihre Hand, er spürte ihren Duft; bis sich die Thür öffnete, sie zu ihm kam, sich ihm entschleierte, sich ihm an die Brust legte in glühendsten Augenblicken. War anderen die Liebe ebenso?

*

Nach den glücklichsten Stunden war sein Körper weich und sehnsüchtig, als hätte er lange auf der Wiese gelegen unter der Frühlingssonne. Und so schwer — so schwer. Und wenn er dann allein war, wie strömte es in ihn hinein, wie reich war er, wie öffnete sich alles nach aussen. Und wenn er mitten unter Menschen sass, kam er sich wie ein heimlicher Beglückter vor, er fühlte, dass ihn jemand geleitete, und dass er mit geschlossenen Augen ging und dass er eine süsse Angst und ein Zittern verspürte. Wie hatte er ihren Körper lieb! Wie hatte er seinen Körper lieb.

*

Bereute er, dass es so in seinen Organismus griff? Dass seine Sprache stoterte, dass der Aufruhr seiner Kräfte ihn peinigte wie aufgepölschte Elemente? Dass er so litt? Dein tiefes Leid tröstet dich noch! Und er stand dabei und sah, wie er litt.

*

Und wenn es wohl zu übermächtig wurde und er den Strom nicht mehr ertrug, begehrte er wohl auf und wollte es bezwingen. Kannte er doch die Macht und den Gang der Entwicklung! Und es kam die Sehnsucht über ihn, damit fertig zu werden.

*

Wenn du das meldest, was deiner Seele Kummer und Labsal ist, wirst du ihm nicht entgehen. Wenn du fliehst, was du erlechtest, wirst du bald deine Kraft ergeben!

*

Und mit dem Verstande macht er verzweifelte Sprünge und sucht alles von sich zu entlernen. Seine Kritik war seine Waffe. Was ihn gepackt, was ihn zu sich gezerrt, war ihm nicht dunkel. Doch musste seine Seele in verlassenem Stunden immer sagen: wie hast du mich überwältigt.

*

War das Gefühl so übermächtig? Die Pausen seines Wahnsinns dauerten nicht lange. Wie hatte er Mitleid, wenn ihn ein Anfall zu Boden warf.

*

Als er ruhig nach Hause ging, da musste seine Seele ganz wo anders sein. Schlummerte seine Freude nur? Er befand sich wie in einem wartenden Zustande. Wie ist mir plötzlich, als würgen mich zwei Fäuste am Hals! Ich werde ersticken. Und ein heisser, dunkler Strom flutet in meinem Innern, als könnte er den Weg meiner Freiheit nicht finden. Welch' entsetzliches Gefühl der geknebelten Ohnmacht!

*

Und wie er im Stuhl sitzt, löst sich mit einemmale alles und er wird still; und er hat das Gefühl, als müsste sein ganzes Wesen fließen. Wohin? Wohin?

Ist deine junge Sehnsucht so süß? Die Macht ist überwältigend und lastet schwer auf mir, sagte er sich. Es war ihm, als wäre er heilig gesprochen. Und die Natur — wie war sie gewaltig! Ein ahnungsloses Wünschen geht einen stillen Weg und sieht sich plötzlich vor den geschlossenen Chören, deren Zauber es liebt.

O könnte ich über mein Seufzen lachen. Meine Stube soll dröhnen; allen will ich es erzählen und alle sollen johlen und kreischen über mich und ich will den Pöbel lieben. Ich will jedem für seine Plumphele danken und ich will thun, als kennte ich keine Nacht, keine dunkle Nacht!

Und wer mir sagen wird, dass ich meinen Körper schlagen soll und mich geißeln, der wird mir sagen, wie ich mich betreten soll. Und wer mir sagt: dir steckt die Kinderkrankheit im Fleische — geh' zu den Dirnen auf der Strasse, die werden dich heilen — dem will ich dankbare Worte sagen und ihm glauben.

Und ich thue nach seinem Rate.

Deine jungen Glieder liegen in einer matten Crauer. Wie trat dich dies Leid? Wie kam dieser Wille zu dir, der dich getroffen?

Aller Augen sind brennend auf ihn gerichtet. Und auf aller Lippen liegt das Wort: Welche Last musst du schleppen! Und man murmelt leise: er hat keine Macht über das, was ihn darniederwirft, er muss dulden, er muss stille sein, er muss es tragen; — wir wollen feiser gehen, wir wollen seiner Qual entfliehen.

Und er sieht eine Menge feiner Leute um sich, die sich von ihm entfernen möchten. Und dieser Zustand der Stummheit ist grausig und peinigend.

Und er sah in seiner Wachheit viele ein wüstes Leben führen, die suchten sich zu trösten; und eine grüne Galle hing ihnen zum Halse heraus, wenn sie sprachen. In ihren Augen lag Grimm und Hohn, wenn sie auf ihn blickten.

Und er sah andere, die liefen geschäftig hin und her und schienen an nichts anderes zu denken, als an ihrer Hände Schallen, und die zuckten die Achseln und wurden stumm, wenn sie zu ihm kamen. Und andere, die gingen weit in anderen Ländern herum und bei ihnen war eine selige Ruhe.

Spürst du die weiche, warme Luft des ersten Abends?

Ein leiser, feiner Regen rieselt vom Himmel herab und wir wollen alle unsere Hände zusammenlegen für den, der in seiner Einsamkeit sitzt und vor sich hinspricht: Nun werde ich dem Weibe, das ich liebe, ihrer Wünsche Sehnsucht nicht erfüllen.





Einer, der seine Frau besucht.*)

Zwei Akte von Richard Schaukal.

(Mähr.-Weiskirchen.)

Personen:

George, 22 Jahre, Maler.

Hortense, 20 Jahre, Sängerin.

Thaddäus Freiherr von Salczikowski.

Franz Müller.

Diener
Kammermädchen } bei Hortense.

Ort: Österreichische Provinzstadt der Gegenwart.

Erster Akt.

Kleines, gemütliches Boudoir. Alles sehr gediegen, neu, aber nicht raffiniert.

(Hortense in leichtem Hauskleid. George sitzt neben ihr und hält ihre Hand.)

George. Muß ich schon gehen?

Hortense. Noch nicht. Er kommt nicht vor fünf.

George. Ich hätte mir die Woche auch anders gedacht!

Hortense. Bist du nicht zufrieden?

George. Na, erlaube!

Hortense. Das geht einmal nicht anders.

George. Es ist schrecklich!

Hortense. Ja, aber liebes Kind. Ich kann dir doch nicht helfen.

Du siehst ein —

George. Daß ich bei meiner Frau nicht länger bleiben kann!

Hortense. Das hast du dir ja selbst so eingerichtet.

George. Ich möchte aber die Sache gern enden.

Hortense. Und wie soll ich leben? Von den hundert Gulden, die du mir gegeben hast?

*) Geschrieben Winter 1895—1896.

George. Ich kann dir nicht mehr geben.

Hortense. Ich verlange ja auch gar nichts. Ich wollte dir nur zeigen, daß da nichts zu machen ist.

(Pauſe.)

George. Ich werde lieber morgen fahren.

Hortense. Mußt du?

George. Nein, ich — will aber nicht bleiben.

Hortense. Hast du mich nicht mehr lieb?

George. Mehr als ich sagen kann.

(Er küßt sie leidenschaftlich.)

Hortense. Also bleib' noch.

George. Es ist mir so gräßlich zu mute, der Fremde zu sein im eigenen Hause . . . Ja so, das ist ja gar nicht mein eigenes Haus.

Hortense. Also, kleines Georgi, nicht dumm sein.

George. Hast du den Kerl gern?

Hortense. Wie du mich das fragen kannst!

George. Verzeih' mir. Aber —

Hortense. Schau. Mach dir's nicht schwerer als es ist. Denk' einmal nach. Du kannst dir ja immer denken: sie gehört doch nur mir.

George. Denken! Denken! Und dabei bin ich so fern von dir!

Hortense. Werde ein großer Künstler und dann jag' alle diese Leute hinaus.

George. Alle — diese — Leute? Sind denn mehr als der eine?

Hortense. Nur geschreit sein, Georgi. Nicht gleich so aufgereggt sein. Ich spare ja für dich.

George. Es ist schämlich!

Hortense. Mach' dir keine Vorwürfe. Es geht ja nicht anders. Wie lange sind wir verheiratet? Zwei Jahre, nicht wahr? . . . Ja. Am 17. Mai werden es zwei Jahre sein.

George. Du bist jetzt einundzwanzig.

Hortense. Oho, noch nicht, Kleiner. Erst übermorgen . . . Richtig. Du willst vor meinem Geburtstag abreisen? Pfui. Das ist schlecht von dir . . . Nicht wahr, du bleibst?

George. Aber an dem Tage bin ich allein Herr.

Hortense. Aber, das geht doch nicht, Georgi. Die andern wissen's ja auch, daß ich meinen Geburtstag hab'.

George. So sag', daß du krank bist.

Hortense. Das werd' ich sehen. Jetzt schön brav sein!

George. Brav sein! Ich möchte weinen.

Hortense. So ein großer Bub' und weinen. Schäm' dich.

George. Daß du immer noch lachen kannst!

Hortense. Aber, das ist ja mein Glück, Kleiner. Wenn ich einmal zu lachen aufhöre, dann ist es sehr schlimm für mich — und dich.

George. Wenn ich nur einmal etwas —

Hortense. Was denn (schmeichelt ihm).

George. Einmal was leisten, was Großes, daß die Philister alle drüber herfallen und brüllen vor Wonne!

Hortense. Ja, mach' einmal — aber nein, Georgi. Bist böse? Ich hab' dir ja gar nichts sagen wollen. Es wird schou werden. Du bist ja noch so hundsjuug.

George. Arme, kleine Hortense!

Hortense. Bedauer' mich nicht. Das kränkt mich. Ich seh' dann schlecht aus, und ich darf nicht schlecht aussehen.

George. Du singst heute?

Hortense. Ja. Das weißt du ja. Bist du so zerstreut?

George. Die Papagena. Das war die Rolle, die mich verrückt gemacht hat.

Hortense. Hast du mich als Papagena gehört?

George. Wie oft! Aber das mein' ich nicht. Weißt du, damals, als ich dir vorgestellt worden bin — bei dem großen Wohlthätigkeitsfest — damals hast du abends die Papagena gesungen.

Hortense. Gott, wie du dumm warst, Georgi. Wer hat dich denn vorgestellt?

George. Der Rudi Meiner.

Hortense. Wichtig — der Meiner. Du hast um ein Glas Champagner gebeten. Ich hab' doch Champagner verkauft, weißt du?

George. Wie ich das weiß! Ich bin hingetreten, blutrot im Gesicht: Fräulein, bitte ein Glas! Und du: Bitte, mein Herr. Und dann hast du gelächelt.

Hortense. Und du hast nichts gesagt, hast mich nur angestarrt und hast das Glas hinuntergegoßen.

George. Und dann hab' ich wieder nichts geredet, nur eine Weile drauf leise gelispelt: Bitte, Fräulein, noch ein Glas Champagner!

Hortense. Und nach einer Pause dann wieder: Bitte, Fräulein, noch ein Glas Champagner!

George. Da hast du gelacht und gemeint: Sie werden ja einen Rausch kriegen.

Hortense. Und du bist darauf noch röter geworden und hast gesagt: „Ich hab' schon einen Kausch, Fräulein, ich hab' schon einen Kausch gehabt, bevor ich etwas getrunken“. Und ich hab' das schöne, funkel-nagelneue Kompliment nicht gelten lassen und hab' spöttisch gefragt: „So? Haben Sie denn schon früher so viel getrunken?“ (lacht) Georgi, erinnerst du dich?

George. Aber, süßes Käzerl (er küßt sie). Ich mich nicht erinnern!

Hortense. Jetzt — Kleiner. Es thut mir sehr leid, aber du mußt jetzt gehen.

George. Nein.

Hortense. Was, du willst nicht?

George. Nein. Ich will einmal sehen, ob ich der Herr im Hause bin.

Hortense (lacht). Der Herr im Haus. Kleiner Kindskopf. Nein. Du bist nicht der Herr im Haus. Deine kleine Frau befiehlt dir zu gehen.

George. Du hast Recht. (Erhebt sich.)

Hortense. Kein Buffi?

George. Hortense! (Er küßt sie.)

Hortense. So — jetzt aber rasch.

George. Adieu. Und morgen — wann?

Hortense. Wieder um zwei.

George. Und wirst du mir die Herrn —

Hortense. Was?

George. Einmal abends fortschicken.

Hortense. Armer Bursch . . . Ja — morgen — morgen gehöre ich dir. Du kommst um zehn nach dem Theater und wir soupiieren zusammen.

George (freudig). Herzigstes, bestes Mausl. (Er küßt sie wieder und wieder.)

Hortense. Loslassen! Aber, George. Loslassen! Ist das ein wilder Bub!

George. Adieu.

Hortense. Na, geh' schon einmal.

George. Also, nochmals adieu. (Er kehrt vor der Thür wieder um.)

Hortense (seht). Und —?

George. Hortense! (Er stürzt auf sie zu.)

Hortense. Halt. Ich hab' eine Idee. Eine großartige Idee. Kennst du den Baron?

George. Vom Sehen.

Hortense. Er wird dich nicht kennen. Komm in einer halben Stunde wieder — Übrigens, er kennt dich gewiß — Jeder weiß ja die Geschichte —

George. Das macht ja nichts.

Hortense. Wie? — Gut . . . Warum nicht? Warum sollen Mann und Frau nicht einmal in Gesellschaft speisen . . . Das ist ja brillant. Wir dinieren um halb sechs. Ich trete nicht vor neun auf. Vor halb neun muß ich nicht im Theater sein. Gut. Komm. Ich stell' dich ihm vor. Er wird sehr liebenswürdig sein. Oh, er ist sehr charmant.

George. Hortense!

Hortense. Nur keine Eifersucht! Sei schön dankbar. Rüh' mir die Haub. Ich war sehr lieb . . . Ist es dir nicht recht?

George. Aber — Gott, ja, Recht! Es ist traurig.

Hortense. Was ist wieder traurig?

George. Daß die Frau den Mann zum Diner einlädt —

Hortense. Ja, wer heiratet auch so wie wir?

George. Gut also . . . Ich komme. Noch ein Bussi. (Er küßt sie.)
Auf Wiedersehen. (Ab.)

Hortense (stingelt. Zum eintretenden Diener). Wir speisen hier. Sie bringen den kleinen Tisch herein. Hierher vor's Sofa. Drei Couverts. (Der Diener verneigt sich und geht.) Anna!

Das Kammermädchen. Gnädige?

Hortense. Kann ich noch ein Bad nehmen.

Das Kammermädchen. Gnädige, es ist schon fünf vorüber. Der Herr Baron wird —

Hortense. Ah so . . . Na ja. Also nicht. Komm! (Beide ins Nebenimmer.)

(Pause. Dann öffnet der Diener dem Baron Salczikowski.)

(Der Baron mittelgroß, mager, noch ziemlich jung, dichter Schnurrbart, sonst rasiert, kurzgeschorenes, schwarzes Haar, Theatertoilette, sehr elegant, etwas übertrieben modern, Lackstulpe, runder, steifer Hut, Stock mit Silberkrücke. Er wirft Stock und Handschuhe auf ein Fauteuil. Der Diener hat ihm den Hut abgenommen und legt ihn zum Stock. Dann bringt er ihm eine silberne Cigarettenblüthe. Der Baron nimmt eine Cigarette und steckt sie an der ihm dargereichten Kerze an. Dann setzt er sich in die Sofaede.

Der Diener entfernt sich.)

(Pause. Der Baron gähnt. Der Diener bringt einen kleinen massiven Tisch, den er vor das Sofa stellt.)

Salczikowski. Speisen wir hier?

Diener. Zu dienen, Herr Baron.

Salczikowski. So . . . Gut, gut.

Hortense (eintretend). Guten Abend.

Salczikowski (ihr die Hand küßend). Meine kleine Hortense.

Hortense. Wie geht's dir?

Salczikowski. Jetzt brillant.

Hortense. Sonst nicht?

Salczikowski. Köunt' ich nicht behaupten.

Hortense. Was macht deine Frau?

Salczikowski. Wozu fragst du?

Hortense. Weil mich das interessiert.

Salczikowski. Meine Frau interessiert dich?

Hortense. Gewiß. Ich bin doch ihre Rivalin.

Salczikowski. Da brauchst du keine Angst zu haben.

Hortense. Wer weiß?

Salczikowski. Was soll das heißen?

Hortense. Man sagt mir, deine Frau —

Salczikowski. Was?

Hortense. Du erwartest Familienzuwachs.

Salczikowski. Und?

Hortense. Also ist das wahr?

Salczikowski. Nun — ja.

Hortense. Wie kommt das?

Salczikowski. Sei nicht so neugierig.

Hortense. Ich bin's aber.

Salczikowski. Also — du bist aber schrecklich.

Hortense. Nebe nur.

Salczikowski. Du weißt, daß ich meine Frau wahnsinnig geliebt habe.

Hortense. Du hast es mir immer gesagt.

Salczikowski. Und daß sie mich verraten hat.

Hortense. Alles, alles.

Salczikowski. Es wäre ein Unsinn, daraus ein Geheimnis machen zu wollen. Die ganze Stadt hat es ja erzählt.

Hortense. Es ist schon lange her.

Salczikowski. Ja — ich war sozusagen unmöglich. Ich habe mich mit dem Lieutenant geschlagen, ihn verwundet — er ist wieder gesund — ich war gerächt — wie man annimmt. Meine Frau hinauszuwerfen, hatte ich nicht die geringste Lust. Ich hab' sie immer noch lieb gehabt. So rächte ich mich an ihr anders: ich suchte dich auf.

Hortense. Sehr liebenswürdig.

Salczikowski. Jetzt, da du weißt, wie vernarrt ich in dich bin, kann ich dir ruhig sagen, daß ich hier herkam, ohne die leiseste Regung für dich zu empfinden.

Hortense. Sehr angenehm.

Salczikowski. Also, was heißt das. Ich erzähle dir den Hergang . . .

Hortense. Gewiß — gewiß — nur weiter. Was hat das alles damit zu thun, daß du Familienzuwachs erwartest.

Salczikowski. Meiner Frau war es gar nicht gleichgiltig, daß man sich überall über unsere Ehe unterhielt. Sie hat mich um Verzeihung gebeten und wir haben uns — wie junge Eheleute benommen.

Hortense. Und deine Frau erlaubt dir, mich weiter zu besuchen.

Salczikowski. Meine Frau hat mir nichts zu erlauben.

Hortense. Nun — jetzt brauchst du mich ja gar nicht mehr.

Salczikowski. Hortense!

Hortense. Gewiß. Ist es nicht wahr? Deinen Zweck hast du erreicht . . .

Salczikowski. Aber Hortense, ich liebe dich ja . . .

Hortense. Geh', geh' — du liebst mich?

Salczikowski. Was soll ich dir für Proben geben?

Hortense. Proben, Proben . . . Ubrigens du. Ich will dich wirklich um eine Gefälligkeit bitten.

Salczikowski. Und die wäre?

Hortense. Versprichst du mir, sie zu gewähren?

Salczikowski. Erst muß ich wissen —

Hortense. So, so — das ist die Liebe, die sich erst sichern muß —

Salczikowski. Nein. Gut. Ich sage zu allem ja von vornherein.

Hortense. So bist du nett. Also, ich habe für heute meinen Mann zum Diner geladen.

Salczikowski. Deinen Mann?

Hortense. Ja — Du weißt doch —

Salczikowski. Ist er denn hier?

Hortense. Seit einigen Tagen.

Salczikowski. Und er war bei dir?

Hortense. Gewiß. Komische Frage.

Salczikowski. Er hat sein Recht als Gatte beansprucht?

Hortense. Es thut mir leid, nein sagen zu müssen.

Salczikowski. Es thut dir leid?

Hortense. Ja glaubst du denn, daß ich ihn nicht gern hab'.

Salczikowski. Erlaube —

Hortense. Was?

Salczikowski. Ja, liebe Hortense —

Hortense. Ja, lieber Kaufi, das ist doch selbstverständlich.

Salczikowski. Du bist — köstlich.

Hortense. Mein Guter, du bist nur Zwischenakt.

Salczikowski. Ich danke.

Hortense. Also hör' zu. George hat mich als zwanzigjähriger Student geheiratet. Er war großjährig erklärt worden nach dem Tod seiner Eltern und hat sich eingebildet, ein Vermögen zu besitzen. Nun — ich war in ihn verliebt — mir gefiel die Idee zu gut. So junge Eheleute — ich neunzehn — er zwanzig. Es war zu lieblich . . . Und nach einem Jahre waren die paar tausend Gulden fort. Seine Juristerei hatte er an den Nagel gehängt — er wollte Künstler werden. Wie er gesehen hat, es geht nicht weiter, haben wir uns geeinigt: er ist nach München gegangen an die Akademie, ich wieder zum Theater. Und einmal hab' ich ihm geschrieben, daß er einsehen werde, ich könnte mit meiner Säge doch nicht leben. Nun er — ganz verzweifelt — hat mich getröstet. In ein paar Jahren usw. Da hab' ich ihm geschrieben: Lieber Georgi, ich hab' dich sehr lieb, aber leben muß ich auch. Ich werde ein Verhältnis eingehen. Er wütend. Dann ist er hierhergekommen. Ich bin aber ruhiger als er und hab' ihm gesagt: „Willst du, daß wir auseinander gehen? Nein? Ich auch nicht. Warten wir ab. Ich war nie ein Tugendsspiegel, das weißt du, das hast du immer gewußt. Ich spiele also ein bißel weiter wie früher. Geh't's, daß du früher mich befreien kannst, um so besser. So kommst du, und ich bin wieder deine Frau wie früher. Geh't's noch nicht. — Wir sind ja jung. Warten wir.“ Er ist ganz verzweifelt gewesen — ist abgefahren und — na — da bist du und da ist Herr Müller —

Salczikowski. Dieser eklige Kerl —

Hortense. Ruhe. Bitte. Nicht schimpfen. Herr Müller ist ein guter, alter Mensch —

Salczikowski. So ein Spießbürger —

Hortense. Ist das sein ärgster Fehler?

Salczikowski. Na — überhaupt.

Hortense. Also — Ruhe . . . Kurz und gut. George ist da. Er hat Ferien. Er ist mein Mann. Es ist ein halb Sechs. Er wird gleich hier sein.

Salczikowski. Verflucht!

Hortense. Du bist ein schrecklicher Mensch.

Salczikowski. Erlaub' mir.

Hortense. Ich erlaub' dir gar nicht, dich fortwährend so aufzulegen.

Der Diener. Herr von Stirner.

Hortense. Ich lasse bitten. (Zu Salczikowski.) Also: Ruhe. Und: wir sind per Sie. Verstehen Sie mich, Baron?

(George tritt ein.)

Hortense (ihm entgegen). Guten Abend, Georgi. (Küßt ihn.) Lieber Baron, Sie erlauben — Mein Mann, George von Stirner.

Salczikowski (etwas verlegen). Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft — George (ihn mustern). Ganz meinerseits.

(Verlegenheitspause.)

Salczikowski. Sie sind Künstler, Herr von Stirner?

George. Ich male.

Salczikowski. Ah —

(Pause.)

Hortense. Nur nicht so steif. Etwas mehr Leben, meine Herrn. Finden Sie ihn nicht reizend, Baron, meinen kleinen Mann?

George (verlegen.) Laß das.

Salczikowski. Meine Gnädige, Sie —

Hortense. Stehen Sie auf, Baron. Sind Sie viel kleiner, als mein Georgi? Stellt Euch nebeneinander.

George (der zögert). Hortense, ich weiß nicht —

Salczikowski. Ihre Frau Gemahlin befiehlt. (Er stellt sich neben George.)

Hortense (mißt ihre Schulterhöhe). Georgi, du bist ein Riese. Aber schlecht sieht er aus. Nicht?

Salczikowski (tritt zum Fenster). Ein Sturm ist heute draußen.

George (leise zu Hortense). Laß diese Dummheiten —

Hortense (lacht laut). Kinder sind das!

Salczikowski (sich umwendend). Sie haben Ferien, Herr von Stirner?

George. Ja.

Salczikowski. Entschuldigen Sie, wie alt sind Sie, wenn man fragen darf —

George (gereizt). Ich weiß nicht, Baron, Sie scheinen —

Hortense. Was, streiten wollen sie! Ah, das ist gut. Daher, Georgi, niederlegen. (Sie setzt sich aufs Sofa und läßt ihn neben sich Platz nehmen.) Er hat heute den Ehrenplatz, Baron. Nicht böse sein. . . Ich hab'

einen Mordshunger. Kommt denn nicht bald was? (Klingelt.) Wir wollen lustig sein, Kinder. Nicht? Also nicht solche Gesichter! Gescheit sein, Georgi. Artig sein, Baron. Gott, erziehen muß ich die Leute. (Der Diener tritt ein.) Anrichten lassen. (Diener ab.) Da über dem Schreibtisch das Bild, das ist von ihm, Baron. Sehen Sie's nur an. Großartig ist es. Stehen sie nur auf. (Der Baron erhebt sich, um das Bild zu betrachten. Sie tritt hinter ihn.) Das ist eben ein Künstler, der Georgi. Nicht?

Salczilowski. Sehr charmant!

Hortense. Ah was, charmant. Prachtvoll ist das. Schau'n Sie, wie die Delila den Samson anlächelt. Wie er dastht — ganz unterworfen. Den Ausdruck!

George. Kennen Sie „Cousine Bette“ von Balzac, Baron? Es ist eine Stelle darin, da sagt die kleine Frau Marneffe, Valerie, die große Bourgeois-Kurtisane zu Steinbock — Sie werden sich vielleicht erinnern, Baron? — dem sie zu einer Gruppe rät, Delila und Samson. — Wie sagt sie nur — so etwa: „Wenn ein Weib seinen Liebhaber ruiniert hat, so betet sie ihn an —“

Hortense. Hab' ich dich ruiniert, kleiner Georgi? Wir haben das gemeinsam betrieben. Nicht wahr? Ich bete dich also an. Schau, schau. Ich bete dich an! Ist das ein eingebildeter Mensch.

George. Valerie schildert ihm die Gruppe: „Delila bereut ihren Fehler, sie wollte Samson jetzt gerne seine Haare wiedergeben und sie lächelt, wenn sie ihn ansieht, denn sie sieht — ich weiß nicht genau, wie es heißt — ihre Entschuldigung, ihre Verzeihung, son pardon dans la faiblesse de Samson.“ Das ist mein Bild.

Salczilowski. Ich bin entzückt.

Hortense. Müssen Sie auch sein, Baron. Ah, mein George. Aber die Haare hab' ich ihm noch nicht abgeschnitten. Schau, jetzt läßt du dir wieder diese Perrücke wachsen. Runter damit. Wie der Baron, so — (Zührt dem Baron mit dem Handrücken über den Kopf.) Wie das sticht! Eine Bürste. Das kitzelt so angenehm . . . Nicht eifersüchtig werden, Georgi! Soll ich dich bei deinen schwarzen Zotteln ziehen? Komm her . . . (Der Diener bringt Service und Bestek.) Ah! Josef, essen wir bald?

Der Diener. Sofort, gnädige Frau.

Hortense. Kinder, ich bin so gut ausgelegt heute. Und der Baron sieht da . . .! (Nimmt ihm nach.) . . . Pfui. Tad seid ihr beide. George! George! Träumst du?

George. Hortense, du bist ein Rätsel.

Hortense. Gewiß. Wie singt das die Dio?
 „Wir Frauen sind ein Rätsel,
 Wir werden's immer sein,
 Es blickt uns kein Gelehrter
 In unser Herz hinein.
 ∴ Ihr Männer, gebt Euch keine Müh',
 Ihr löst das Rätsel nie.“ ∴

Nie! Das ist großartig. Nie gelöst zu werden.

Salczikowski. Sie haben eine reizende Frau, Herr von Stirner.

George. Was soll ich darauf sagen?

Hortense. Was du darauf sagen sollst? „Ja sollst du sagen und was für ein Ja. Bin ich nicht reizend? (Tanzt umher.)“

Der Diener. Gnädige Frau. Herr Müller ist draußen. Soll ich —?

Hortense. Herr Müller? Also, ob man einmal genüßlich — haben Sie gesagt, daß ich zuhause bin? Ja?

Der Diener. Ich habe gesagt, ich will nachsehen.

Hortense. Schlau ist der Mann. Also, meine Herru, was meint ihr? — Übrigens — Warum nicht? Herein mit ihm. Dann muß aber drüben gedeckt werden. Gleich. (Diener ab.)

Salczikowski. Dieser Herr Müller —

Hortense. Ruhe. George, jetzt kommt ein Prachtexemplar.

George. Gott, Hortense!

(Franz Müller tritt ein; bieder, alter Purotzyler, altmodisch, der donhommo gemüthlichster Sorte.)

Müller (ist etwas verlegen stehen geblieben). Mein liebes Fräulein, entschuldigen Sie — der Diener — der Kerl hat g'sagt — ja — aber —

Hortense. Guten Abend, Herr Müller, nur weiter. Die Herren kennen sich gewiß. (Zacht.) Ach so. Nein? Bardon. Also Herr Müller aus Purkersdorf, Fabrikant und Hausbesitzer — noch was? — Lebemann, Musikenthusiast, Ehekrüppel — o nicht böß sein, Herr Müller — dann noch — ah die Hauptsache: Franz heißt die Kanaille. Das sagt der gewissenlose Schiller, nicht ich —

Ferner hier der Baron Salczikowski, berühmter Einbrecher — in Frauenherzen natürlich — und last not least mein Mann George von Stirner, Künstler, Maler, Genie, Modernster der Modernen — ein kleines dummes Rabi — so, jetzt setzen Sie sich, Herr Franz. (Währenddem Bewegungen.) Den Regenschirm haben Sie draußen gelassen? Bravo! Nur folgen lernen. Und keinen Hund mit? Schab'.

Müller. Sie erlauben's, ich seh' mich. Also verheiratet sein's? Das hab' ich nicht g'wußt. Herr von Stinera — oder wie — bitt' schön —

George. Stirner.

Müller. Ah, Stirner. Entschuldigen's gütigst. Ich bewundere die gnä' Frau aufrichtig. Ich geh' in alle Stücke, wo sie spielt. Aber Sie sind ja noch sehr — wie soll ich sagen — jung. Nicht? Entschuldigen's gütigst.

(Salezifowski steht auf und betrachtet Bilder und Rippen.)

George. Ja (er steht gleichfalls auf und sieht zum Fenster hinaus).

Müller (leise). Hortensel, das wird fad werd'n.

Hortense. Meine Herren, vielleicht eine Tarockpartie angenehm? Ich muß so noch einiges —

Salezifowski. Sie wollen uns verlassen?

Hortense. Ich werde zusehen.

Müller. Also quasi Ribiz?

Hortense. Aber ein redender Ribiz.

Müller. Also, meine Herren. Die Idee ist famos. Tarockpartie. Ich bin dabei. Entschuldigen's gütigst. Natürlich, wenn Sie mitspielen?

Salezifowski. Wirklich, ich bin nicht sehr aufgelegt.

Müller. Na, so spielen wir Strohmahl zusammen, Herr von Stinner — Stirner — ja — entschuldigen's gütigst.

George. Das ist wohl nicht sehr amüfant.

Müller. Warum nicht? Ich spiel' mit meiner Alten — entschuldigen's gütigst — gewöhnlich Strohmahl — das heißt — ich bin halt doch zu selten gemüthlich zuhauf!

Hortense. Ich werde kategorisch vorgehen. (Aus dem Schreibtisch Karten nehmend.) Hier sind Karten. Jetzt fehlt noch der Tisch. Ich hab' ja alles. (Klingelt.) Einen Moment Geduld. Sie „entschuldigen's gütigst“. Sie brennen schon gewiß alle. O, ich kenne dieses Spielfieber — freilich nicht im Tarock. — Georgi, gewinn den Herren alles ab, was sie bei sich haben.

Müller. Das wär' mir sehr unangenehm.

Der Diener (tritt ein). Gnädige . . .

Hortense. Den Spieltisch — und decken Sie drüben. Nehmen Sie das da weg.

(Der Diener räumt ab.)

Salczikowski. Wenn Sie es durchaus wünschen — Ihnen zu Liebe — aber nicht lange — Herr von Stirner — Sie haben eigentlich als Hausherr zu entscheiden. (Lächelt.)

George. Baron, ich weiß nicht, wie Sie —

Hortense (rauf). Oho, meine Herren, ruhig! Aber Kinder. Keine Gemüthlichkeit möglich?

Müller. Es wird erst gemüthlich werden, bis ich den Bagatl mach'. (Lacht.)

George. Ich spiele nicht. (Der Diener bringt den Tisch.)

Hortense. Wenn deine Gäste aber —

George. Meine Gäste!

Salczikowski. Herr von Stirner, Sie scheinen absichtlich —

Hortense. Jetzt fängt der wieder an. — Ich darf wirklich nicht aus dem Zimmer gehen . . . Gott, Kinder, setzt Euch doch endlich. Dieses ewige Herumwandeln! (Diener ab.)

Müller (steht auf). Hier riecht's sehr angenehm. Ich hab' diese Luft so gern. Diese Theaterluft. Ich bin immer ganz aufgeregt.

George (verächtlich). Wirklich?

Salczikowski. Liebe Gnädige, ich vergaß wirklich ganz — ich kann unmöglich bleiben — ich —

Hortense. Aber Baron. Sie werden doch nicht der Störenfried sein?

Salczikowski. So sehr ich bedauere, in so angenehmer, lebenswürdiger Gesellschaft den Abend nicht verbringen zu können, muß ich doch — die Pflicht — das Haus — die Familie —

Hortense. Die Familie! Das ist gut.

Salczikowski. Meine Gnädige, entschuldigen Sie mich gütigt — es ist mir wirklich unmöglich — (küßt ihr die Hand.)

Hortense. Also auf Wiedersehen. Binden kann ich Sie nicht. Ich bin aber sehr, sehr gekränkt.

Salczikowski. Teuerste Hortense — pardon, geehrte Gnädige — ich bin tieftraurig — aber (küßt ihre Hand) — meine Herru! (Verneigt sich.)

(George verneigt sich stumm.)

Müller. Habe die Ehre, guten Abend, Herr Baron. (Baron ab.)

Hortense. Wie gefällt dir der Baron, Georgi?

George. Frage! . . . Gar nicht.

Müller. Schau'n's, das könnt' ich nicht sagen. Ich weiß nicht — entschuldigen's gütigt — er hat so was, so was man sagt — na —

Hortense. Ja, ja, Sie haben ganz recht, Herr Müller.

George. Sie sind äußerst treffend mit Ihren Bemerkungen.

Müller. Das sagt meine Gemahlin auch immer.

George. Die Frau Gemahlin? so, so . . . Das ist ja recht von der Frau Gemahlin. Und wie geht's denn der Frau Gemahlin?

Müller. Meiner — O — Dank der Nachfrag'. Der geht's immer gut. Ich bitt' Sie, — was will man denn?

George. Ja, ganz richtig. Sie sind eigentlich ein Schlaumeier, Herr Müller.

Müller. Aber geh'n's. Das glauben's Ihnen selbst nicht. Was nicht noch alles!

Hortense. Herr Müller ist überhaupt — ich versichere dich, lieber George, einer der geistreichsten Männer, die ich je gekannt habe. Du mußt ihn nur einmal kritisieren hören.

Müller (der sich sehr geschmeichelt fühlt). Geh'u's, gnä' Frau, Sie machen da ja nur Wiße.

Hortense. Gott bewahre. (Der Diener.) Herr Müller ist wirklich ganz unschätzbar. Es kennen ihn leider viel zu wenig Leute, die . . .

Was ist Josef?

Der Diener. Es ist serviert.

Hortense. Ah, meine Herrn — zu Tisch. Geben Sie mir Ihren Arm, Sie alter Bonvivant, Georgi ich habe leider keine Dame für dich —

(Sie gehen ins Nebenzimmer. Pause. Man hört Sesselruden.)

(Schluß folgt.)



Eine Brautnacht.

Frauenkizze von Susi Wallner.

(112.)

Heute ist ihr Hochzeitstag.

Sie ist neben ihm gekniet am Altare, in weißen, wolkigen Brautkleid. Den Myrtenkranz im Blondhaar; das stille, ernste Antlitz so andachtverklärt.

Und als der Priester fragte: „Willst Du ihm angehören, bis der Tod Euch scheidet?“, da hat sich ihre zusammengeschniegte, demütig hartende

Gestalt aufgerichtet, stolz und frei. Und ihr „Ja“ war deutlicher und fester, als das des Bräutigams.

Die erfahrenen Frauen unter den Hochzeitsgästen raunten einander weislegend zu: „Er kommt unter den Pantoffel, denn sie führt schon das große Wort.“

Und Andre: „O jeh, eine unruhige Ehe, die Lichter flackern.“

Mit verlässlichem Druck hat sich ihre Hand in die seine gefunden...

Und dann kam das einfache Diner, wo sie so einsilbig war und so glücklich ausah; und dann der Abschied von den Eltern.

Der Vater, der liebe, gute, hat ihr die Myrtenkrone vom Haupt genommen, an seinem Halse ist sie gehangen, selig, weinend, Wonne und Trennungsweh zugleich im Herzen.

Und der Mutter hat sie die Hand geküßt, der kühlgemessenen, immer noch schönen Frau. Und mit den Widen hat sie Abschied genommen von ihrem Mädchenstübchen, das alles weiß: ihr Dangen, Hoffen und die scheue, süße Erwartung. —

Endlich sitzt sie im Coupé allein neben ihm, dem sie nun angehört; mit der Seele schon lange, mit dem Leib von heute an. Neben ihm, dem hohen, ritterlichen Manne, mit den scharfgeschnittenen, geistvollen Zügen, den sie so innig lieb hat, der ihr alles verkörpert: Kraft, Zartfönn, Größe, Weichheit.

Sie legt still ihr Haupt an seine Brust. Sie schweigen.

Tratata — tratata — tratata — — es ist die einzige Weise, die der fahrtafte Wagen kann.

Sie sinnt Heute ist ihr Hochzeitstag — — heute soll sich das große, tiefe, heilige Wunder an ihr vollziehen, welches das Mädchen zum Weibe macht — — — Es muß etwas Verklärendes, Schönes, Herrliches sein.

Ihre Seele ist weit offen, wie die erste Knospe sich dem ersten Lenze öffnet — komm, o komm, Du Gebenedeiter! — —

Sie möchte die Hand küssen, die starke, weiße, schöngeformte Männerhand, ihre Wange möchte sie an dieselbe schmiegen und bitten: „Gelt, du liebe Hand, nun bist Du mein und — und zart und fest bist du, gelt?“ Schüchtern sieht sie auf

Er schläft.

Er hat viel Champagner getrunken

Tratata, tratata — summt der alte Wagen.

Sie lächelt. Sie hat ihn noch nie schlafen gesehen.

Die feinen Brauen; o, und so lange Wimpern; der rote, strenge Mund — sie hat das alles nie so genau sich ansehen können; wie Besitzfrendigkeit regt sich's in ihr . . .

Da fährt er empor: „Lieb —“

„Wart, schläfst Dich ja in die Ehe hinein“, neckt sie.

„Oho, Du!“ Und er küßt sie . . . ach, küßt sie — — —

Und da sie am Ziele sind und aussteigen und im Hotel ankommen, ist sie so „drollig“ ernst und matronenhaft und stellt sich „altverheiratet“.

Und als der Diener gegangen ist — sie allein sind — ganz allein zum ersten Male — ist sie so „köstlich“ befangen und lunkisch.

Sie speisen an dem kleinen Tischchen vor dem Divan und im Hintergrunde schimmern die weißen Linnen der beiden dicht aneinander gereihten Betten.

Ihre Gläser klingen aneinander, sie trinken, da schleudert er das seine fort, daß es zerschellt am Boden, und reißt sie an sich.

Sie zittert, ihr schwindelt. —

„Laß mich — bitte — ich“ — sie drückt sich, wie Schutzsuchend, an ihn — „ich bin so müd.“

„Komm, leg Dich nieder.“

Sie nickt.

„Willst Du einen — einen Augenblick hinaus — gehen?“

Er lacht derb auf.

„Ehemann vor der Thür? Heute? Nein, weißt Du, so gutmütig — —“

„Alfred, ich — ich hab mich noch vor — gar niemand entkleidet.“

„Desto verführerischer“ — und er nestelt hastig an ihrem Leibchen.

Sie stößt seine Hand weg. „Laß mich, sage ich —“

„Nach doch keine Dummheiten, wir sind einfach Mann und Frau; nicht wahr? Erna . . . Lieb — Weib!“

Sie faltet die Hände über der Brust.

„Du mußt Geduld mit mir haben“, fleht sie, „es ist mir alles so fremd — so —“

Sie bricht in Schluchzen aus.

Er ist verblüfft — ungeduldig.

Eine weinende Braut in der Kirche — na, das ist übsch! Aber in der Ehekammer — was soll das?“

„Erna!“ mahnt er unwillig. Sie sieht ihn an mit hilflosem scheuem Blick.

„— aber Liebchen!“ fügt er beruhigend bei.

Da wirft sie sich an seine Brust. Umschlingt ihn, klammert sich an ihn. Ihre Zärtlichkeit ist eine stumme Bitte um Schonung. Nicht jäh, wie der Blitzstrahl, darf ihr die Erkenntnis kommen, sondern langsam, mählich, wie die Sonne aufgeht, die erröthende, wärmende, glutvolle Sonne.

Aber er versteht sie nicht.

Er fühlt ihre Seele nicht, nur den Leib, der sich an ihn preßt, den jungen, unberührt knospenden Leib. Und ihm ist er entgegengeblüht — ihm allein. In ihm stürmt das gierige Verlangen auf, das er verholten hat bisher, hinter der herkömmlich glatten Maske eines etikettierten Bräutigams. Heute ist sie gefallen — endlich! —

Und er zieht sie mit sich, rauh, stürmisch, mit der herrischen Brutalität rechtmäßig erlaubter Sinnlichkeit.

„Alfred, Alfred!“ leucht sie im Ringen.

Er reißt ihr mit tastenden Fingern das Leibchen auf — er faßt sie an — — — — —

Und dann schreit sie auf: „Was bin ich Dir denn?“

„Mein Weib — bist Du — — mir angetraut — — ich hab' Dich — jetzt — — das ist — mein Recht.“

Sie wehrt sich, kämpft, entringt sich — flüchtet zum Fenster und stößt es auf.

„Eher da hinab — rühr' mich nicht an! So bist Du?“

Sie haßt ihr Mantelet vom nahen Kleiderständer und hüllt sich ein. Ihr Busen hebt und senkt sich rasch und schwer.

„Ja, so bin ich“, fährt er auf und nähert sich ihr.

Sie macht eine ungestüme Bewegung. Da hält er an.

„Ja, was meinst Du denn? Meinst Du, das Schmachten und Himmeln dauert fort? War mir zuwider genug.“

Ein wilder Schmerz zuckt über ihr Gesicht.

„Zuwider?“ stammelt sie atemschwer. „Und Dein früherer Zartfinn und — Dein Wesen — alles Komödie?“

„Ach was, Komödie!“ Er steckt die Hände in die Hosentaschen und beginnt auf und ab zu gehen. „Komödie! Ein Mädchen, das man heiratet, spart man sich auf. Und wenn man es geheiratet hat, dann will man's besitzen. Du hast meinen Namen und ich hab' Dich. Basta. Oder meinst Du, ich werde mit Dir eine Engelehe führen? Dazu fühl' ich keinen Beruf in mir. Gott sei Dank.“

„Und jetzt sei vernünftig. Ich bin in meinem absoluten Recht. Ich will Dir nichts nachtragen — komm — sei geschweht! Deine Mutter hat tabellos auf Brautstaubetikette gesehen — das war ja in der Ordnung

soweit. Aber sie hätte Dich eben eingehend unterrichten sollen am Hochzeitstage.“

„Unterrichten!“ lacht sie schneidend auf. „Also das lehrt man so, wie — wie einem Kinde: du mußt dem Doktor auch hübsch die Zunge zeigen. Nicht? Und damit ist alles im gleichen. Und der Mann braucht nichts mehr zu berücksichtigen; nur nehmen, nehmen!“

„Na, hör' mal — jetzt wird es mir zu bunt. Ein wenig zieren, das läßt man sich gefallen. Aber Du thust ja gerade, als verlangte ich etwas, was mir nicht zusteht! Frag' einmal Deinen vergötterten Vater, ob er es nicht auch so gemacht —“

„Schweig' von meinem Vater —“

„Na, Rosenkranz gebetet wird er auch nicht —“

„Schweig', sage ich. Von meinem Vater red' Du nicht jetzt!“

„Oho, wie sprichst Du denn mit mir?“

„Sprechen! Aufschreien möcht' ich. Denn Du läßt nichts heil an mir, was zart und gut ist in mir und mein!“

„Ich bin Dir nichts als eine begehrliche Sache, die Du eingelöst hast um den Preis, um den sie eben nur zu haben war und die Du jetzt einfach nimmst und ah — pfui!“

„Pfui!“ spottet er, „pfui! Hörst Du, eine andere wäre beleidigt, wenn der Mann heute nicht von Fleisch und Blut wäre. Und das kann ich Dich auch noch versichern, ein anderer in meiner Stelle würde gleich ganz exemplarisch mit Dir verfahren.“ Er ist an den Tisch herantreten und wirft die Servietten durcheinander. „Verstehst Du? Aber meine Geduld ist auch nicht gar lange geraten und —“

Leises Fensterklirren — —

Nun fährt er herum und stockt vor ihren flammenden Augen. Ein paar unverständliche Worte murmelt er noch, dann schreitet er schweigend wieder auf und nieder. Raut an seinem Schnurrbart, bläst den Atem leise pfeifend durch die Lippen; ist zornig, nervös, beleidigt in seiner Sieghaftigkeit — und auch in wenig unsicher. Und das ist ihm das peinlichste.

Brunhildennaturen hat er stets verachtet, weil er keine gefunden in seiner Vorpraxis, die er nach Männerrecht geübt; nicht unmäßig, aber üblich normal. Und nun?

Das „unbeschriebene Blättchen“, das er in seinen Ehrentodex aufgenommen, ist spissig.

In seinen Ehrentodex. Giebt er da nicht genug, wenn er nimmt?

Er faßt nicht, daß ihre arglose Mädchenhaftigkeit Lüge wäre, könnte sie anders sein, als sie es heute ist. —

Sie ärgert ihn und reizt ihn dabei.

Er könnte sie fassen und schütteln und — küssen und . . .

Aber das überspannte Ding ist's im Stande und macht Skandal.
Skandal — — hier? — hm.

Das Bedenken ernüchtert ihn.

Er muß heute als der Klügere nachgeben. Aber morgen —!

Sie steht unbeweglich am Fenster. Er schreitet immerzu auf und ab. Lange. Das beruhigt ihn und ermüdet ihn zugleich — — und später, in nicht langer Zeit — ha! Da wird er sie necken mit heute! —

Da wendet er sich kurz um, tritt vor sie hin und sagt: „Für heute sind wir mit unsern — Auseinandersetzungen zu Ende. Hier ist nicht der Ort dazu. Aber morgen, Erna, sind wir daheim, in meinem Hause; und dann — wirst Du Dich besinnen. Gute Nacht.“

Er macht ihr seine ritterlichste Bräutigamsverneigung — und zieht sich ungeniert aus.

Sie wendet sich ab.

Sie kann ihn nicht ansehen. Ihre schüchterne Besitzesfreudigkeit, dieses erste Stammeln der Leidenschaft, ist erstickt in seiner rohen Begierde.

Kühlt streift die feuchte Nachtlust ihre heißen Wangen.

Elenb fühlt sie sich — — elenb. — — Das Herrliche ist verwüstet.
— Und im Herzen die dumpfe Angst aus aufquillendem Ekel —!

Nuten geht ein Pärchen vorbei. Der Mann führt die Frau sorgsam am Arme. In dem hellen Bogenlichte des gegenüberliegenden Hauses sieht sie deutlich die Gestalten: er breitschultrig — sie zart — schon mühsam schreitend. — —

Wie hat er gesagt? „Eine andere in Deiner Stelle wäre beleidigt, wenn —“

Da preßt sie die Hände vor die Augen — o Gott, o Gott! Bin ich denn wirklich so ganz anders, als alle andern? — — Ich? Und er, der mit seinem verbrieften Rechte mein Innenleben mißachtet? —

Vater, Vater, du guter — ach! — bei dir sein können. — —

Und sie sinnt zurück an all die zarte Liebe, mit der er sie gehütet, der reife Mann das junge Mädchenkind. Eine ungestüme Sehnsucht nach ihm faßt sie an — — Aber die Mutter?

Da fällt ihr ein — daß ihr nur das plötzlich in den Sinn kommen kann — wie die alte Hauskake einmal so jämmerlich geschrien und geklagt, als sie Junge kriegen sollte, in der Nacht vor ihrer Thür. Da stand sie auf, trug sie in die Küche, und auf ihrem Schoß gebar das arme Tier.

Aber Vater und Mutter waren auch erwacht und die Mutter fand es höchst „unschicklich“ für die Tochter, derlei zu sehen . . .

Aber der Vater streichelte ihr den Kopf und holte Milch für die Kage. — —

Und heute? Heute hat die korrekte Mutter sie mit der gleichen kalten, eigenartlosen Selbstverständlichkeit dem rechtlich angetrauten Gatten hingegeben, mit der sie einstmals ihren Brautstand bewacht. —

Kein Bangen in den Augen der mütterlichen Frau:

Ein Mädchen, das einem gebärenden Tiere beisteht — „wie unschicklich“!

Ein davongelaufenes, aus Scham davongelaufenes Weib — „wie unschicklich“!

Davongelaufenes Weib? —

Will sie denn — —? Ja, ja, sie will fort — zum Vater will sie, dem braucht sie nichts erklären; wortlos wird er begreifen — sie schützen — vor allen — — die Arme wird er aufstun, so weit — — und sie an sein treu verstehendes Herz nehmen. —

— — Alfred hat sich lange Zeit im Bette herumgewälzt, nun schnarcht er.

Von draußen aus einem nahen Garten schmettert hell der erste Morgenruf eines Vogels.

Sie schleicht leise an dem Bett vorbei, in dem ihr Mann liegt.

Ihm hat sie heute so zuversichtsfreudig versprochen, sein Eigen zu sein, bis der Tod sie scheidet.

Sie schaut auf ihn hin. —

Der Tod? Weil er Körper scheidet, ja, deshalb erkennt Ihr ihn an, denn Körper vereint Ihr ja, nur Ihr, Ihr alle — alle! —

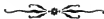
Sie fröstelt.

Wenn er sie nur nicht hört — nicht halten kann. — —

Denn morgen — „morgen sind wir daheim, Erna, und dann —“ dann kann er sie zwingen, weil der fremde Mann im Ornat ihm die Gewalt gegeben. — —

Mit zitternder Hast stülpt sie den Hut auf die blonden Flechten. Behutsam klinkt die Thür hinter ihr zu. — — —

Als einige Zeit später der Pfiff einer Lokomotive halbverweht durchs offene Fenster hereintönt ins Gemach, rührt sich der Mann im Bette und murmelt: „Ah, geh — dumme Brüderie!“ —





Aus den „Liedern aus Uagabondia“ von Richard Hovey und Bliss Carman.

Resignation.

Wenn ich zum Leben und zum Sterben matt,
Nur noch zum Sitzen in der Sonne gut,
Dann senkt den Vorhang, sagt, das Spiel sei aus,
Verwelkt des roten Mohnes letztes Blatt.
Ich will nicht leben, wenn ich krank und alt —
Was soll mir, was ich nicht mehr lieben kann?
Denn kommt der Tag, den Gott verhüten mag,
Dann, denket meiner Worte, wird es kalt.
Und giebt es dennoch einen anderen Ort,
Wo mich als alten Bursch kennt jeder Mann
Und Frauen lächeln zum Willkommengruß —
Wo guter Wein nicht steht in Licht und Bann,
Und höher gilt als Geld und Gut ein Kuß —
Ein wenig möchte wohl ich weilen dort.

In der Werkstatt.

Einst in der Werkstatt vor langer Zeit
War feucht der Lehm und das Feuer matt —
Und Er, der den Menschen zu schaffen gewillt,
Aus einem Klose machte ein Bild,
Und setzte ein treues Herz ihm ein.
Doch ein anderer schaute ihm zu.
„Wer ist's?“ fragte Beelzebub.
„Ein Liebender!“ sprach Gott —
Und Beelzebub meinte: er kenne die Art.

Da machte Gott einen anderen Mann;
Diesen machte er weidenschlaun,
Und gab ihm der Sehnsucht schweifenden Blick
Und den fröhlichen Wanderweg.
„Wer ist's?“ fragte Beelzebub.
„Ein fahrender Gesell!“
Und Beelzebub lachte: er kannte die Art.

Zuletzt aber machte Gott einen Mann
 Und gab ihm, seltsam zu schauen —
 Das treue Herz und den schweifenden Blick,
 Und ließ ihn pfeifen sorgenlos.
 „Wer ist's?“ fragte Beelzebub.
 „Ein Dichter!“ sagte Gott.
 Und Beelzebub brummte: nicht kann' er die Art.

Prairiefeuer.

Von Egbert W. Fowler.

1.

Eine Feuerwoge!
 Ein Feuermeer!
 Eine wachsende Flut von wütenden Flammen,
 Steigend, steigend der Sonne zu,
 Springend, springend, höher und höher,
 Bis die Wolken glähen, wie Kohlen rot,
 Und das sengende Blau ist ein trübes Braun,
 Und die ganze Welt in des Himmels Rand,
 Der herab zu dem brennenden Boden sich senkt,
 Ist heiß wie der Hölle Glut.

Gierig leckende Flammenzungen
 Springen empor, vom Sturmwind gepeitscht,
 Hierhin und dorthin, Hunden gleich,
 Beutegierig durchrennend das Gras.
 Nicht lockt sie das Wild, nicht lockt sie die Jagd,
 Sondern brennende Gier nach der Weite des Alls,
 Und lechzender Durst nach des Himmels Höh'.
 Erreichen — besitzen, besitzen und — sterben!
 Sie knistern, sie lachen, der Funken Blut
 Fließt von den zischenden Halmen des Grases!

Weiter, nur weiter — rufen sie laut.
 Alles, alles muß unser sein —
 Nichts bleibt übrig, um zu gräßen
 Des neuen Tages rosigen Hauch.
 Die Welt ist unser für eine Stunde,
 Eine Stunde tanzender Teufelslust —
 Ein Kampf der Macht von blutiger Pracht.
 Unser die Macht, der Glanz, das Rot
 Des trüben Blutes gefall'ner Beute,
 Unser das tobende Lebensblut!

Drum weiter rast, bis die ganze Welt
 Ihres Bluts, ihrer Kraft, ihres Lebens bar.
 Bis graue Gespenster wir lassen zurück
 Auf einem Schlachtfeld von endlosem Schwarz.

2.

Es kränfelt der Ranch gespenstergran
 Sich über blutlosem Totenfeld,
 Weißflatternden Mchetauben gleich
 Steigt's vor mir auf, und ins schwarze Nest
 Sinkt's zurück, ohne Lebens- noch Todeslaut.

Wie Trauerschleier, schlummernd trüb,
 Hängt's schwer am Himmel, die Erde verhüllt
 Sich bang vor des Feuerkönigs Blick,
 Der Herrscherfonne, die fühllos starrt
 Auf das grimmig schweigende Leichenfeld,
 Wo ein Heer gekämpft in herrlicher Wut
 Und gefallen, um nimmer aufs Neu' zu ersteh'n.

Eine Schlange schaut gierig aus ihrem Versteck,
 Ein Wölkchen Ranch — eines Kaktusstrauchs
 Fliehende Seele — flattert empor
 Und windet sich langsam hinauf in das Blau.
 Wie Kohlen glüht's aus der Krusten Schwarz,
 Wie ein trunknes Auge glüht's und blinkt's,
 Blutrot, wie in überfatter Luft.

Drei Antilopen wandern vorbei
 Den Blick zum südlichen Himmel gefehrt.
 Wo der Fluß dahinkriecht, flach und faul.
 Durch ein Bett von trübem Schlamm.
 Ein Vogel, geierhaft, schwerbeschwingt,
 Fliegt durch die Luft, gleichwie ein Fluch,
 Mit gespreizten Krallen stürzt er herab — —

Und ich — und ich —
 Mit der Schlange, dem Geier,
 Dem trauernden Himmel, der schwarzen Erde,
 Ich lache und weine dem Winde zu,
 Der verheißend aus grünendem Osten weht:
 Siehe mein Reich, des Todes Land!

New-York.

A. von Ende.



Valloton.

Von Rudolf Klein.

(Berlin.)

Wohl kaum ein Jahrhundert hat in der Kunst so stilllos und unnational begonnen wie das unsere, das sich nun seinem Ende zuneigt, nach stürmischen Episoden. Gewöhnlich ist eine Stillosigkeit, ein Herübernehmen fremden Stiles, die Eigenart einer niedergehenden Epoche, nicht die einer beginnenden, wie zu Anfang unseres Jahrhunderts. Während der Klassizismus eines David in Frankreich noch in den politischen Verhältnissen des „empire“ begründet ist und aus ihnen seine Nahrung sog, die ersten Keime einer Volkskunst wiedererstickend, die die Lehre Rousseau's und die Revolution angebahnt in Ozeux und Chardin zc., ist von solcher Notwendigkeit der Entstehung einer klassizistischen Kunst in Deutschland aus solchen Zeitverhältnissen gar keine Rede. Trotz Chodowicki ward aus der reinen Idee der Ästhetik des griechenlandtrunkenen Winkelmann der Klassizismus eines Carsten und Benelli geboren. Zwar mag die politische Armseligkeit und ökonomische Mißlage schon dazu beigetragen haben, daß die Künstler ihren Blick nicht ringsum auf ihre Umgebung richteten, sondern den hohen Flug der Idee eilen ließen, denn nur das denkbar größte staatliche Wohlleben zeugte je Künstler, deren Werke die Verkörperung des Nationalbewußtseins. Obenerwähntem Klassizismus folgten in Deutschland noch lange, allzulange Epigonenkünste, die noch weit weniger begehrenswert denn er, da ihre Vertreter immer weniger ausgeprägte Persönlichkeiten. — Vereinzelt Ausnahmen ändern an der Sache nichts. In Frankreich hingegen hatte das, das bei uns erst in den letzten beiden Dezennien zu krisen begann, die neue Kulturströmung, trotz der klassizistischen und romantischen Epoche zu wachsen begonnen und seine Entwicklung erreicht — und vollendet in Felix Valloton — eine Entwicklung, an der man das ganze Wesen des denkbar möglichsten Kunstinhaltes und der denkbar möglichsten Techniken studieren kann: deren Schlußstein Felix Valloton bildet, Felix Valloton, die Synthese von Ausdruck und Form.

* * *

Von England, dem großen Kunstförderer im 19. Jahrhundert war das Senforn des Naturalismus herübergeweht. Constable, der erste

naturalistische, farbenlichte Landschaftler, vor dessen vor fast 100 Jahren entstandenen Landschaften wir heute im S. Kensington-Museum sprachlos stehen, da sie heute gemalt sein könnten, war der geistige Vater der großen Schule von Fontainebleau. Die Fontainebleauer, die größten Landschaftler unseres Jahrhunderts, aber waren immer noch viel zu viel Dichter (und das war ja gerade ihr Gutes), als das man damals bei dieser Kunst hätte stehen bleiben wollen und können. Heute verstehen wir, vor einem guten Corot, nicht mehr, warum man jemals über diese Kunst hat hinausgewollt, so verwandt ist sie, ihrer Subjektivität willen, unserem Empfinden. Um die Mitte unseres Jahrhunderts aber, die Blütezeit der positivistischen Philosophie und materialistischen Forschung, mußte die Kunst alles persönliches Empfinden noch mehr lassen, sie wollte die Wahrheit, die nackte Wahrheit — und Courbet malte seine Steinklopfer! Doch diese nackte Wahrheit des Sujet genügte anderen noch nicht, die Farbe war noch schwer und dunkel — und so brachte Manet Licht! An Velasquez hatte er seine Fackel angezündet. Seurat und Signac aber unterzogen das Licht noch der Analyse und fanden, daß es nicht weiß, sondern aus den Farben des Prismas zusammengesetzt — deshalb erstrahlten auf ihren Bildern alle Gegenstände im Regenbogenglanze! —

Die positivistische Philosophie, die materialistische Forschung, kurzum, der Geist des 19. Jahrhunderts, hatten in der Kunst hiermit eben ihren prägnantesten Ausdruck gefunden — als man ins Gegenteil umschlug und ins Reich der Träume floh: der Magier Sar Beladan schwang seinen Zauberstab, man entdeckte vereinzelte Mystiker (Gustave Moreau, Puvis de Chavannes zc.), die nie diesen Weg verlassen und aus war es mit dem Naturalismus, der Neu-Idealismus trug die Fahne.

* * *

Ungekraft aber spielt niemand zu lange mit dem Feuer. Der Geist des 19. Jahrhunderts, die Methode der Naturwissenschaften, der Geist der Analyse war zu eingewurzelt, als daß man von ihm hätte lassen können, um, wie es die neue Kunst bedingte, aus einen Guß zu schaffen, er richtete sich nun gegen die eigene Person, das subjektive Fühlen untersuchend, und im Nu waren die Wurzeln abgenagt, die uns mit dem Leben verbinden. Das zu Mehl gemahlene Korn konnte nicht mehr keimen, die Schöpferkraft war zermorcht, aus Ohnmacht floh man zurück in frühe Zeiten und schlürfte gierig wie ein Rekonvalescent mit fiebernden Nerven die Essenz vergangener Epochen. Man fühlte sich tot, leer, unfruchtbar, war der Dilettant, der fremdes genießt, statt selbst zu schaffen. Und wie

das Innere, wie die Schöpferkraft, so zerfiel die äußere Form, die Technik, da die Seele es ja stets ist, die sich die Form schafft. — Da kam Jelig Balloton. — Er machte der Lage jäh ein Ende. Das Leben, das den feinsten der Geister durch die Finger lief, wo auch immer sie es fassen wollten, packte er gewaltsam, zwang es nieder und maß es mit dem Zirkel: und seine Kunst war über Nacht das Gespräch des Tages geworden, seine Kunst, ein geometrischer Realismus, die Synthese von Ausdruck und Form.

* * *

Wenn wir das Wesen aller größten Kunstepochen auf ihr tiefstes Innere prüfen, so finden wir überall ein und dasselbe Grundgesetz: die Antike; die japanische Kunst; italienische und deutsche Frührenaissance, Rembrandt — sie alle beruhen auf ein und demselben Gesetz, auf der Vereinfachung der äußeren Naturerscheinung zu Gunsten der summarischen Konkretion des inneren Wesens. Nur die Vertreter niedergehender Kunstepochen haben jedes Detail mit der gleichen Liebe niedergeschrieben. Von den ebengeannten Kunstepochen die eine der anderen vorziehen zu wollen, ist ein Unbing, sie sind jedesmal die höchste Kraftentfaltung eines Volksgeistes, wie ihre äußere Form, die der klimatischen Verhältnisse und Bodenbeschaffenheit. Ihr Grundgesetz ist überall ein und dasselbe; wie gesagt: die Vereinfachung der äußeren Naturerscheinung zu Gunsten der summarischen Konkretion des inneren Wesens. Daß dieses Grundgesetz des künstlerischen Schaffens, weil aller Epigonenkunst, unserem Jahrhundert so lange fremd, nun am Schluß noch seinen Mann gefunden hat, der es zur wissenschaftlichen These, zur Formel erhob, ist wiederum höchst charakteristisch für das Jahrhundert der Naturwissenschaften wie nur in ihm denkbar. Jelig Balloton, der Schöpfer dieser Kunst geht von der Wissenschaft aus und hat dennoch die Natur nicht nötig, ja ihr Detail stört ihn mehr wie jeden andern. Seine Kunst, so realistisch sie ist, ist durchaus eine solche der Phantasie, des erlebten Eindrucks. Er nimmt die Natur in sich auf, das Charakteristischste schwillt in seinem Gefühl an, alles Nebensächliche ausscheidend, und das Gehirn beschreibend sodann eine Linie, in die das Gefühl einläuft wie die Tiute in die Feder: aufschwellend, abnehmend, ins Leere jäh verlaufend, ober quer eine Verbindung suchend; eine Linie, synthetisch, konzentrisch, den Inhalt des erlebten Eindruck in sich schließend. Mittels dieser Kunst ist Balloton jedem Gegenstand gewachsen. Er hat kein Steckenpferd, er zeichnet alles. Menschen, Tiere, Pflanzen. Und nicht zum mindesten ist er ein hervorragender Porträtist. — Aber dennoch ist der ganze Balloton eigentlich nur ein Experiment.

Weniger Übergangsstadium, wie Grundstein, auf dem die Kunst bauen soll. Seine seltsame Eigenart, rein äußerlich nachgeahmt (wie wir das leider hin und wieder finden), ist der größte Verderb und geradezu lächerlich. Ihn plump nachahmen können nur Menschen, die sein tiefes Wesen und seine evolutionistische Notwendigkeit garnicht verstehen. Balloton ist wohl der genialste Fall, da jemand aus der Not eine Tugend gemacht. Er ist der Schlüsselstein eines ganzen Jahrhunderts von Kunstversuchen und die Formel des Wesens der Kunst überhaupt. Seine Werke aber sind nicht die höchste Kunstblüte eines Volksgeistes, wie die Beuns „Milo“ oder Rembrandts „Nachtwache“ dies sind — seine Kunst ist das genialste Experiment, das je eine Zeit ohnmächtigen Ringens erdacht — es wirkt am Ende unseres Jahrhunderts wie die erstarrte Pantomime eines Clown, der noch einmal mit einem geschickten Einfall eine gefährliche Situation gerettet, am Ende unseres Jahrhunderts, das so stilllos begann wie kein anderes, um mit Balloton zu schließen, mit Balloton dem Stil als Formel.



Gedichte von Else Lasker-Schüler.

(Charlottenburg.)

Trieb.

Es treiben mich brennende Lebensgewalten,
Gefühle, die ich nicht zügeln kann.
Und Gedanken, die sich zur Form gestalten,
Sie greifen mich wie Wölfe an.

Ich irre durch dufende Sonnentage . . .
Und die Nacht erschüttert von meinem Schrei.
Meine Lust söhnt wie eine Marterklage
Und reißt sich von ihrer Fessel frei.

Und schwebt auf zitternden, schimmernden Schwingen
Dem sonn'gen Thal in den jungen Schoß.
Und läßt sich von jedem Mai'nhauch bezwingen
Und giebt der Natur sich willenlos.

Sismet.

Der Sturm pfeift über ein junges Haupt
Und zerfchlägt die Götter, an die er geglaubt,
Und die gold'nen Märchen vom Glücke. —
Sein holdes Liebchen liegt unter dem Moos.
Der Tod erfarrte erbarmungslos
Die sonnigen Kinderblicke. —

Die Nachtvioleu fingen ein Lied,
Wenn wie Himmelsbrand das Abendrot glüht.
— Es klingt wie Engelchoräle; —
Und das Lied durchzittert die nächtliche Luft;
Es bringt ihm Grüße aus ihrer Gruft —
— Und zerreiht seine schluchzende Seele. — — —

Resignation.

Uarm' mich mütterlich und weich,
Und zeige mir das Himmelreich,
Du träumerische Nacht;
Und bette meine Sorgen,
In deinem Schoß verborgen,
Auf Rosen und auf Silberlaub
Im tiefen Erdenstaub.

Im Dämmerlicht, im Dämmerchein
Zeräuben deine Trümmerei'n
In blauer Wolkenpracht.
Ich rißte mich zur Tageschlacht!
Und sehne mich nach ew'ger Nacht.
Zu schmelzen still im Abendrot,
In deinem Heilandarme, Tod.



Breslauer Theater.

Das „Neue Sommertheater“, das ich im vorigen Jahre an dieser Stelle als unsere letzte künstlerische Hoffnung begrüßt habe, eröffnete die diesjährige Spielzeit mit dem „Friedensfest“. Hauptmann liegt heute vor dem kritischen Auge abgeschlossen. Wir wissen nunmehr endgültig, was wir vor Jahren schon gefühlt haben: hier haben wir etwas Neues nicht mehr zu erwarten. Hier will sich nicht in schauernden Geburtsnöten eine Welt gebären. Den kritiklosen, die dieses feine Talent unsäglich gelobhudelt und in den Zeitungen dem Pöbel als den neuen Shakespeare aufgeschwindelt haben, die heut ihr albernes „Kreuziget ihn“ ihm nachschreien, hat R. G. Conrad neulich die treffende Antwort gegeben: Waren wir je mit ihm verheiratet? Hier spielt sich nämlich ein

bitterliches Stück literarischer Gerechtigkeit ab. Ihn, den diese tausend Verständnislosen, diese Rabegierert und Litteraturfurchen jahrelang in den höchsten Himmel gehoben haben, kriß die unbarmherzige Vergeltung. Sie sollen von ihm ab, langsam und allmählich, aber tatsächlich. Und dieser Diebling des Pöbels wird gehaßt, gemischachtet, im besten Falle vergessen. Jo, jo, die Mode hot ihre Dounen, und es ist aerngüglisch, dem Schwindel mit ruhigeren Blicken zuzusehen. Was gült es! Nächstens kommt Jbsen an die Reihe. Man wird onfongen, in seine Stücke zu loufen. Der alte Riese wird es sich gefallen lassen müssen, „modern“ zu werden. Und ein Hauptmann wird ihm den Weg zum Herzen und Portemonnaie des süßen Rabs geebnet haben. Das wäre dann schließlich ein heiteres Stück neuer Litteraturgeschichte.

Das „Friedensfest“ ist jedenfalls das Persönlichste, das Hauptmann je geschaffen hat. Zugleich aber das Charakteristischste. Es schreit so dorout die wügende Angst des Engungsgrenzen, sich an das Kleine zu klammern und aus Lebensfurcht die kleine Individualität bürgerlich nach zu aerkelnern. Es ist gradezu frappant, wie häufig der Dichter hier offenbar gegen die eigene schwache Großmannsucht protestiert. Wie riesengroß dehnen sich gegen diese kleine, aber wundervoll echte Welt die Horizonte etwa in Jbsens „Gespensfern“! Es wäre übrigens eine dankbare psychologische Aufgabe, einmal gründlich dorzutagen, wie grade die im Eigentümlichsten persönlichen Dokumente des Hauptmannschen Schaffens auf Jbsen zurückgehen; wie Hauptmann seine Probleme sämtlich faszulagen aus zweiter Hand hat. Das heißt: Wie nicht das Leben, sondern das Erleben größerer Menschen die Empfindungswelt bei ihm om stärksten ausgeföhlt hat. Und außerordentlich bezeichnend für die Persönlichkeit Hauptmanns ist es, wie er alle die großen Probleme in seine niedere Welt gewängt, und wie er ihnen seinen unendlich kleineren, unendlich ärmeren Stempel aufgedrückt hat.

Für die „Gioronba“ des Gabriele d'Annunzio fehlt mir möglicherweise das Organ. Daron hat vielleicht aber die frohe Eitelkeit Schuld, mit der dieser Dichter seine Schamersenswelt verdröhct. Ganz zweifellos steht hier eine eigengeartete Persönlichkeit vor uns und ein Psychologe von ungewöhnlicher Begabung. Man soll aber nicht vergessen, daß der Mensch d'Annunzio weder Stärke noch Liebe besitzt; sein Erleben, das er uns mit außerordentlicher Deutlichkeit verdröhct, ist im Grunde aberflächlich, und seine Probleme schrumpfen schließlich auf diesen allerdings hochpersönlichen Konflikt onliler Ästhetensenssucht und maderner Umrast zusammen. Das könnte seine Reize haben, und in seinem jahreuren Kaman „Lust“, der He und da wirklich unmittelbare Vitalität oerrät, ist dieses Problem zu ganz eigenartiger Schönheit gesteigert. Das Drama aber ist weit hinter das Unmittelbare gedrängt und alle ursprüngliche Vitalität ist hier mit gefälligen Mantelchen und materiell drapierten Zittern bedekt. Das ist das Peinigende in diesem Stück; die eitle, schamlos lächelnde Pose, die dem eigenen Leben no häßl.

Zum erstenmale in Deutschland führte das Sommertheater Strindbergs aieraktige Komödie „Kausch“ auf, die in dem Sammelband „Nach Damaskus“ *) als Buch erschienen ist. Mit Strindberg ist es jedem wohl feinfühligem Menschen feltfam gegangen. An Achtung für ihn hat man es nie fehlen lassen, aber man konnte ihm weder ehrfürchtig noch liebend begegnen. Er schien gegen den guten europäischen Geschmack zu verstoßen, das hat seine Gründe. Wenn Strindberg niemals auch nur oersucht hat, einen Stil für seine Kunst zu finden, so heißt das: er fürchtete jede Elitifizierung, weil sie mehr aber weniger Vändigung des Lebens bedeutet. In diesem genialen Feuer-

*) Dresden, G. Vierow's Verlag.

kopf aber drängte jede künstlerische Faser nach dem rastlosen Herausfahren seines Erlebens, nach der Unmittelbarkeit der Darstellung, die nur im Brutal-Realen die befriedigende Erschöpftheit des Künstlers erwerben kann. Auf dieser ringenden Schöpfersee lastete das Leben mit ungeheurer Schwere, und sie suchte förmlich nach rastloser Befreiung. Da aber Stilgebung oder Gestaltung niemals ödlich befreien, da beide noch einen unbeweglich dunklen Bodensatz des Lebens im Schöpfer zurücklassen, der unausfagbar und zu tragen peinlich bleibt, rang Strindberg mit dem Leben und stellte es mit einer schamlosen Realität aus sich als Kunst heraus, die in der Weltliteratur einzig dasteht. Das ist übrigens eines der Merkmale des großen und reichen Schöpfers. Kein Kleiner und Armer darf die völlige Ausnutzung wagen. Thut er es dennoch, dann ist er plötzlich seines armseligen Lebens bar. Man sagt dann: „Er hat sich ausgeschrieben“.

Strindberg, das ist eines der erschütterndsten Kapitel der Literaturgeschichte. Niemals trat ein großer Mensch stolzer und kühner in das Leben, und niemals verließ es ein Großer gedrohtener, desillusionierter, hoffnungsloser. Nach dem Obengesagten darf man den Menschen, den Künstler und die Helden aller seiner persönlichen Schöpfungen miteinander identifizieren. Er kam mit Niesenmagen und maß an seinem Ebenbilde den Himmel und die Erde. Er ersonn mit Heißhunger ohne Wahl, was zur Sättigung er für sich geschaffen glaubte. Mit einem Radikalismus, der ohne Gleichen imponierend wirkte, brach er alle Brücken hinter sich ab. Damals nannte er sich Atheist und wollte die letzten Geheimnisse des Weltgeschehens mit der samosen Wissenschaft errechnen: HO_2 und HO_3 , und schrieb den wundervollen Roman „An offener See“. Das war oor oielen Jahren, und nun begann er den ungeheuren Betrug zu erkennen, in den er sich hatte fangen lassen. Hilflos, den Mund voll irrer Gebetworte, endete er an der Pforte des Klosters, hinter dem ihn eine letzte und unendlich milde Hoffnung winkt. Theosophie, Occultismus, Spiritismus, alle diese trügerischen Stationen jedes tiefen Gottsuchers hat er enttäuscht verlassen und klammert sich verzweifelt an den dunklen, weißhellen Glauben besangener Väter. In einem seiner Bücher ist sein neues Bild: geisterhaft blaß, unirdisch, wie eine Erscheinung aus der vierten Dimension. In den verzweifelt aufgerissenen, entsetzten Augen die ganze Frage in den Himmel: „Was hat mir die Zukunft noch unendlichen Leids bestimmt“? Welche fürchterliche Wandlung aus dem tollen Jenerkopf oon 30 in dieses hoffnungslose Bild von 50 Jahren!

„Rausch“ ist ein Dokument seines letzten Erlebens. Dieses Drama erzählt seine Kämpfe um das Weib und um Gott. Niemals war ihm das Weib der unendliche Schatz, der ewig Leben empfängt und ewig Leben schafft. Niemals war es ihm oielleicht die tiefste Lebensbejahung. Es führte ihn niemals in das Leben, sondern es oerführte ihn, den es tragisch ewig zum Weibe riß und oom Weibe trieb. Blind, gefangen, willenlos schlägt sie ihn in ihren geheimnisvollen Pann. Mann und Weib begegnen sich hier, schicksalsbestimmt, wie zwei reißende Ströme, unerbittlich. Ein jäher Schreck, eine lähmende Furcht, und sie schlagen mit heiserem Schwall, bewußtlos, unter betäubendem Wogenprall aufeinander, ineinander. Unlöslich aneinander gefettet. Und es ist ganz wundervoll in diesem Drama, wie Mann und Weib sich treffen, wie sie unter Schauern der Welt und Gottes vergeffen und den ewigen Sündenfall begehen. Die Sünde, die zugleich des Mannes letztes unschuldigtes Glück wie Gottes fürchterbare Strafe tödt, hat sie zusammengeschmiebet. Sie sind schend geworden wie das erste Menschenpaar, als es des verbotenen Apfels genoß. Und sie sahen, daß sie nackt gingen einer oor dem andern, und sie schämten sich ihrer Nacktheit. Gottes Gericht aber verjagte sie aus dem Paradiese. Tief und herrlich entwickelt der Dichter, wie die Brutalität des Lebens sie nicht voneinander

läßt. Sie streben zur Trennung, aber im Gebüsch warten auf das Mädchen die grausamsten Gemeinheiten, und seiner wartet die ewige Verdammnis. Bis endlich er den Weg zum Herzen Gottes findet; die Kirche ladet ihn, und sie verheißt dem Gehegten Frieden und Rettung. So gleitet er hinüber.

Durch das Ganze wehen sautische Schauer. Der Menschheit großes Buch liegt aufgeschlagen oor uns, und ein großer Mensch liest daraus in seiner besonderen Sprache. In seiner grandiosen Offenheit und in der unerbittlichen Steigerung wirkt dieses Werk erschütternd und mächtig. Ein gebrochener Rede hat uns sein Leben erzählt.

Josef Theodor.



Prager Kunst.

Wenn auch den heimischen Ereignissen gegenüber jenen der großen Kunstcentren wie Berlin und Wien naturgemäß nur untergeordnete Bedeutung zukommt, so erhalten die Prager Kunstereignisse doch wieder durch die Thatsache eine eigentümliche Prägung, daß sie einen Wertmesser für das geistige und künstlerische Niveau einer kleinen Enclave oon kaum 30000 Deutschen darstellen, die in rastlosen Kämpfen gegen die Übermacht einer feindlichen Nation sich des Verlustes ihrer sprachlichen und intellektuellen Selbstständigkeit stündlich erwehren muß. Kaum eine andere österreichische oder gar deutsche Stadt kann sich rühmen, in ähnlichen ungünstigen Verhältnissen so viel Wertvolles auf geistigem Gebiete geleistet zu haben, wie unsere deutsche Gemeinde. Nicht nur eine Anzahl wirklicher echter Dichter und Künstler entstammt ihr (ich nenne nur Friedrich Adler, Hugo Salus, Emil Orlik und den originellen Willomther), auch das Publikum steht auf einer beachtenswerten Höhe künstlerischer Urteilsfähigkeit und es ist zu oerwundern, wie viel Interesse hier, wo jedermann doch in erster Reihe sein leidiges politisch Liedchen singt, für alles, was auf dem großen deutschen Litteratur- und Kunstmarkt sein Wesen treibt, noch vorhanden ist. Wir besitzen allerdings auch ein Theater, dessen unermüdlicher Leiter, Angelo Neumann, keine Mühen und Kosten scheut, uns mit einem oorzüglichen Ensemble alle hervorragenden Erzeugnisse der neuesten Produktion zu eigener Prägung oorzuführen. So erinnere ich aus der letzten Zeit nur an Hugo Wolfs „Correpidor“, der dank den Bemühungen Direktor Neumanns sowie des Kritikers Dr. Richard Batka aus Prag aus erst seinen Triumphzug über die andern deutschen Bühnen antrat, ich erinnere an die Aufführungen oon Heinrich Pfitzners „Armen Heinrich“, an die oortrefflichen Wagneraufführungen, zu denen wir nun schon fast alle berühmten Rollenoortreter zu Gast geladen haben, an die auch für größere Verhältnisse epochalen „Meisterspiele“, an denen in einem Cyklus oon zwölf Vorstellungen Stars von allen großen deutschen Bühnen, an der Spitze Rainz, dann Lewinsky, Somenthal, Albin Smoboda, Christians, Max Grube, die einzige Stella Hofensels und der jetzt

verstarbene Karl Bonlag, ferner eine Anzahl noch nicht erbgesehener, aber ohne Zweifel zur Anwartschaft auf Berühmtheit aollaus berechtigter dil minorum gentium teilnahmen. Die Gelegenheit, in einem zeitlich so engen Rahmen künstlerische Individualitäten aan sa aerschiedener Nationalität aus eigener Anschauung kennen zu lernen, bal meines Wissens nur München in den Jahren 1854 und 1880 seinem Publikum, als Dingelstedt sowie Perfall und Passart, aber mit Beschränkung auf das klassische deutsche Schauspiel, ebenfalls die namhaftesten Künstler zu ihren „Kusterspielen“ herbeizogen.

Was diesen Vorstellungen den Stempel ausdrückte, das Starwesen, das fehlte ollig einer anderen Aufführung, schlte ihr mit Absicht mit künstlerischem Bewußtsein. Ein aarzüglich auseinander eingespeltes Berliner Ensemble brachte Allermabernstes, Ibsens „Baumeister“ und „Klein Gysal“, Maeterlinds „Einbringling“ und den Webefindischen gratesken Unfsinn „Der Kammerfänger“, daneben Hebbels „Maria Magdalena“ und Kleists „Zerbrogelnen Krug“. Die letzteren beiden Darstellungen waren Meisterleistungen und ein Triumph der Berliner Spielmanier über alle Hasburgschablone. Über Webefind will ich mich nicht erregen. Aber die beiden Ibsenaufführungen und gar Maeterlind, das ist etwas, warüber kein lgl. preußischer Schauspielerdrill hinweghilft. Auch in Wien hat er (bei „Peleas und Melisande“) nicht gehalten. Nun ist ja die Aufführbarkeit Maeterlindscher Poesie eine Streitfrage, die durch theoretische Diskussion schwer zu lösen ist. Die von den Berlinern unter Führung des Herrn Heine beliebte Praxis aber stimmte jedenfalls zu einer aerneinenden Antwort. Herr Heine, der beliebte Regisseur und Freund des Aparten, halte gewiß einmal Hofmannsthal gelesen und Gefallen gefunden an den zarten Versen seines Prolags zur „Madonna Dianara“:

Es wär' mir beinah' lieber, wenn nicht Menschen dies spielen würden, sondern große
Puppen, von einem, der's versteht, gelenkt an Drähten. Sie haben eine grenzenlose Kramt
in Ihren aufgetöhten ledigen Oebem und mehr als Menschen dürfen sie der Lust und der
Bersweiflung selber sich hingeben und bleiben schdn dabei. Da müßte freilich ein
dünnr Schleier hängen vor der Bühne. Auch andres Licht.

Es malle er es machen. Aber wenn in einem Hause, das mit zu den geräumigsten deutschen Bühnen gehört, hinter einem dicken Schleieraorchang auf stadfinsterer Bühne ein paar halländisch aermummte Schatten halbschnittmäßige Gesten machen und dazu in ein und demselben Laufall sa flüstern, daß in den rückwärtigen Parktreiben nur die Hälfte zu aersiehen ist, sa glaube ich, ist weder das erreicht, was Hofmannsthal und Wahr sich erträumen nach entspricht es den Intentionen des Dichters Maeterlind, dessen von den Geheimnissen der Ewigkeit erfüllte „Seelengespräche“ keiner ausbringlichen Unterstützung durch mystische Außersichkeiten bedürfen. Gleichwohl wollen wir es den Schauspielern Dank wissen, daß sie uns überhaupt die Bekanntschaft mehrerer aom gewöhnlichen Premierenmarkt sa abseits liegender Dramen aerschaft haben, an die unsere heimische Truppe sich doch nicht heranwagt. Das wir von den Berlinern nach immer sehr aiel zu lernen haben, bleibt unbestritten. Aber wir werden sie in ihrem eigensten naturalistischen Fahrwasser mit Elise Lehmann und Rudolf Mittner an der Spitze lieber begrüßen.

Hier dreht sich eigentlich alles um das Theater. Das Interesse für bildende Kunst und Malerei ist schon bedeutend geringer, um Lyrik kümmert sich, außer wer sie selber treibt, niemand. Van Salus und Adler spricht man wohl aiel, aber ich glaube, daß das Ausland aan ihren Gedächten bessere Kenntnis hat als ihre Vaterstadt. Hilfe ist nach immer, aan Litteraturkreisen wieder abgesehen, sa gut wie unbekannt. Alles ist eben vom Theater präokupiert. Und ja haben sogar die

Dichter selbst einmal die Lyra beiseite gelegt und sich der dramatischen Produktion zugewendet. Adlers „Zwei Eisen im Feuer“ machen jetzt in München und anderwärts volle Häuser, Salus und Rille debütieren heuer noch in Berlin an der Secessionsbühne mit je einem Einakter. Der Salus'sche hat eine interessante Vorgeschichte. Das Stück heißt „Susanna im Bade“ und ist von der Wiener Censur verboten worden. Dem Censor seien bei jeder Seite Bedenken aufgestiegen. Welch eine lästerliche Phantasie! Ich kenne das Stück und gestehe, eine reinere, edlere Behandlung des an sich von tiefer Sittlichkeit erfüllten Bibelstoffes kann kaum gedacht werden. Wenn nicht etwa die Vermutung einer Zeitschrift richtig ist, daß das Stück nur deshalb verboten wurde, weil die beiden greisen alttestamentlichen Rüstlinge beim Wiener Publikum leicht eine Reminiscenz an ein paar Vertreter des heimischen Richterstandes erwecken und man dann gar auch für diese die Steinigung fordern könnte, so ist es nach meinem Dafürhalten nur eine einzige Stelle, die bei aller psychologischen Feinheit und dramatischen Wucht die sensiblen Geschlechtsterven eines wienerischen Censors erregen konnte, dort nämlich, wo Resatha, der eine Richter, in seiner Erzählung vor Gericht sich soweit von der Erinnerung an die besauste intime Scene fortreißen läßt, daß er, halb von Sinnen vor Heiligkeit, aufschreit: Und so solle sie zur Strafe hier vor allem Volke nackt erscheinen, die schamlose Bühlerin! Und schon ist er bereit, mit gierigen Fingern selbst die neidischen Hüllen von dem weisen Leib der schönen Frau zu reißen. Hier hat der Dichter den Teufel der Geschlechtslust mit lähner Meisterschaft im Genie gepackt und schleudert ihn inmitten auf den Tisch vor das entsetzte Publikum. Wie eng und jenem Resatha verwandt muß der Gesichtskreis eines Censors sein, der die tief sittliche Wirkung einer solchen Stelle verkennen konnte! Jedenfalls hoben Sie Grund, mit Spannung das Urteil Ihres heimischen Litteratur-Catos abzuwarten. Und damit hätte ich so ziemlich erschöpft, was etwa für einen weiteren Leserkreis Interessantes hier gegenwärtig vorgeht, oder eigentlich vorgegangen ist, denn während ich schreibe, ist bereits alles vorbei und nur der heiße, staubige, stille, todeslangweilige Stadtherbst ist geblieben und sitzt wahrscheinlich, ohne daß ich es mehr bemerke, auf der Spitze meiner Feder.

August Ströbel.



K r i t i k .

Hans H. Busse.

Hans H. Busse. Erde! Eine Serie moderner Lyrik. München, Karl Schülers Verlag. I. Lieder des Himmels. (36 S.) 2 3. Gedanken-Dämon. (82 S.) 1 5. Blut. Lieder der Liebe. (78 S.)

Der Weg zur Erde führt durch den Himmel.

Stimmungen voll Müdigkeit und dumpfer Sehnsucht hat jeder Denkende gehabt. Da man Vergangenes als inhaltsleer erkannte und noch keine neuen Perspektiven sah, beschuldigte man das Sein.

„Sein ist Sünde. Leben wird
Nicht durch den Tod gelöst.“

sagt Busse in diesem Sinne. Sünde ist

doch wenigstens etwas: sie ist das, womit der Lebensneuling pouffiert. Wer erst mit sich selbst genug zu thun hat, dem fehlt dafür die Zeit. Manchmal bildet die „Busse“ jedoch die verschwirgerte Mäßigkeit des Genusses; ein unschuldiges Raffinement, aber Kennzeichen eines richtigen Instinkts.

„Mein —! mein — mein — —!
Morgen kann Osttag, morgen soll Sterben sein.“

Wie wird man seiner selbst Herr?

Der kluge Mensch, der den Umweg liebt, sagt sich: durch den Gedanken. Der Glaube ist erfunken; an seiner Stelle steht der Zweifel. Er ist die zweite Liebe des Gehirns.

„Die uralten Rätsel“ verlangen ihre Lösung. Wahr, wahn? Und gar allen Dingen: Wozu? Als könnten irgendwelche Antworten darauf eine Befreiung bringen! Der Kreis der Umgrenzung schiebt sich nur weiter hinaus. Darum sind solche Fragen innerlich religiös; sie blicken gern mit einer gewissen Sehnsucht nach dem geschwundenen Lande und in stillen Stunden empfangen sie die „Gedanken des Glaubeus“ mit einer linden Sympathie zu Gott. Mit keinem Wozu? kann man der Welt zu Leibe gehn. Die großzügige Weltanschauung setzt erst da ein, wo es an ein Leugnen der Nichtigkeit „Grundirrtümer“, der letzten apriorischen Ideen geht. Einen leisen Ansatz dazu hat Busse einmal; aber in der Spekulation fehlt ihm die starke, freche Phantasie, die mit allen Möglichkeiten Jongliert spielt. Alles Suchen nach objektiven Lösungen der Daseinsprobleme ist lediglich eine Kuriositätsfrage.

Woh, das Wozu? — es wird nicht ernst genommen. Es ist stets eine Anklage, und man geht ihr aus dem Wege. Man schiebt ihr stillschweigend ein Warum? unter: das rechtfertigt alles. Dies muß man sich aber eingestehn.

Das Warum? erst führt zur praktischen freudigen Lebensbejahung. Und Busse sagt am Schluß des zweiten Bändchens schon ja! — wenn er auch einen Vorbehalt macht:

er wünscht sich nämlich eine ganz besondere, neue Erde. Das ist nicht gerade nötig; auch die ganz großen haben auf Erden Platz gehabt, denn sie haben sich Platz gemacht.

Nun, wer sich erst liebt, wird auch das Leben lieben, und das Leben wird dankbar sein.

Das Leben trägt ein himmelblaues Kleid und einen aschgrauen Unterrod. Zuerst betet man es stillschweigend aus der Ferne an und thut aus lauter Tapferkeit so, als sähe man es nicht; dann scheint es einem reizlos. Aber es wird schön, wenn man es ganz entkleidet.

Oder besser: reizvoll, voll von intimen Schönheiten, deren man immer mehr entdeckt. In seinem letzten Buche hat Busse den Blick für die Wirklichkeit. Hier findet er Plastik und Größe des Ausdrucks, die er in seinen ersten Bänden nur anstrebte. „Zitternder Menschheit Lust“, „Wäler Bergmannsbild“, „dämmernde Seelen bebender Mädchen“ — der versiegelte Barn ist geöffnet und der Dichter schöpft aus der quellenden Tiefe. „Ich weiß, das werd' ich übersehn“ — so spricht ein Mann. Nicht alles kann ich ihm nachfühlen. Wenn er während der Liebesnacht an Klud und Kindeslinder denkt, scheint es mir, er hätte besseres thun können.

Am Schluß des Buches steht wieder eine große Müdigkeit, aber eine Müdigkeit, in der die Fülle ist. Und darum wird sie nur eine Pause und ein Ausruhen sein auf dem Wege zum Ziel: die „Erde“ in sich zu besitzen. Hans W. Fischer.

Heinrich Müller

hat sich in der jüngsten Litteratur mit einem Intrischen Skizzenband „Der Sturm“ (München, A. Schupp) gut eingeführt. Auch sein neues Büchlein „Höchste heidnische Seligkeit“ ist eine dankenswerte Gabe. Wir können daraus manches Interessante über die künstlerische Persönlichkeit Müllers erfahren. Ich gebe meinen Eindruck ohne

Umschweif: Der junge Dichter ist ein feiner, nervöser Phantast. Er ist sich selbst „sein einziger Eigener“. Das ist ihm bewußte, schmerzlich süße Wollust — und auch ein Wiffel Glorials, die er nicht ohne Koketterie beschaut. Er bringt aus der Tiefe seiner brünstigen Seele märchenhafte, in Farbe und Ton gläserige, anmutig vibrierende Wundersamkeiten, mit subtiler, Schönheit-durstiger Sinnlichkeit herausfandiert. Diese mit virtuosenhafter Grazie gehandhabte Sünde stößt natürlich nicht mit der Wucht eines Nichtschwertes in tiefste Tiefen. Also kein Schauspiel für starke Geister, die gerade am Harten und Abgründigen und Schicksalsträchtigen des Lebens ihre Freude haben, nicht an verschwinnend romantischen und Märchenprinzlichen. Auch mir persönlich ist dieser überfeine Moderne Arthur Köhler zu vergeistigt, zu vergeistelt. Ich liebe mehr das rote, robuste, aktuelle Europa, sozusagen. Diese im Märchenlande nach ihrem antimeistlichen Schönheitsideale herumtschmachtenden Seelen sind nicht mein Fall, im Leben so wenig wie in der Kunst. Mein Auge ist zu scharf für die geschichtlich thatsächlichen Lebensprobleme, für das Harte und Heroische der Gegenwartigkeit. Darum fehlt mir wohl die rechte Temperatur zur gerechten Würdigung der perlentarten Feinheiten der jüngsten Modernen von der Art Köhlers.

R. G. Conrad.

Lepit.

Marie Brugger, Lieder einer kleinen Frau. Erster Band. München, Seig & Schauer. 191 S.

Rast, Gedichte von Rachel Barbi. Leipzig, Wilt. Friedrich. 91 S.

Meeres- und Lebenswellen, Gedichte von Tr. Heinrich Weiße. 2. Samml. Leipzig, Wilt. Friedrich. 179 S.

Van goldner Spindel, Lyrisch-epische Dichtungen von Ernst Kreamski. Dresden, C. Pierson. 91 S.

Felig Lorenz, Bödlin-Gefänge. Berlin, Herm. Feyl & Co. In 50 Exemplaren als Manuskript gedruckt. 15 S.

C. Ferdinands, Frauenlab. Heft I. Adln, C. Geerling. 31 S.

Hermann Hesse, Romantische Lieder. Dresden, C. Pierson. 44 S.

Karl Ettmayer, Adols, Romantische Dichtungen. Linz, Desferr. Verlagsanstalt. 92 S.

Die „Kleine Frau“ will vom „Naturalismus“ nichts wissen, sondern schwärmt für „echte Kunst“. Sie „dichtet beim Kochtopf“ mit solchem Erfolge, daß ihre „Träumereien eines Mädchenherzens“ von der „Sonntagszeitung für deutsche Frauen“ preisgekrönt wurden. Für die tadellose Gestaltung des Buches zeugt es schon, daß es ihrem Onkel, dem kaiserl. Oberschulrat Herrn Dr. Schlemmer gewidmet werden durfte. Auch Ordnungsliebe befißt die Verfasserin; sie ordnet die Gedichte alphabetisch, so daß „Cambrinus“ neben das „Gebet einer Jungfrau“ zu stehen kommt. Die Form ist im allgemeinen glatt; doch fehlen Anklänge an Friderike Kempner — Gatt sei Dank! — nicht. Sie sind es, die einen bei der Lektüre der 191 Seiten trösten.

Rachel Barbis Verse wimmeln von klassischen Reminiszenzen; es wäre freilich gut, wenn sie sich über die Betonung griechischer Namen einmal gründlich informierte, denn wer einen „Prometheus“ schreibt, muß doch auch wissen, wie er ausgesprochen wird. Die vorgetragene Gedanken sind stellenweise nicht übel, aber Gefühlsweht und Technik gehören einer vergangenen Zeit an. Wortneubildungen und grammatische Leichtfertigkeiten, die allerdings nicht allzuhäufig sind, machen noch keine Originalität aus.

Weiße's Gedichte entstammen zum Teil nach den vierziger Jahren. Sie sind gut gemeint, aber uns geben sie nichts mehr. Der Verfasser ist ein Mann von der Bildung seiner Zeit, aber ohne jede

eigne Note. Auch über Arcowski, der wohl noch jung ist, läßt sich nicht viel sagen. Seine Balladen und poetischen Erzählungen sind formgewandt ohne innere Kraft. Er ist Epigone durch und durch.

Lorenz hat das Wagnis übernommen, den Gedankeninhalt Wärlinscher Gemälde in poetische Form zu fassen. Es stud in den wenigen Seiten Verse von starkem Klang; aber das Bemühen, mehr zu sagen, als er vermag, führt den Verfasser an mehr als einer Stelle zur Geschraubtheit und Unverständlichkeit. Um z. B. den folgenden Vers aus „Die Ruhe des Anacreon“ — ich gebe ihn in der originalen Schreibung — zu verstehen, muß man mindestens die Regeln der deutschen Sprache vergeffen:

Von Nitrus söhnen du kündenwollende,
doch ob der finst'ern geschide großende
weinspilgerin, der fein leid gebüet . . .
nicht Radnos' lunde wird zum erquickenden
die auf die sanfte freude nur bildenden —
froh sei die stöt!

Ich vermag die Eigenart Wärlins nicht in der pruntenen Überladenheit zu finden, die Lorenz' Gedichte fast durchweg kennzeichnet.

Mit den sich ständig mehrenden Lyrikern, die uns mit großen Worten über das Unzulängliche hinwegzutäuschen suchen, hat E. Ferdinands keine Ähnlichkeit. Von seinen etwa 30 kurzen Gedichten sind einige trotz ihrer Einfachheit von bedeutender Plastik und Eindringlichkeit. In wenigen kleinen Situationsbildern sind große Empfindungswerte zusammengestellt. Das Angeschulte und Schlichte des Inhalts und der Form wirkt wahrhaft wahlthuend, und man wird es dem Dichter verzeihen, wenn trotz des geringen Umfangs der Sammlung einige allzu simple Sätzchen mit untergelaufen sind.

Hesse ist einer von den Menschen, die sich nach einem Lebensinhalt sehnen und denen doch das ganze Leben unter den Händen zerfällt.

„Wer meine Freunde sind?
Jagdsögel, überm Ocean verirrte,
Schiffbrüche Schiffer, Herden ohne Hirte,
Die Nacht, der Traum, der heimatlose Wind.“

Er liebt Chapin und d'Annunzio; er wählt wie sie in dunklen Empfindungstiefen und kennt ihre zarten, traumhaften Stimmungen. Zuweilen kommt es ihm schmerzlich zum Bewußtsein, daß er nicht aus dem Vollen lebt:

„Ich habe nie ein Ziel erzwungen,
Meine Faust hat nie einen Feind gezwungen,
Mein Herz hat nie ein volles Glück gefühlt.“

Man hört den Musiker aus vielen der Verse. Die Gedichte Hesses machen den Eindruck des Wahren und Erlebten; Pose ist ihm fremd. Er ist keine überragende, aber eine eigene Persönlichkeit.

Ettmayer giebt seiner Sammlung den Untertitel „Monologische Dichtungen“, da die Gedichte die Stimmungen bestimmter Situationen ausdrücken sollen, etwa wie es früher die Aufgabe des Monologs im Drama war. Um die Situation scharf zu kennzeichnen, schildert er den meisten Dichtungen Scenarien voraus, und zur Erleichterung des Vortrages begleitet er sie mit Hinweisen auf Ton und Ausdruck. Eine kurze Vorrede entwickelt die Gründe dieses Verfahrens.

Es ließe sich darüber streiten, ob die beim Drama üblichen Scenarien bei lyrischen Gedichten zulässig sind. Aber diese rein akademische Frage erledigt sich für mich von selbst, da ich meine, daß die Gesetze der Ästhetik nicht a priori vorhanden, sondern aus den vorliegenden Kunstwerken abzuleiten sind. Dagegen wird von Fall zu Fall die Frage zu erörtern sein, ob die Scenarien notwendig sind. Denn darüber dürfte kein Zweifel herrschen, daß an einem Kunstwerk nichts schlechtweg Überflüssiges haften darf. Diese Frage möchte ich für viele von Ettmayers Gedichten geradezu verneinen. Als Beispiel führe ich das Gedicht auf S. 19 an:

Erste Abendbitterung. Die höchsten Schneegipfel sind bereits verglüh't. Die Luft ist noch ziemlich lau; doch lagen manchmal kurze, eilige Windstöße der nahenden Spätherbtsnacht über den Zehoboden. Im Wirbelstiele tanzten dann dürrer Blätter auf der Wiege und gelberhafte Schoten hüpfen unter ihnen umher. Kiesel ligt in einem dunkeln Mantel gehüllt auf einem Eitelhaufen; (Seine Augen sind unhe; er spricht mit vollkommen-überlebensder Stimme):

Was liegt out in der Luft so angereizt.
 Das mir zum Todentanz; mein Denken sähet, —
 Vor meinem Aug' die Fize in Schauer hält; —
 (Kuffend.) Wer naht? (Schauernd.) Sie kam! —
 Die Fee hat mich berührt!
 (Geprät.) Sie nahte wie der Tod im Windabhängen,
 Wie fieberfchwang're Knochentust im Adräch;
 Sie küßte mir so kalt die heißen Wangen,
 Sie ist mein Tod! — Und ich kle' sie so thücht!

Da das Gedicht völlig verständlich ist, könnte das Szenarium ohne jeden Schaden wegfallen. Oder aber — sollte der Autor die Absicht haben, dem Hörer etwas zu suggerieren, was im Gedichte selbst nicht enthalten ist! Sollte er den Aufschein einer Bildlichkeit einer Plastik erwecken wollen, die in den Versen auszudrücken er nicht fähig war? Das hätte mit der Kunst nichts mehr zu thun, und ich will es dem Verfasser, der es ernst meint, nicht imputieren. Er weiß sicher, daß der Wert des Bildes durch den Rahmen nicht erhöht werden kann.

Die Vortragnoten sollten vollends fortbleiben. Freilich sind sie im Drama, namentlich im modernen, intimen Drama nötig; denn ein Wort, ein Satz kann im Dialog durch die Art der Aussprache einen völlig verschiedenen Ausdruckswert bekommen. In so fest gefügten Versen aber, wie sie Etmayer haute, ist die Betonung von selbst gegeben, und nähere Andeutungen sind hier ebenso unnötig, als etwa in einem Drama des Sophokles, wo sie mit Recht fehlen.

Die Gedichte selbst haben eine vollendete, aus ihnen herausgewachsene Form. Doch Etmayer ist weniger ein Dichter, als ein allerdings glänzender Rhetor.

SAUS W. Fischer.

Frembländische Lyrik.

Paul Verlaine, Gedichte. Übersetzt von Otto Hauser. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. 8°. M. 1.50.

Otto Hauser giebt in dem vorliegenden Bündchen hübsche, fast durchweg geschmackvolle und flüssige Proben seiner vielseitigen Übersetzungskunst, die einen, des Französischen unkundigen deutschen Leser, bis zu einem gewissen Grade den wahren Verlaine erschauen können. Freilich, wer die Originale kennt, muß durch die im ganzen treffliche Übertragung, wie durch diejenigen von Kirchner und Wiegler, auf den Gedanken kommen, daß Verlaine unübersetzbar zu sein scheint.

Ich habe zweierlei an der Hauserschen Übertragung auszuweisen.

Einmal etwas Prinzipielles. Hauser sagt in seiner Vorbemerkung, daß seine Grundzüge im Verdeutschen dieselben seien, wie sie im „Eudbrieff vom Dolmetschen“ ausgesprochen seien. Man kann dies nur begrüßen. Ich möchte wünschen, er hätte es noch gründlicher gethan. Wie sagt doch Luther? Ich habe deutsch, nicht lateinisch und griechisch reden wollen, da ich deutsch zu reden im Dolmetschen sürgenommen hatte.“ Will man aber „deutsch reden“, so darf man nicht, wie Hauser es thut, den französischen Alexandriner im Deutschen beibehalten, sondern wird ihn am besten durch fünffüßige Jamben ersetzen. Wozu behält man ihn auch bei? Weil er ein deutsches Vermaß wäre? Oder etwa, um im Deutschen einen analogen Eindruck durch die Übersetzung zu erzeugen, wie ihn das französische Original auf den Franzosen macht? Wsa würde auf den französischen Leser der französische Alexandriner gerade einen so schwerfälligen und klapprigen Eindruck machen, wie auf den deutschen der deutsche? Belügt man sich hier nicht gerade so sehr, wie wenn man meint, die holprigen Bergmaler des alten Boh seien ein Ersatz für die leichtfliehenden Verse Homers? Man spricht da wohl von „Heimatgeruch“

und dergl., als ob nicht der beste Teil des „Reimatgeruches“ die Befremdung wäre, in welche uns die ungelente, sogenannte Überetzung im Versmaß des Originals versetzt. Man verwechelt das Mißbehagen über die Vergewaltigung der deutschen Sprache und Dichtung mit der fremd-annuetenden Eigenartigkeit des Originals.

Vermindert man die Silbenzahl der Alexandriner, so wird man natürlich entsprechend mehr Verse im Deutschen bekommen. Allein, was schadet das für den poetischen Eindruck, auf den es doch vor allem ankommt? Wenn ein — wohlverstanden genießender — Leser von Verlaines „Soloils couchants“ die Zahl der Verse zählt, dann hat es auch einen Wert, die 16 Verse in der Übertragung wiederzugeben. Bindet man sich dagegen an die Verszahl, so wird man oft genug gezwungen sein, gerade das Wesentliche, für die Stimmung Unenträgliches, wegzulassen. So sind bei Hauser (Sonnenuntergang, S. 2) die Verse:

Sonnenuntergang,
Deiner Wehmut Schiler
Füllt mein Herz mit Sang

ein ungenügender Ersatz für:

La Mélancolie
Berce de dans ahaants.
Ma oœur.

Schwieriger wird sich dieses Prinzip bei strophenartig abgetheilten Gedichten durchführen lassen, am schwierigsten beim Sonett. Will man hier die Form nicht gänzlich aufgeben, so muß man das fremde Original auf das Wesentliche zusammenziehen.

Mein zweiter Einwand betrifft die allzu-große Übertragungsgewandtheit von Hauser. Das klingt paradox. Allein ich weiß nicht, ob der Übersetzer, der uns jüngst eine so schöne Kaffetiübertragung geschenkt hat, sich bei Verlaine die Sache nicht oft zu leicht gemacht hat. Er hat sich in vielen Fällen damit begnügt, einen hübschen, glatten, deutschen Vers zustande zu bringen, wo eine größere Vertiefung, ein liebevolles

Sichversenken in das von Verlaine gebrauchte Bild und die Stimmung des Gedichtes wertvoll gewesen wäre. Jedenfalls ist die Strophe („Sie und ihr Kästchen“, S. 6):

„Doch Stroßen birgt das liebe Schloßchen
Dort unter seidenweichem Haar wohl
Zeit spielt' es auf dem tranten Pflöckchen,
Wie wär' das alles gar nicht wahr“

eine mindestens freie Überetzung von:

„Elle cachait — la seôlerate! —
Sans ses mitaines do fil noir
Ses meurtriers angles d'agate
Canpans et clairs comme na rasoir“,

ganz abgesehen davon, daß die Worte sich in erster Linie auf die Frau, nicht auf die Kiste beziehen.

Oder man vergleiche (Warum? S. 33):

„Was je lieb mir war,
Dreht erdreht und stumm
Meine Liebe mit den Wogen zu . . .“

mit:

„tant on qui m'est cher,
D'une aile d'effroi
Mon amour le couve au raz des flots.“

Freilich, man kann die Verlaine'schen Bilder oft mehr empfinden, als logisch verstehen, weil er sie selber mehr fühlt als denkt, sie eher als Symbole einer Stimmung, denn als plastischen Ausdruck des Gedankens giebt; die Überetzung aber oerlangt in erster Linie logische Klarheit.

Klassische Lyrik. Freie, moderne Nachbildungen von R. Frankhauser. Straßburg, J. D. Ed. Heig. N. 150.

Was ich bei Hausers Verlaineüberetzung acrmiste, Loslösung von der Form des Originals, giebt Frankhauser in seiner altklassischen Lyrik zur Genüge. Aber diese Art der Übertragung ist auch außerordentlich gefährlich; denn sie öffnet dem Dilettantismus Thür und Thor. Dilettantenarbeit ist auch das Wächlein oan Frankhauser. Ginge nicht ein frischer, fester Zug durch das Ganze, der sich namentlich in den übersehten Trinkliedern und den Anacreontika glücklich äußert, so hätte man die Pflicht, es mit den großen Geschmacklosig-

keiten, die es enthält, ruhig bei Seite zu legen: die Form erinnert oft allzu stark an die furchtbare Bierpöbse und Klapphornweimerei:

- (S. 23): „Darum sei mäßig,
Niemals gefäßig (1)
Trumer (1) beim Raht;
Stumpf (wer?) sonst vom Essen
Werden vergessen
Zeeub' und Potal.“
- (S. 36): „Will mich (1) das Glück beschören,
Wünsch ich mir gute Vocen (1)“
- (S. 22): „Demem ich prelle
Gleich einem Hebl
(soll wohl heißen: Hetben)“

Frankhauser erklärt, er wolle den Geist der antiken Vorbilder in ursprünglicher Kraft und Frische wiedergeben; aber wer dem kältesten und äußerlich kunstmäßigsten der römischen Dichter, dem — sit venis verbo — Horatius Quintus Horatius Flaccus, der niemals aufhört, die goldene Mittelstraße zu präsen, die Warte in den Mund legt

- (S. 63): „Ich sing nicht nur von Liebe
Und fremdgem Geniebe (1)
Als toller Sappropheet (1);
Ich lieb' auch selbst und erlate,
Was das ich niederstake
Als trübler Meer“,

der zeigt, daß er vom Geist der horazischen Dichtung keine Ahnung hat.

Emil Ermatinger.

Novellen.

Georg Freiherr van Ompteda, Lust und Leid. Novellen. Berlin, F. Fontane & Co.

Diese Novellen sind sehr ungleich. Sie enthalten neben feinen, stillen Geschichten, die mit melancholischer Resignation aus der Gegenwart in eine zertrümmerte Vergangenheit tauchen, neben zarten Skizzen, die aus individuellen Episoden das allgemeine Menschliche hervorzuheben lassen, auch ein paar Stücke, in denen es sich der Verfasser allzu leicht gemacht hat, Stücke wie „Anastelkopp“, „Herr Raumann“, „Die Annonce“, von denen man sagen darf,

daß sie ein anderer auch hätte schreiben können und daß sie dem Talente Omptedes nicht entsprechen. Und dann wieder andere, in denen er die unheimliche Sphäre eines Poe und Raupassant streift, ohne daß die Kraft der Evokation solcher phantastischer Latentänze zu besitzen. Sein Bestes giebt er in der „Begegnung“, „Das Koratrische“ und in „Und doch!“, wo er den Zwangstrieb des dichterischen Schaffens behandelt.

Hans Laubsberg.

Novellen und Skizzen. Von Meta Schaepp. Berlin, Gebr. Paetel.

Ein dieses Buch, das zwei allerliebste kleine Skizzen enthält. In der einen, „Das Genie“, schildert die Verfasserin vortrefflich den stolzen Künstler mit den glänzenden Zukunftsplänen, der da findet, daß seine arme kleine Frau, die ihn und die Kinder durch ihrer Hände Fleiß ernährt, gar nicht zu ihm paßt; dabei ist er mit seinem Frühstück aus versehen auch das ihre an. Die Skizze ist voll reizender Züge. Vortrefflich gelungen ist gleichfalls „Der ehrgeizige Schneider“, der nur einen Lebenswunsch kennt: ein einziges Mal in der Gesellschaft jener vornehmen Menschen sich zu bewegen, die ihm so viel Geld schulden und ihn so sehr verachten. Wie sein Wunsch in Erfüllung geht und er sich eines Abends auf dem Fest eines Marquis findet zum Entsetzen aller Gäste, das ist ebenso ergötzlich wie satirisch erzählt. Da die Verfasserin natürlich ist, ist sie trefflich. Leider läßt sie sich bei vielen Geschichten von einer unbegreiflichen Vorliebe für Unnatur beherrschen; sie hat eine Lust am Gräßlichen, schweigt in falscher Sentimentalität, in erfundenen grauenhaftesten Situationen und weiß gar nicht, daß ihre Stärke in der feinen, humoristischen Auffassung des Lebens liegt. Verlernt sie es, das zu schreiben, was ihre stürmisch wogende Phantasie erfindet, und sagt sie ihren klugen Augen, dann kann man der Entwicklung ihres Talentes mit Spannung folgen.

Marie Stana.

Märchen aus dem deutschen Dichterworte. Von Alfons Thieberg. Berlin 28, Ernst Crammes Deutschverlag und Carl Hinckorffs Verlag.

Ein harmloses, herzlich langweiliges Büchlein, zusammengesetzt aus einigen sadenscheinigen Lokalfablen „plandereken“. Arm-seligkeiten, die vom „Dichter“ und seinem lächerlichen und rührenden Schicksal handeln. Für Kinder Mädchen „zu hoch“, für das anspruchloseste „bessere“ Publikum zu niedrig. Eine Art von Humor für un-schuldige Mädchen zwischen 6 und 7 Jahren. Das ganze sehr flüchtig und „leicht“ gemacht. Aber um Gotteswillen wozu?

Dr. Richard Schaukal.

Heimatsausst.

Wilhelm Schaer, ein junger Bremer, hat seinem ersten Buch, einer Skizzen- und Geschichten-Sammlung (bei Lattmann in Goslar) diesen Titel gegeben: „Heimatliebe“. Ich fürchte, die Kritik wird nicht sehr lobend mit diesem Erstlingsbuche verfahren, sie wird schweigen oder Phrasen machen oder böse Zensuren austheilen. Das wird dem Autor wenig Freude machen, denn er ist eine brave Seele. Seine Geschichten sind ihm Herzenssache und mit der Kunst meint er's ehrlich. Aber dieses junge Dichterherz ist gar leicht gerührt, es ist zu weichmütig in seiner Liebe. Auch der Natur gegenüber. Und ich meine, Liebe und Ehrfurcht in Ehren, manhaft muß man in jeder Empfindung sein, dem Höchsten und Feinsten gegenüber erst recht. Die Heide und ihre Menschen oertragen starken, offenen Blick und handfeste Behandlung. Uns Himmelswillen keine sentimentale Zerfloffenheit, keine Natur-feujererei, keine rührelige Familien- und Provinzvergottung. Verkürzung ist gut, Anatomie besser. Wie soll ich dem jungen Künstler und seinem herrlichen Schöpfer-willen glauben, wenn er mir in seinen ersten Werken gar so fromm und andächtig kommt? Der Natur, zumal der nordischen

Natur gegenüber diese knieweichen Verehrungsgefühle, das macht mich stutzig. Als Anfang im Dichterhandwerk jedenfalls eine wenig gewöhnliche Erscheinung: ein junger starker Mensch, der in idealistisch oerzärtelter Heimatschwärmerci schier zer-sieht. Die Heide ist gewiß wunderbar reich an allerlei Schönheit. Aber zu schwachmütiger Schwärmerci soll sie uns nicht verführen. So wirkt Vieles in diesem Erstlingsbuche von Wilhelm Schaer unkünstlerisch, unplastisch, flau. Man ist versucht, dem Autor mal kräftig auf die Schulter zu schlagen: Halloh, guter Freund, was sollen wir denn mit den vielen butter-weichen Gefühlen in dieser wetterwendischen und wenns drauf ankommt, witterharten, unbarmerzig grausamen Welt? Sag's ihr doch ordentlich ins Gesicht! Weig' ihr mal ein starkes Lied und schmachte nicht! Heimatliebe, jawohl. Aber ist nicht gerade sie das wurzelstärkste aller Gefühle, das die Glieder strafft, Mann und Weib freudig erglänzt in allem Elementaren, in heldischer Begeisterung, in inniger, gesunder Vertiefung? Ist's nicht im tiefen Grund Heimatliebe, die dem Kämpfer, der das Auserste wagt, den schweren Fußtritt leicht macht? Wurzelt nicht alles Heroische im Mutterboden? Das ist gar nicht auszu-denken, auszusingen. Also los!

Wilhelm Schaer in seiner schwärmerischen Verehrungssucht sieht auch das Alltägliche und Unbedeutendste nachver-stärkten Blicks und möchte recht schlicht davon singen und sagen. Aber seine eigene Art und Persönlichkeit bricht nicht latentio und impulsive hervor, sie ist zaghaft, wagt sich nicht heraus. Obwohl er fast durchgehend die Jäzform wählt, giebt er uns die Kraft und Schönheit des besonderen Jähs nicht zu kosten, er bewirkt uns knausfertig aus Bescheidenheit und verkleidet schließlich seine Vornehmheit in pathetisch-sentimentale Zäusen. Er bringt uns geradezu in Verlegenheit — im genial gaisfreien Bremen!

W. G. Conrad.

Vermischtes.

In zierlicher Miniaturausgabe hat der unlängst verstarbene Generalmusikdirektor Hermann Levi die „Erzählungen und Märchen“ aus Goethes Werk herausgehoben und vereinigt (Stuttgart, J. G. Cotta. 8^o. 573 S. M. 3,—). Ueber ein Duzend sind hier zusammengestellt und wenn sie auch nicht den ganzen herrlichen Goethe zeigen, wenn auch vieles antiquiert anmutet, so sunstet doch sein Geist und seine Weisheit auch durch den altaltertümlichen Stil schön und tief herans. Echter Goethe und doch manchmal in Maske, so empfand ich dieses Buch. —1.

Ein ganz oorzügliches Handbuch der Anthropologie und Ethnographie hat Dr. S. Deniker veröffentlicht: *Les races et les peuples de la terre*. (Mit 176 Nustr. Paris, Schleicher frères. 8^o. 692 S. Fr. 12,50.) Eine ganz ungewöhnliche Weisheit und ein feiner Sinn für architektonischen Aufbau zeichnet den Verfasser aus, der das riesenhafte Material in geschickter Weise zu gruppieren und darzustellen verstanden hat. Man fühlt sich von einem sicheren Führer geleitet, der nur selten eine Theorie für wissenschaftliches Resultat ausgiebt. In deutscher Sprache fehlt es an einem ähnlichen Werke, das in gleicher Weise der Exakt der Anthropologie und Ethnographie zusammen dargestellt hat. Stichproben — anders läßt sich ein solches Werk nur in Fachblättern besprechen — beweisen mir, daß der Verfasser auch mit der Litteratur ihm eigentlich fernliegender

Stoffe, z. B. den Anfängen der Kunst, oorzüglich vertraut ist. —w.

Deutsche Litteratur im Auslande.

Ueber die Bühnenthätigkeit des tschechischen Nationaltheaters in Prag in der Zeit von 1888—1900 hat der gewesene Direktor desselben bei seinem Rücktritt von der Theaterleitung eine übersichtliche Darstellung veröffentlicht, die bemerkenswerte Streiflichter auf die Empfänglichkeit und die Gesinnungsrichtung des tschechischen Theaterpublikums wirft. Der Bericht enthält das Eingeständnis, daß eine jede Ibsen-Aufführung für das tschechische Nationaltheater ein in die Tausende gehendes Ereignis bedeute. Die ständigen Kassenerfolge erzielte Ibsen, Hauptmann und — Schiller. Hauptmanns „Einfame Menschen“ brachten es zu vier Aufführungen, die im ganzen 900 Gulden abwarfen. Schillers „Wallenstein Tod“ wurde in 17 Jahren oiermal gegeben und brachte der Theaterkasse 993 G. (eine Vorstellung ergab 134 G.) ein, Ibsens „John Gabriel Borkmann“ wurde dreimal aufgeführt (Gesamteinnahme 600 G.), „Nosmersham“ oiermal (Gesamteinnahme 850 G.), „Nora“ siebenmal mit Gesamteinnahmen im Betrage von 1305 Gulden. Der beste Theaterabend während der letzten 17 Jahre war ein Gahspiel der Patti, das eine Einnahme von 9300 G. erzielte, der schlechteste Theaterabend eine Aufführung von „Nora“, die der Kasse des tschechischen Nationaltheaters — 78 G. zuführte.

Der heutigen Nummer der „Gesellschaft“ liegt ein Prospekt vom Verlag von Hobbing & Böhle in Stuttgart bei: *Das England der Gegenwart* von Gustav F. Steffen.

An unsere Leser richten wir die ergebene Bitte, in Hôtels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder „Die Gesellschaft“ zu verlangen oder zu empfehlen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Gewähr. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Sprechstunden nur Montag und Donnerstag, Nachm. 4 bis 6 Uhr. Berlin, Frobenstr. 16, III.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowitsch in Berlin W. 30, Frobenstr. 16.
Verlag und Druck der „Gesellschaft“: G. Viewegs Verlag (H. Rindt) in Dresden.



Bartholomäus Ritter von Carneri.



Band IV. ❀ 1900. ❀ Heft 3.

Houston Stewart Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts^{*)}

von H. C.
(Berlin.)

I.

Chamberlain war, wie er mitteilt, zuerst in einem französischen „lycée“, dann in einem englischen „college“, er hatte sodann Unterricht von den Lehrkräften einer Schweizer Privatschule, zuletzt von einem gelehrten Preußen. — Eine innerlich religiöse Natur, mit einem Hang zur Mystik, treibt er wissenschaftliche Studien, während seine eigentliche Begabung mehr in der Fähigkeit künstlerischen Empfindens liegt. Aus diesen verschiedenartigen Elementen hat er gesucht, sich eine einheitliche Weltanschauung zu bilden, und sein Werk: „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ bildet den Versuch, diese Weltanschauung darzustellen. Nachdem die wissenschaftlichen Studien ihn zur Verwerfung jeder geschichtlichen, offenbaren Religion führen, möchte er andererseits die lieb gewordene Gestalt Christi nicht missen. Er scheidet deshalb das Gebiet der Natur, welche überall mechanisch erklärbar, und das Gebiet des Seelischen, welches mystisch und transcendent sei. In seiner Seele wird durch die Kunst das religiöse Empfinden, die Gestalt

^{*)} München, F. Bruckmann, A.-G. 8°. 1032 S. M. 22,—.

Christi, immer von neuem geschaffen. Diese Anschauung erklärt er für spezifisch germanisch, und indem er unter Germanen auch Slaven und Kelten begreift, also im wesentlichen auch die Franzosen, gelangt er zu einer Synthese der verschiedenen Elemente, die an der Bildung seiner Psyche ihr Teil haben. Wirtschaft und Industrie, diesen wichtigen Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts, widmet der Verfasser nur einige Worte. Auf den 1000 Seiten des Werkes wird an wenigen Stellen von Maschinen gesprochen, die geographisch-klimatischen Verhältnisse Europas werden überhaupt nicht erwähnt. Dagegen wird z. B. der Eintritt der Juden in die Abendländische Geschichte auf 132 Seiten abgehandelt. Die Kritik muß sich begnügen, hierauf hinzuweisen und im übrigen Chamberlains Ausführungen, wie sie sind, zum Gegenstand der Besprechung machen. Wird in dieser unverhältnismäßig viel von Religion und Weltanschauung, von Arien und Semiten die Rede sein, so liegt das daher nicht an irgend welcher Idiosynkrasie des Kritikers, der vielmehr der Ökonomie des Chamberlainschen Werkes sich pflichtgemäß angepaßt hat.

Bis zur französischen Revolution konnte die Rassenfrage eine Bedeutung nicht haben. Das Volk spielte im Verhältnis zum Monarchen eine so untergeordnete Rolle, daß seine Herkunft unwesentlich blieb. Dies ändert sich natürlich, seitdem auf der Weltbühne die souveränen Völker an Stelle der Monarchen oder neben ihnen die Heldenrolle spielen. Neben dem König von Gottes Gnaden erscheint das Volk, welches „an der Spitze der Zivilisation marschiert“ oder biblisch ausgedrückt das „auserwählte Volk.“^{*)}

Es ist bisher noch nicht gelungen, der Rassenfrage wissenschaftlich beizukommen. Die Philologen hatten geglaubt, aus Ähnlichkeit von Sprachen auf Rassenverwandtschaft schließen zu dürfen. Aus historischer Zeit ist uns der Import einer Sprache in ein fremdes Land bekannt, die Normannen, ein germanisches Volk, haben ihrer romanischen Sprache Eingang in den englischen Sprachschatz verschafft. Bei der einzigen Sprachwanderung, über die wir geschichtlich genau unterrichtet sind, hat also die Übertragung einer romanischen Sprache durch ein germanisches Volk stattgefunden. Die Meinung, daß Sprachenverwandtschaft Rassenverwandtschaft bedeute, ist denn auch so ziemlich aufzugeben.

*) Vielleicht kommt die Leidenschaftlichkeit, mit der man den Juden vorwirft, sie hielten sich für das auserwählte Volk, daher, daß man sich selbst dafür hält. Zu dem Besucher eines Irrenhauses sagte ein Insasse: „Nicht wahr, der Mann, der eben mit Ihnen gesprochen hat, hält sich für den Kaiser von China? Der Kerl ist natürlich verrückt, ich weiß es ganz genau, ich bin ja selbst der Kaiser von China.“

Nicht besser als den Philologen ging es den Kulturhistorikern, die aus Ähnlichkeiten in Gesetzen, Einrichtungen, Anschauungen zc. Völkerverwandtschaften nachweisen wollten. Verweist man es ins Reich der Mythe, daß Solon, Lykurg und die Verfasser des Gesetzes der XII Tafeln ihre Weisheit sich von außerhalb geholt, so ist die Rezeption des römischen Rechts in Deutschland jedenfalls eine Thatsache. Eine Thatsache auch, daß Teile des Code Napoleon nicht nur in den Frankreich benachbarten Ländern, sondern auch in den Gesetzen der Balkanländer, sowie im türkischen Recht rezipiert oder nachgeahmt sind. — Eine Thatsache, daß nach Japan ein erheblicher Import deutscher Rechtsinstitute stattgefunden hat, so daß unser deutsches Recht zum Verständnis des japanischen gelegentlich dieselbe Rolle spielt, wie gemeines und Landrecht als Vorgänger unseres bürgerlichen Gesetzbuchs.

Noch schwieriger ist es, aus vermeintlich gleichen Weltanschauungen Völkerverwandtschaft festzustellen. Ein Gesetzbuch hat wenigstens eine brutale Realität, sein Inhalt wird, wie man annehmen darf, wenigstens äußerlich von den Bürgern halbwegs geachtet und befolgt. — Woran erkennt man aber eine Weltanschauung? Man pflegt sie nicht aus den Thaten eines Volkes zu destillieren, sondern aus dessen Litteraturschätzen. Bis zu einem gewissen Grade auch mit Recht. Denn der Charakter einer Handlung oder eines Verhaltens wird durch die Motive, in welche wir ja wesentlich durch Schriftwerke Einblick erhalten, bestimmt. Schriften aber, die mit der Weltanschauung zusammenhängen, tragen weit mehr als das objektivere Gesetz den Stempel des Charakters der Verfasser, es ist häufig recht schwer festzustellen, wie weit sie dem durchschnittlichen Empfinden des Volkes entsprechen oder widersprechen. Offiziell gestempelte Weltanschauungen sind in den Religionsystemen enthalten. Diese sind in ihrer kirchlichen Form ebenso Exportartikel, wie Gesetze. So ist die Weltanschauung des Christentums in Europa offiziell rezipiert. Aber trotzdem sie uns vertrauter ist als irgend eine andere, sind die Leute, welche zu dieser Richtung sich bekennen, durchaus uneins, worin sie bestehe. Ganz abgesehen von den frommen Toreadores, die einen Stier, oder den Bravos, die einen Nebenmenschen um die Ecke bringen und sodann der Madonna für gnädige Hilfe danken, gehen auch in unseren gefitteteren Breiteregraden die Meinungen über ihre Essenz auseinander. Zwischen der demütigen Gesinnung, daß man nach dem Schlag auf die linke Wange die rechte bieten soll und der Überzeugung, daß, wer auf Gott vertraut und feste um sich hat, nicht auf Sand gebaut hat, ist genügender Platz, um alle menschlichen Handlungen darin unterzubringen. Und wenn wir

wissen, worin die christliche Weltanschauung besteht, dürfen wir nicht vielleicht mit demselben Recht bezweifeln, daß sie in Europa herrscht*), mit dem wir zweifeln, daß die durchschnittliche Weltanschauung der Chinesen mit der Weltanschauung des Konfutsse identisch sei?

Über das alte Testament gehen die Meinungen noch weit mehr auseinander. Teils liegen manche Widersprüche im Werke selbst, welches im Gegensatz zum neuen Testament einen Zeitraum von vielen hundert Jahren deckt und von überwundenen Anschauungen noch hier und da Spuren zeigt. Teils stehen diesem Werk die Leser mit widerspruchsvollen Gefühlen gegenüber. Mit dem Niedergang des Interesses für Glauben und Dogma suchte das religiöse Proletariat seinen Vorzug in einer vermeintlich höher stehenden Ethik. So ist es theologische Gepflogenheit geworden, den Gott des neuen Testaments als Gott der Liebe dem Gott des alten Testaments als Gott der Rache gegenüberzustellen, wonach wir, da ja auch das alte Testament als geoffenbart gilt, einen Gott hätten, der im Laufe einiger Jahrhunderte seine Dispositionen geändert und zwei diametral entgegengesetzte Sittenlehren geoffenbart hätte.**) Auch die theologischen Laien stehen dem Werk nicht unbefangen gegenüber, das ihnen ihre geistlichen Führer zu gleicher Zeit als minderwertig und als Grundlage ihrer Religion dargestellt haben. Der „Gott, der mit Abraham Kalbsbraten gespeist“, verlegt sie, während sie von den Göttern der Ilias oder der Vedden durch gleiche Menschlichkeiten nicht abgestoßen werden. Man hat sie gelehrt, die Bibel, welche als eine Art Enzyklopädie, auch über Gesetze und Naturgesetze Auskunft giebt, lediglich als Erbauungsbuch zu betrachten, so daß sie als minderwertige Ethik anzusehen pflegen, was in Wahrheit tiefe Naturkenntnis***) oder bei den meisten Völkern bürgerliches Gesetz†) ist.

*) Chamberlain S. 941: „Und heute kommt ein erfahrener Pfarrer und versichert uns — was wir schon längst ahnten — der deutsche Bauer sei überhaupt niemals zum Christentum bekehrt worden. (Paul Gerade: Meine Beobachtungen und Erlebnisse als Dorfpastor, 1895.)“

**) Etich! Eure Religion hat keine Nächstenliebe! Man darf diese Auffassung wohl als die in theologischen Kreisen herrschende bezeichnen, ein Beweis, daß auch bei diesen heiligen Männern Eitelkeit stärker verbreitet ist als religiöses Empfinden, mit dem eine solche Auffassung schlechthin unvereinbar ist.

***) Daß Gott die Sünden der Väter heimsucht bis ins vierte und fünfte Geschlecht, ist so einer der Sätze, aus denen gegen den lieblosen, „jüdischen Gott“ polemisiert wird. Jedenfalls mit Unrecht, da auch bei Andersgläubigen gewisse Krankheiten und alkoholische Nervenschädigungen vererblich sind; daß die Zähne der Söhne stumpf werden, weil die Väter Saures gegessen, ist vielleicht einer der genialsten Aussprüche der Bibel.

†) Die übliche Bezugnahme auf: Aug' um Auge, Zahn um Zahn. Ein Gesetz, welches, als *ius talionis* ursprünglich bei allen Völkern giltig, bei uns noch insofern gilt, als der Mord mit dem Tode bestraft wird.

Ist es schon schwierig, festzustellen, worin unsere Weltanschauung besteht, und mußte erst ein Chamberlain erstehen, uns über sie zu belehren, so dürfen wir sicherlich nicht hoffen, über fremde Weltanschauungen mit größerer Sicherheit urteilen zu können oder gar die Gemeinsamkeit zweier Weltanschauungen nachzuweisen, die uns beide gleich unbekannt sind.

Aber selbst, wenn solche Ähnlichkeiten unzweifelhaft vorhanden sind, würden sie anthropologisch wenig beweisen. Denn während einerseits die durchschnittlichen Anschauungen eines Volkes mit dem Steigen der Kultur zc. sich wandeln, scheinen andererseits gewisse Einrichtungen und Anschauungen mit bestimmten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen regelmäßig verbunden zu sein. Chamberlain meint zu Unrecht, daß es sich hier immer nur um oberflächliche Ähnlichkeiten handle. — Beispielsweise ist die Art der Rechtsbildung bei Römern, Engländern, Juden durchaus ähnlich. — Bei diesen Völkern arbeitete die Gesetzgebungsmaschine nicht so prompt, wie im absoluten Staat. Daher die Bedeutung der Interpretation, der Aussprüche für bedeutend angesehener Gelehrter: *Labeo inquit, Blackstone says, Rabbi Akiba sagt*. Wie denn bei uns mit der vergrößerten Reibung der Gesetzgebungsmaschinerie der „Talmudismus“ als „Inbidigkeit des Staatsanwalts“ Eingang gefunden hat. Friedrich II. hatte so etwas nicht nötig. Wie die meisten Staaten des mittelalterlichen Europas kannte Japan das Lehnswesen — augenscheinlich eine Institution, welche geeignet ist, aus einem nach Völkerwanderungen und Unwäzungen eingetretenen chaotischen Zustand des Krieges aller gegen alle allmählich zu geordneten Zuständen zu führen. Und wie das Lehnswesen selbst, scheint auch die Kardinaltugend solcher primitiver Zeiten, die Treue, einigermaßen international zu sein, die Chamberlain als spezifisch germanische Tugend ansieht. Die germanische Treue ist ein altes Inventarstück der Philologen. Schon vor 30 Jahren war „das Nibelungenlied das Lied der Treue“ ein beliebtes Auffakthema für Gymnasien. — Indessen die Odyssee verdient dies Prädikat mindestens in gleichem Maße (Penelope, Eumäus, Telemach). Und krasser als in Penelope oder Chriemhild zeigte sich die Idee der Treue in der indischen Witwe, welche sich nach dem Tode des Gatten verbrennen läßt. Wie die Lehnstreue besonders intensiv bei den Japanern auftritt, die sich nach dem Tode des Lehnsherrn ihren Bauch aufschlitzen.*) So sehr ich begreife, daß man vorkommenden Falls die Chriemhild-Hagenschen Manier der Treue vorzieht, bei der man den

*) So in einer Art Nibelungenlied der Japaner, einer vor etwa 25 Jahren in deutscher Übersetzung erschienenen Erzählung mit dem anmutenden Titel: „Segenspendende Reisähren“.

anderen tötet, kann man doch nicht umhin, die indisch-japanische Art für intensiver zu erklären. Treue ist die natürliche und vornehmste Tugend primitiver Zeiten; so lange es einen Krieg aller gegen alle giebt, wäre ohne sie das Leben geradezu unerträglich. Sie ist alsdann so notwendig, daß sie beim Nomaden sich selbst auf den Feind erstreckt, dessen Leben mit Gefahr des eigenen geschützt wird, so lange er als Gast im Hause weilt. Und die gepriesene Treue der Nibelungen ist im wesentlichen nichts anderes als die geschmähte Blutrache der Korfen.

Somit kommen wir auch mit den vermeintlichen Ähnlichkeiten in der Weltanschauung in der Klassenfrage nicht weiter.

Im Gegensatz zu Philologen und Kulturhistorikern, welche mit der Sicherheit des Dilettanten über die Klassenfrage geurteilt haben, erkennen die Naturforscher offen an, von der Frage noch wenig zu verstehen. — Indessen stellen wir uns auf Chamberlains Standpunkt. Es giebt also Klassen. Diese zeichnen sich durch ihre Weltanschauung aus. Hauptgrundsatz der germanischen beziehungsweise Chamberlainschen Weltanschauung ist die Unterscheidung zwischen einer mechanisch deutbaren Welt (außer uns) und einer mechanisch nicht deutbaren Welt (in uns). (S. 936).

Über die Frage der menschlichen Gedanken- und Willensfreiheit sind die Meinungen geteilt. Logisch wäre vielleicht Gedankenfreiheit ebenso denkbar, wie eine mechanische Gebundenheit des Denkens. — Was aber unter allen Umständen unmöglich ist, ist ein freier Gedanke, der ererbt wäre. Und zwar nicht zufällig auch bei einem Sohn vorhanden wie beim Vater, sondern kraft der Rasse ererbt. — Sagt Chamberlain: „Die ganze Rasse z. B. ist es, welche die Sprache schafft, damit zugleich bestimmte künstlerische, philosophische, religiöse, ja sogar praktische Möglichkeiten, aber auch unübersehbare Schrauben“, so erklärt er das Innerste des Menschen mechanisch, er setzt sich also in Widerspruch mit seiner Idee von der mechanisch nicht deutbaren Welt in uns. —

Noch drastischer zeigt Chamberlain die mechanische Deutbarkeit des inneren Menschen an dem arischen Stämmeling Christus. Réville hatte geschrieben: „Die Frage, ob Christus arischer Herkunft sei, ist müßig. Ein Mann gehört der Nation an, in deren Mitte er aufgewachsen ist.“ Über diese Ausführung spottet Chamberlain mit folgenden Worten (S. 217): „Am Schluß des 19. Jahrhunderts durfte ein Gelehrter noch nicht wissen, daß die Form des Kopfes und die Struktur des Gehirns auf die Form und Struktur der Gedanken von entscheidendem Einfluß sind, so daß der Einfluß der Umgebung, wenn er noch so groß ange schlagen wird, doch durch diese Initialthatfache der physischen Anlagen an bestimmte Fähig-

keiten und Möglichkeiten gebunden, mit anderen Worten bestimmte Wege gewiesen wird“ u. s. w.

Chamberlain ist kein gläubiger Christ im landläufigen Sinn, er hat aber für Christus eine gewisse mystische Vorliebe, er hält das Geburtsjahr Christi für das wichtigste der Weltgeschichte. Nun beruht doch Christi Bedeutung in seiner Persönlichkeit, ob man sie nun vom Standpunkt der christlichen Religion auffaßt oder lediglich geschichtlich. Ist aber auch Christus durch die als Krier ihm angeborenen Gehirnwindungen in seinen Gedanken erklärt, d. h. war er durch seine Abstammung bestimmte Wege gewiesen, so ist das doch um so mehr bei jedermann aus dem Volke der Fall. Platz für eine mechanisch nicht deutbare Welt ist da sicherlich nicht mehr vorhanden, die Abstammung ist noch weit mechanischer als die Erziehung, bei welcher der Zögling innerhalb gewisser Grenzen mitwirken oder hindern kann. — Wer Mystiker ist als Germanenstämmling, dessen innerer Mensch ist mechanisch erklärt, selbst, wenn das Ergebnis des mechanischen Prozesses transcendente Mystik ist. Auch der Betrunkene wird auf mechanischem Wege transcendent, und es ist kein Unterschied im Wesen, sondern nur in der Feinheit des Prozesses, ob die Wirkung auf die Nerven durch Alkohol oder durch Weihrauch und Orgel- oder die Drehbewegungen des Derwischs bewirkt wird.* Es ist höchstens ein Unterschied, wie zwischen Schweinebraten und Pfirsichen, nicht der Gegensatz von Geist und Materie.

Wie sich seine religiöse Idee und seine Rassenidee gegenseitig ausschließen, bewegt sich Chamberlain auch über jede einzelne dieser Fragen in Widersprüchen.

Die Sprache, welche Chamberlain an der einen Stelle seines Buches als Kennzeichen der Rasse verwirft, sieht er an der anderen Stelle als der Rasse ureigenes Werk an. Heißt es an der einen Stelle (S. 295):

„Die ganze Rasse z. B. ist es, welche die Sprache schafft, damit zugleich bestimmte künstlerische, philosophische, religiöse, ja sogar praktische Möglichkeiten, aber auch unübersteigliche Schranken . . .; aus demselben Grunde konnte kein semitisches Volk eine Mythologie im gleichen Sinne wie die Arier und die Germanen besitzen.“

*) An sich soll hier keine mechanische Erklärung der Mystik gegeben, sondern nur betont werden, daß eine angeborene Mystik mechanisch sein muß. — Im übrigen ist allerdings die Wirkung der Orgel auf diejenigen, die schlaff sind im frommen Glauben (wie Chamberlain) analog der Wirkung einer Regimentsmusik auf diejenigen, die schlaff geworden sind beim Marschieren.

So heißt es an der anderen (S. 343):

„Was ein Semit ist, das vermag kein Mensch zu sagen. Vor hundert Jahren glaubte es die Wissenschaft zu wissen: Semiten waren die Söhne Sems; jetzt wird die Antwort immer unbestimmter; man hatte gewöhnt, das sprachliche Kriterium sei entscheidend: ein gewaltiger Irrtum!“

Schreibt Chamberlain (S. 343): „Schließlich bleibt der Semit, als Begriff einer Ur rasse, gleichwie der Arier, einer jener Rechenpfennige, ohne welche man sich nicht verständigen könnte, die man sich aber wohl hüten muß, für bare Münze zu halten“, so setzt er anderweit diesen Rechenpfennig wiederholt als bare Münze in Kurs. — Beispielsweise wird aus der Kombination folgender Momente*): a) eines hohen Zinssatzes bei den Babyloniern, b) einiger Sätze aus Spinoza und c) einer Äußerung eines jüdischen Mitglieds des Petroleumrings die Frage aufgeworfen (S. 171), „ob es in germanischen Ländern gestattet sein sollte, Männer jüdischen Stammes zu Richtern zu ernennen“.

*) Von denen übrigens noch dazu jedes einzelne schiefe dargestellt ist. a) Betrug der Zinssatz bei den Babyloniern 20—25%, so machte er bei den arischen Indern nach dem Gesetz des Menu 15—60% aus (cf. Buxte, Gesch. eio. Engl. I, Kap. 2) b) Spinoza ist falsch verstanden, und dasjenige, was Chamberlain in seiner Auffassung semitisch findet, dokumentiert, richtig gelesen, eine Anschauung, die Chamberlain für spezifisch germanisch erklärt (vergl. nächste Nummer der Gesellschaft), c) Chamberlain hätte sich nicht begnügen sollen, das jüdische Mitglied des Petroleumringes von der Verwerflichkeit des Ringes überzeugen zu wollen. Um so mehr als dies jüdische Mitglied neben den christlich-frommen Kodeseller und Genossen doch nur eine Sardelle im Verhältnis zu einem Walfisch sein kann. Ist Chamberlain naive genug zu glauben, daß er Kodeseller überzeugen könnte und dieser, der es Gott sei dank nicht nötig hat, durch Chamberlain geführt, das Petroleum nunmehr zum Kostenpreis abgeben würde? Sicherlich nicht. Will der Petroleummann, Jud' oder Christ, seinen Profit nicht lassen, so bleiben ihm nur drei Möglichkeiten: 1. er verbittet sich Chamberlains Kritik, 2. er erklärt, Mitglied des Petroleumringes zu sein, für gemein, aber angenehm, 3. er sagt, wie Chamberlains Jude: „ich kann's, folglich darf ich es“. — Augenscheinlich ist diese Antwort nicht: „Buchstäblich Spinoza, wie man sieht“, sondern die einzige natürliche Antwort, welche von hundert höflichen Menschen zumindest 99 geben würden. — Mit solchen Phantastereien wird die Frage in Verbindung gebracht, „ob es in germanischen Ländern gestattet sein sollte, Männer jüdischen Stammes zu Richtern zu ernennen“. — Es wurde auf diesen Nebenpunkt ausführlicher eingegangen, weil dies die einzige Stelle ist, an der Chamberlain aus seiner Rassenidee zu einer praktischen Frage Stellung nimmt. Beiläufig findet sich diese Ausführung Chamberlains nicht im Abschnitt über die Juden, sondern in dem Kapitel, welches von Rom handelt. Ein Beweis für den Mangel an systematischer Behandlung und den Überfluß an Idiosynkrasie in semitischen.

Im allgemeinen geht Chamberlain von dem Gedanken aus, daß es sich bei der Rasse nicht um einen ursprünglichen Charakter handle, der sich abschleife, sondern um eine Individualität, die sich allmählich forme. Hierfür gebe es folgende Regeln: 1. Gutes Material, 2. Inzucht, 3. Zuchtwahl, 4. vorangehende Blutmischung, indessen 5. nicht jede, sondern nur ganz bestimmte, beschränkte Blutmischung. Woher gutes Material kommt, das wissen wir nicht, ist auch nicht nötig zu wissen. — Genug, es ist eventuell da, und dann ersteht die überschwengliche Rasse mit den überschwenglichen Genies. Als solche überschwengliche Rassen sieht er Juden, Griechen, Römer, vor allem die Germanen an.*)

Den Begriff des Germanen faßt er, wie bemerkt, weiter als gewöhnlich, er rechnet zu ihnen unbedingt auch Kelten und Slaven, in gewissem Maße auch Franzosen, Spanier und Italiener. Hier haben starke Vermischungen mit germanischen Völkern stattgefunden, und wenn auch sonach die kompakten Massen sich nicht rassenrein erhalten haben, so beweist das durchaus nicht, daß nicht der einzelne rassenrein sein kann.**) So ist z. B. Dante ein reiner Germane***), ebenso Franz von Assisi****), Thomas von Aquin†), Pascal††) u. s. w.

Höchst verdächtig sind z. B. Leo der Maurier†††), Cavour††††), Crispi†††††). Mit anderen Worten, jeder Mensch in Europa, der ein ganzer Kerl ist, ist ein Germane. — Chamberlains Idee ist durchaus praktisch: denn da es doch einmal nicht wegzuleugnen ist, daß die Hauptstadt des deutschen Reiches am Kreise Teltow-Beeskow-Storkow, zwischen Spandow und Copenik, Rathenow und Dobrilugk liegt, vereinfacht es die Frage ungeteilt, den Slaven das Prädikat „Germane“ zu verleihen. Mit den Italienern verhält sich die Sache folgendermaßen: Italien ist der Sitz des Papsttums, das Chamberlain in den Tod nicht leiden kann. In Italien war daher die Mischung nicht richtig, es ist eine gemischte Gesellschaft, das Völker-

*) S. 274 auch die Japaner.

***) S. 304.

****) S. 499.

*****) S. 887.

†) S. 867.

††) S. 783.

†††) S. 613.

††††) S. 698. „Diese Kraft verleiht eben nur Rasse. Italien hatte sie, so lange es Germanen besaß; ja noch heute entwickelt seine Bevölkerung in jenen Teilen, wo früher Kelten, Deutsche und Normannen das Land besonders reich besetzt hielten, den echtgermanischen Bienenstich und bringt Männer hervor, welche mit verzweifelter Energie bestrebt sind, das Land zusammenzuhalten und es in rühmliche Bahnen zu lenken. Cavour, der Begründer des neuen Reiches, kommt aus dem äußersten Norden, Crispi, der es aus gefährlichen Klippen zu steuern verstand, aus dem äußersten Süden.“ Die Rassen übrigens auch, über welche die Ansichten weit weniger geteilt sind, als über Crispi.

chaos. — Andererseits giebt es unter den Italienern einige erfreuliche Mitbürger, wie Dante, Franz von Assisi zc., die deshalb als Germanen aus dem Völkerchaos forterklärt werden müssen.

Um seine Rassenlehre einleuchtend zu machen, beruft sich Chamberlain auf Erfahrungen aus der Tierwelt. Zuweitgehende Kreuzung sei nicht gut: „Crossing obliterates character“. — Nur kann man keinen Vergleich mit Menschen ziehen, da diese Selbstzweck sind, und daher der „Charakter“, das einseitige Vorherrschen einer einzelnen Eigenschaft, welche Zweck der Züchtung ist, nicht zu erstreben, sondern zu vermeiden wäre. Es ist kein Zweifel, daß, wenn man durch mehrere Generationen hindurch große Menschen mit einander verheiratet, die Nachkommenschaft groß sein wird, wie die Inzucht unter dicken Leuten voraussichtlich eine dicke Nachkommenschaft zur Folge haben würde. Während dies bei Ochsen ein erstrebenswertes Ziel ist, dürfte bei Menschen die goldene Mittelstraße erwünscht sein. — Noch mehr ist aber auf geistigem Gebiet das Gleichgewicht der geistigen Kräfte das Ziel der Erziehung. Dieses Gebiet des Geistigen ist ja zu verwickelt, als daß man ein sicheres Urteil abgeben könnte. Aber empfindet nicht z. B. Goethe die Verschiedenheit in der Veranlagung seiner Eltern gewissermaßen als Gescheuk des Schicksals? In der Bedeutung des Wortes Charakter, in welchem Darwin davon spricht, daß „crossing obliterates character“ — hat Goethe sicherlich weniger Charakter als sein Vater. Das Pferd hat nicht wie der Mensch einen Kampf ums Dasein zu führen. Es kann deshalb weit eher als edle Rasse, als Rennpferd, gezüchtet werden. Während beim Menschen einseitige Ausbildung einzelner Fähigkeiten zur Vernichtung führen müßte.

Die von Chamberlain für die Rassenlehre beigebrachten Beispiele sind nichts weniger als schlüssig. Er stellt z. B. Chile, in welchem 30 Prozent spanisches Blut steckt, dem Meistizentum der anderen südamerikanischen Staaten, insbesondere Peru, gegenüber. Angenommen, die Blutmischung sei wie ausgegeben (Chamberlain giebt seine Quelle leider nicht an), muß der zweifellos höhere Kulturstand Chiles von dieser verschiedenen Blutmischung kommen? Chile liegt an See und Berg in der gemäßigten Zone, während Peru nicht weit vom Äquator entfernt ist und zur Hälfte den Charakter eines binnenländischen Flachlandes hat. Peru liegt durchschnittlich im Verhältnis zu Chile soviel näher am Äquator, wie Tunis im Verhältnis zu Norwegen. Gerade wir sollten klimatische Wirkung nicht unterschätzen, nachdem wir gesehen haben, wie auf die Leist und Wesen aller Nationen, in ihrer nordischen Heimat halbwegs harmlose Staatsbürger, der Tropenkoller gewirkt hat.

In der insularen Lage Griechenlands, Englands*), Japans*) erkennt Chamberlain ein günstiges Moment für die Rassenbildung**), die sich ungehört habe vollziehen können. Die insulare Lage ist aber in Wahrheit kein Faktor der Abschließung, sondern der wichtigste Faktor des Verkehrs. Selbst im Zeitalter der Eisenbahnen hat diese Bedeutung der Wasserstraßen — des Meeres und der Flüsse — sich ziemlich erhalten, welche vordem die einzigen Träger des Handels und Verkehrs waren. — Gerade in den Hafenzentren (Alexandria!) hatte man das größte Völkergemisch. —

Chamberlain hat beinahe das Empfinden, daß seine Vereife für die Rassenlehre etwas knapp sind. — Er greift deshalb auf unser Gefühl, als Mentor in Rassenfragen, zurück (S. 271). Mit demselben Argument des Gefühls hat vielleicht ein Ahne Chamberlains die Existenz von Hexen nachgewiesen, die dann gebührend verbrannt wurden. — So lange die Freunde der Rassenlehre übrigens von der indoeuropäischen Rasse schwafeln, führen sie sich selbst ad absurdum. Denn als vornehmste Eigenschaft einer Rasse galt stets ihre Fähigkeit zur Staatenbildung, und wenn von gleicher indoeuropäischer Rasse dreihundert Millionen Indier sich von dreihunderttausend Engländern beherrschen lassen, wie sie schon früher die Beute jedes Eroberers waren, so ist der Begriff Rasse ein leerer Schall.

* Die neuere Geschichtsschreibung, welche den geographischen und geschichtlichen Verhältnissen, in welchen sich eine Nation befindet, einen wesentlichen Einfluß auf dessen Entwicklung beimißt, sagt dem Verstand zu. Aber sie ist weder schmeichelhaft noch begeisternd, sie befriedigt weder die Eitelkeit noch unsern Drang, zu verehren. So sehr sie in der Wissenschaft zur Anerkennung gelangt ist, so sehr stößt sie diejenigen ab, bei denen das Empfinden gegen den Verstand überwiegt. — Chamberlain ist daher ein Gegner dieser Auffassung, die ja auch im Widerspruch zur Rassenidee steht. „Wäre das attische Klima das ausschlaggebende gewesen — meint Chamberlain (S. 288) — so wäre nicht einzusehen, warum die Genialität seiner Einwohner nur unter gewissen Rassenbedingungen entstand und nach ihrer Aufhebung auf ewig verschwand.“***) — Man kann aber z. B. ebenso gut umgekehrt die Frage aufwerfen: woher kommt es,

*) S. 274.

**) S. 273.

***) Solche Darums sind bei Kulturhistorikern beliebt. So entfinne ich mich in einer Kulturgeschichte gelesen zu haben, daß die Zivilisation Spaniens zu Unrecht den Mauren zugeschrieben werde, es sei sanft nicht erklärlich, weshalb sie in Afrika nichts geleistet hätten. Religiöse Befangenheit erblendete diesen Kulturhistoriker, wie Chamberlain von seiner Rassenidee verblendet wird.

daß ohne Änderung in der Rassenzusammensetzung das englische Drama von Shakespeare auf Bünro gekommen ist?

Es scheint ein allgemeines Gesetz, daß die Kultur sich früher in wärmeren Ländern entwickelt, aber stärker in Ländern wird, die ein gemäßigteres Klima haben. Diese scheinen auch im Kriege die stärkeren zu sein. — Genau so wie der Sohn aus wohlhabendem Hause es im Durchschnitt nicht soweit bringt, wie derjenige, welcher mäßige Hindernisse auf seinem Lebenswege zu überwinden hat. Zunehmende Wohlhabenheit, die ein gewisses Maß überschritten hat, scheint wie zu reicher Boden für eine Pflanze, auf die Energien eines Volkes ungünstig zu wirken. Auch wie der Erfolg im Leben des Einzelnen nicht nur von den Leistungen an sich abhängt, sondern der Konkurrenz, die er zu bestehen hat, ist ähnliches im Völkerverleben der Fall. So hat in Holland und Schweden von der Blüte bis zum Niedergang keinerlei Änderung in der Rassenmischung sich vollzogen, die einen scheiterten an der starken Entwicklung ihres russischen Nachbarn, die anderen an der mächtigen Entwicklung Englands. So sind die Druzen aggressiv und kriegerisch, die Maroniten eher furchtsam, trotzdem sie gleicher Abstammung sind. Die einen bildeten eben als Muhammedaner die herrschende Klasse, die anderen wurden als Christen verfolgt. Die Gesetze der geistigen Blüte scheinen schwerer erkennbar. Die Erfahrung lehrt aber jedenfalls einen gewissen Zusammenhang zwischen materieller und geistiger Kultur.

Den hier geltend gemachten Gesichtspunkten scheint an einzelnen Stellen Chamberlain Rechnung zu tragen. Er schreibt:

(S. 702): Diesen beiden Menschenarten (Hellenen und Indern) haben vielleicht nur die historischen und geographischen Bedingungen gefehlt, um ähnlich machtvoll einheitlich und zugleich vielgestaltig wie die Germanen sich zu entwickeln“ oder (S. 734): „Darum kann die Natur, die Richtung, die Entwicklungstendenz einer bestimmten wirtschaftlichen Gestaltung so anreizend wie gar nichts anderes auf das gesamte Leben des Volkes wirken, oder aber auf ewig lähmend.“

Indessen handelt es sich hier nur um ein paar Seitensprünge; von diesen Faktoren, die so mächtig wirken können, ist in dem Buch nicht weiter die Rede, obgleich es wohl ziemlich gewiß ist, daß seiner glücklichen geographischen Gestaltung, seiner großen Küstenentwicklung, seinem Klima ein wesentlicher Einfluß auf die Zivilisation Europas zukommt. Im Gegenteil spottet Chamberlain über diese Auffassung. Er schreibt: „daß es in unserem Jahrhundert eine Zeit gab, wo gelehrte Forscher (Buckle an der Spitze) lehren konnten, die geographischen Verhältnisse erzeugten die

Rassen*), des dürfen wir heute füglich mit der kargen Ehre einer Paralyse gedenken“ (S. 288).

An zwei Stellen spricht Chamberlain von „Ideen“ in einer Weise, die sich mit seiner Rassenlehre nicht gut verbinden läßt: „Es ist durchaus falsch, wenn man solche Wirkungen nicht dem erwachten Seelenleben, sondern lediglich der Rasse zuschreiben zu müssen glaubt; der Bosniak rein serbischer Abstammung und der Makedonier aus der Hellenischen Verwandtschaft sind, als Mohammedaner, ebenso fatalistisch und antiindividualistisch in ihrer Gesinnung, wie nur irgend ein Osmane“ (S. 45).

Hierzu macht Chamberlain die Anmerkung:

Burdhardt, der Jahre lang in Arabien gelebt hat, bezeugt, daß die Einförmigkeit und der Mangel an jeglicher Beschäftigung des Wüstenlebens auf den Geist unerträglich drückt und ihn zuletzt völlig lahmlegt. (S. 404.)

Es handelt sich hier nicht um Unwesentliches. Gerade die Armut mythologischer Vorstellungen hält Chamberlain für ein Erbteil der Semiten im Gegensatz zu den höher begabten Ariern. Andererseits ist „die fatalistische und antiindividualistische“ Auffassung der grundlegende Unterschied in der Weltanschauung des Europäers und Orientalen. Werden also diese Ideen einerseits vom Klima, andererseits der Religion bestimmt, so können die ererbten Gehirnwindungen nicht eine dermaßen ausschlaggebende Rolle spielen.

Fortsetzung folgt.

*) Budle spricht in Wirklichkeit nie von Rassen, sondern nur von Nationen und erklärt im Gegenteil Kap. II, Anm. 1): „I cordially subscribe to the remark of one of the greatest thinkers of our time, who says of the supposed (!) differences of race: „of all vulgar modes of escaping from the consideration of the effect of social and moral influences on the human mind, the most vulgar is that of attributing the diversities of conduct and character to inherent natural differences“ (Mill's Principles of Political Economy vol 1, p. 390) — Ordinary writers are constantly falling into assuming the existence of this difference, which may or may not exist but which most assuredly has never been proved.





Bartholomäus Carneri, der Ethiker des Darwinismus.

Von Rudolf Steiner.

(Friedenau-Berlin.)

Was soll aus der sittlichen Weltordnung werden, wenn sich die Überzeugung in weitesten Kreisen Bahn bräche, daß der Mensch aus affenähnlichen Tieren durch rein natürliche Kräfte sich allmählich entwickelt habe? Beunruhigend stieg diese Frage in vielen Gemütern auf, als fühne Denker nach dem Erscheinen des großen naturwissenschaftlichen Reformwerkes Charles Darwins „Über die Entstehung der Arten im Tier- und Pflanzenreich durch natürliche Züchtung“ den notwendigen Schluß zogen, daß mit der Vorstellungsweise des großen Forschers vor dem Menschen nicht Halt gemacht werden dürfe, sondern daß der Gedanke vom tierischen Ursprünge des vollkommensten Lebewesens fortan als ein sicherer Bestandteil der Weltanschauung gelten müsse. Die Zahl der weitschauenden Persönlichkeiten, die im Lauf der letzten vier Jahrzehnte der Meinung von der Gefährlichkeit des Darwinismus für die moralische und soziale Entwicklung der Menschheit mit treffenden Gründen entgegengetreten sind, ist nicht gering. Der erste aber, der innerhalb des deutschen Geisteslebens mit umfassendem Blick eine Neugestaltung der ethischen Gedankenwelt auf der Grundlage der neuen naturwissenschaftlichen Einsichten unternommen hat, ist der österreichische Denker Bartholomäus Carneri.

Elf Jahre nach Darwins Auftreten legte er der Welt sein Buch „Sittlichkeit und Darwinismus. Drei Bücher Ethik“ vor (Wien 1871). Unablässig ist er seitdem bemüht gewesen, seine Grundgedanken nach allen Seiten auszubauen.* Heute, da wir vierzig Jahre Darwinismus hinter

*) Es sind von ihm noch erschienen: Gefühl, Bewußtsein, Wille (1876); Der Mensch als Selbstzweck (1877); Grundlegung der Ethik (1881); Entwidlung und Glückseligkeit (1886); Der moderne Mensch. „Versuche über Lebensführung“ (1891); Empfindung und Bewußtsein (1893).

uns haben, müssen wir uns bei einer unbefangenen Umschau über die in Betracht kommende Litteratur gestehen, daß niemand das Gebiet der Ethik im Sinne der neuen Geistesrichtung so gründlich, so einwandsfrei und formvollendet behandelt hat. Wenn dies augenblicklich noch nicht überall, wo es sollte, genügend gewürdigt wird, so hat das keinen andern Grund als den, daß die Geister noch zu sehr beschäftigt sind, die Erkenntnisse des Darwinismus auf rein naturwissenschaftlichem Felde auszubauen und gegen Angriffe sicher zu stellen. Sie können daher der darwinistischen Ethik noch nicht die volle, ihr zukommende Aufmerksamkeit zuwenden. Es kann aber kein Zweifel darüber bestehen, daß man in nicht ferner Zukunft, wenn man nicht mehr bloß von der Naturlehre des Darwinismus, sondern von dessen umfassender Weltanschauung sprechen wird, Carneris Leistungen als diejenigen bezeichnen wird, welche an der Begründung dieser Weltanschauung einen hervorragenden Anteil haben.

Was Carneri befähigte, die sittlichen Begriffe auf eine solch' neue Grundlage zu stellen, das war die Unbefangenheit, mit welcher er dem Darwinismus entgegentrat, und die geistige Sehschärfe, die ihn sogleich die volle Tragweite der neuen Anschauungen für die menschliche Lebensgestaltung erkennen ließ. Er ließ sich durch keine Einwände in der Überzeugung heirren, daß durch den Darwinismus die Richtung gegeben sei, in der sich künftig das Denken bewegen müsse. „Frei wird es natürlich immer jedem stehen, dem Darwinismus gegenüber als Vogel Strauß sich zu verhalten; hat er, außer dem Kopf, auch den Magen mit seinem Vorbild gemein, und kann er die Kost verdauen, die täglich schwerer aus der Küche der sogenannten guten alten Zeit ihm gereicht wird, so wünschen wir ihm Glück zu seiner Stellung. So lang wir aber nicht denken können, der Mensch habe sich zum aufrechten Gang, um sich zu bücken, aufgerafft, so lang blicken wir der neuesten Zeit voll ins Angesicht; und je fester unser Bild wird, desto heller erscheint uns ihr Auge, desto milder ihr Lächeln. Nach denselben Gesetzen, welchen gemäß im „Kampf ums Dasein“ der Mensch aus der Tierheit sich erhoben hat, sehen wir den Begriff der Sittlichkeit am Horizont der Menschheit aufgehen als eine Sonne, vor deren Strahl zwar mancher zu sehr ans Dunkel gewöhnte Blick zurückscheuen, der leuchtendste Stolz eitler Selbstsucht als fahler Flitter schwinden mag, die aber dieser Erde den Tag verkündet, die Erfüllung der Verheißung jenes Morgens, an dem zuerst ein Auge, im Hochgefühl des erwachten Selbstbewußtseins die schmerzliche Starrheit abstreifend, die das Antlitz des Tieres nie verläßt, — lachend hinaus sah ins wechselvolle Leben.“ (Sittlichkeit und Darwinismus S. 14.) So spricht sich Carneri selbst

aus über die Sinnesart, die ihn dazu geführt hat, den Darwinismus heraufzuleiten aus dem Gebiete der Naturwissenschaft in dasjenige der sittlichen Lebensführung des Menschen. — Mit der Unbefangenheit verband sich in Carneri Geist ein hoher Grad von Vertrautheit mit der philosophischen Vorstellungsart idealistischer Denker. Ein solcher war in der Zeit, in der seine Anschauungen hereaufsteigen — in den sechziger Jahren — eine Seltenheit. Man sah geringschätzig auf die „Begriffsdichtungen“ eines Hegel und Spinoza herab und glaubte, durch einseitiges Beobachten der sinnensfähigen Thatsachen allein, zu einer sicheren Erkenntnis gelangen zu können. Es gilt für Carneri als eine feste Gedankengrundlage, daß der Stoff in sich alle die Kräfte birgt, die sämtliche Weltgeschehnisse, von der einfachen räumlichen Bewegung bis zu den höchstentwickelten Leistungen des Geistes hervorbringen. Aber er ist sich auch vollkommen klar darüber, daß man mit den Naturgesetzen, die sich auf die körperlichen, materiellen Vorgänge beziehen, die geistigen Verrichtungen nicht erklären kann. Er ist vollkommen davon überzeugt, daß alles Leben ein chemischer Prozeß ist. „Die Verdauung beim Menschen ist ein solcher, wie die Ernährung der Pflanze.“ (Sittl. und Darw. S. 46.) Er betont aber zugleich, daß sich der chemische Prozeß auf eine höhere Stufe heben muß, wenn er Leben werden will. „Das Leben ist ein chemischer Prozeß eigener Art, es ist der individuell oder zum Individuum gewordene chemische Prozeß. Der chemische Prozeß kann nämlich einen Punkt erreichen, auf welchem er gewisser Bedingungen, deren er bis dahin bedurfte . . . entraten kann.“ (Sittl. und Darw. S. 14.) „Als Materie fassen wir den Stoff, insofern die aus seiner Teilbarkeit und Bewegung sich ergebenden Erscheinungen körperlich, d. i. als Masse, auf unsere Sinne wirken. Geht die Teilung oder Differenzierung so weit, daß die daraus sich ergebenden Erscheinungen nicht mehr sinnlich, sondern nur mehr dem Denken wahrnehmbar sind, so ist die Wirkung des Stoffes eine geistige.“ (Grundlegung der Ethik S. 30.) Damit ist die „Unzertrennlichkeit des Geistes von der Körperlichkeit“ vollkommen anerkannt, zugleich aber dem Geistigen, trotz seines Ursprunges aus dem Körperlichen, seine selbständige über das Materielle hinausgehende Bedeutung gesichert. So wahr Carneri der idealistischen Betrachtungsweise für die geistigen Erscheinungen des Stoffes ihr Recht neben der materialistischen, die auf das zu beschränken ist, was allein den Sinnen zugänglich ist. Nur ein Denker, der aus der idealistischen Weltanschauung seine Bildung geholt hat, und der deshalb in seiner Betrachtung den Boden des Materialismus auch in dem Augenblicke verlassen konnte, wo der materielle Prozeß zum geistigen heraufsteigt, war berufen die Ethik des

Darwinismus auszubauen. Carneris Auffassung der sittlichen Kräfte ist eine idealistische, trotzdem er die ursprüngliche Wurzel der Sittlichkeit nirgends anders sucht, als da wo auch der Ursprung der physikalischen und chemischen Vorgänge zu finden ist. „Mit der Annahme der Untertrennlichkeit von Kraft und Stoff, Geist und Materie, sind alle im engeren Sinne freien Kräfte aufgegeben, mithin auch der Geist als etwas unabhängig vom Körper bestehendes; damit ist jedoch der Geist so wenig aufgegeben als die Kraft. Mit dem Spiritualismus ist es aus, aber darum noch nicht mit dem Idealismus; dieser bleibt das Feld der Philosophie, während die Naturforschung allein im Realismus zu Hause ist.“ (Sittlichkeit und Darwinismus S. 8.)

Carneri ist als Denker ein Künstler allerersten Ranges. Ihm ist in seltener Art das Vermögen eigen, den Inhalt seiner Begriffe in plastisch vollendeter Weise hinzustellen. Wie er von den einfachen Naturerscheinungen, die wir sinnlich wahrnehmen, aufsteigt zu den Ideen der Sittlichkeit, ist eine Meisterleistung dieser Art. Man sieht in gedanklich-anschaulicher Form, an der Hand seiner Auseinandersetzungen, die chemischen Prozesse sich individualisieren, zum lebendigen Individuum werden, das dann eine Wirkung von außen nicht mehr als unorganische Bewegung aufnimmt, sondern zur Empfindung werden läßt. „Das wichtigste Merkmal alles Lebendigen und ausschließlich ihm eigen, ist die Empfindung. Es ist diese die Form, in welcher bei allem Lebendigen das auftritt, was wir bei der übrigen Natur Reagieren nennen. Die Empfindung ist eigentlich nur die Befähigung zum Reagieren, aber zu einem Reagieren höherer Art. . . . Die Empfindung ist dem Leben im engeren Sinn das, was dem Stoff die Teilbarkeit ist.“ (Grundlegung der Ethik S. 43.) In eben so anschaulicher Art steigt Carneri zu den weiteren Vorstellungen auf, die uns befähigen, die Idee des Lebens zu fassen. „Die Empfindung wird im Gehirn, als dem Organ, in welchem das ganze Individuum zentral sich zusammenfaßt, dem Individuum als Ganzem vorgestellt. In dem dadurch eine Empfindung dem Individuum mitgeteilt wird, erhebt sich die Empfindung des Teils zu einer Empfindung des Ganzen. Darum nennen wir die Vorstellung eine Empfindung höherer Art. Das Individuum empfindet sie, sie ist eine empfundene Empfindung oder ein Gefühl.“ (Grundlegung der Ethik S. 102.) Man sieht am Leitfaden Carnerischer Begriffe das Materielle allmählich geistig werden; man sieht den Stoff die geistigen Erscheinungen aus sich heraus entfalten. „Erst mit dem Erwachen des Bewußtseins wird die Empfindung zum Gefühl, . . . und erst von da an wird das Nachteilige zur Unlust, das Fördernde zur

Luft. Damit beginnt das Seelenleben in seiner höheren Bedeutung.“ (Grundlegung der Ethik S. 124.) Den höchsten Grad von Individualisierung erreichen die Naturprozesse im menschlichen Selbstbewußtsein. Die Naturprozesse haben sich da von ihrem Mutterboden losgerissen; sie schauen durch die Vorstellung nicht mehr einen äußeren Vorgang an; sie schauen sich selbst an. Dadurch entsteht der Schein, als wäre der individualisierte Naturprozeß ein Selbständig-Geistiges mit einem ganz anderen Ursprunge als die übrigen stofflichen Vorgänge. „Was bei der Geistesstätigkeit den Schein uns erzeugt, als wäre der Mensch ein Doppelwesen, als wäre der irdische Leib von einem überirdischen Funken durchglüht und erleuchtet, ist eine Täuschung.“ (Grundlegung S. 136.) Was wir in unserm Innern wahrnehmen, ist ein Naturprozeß wie jeder andere stoffliche Vorgang. Und hier — innerhalb dieses zum Selbstbewußtsein gesteigerten Naturprozesses — wird die Welt des Sittlichen geboren. Das Sittliche ist nur die Fortsetzung rein natürlicher Vorgänge. Es kann demnach nicht die Frage sein, was soll der Mensch als Sittliches anerkennen. Ein solches Sittliches müßte ihm von irgend woher gegeben werden; und dann wäre erst die Frage da: kann denn der Mensch Sittengebote, die von Außen an ihn herantreten, vermöge seiner natürlichen Kräfte auch befolgen? Es kann sich vielmehr nur darum handeln: welche Begriffe von Sittlichkeit werden geboren, wenn sich das allgemeine Naturgeschehen heraufhebt zum menschlichen Selbstbewußtsein? So wenig es einen Sinn hat, zu sagen, eine Blume soll so oder so sein; so wenig hat es einen, zu behaupten, der Mensch soll dies oder jenes thun. Carver stellt mit aller Schärfe seinen Begriff von Ethik dem anderer Denker entgegen. „Während die Moralphilosophie bestimmte Sittengesetze aufstellt und zu halten befiehlt, damit der Mensch sei, was er sein soll, entwickelt die Ethik den Menschen, wie er ist, darauf sich beschränkend, ihm zu zeigen, was noch aus ihm werden kann: dort giebt es Pflichten, deren Befolgung Strafen zu erzwingen suchen, hier giebt es ein Ideal, von dem aller Zwang ablenken würde, weil die Annäherung nur auf dem Wege der Erkenntnis und Freiheit vor sich geht.“ (Sittlichkeit und Darwinismus S. 1.) Dasjenige, was der Mensch anstrebt, wenn er sich über die Stufe der Tierheit erhebt, das, wovon alles andere abhängt, ist die Glückseligkeit. „Das Ideal des Glücks ist veränderlich und einer fortwährenden Veredelung fähig; aber unter allen Umständen ist das Streben nach Glück die Grundtriebfeder aller menschlichen Unternehmungen. Und nichts ist irriger, als die Ansicht, es sei dieser Trieb ein des Menschen unwürdiger, der ihn dem Tiere gleichstellt. Dem Tiere ist dieser Trieb fremd: es kennt nur den

Selbsterhaltungstrieb, und ihn zum Glückseligkeitstrieb zu erheben, hat das menschliche Selbstbewußtsein zur Grundbedingung.“ (Grundlegung S. 147.) Da, wo auf der Stufenleiter des lebendigen Werdens der Glückseligkeitstrieb erwacht, beginnt das früher gleichgiltige Naturgeschehen ein sittliches Handeln zu sein. Alle höheren sittlichen Ideen haben in dem Streben nach Glück ihren Ursprung. „Der Märtyrer, der hier für seine wissenschaftliche Überzeugung, dort für seinen Gottesglauben das Leben hingiebt, hat auch nichts anderes im Sinn, als sein Glück: jener findet es in seiner Überzeugungstreue, dieser sucht es in einer besseren Welt. Allen ist Glückseligkeit das letzte Ziel, und wie verschieden auch das Bild sein mag, das sich das Individuum von ihr macht, von den rohesten Zeiten bis zu den gebildetsten, ist sie dem empfindenden Lebewesen Anfang und Ende seines Denkens und Fühlens. Es ist der Selbsterhaltungstrieb, dessen zahllose Ausstrahlungen an diesem einen Punkt sich sammeln, um so viel Wünsche zu reflektieren, als es Individuen giebt.“ (Grundlegung S. 146.)

Durch die Losreißung von dem Mutterboden der Natur wird der Mensch ein selbständiges, ein freies Wesen. Es ist ein Beweis davon, wie tief Carneri in den Geist des Darwinismus sich eingelebt hat, daß er dem Freiheitsbegriff die Fassung gegeben hat, die mit naturwissenschaftlichen Vorstellungen verträglich ist. Giebt es denn innerhalb der darwinistischen Weltanschauung noch einen Platz für die Freiheit? Carneri antwortet mit „Ja“. Zwar unterliegt alles, was geschieht, also auch jede Handlung des Menschen, den ewigen, ehernen Naturgesetzen. Aber von dem Punkte an, wo der Mensch sich loslöst von der übrigen Natur, werden die Naturgesetze zu Gesetzen seiner eigenen Wesenheit. „Seine weitere Entwicklung ist sein eigenes Werk, und was auf der Bahn des Fortschrittes ihn erhalten hat, war die Macht und allmähliche Klärung seiner Wünsche.“ (Grundlegung S. 143.) Und die Naturgesetze, die der Mensch zu einem Inhalte seines Wesens gemacht hat, sind seine Gedanken und Ideen. Sie sind nichts anderes als die höchst gesteigerten, vollkommen entwickelten Naturprozesse. Nicht dadurch ist der Mensch frei, daß er beliebige, von einem unbekanntem Orte hergeholtte Sittengebote befolgen kann, oder nicht; sondern dadurch, daß er die Entwicklung der Natur als sein eigenes Werk fortführt. Mit vollkommener Klarheit spricht Carneri dieses als seine Ansicht aus: „Wohl ist der Mensch an die Gesetze der Natur gebunden; aber die Natur weiß nichts vom Menschen und seinen Gesetzen. Erst im Menschen bringt sie's zum Denken. Sie kümmert sich auch gar nicht um den Menschen; und nur weil der Mensch zur Erreichung seiner

Zwecke an die Mittel gebunden ist, die er in der Natur vorfindet, und er seine Wege zum Ziel darnach sich ebnet, sieht manches Mittel aus, als wär' es ihm zu diesem oder jenem Zweck von der Natur entgegengebracht.“ (Der Mensch als Selbstzweck. S. 89). Wenn die Naturgesetze in dem Menschen wirksam sein sollen, so muß er sich mit ihnen durchbringen; sie müssen zum Gehalt seines Denkens werden. Der Mensch kann das Werk der Natur in seinem sittlichen Handeln nur fortsetzen, wenn er in den Sinn des natürlichen Daseins eindringt, wenn er nach Erkenntnis der Naturerscheinungen trachtet. In der Erkenntnis sucht daher Carneri die Grundlage der Sittlichkeit. Nicht irgend welche in der Luft hängenden Sittengebote, sondern die Wahrheit nur kann den Menschen zum sittlichen Handeln bringen. Nur das mit „der Wahrheit übereinstimmende Denken, das die Dinge in ihrer Notwendigkeit erkennt, und dem dadurch das allgemeine Gesetz zu seinem eigenen wird, erhebt den Verstand zur Vernunft, den Willen zur Freiheit. Der Mensch will eben nur, insofern er weiß. Daher der unendliche Wert echter Intelligenz. Wir verkennen nicht die Größe der Opfer, welche die neue Lehre vom Menschenherzen fordert; aber diese Opfer sind keine mehr, sobald wir der ganzen Größe der Aufgabe uns bewußt werden, mit welcher die neue Lehre an den Menscheng Geist herantritt. Gefallen ist die Schranke, die gebieterisch wie keine, dem Denken Halt gebot, und es gehört in der That eine hohe Befangenheit dazu, darin eine Beeinträchtigung der Forderungen des Denkens erblicken zu wollen.“ (Sittl. u. Darw. S. 13 ffg.) Der Mensch, der sich Ziele, Ideale seines Handelns setzt, kann jedoch nicht bei den bloßen Naturgesetzen in seinem Denken stehen bleiben. Er liefert sonst mit seiner Sittlichkeit nicht eine Fortsetzung, sondern eine bloße Kopie des Naturgeschehens. Der Mensch ist als sittlich denkender zugleich schaffender. Aus seinem Denken entspringen als neue Schöpfungen sittliche Ideen. Sein Denken erfährt also, damit es zur sittlichen Kraft wird, eine Steigerung. Es wird zur Phantasie, die dem Handeln seine Ziele vorseht. In der ethischen Phantasie findet Carneri den neuen Begriff, der an die Stelle der alten moralischen Gebote treten muß. Die Phantasie ist es, die „unserm Denken lebendige Wärme einhaucht“, und die „mit Ideen in Wechselwirkung tretend, das Ideale schafft“. (Grundlegung S. 370 ffg.)

In solcher Weise erreicht Carneri die höchsten menschlichen Begriffe, trotzdem er von den einfachsten naturwissenschaftlichen Vorstellungen seinen Ausgangspunkt nimmt. Daß der Charakter des Geistigen, der Idealität des Sittlichen gewahrt werde, ist sein Bestreben, trotzdem er sich streng auf den Boden des Darwinismus stellt. Er ist ein Feind jeglicher Un-

klarheit in Begriffen. Deshalb hat er in seiner Schrift „Empfindung und Bewußtsein“ (1893) mit Energie gegen das Verschwommene einer Weltanschauung protestiert, die dem Zusammenhang von Geist und Natur dadurch gerecht zu werden sucht, daß sie sagt: „Kein Geist ohne Materie, aber auch keine Materie ohne Geist.“ Carneri hält den vielfach verkehrten Deutungen dieses Goetheschen Satzes entgegen: „Die Überzeugung, daß es keinen Geist ohne Materie gebe, d. h. daß alle geistige Thätigkeit an eine materielle gebunden sei, mit deren Ende auch sie ihr Ende erreicht, fußt auf Erfahrung; während nichts in dieser Erfahrung dafür spricht, daß mit der Materie überhaupt Geist verbunden sei.“ Der Geist kommt, nach Carneris Anschauung, nicht der Materie als solcher zu, sondern dem zu höheren Stufen der Thätigkeit organisierten Stoffe. Nicht der Stoff ist es, der Geist hat, sondern auf der Organisation, die der Stoff angenommen hat, beruht es, daß Geist erscheint. Wollte man die Materie befeelt nennen, so verführe man wie jemand, der nicht dem Mechanismus der Uhr, sondern den Metallen, die in ihr verarbeitet sind, die Fähigkeit zuschriebe, Zeitangaben zu machen. Wenn man auch wird zugeben müssen, daß in Haeckels Schriften ein Ausdruck der naturwissenschaftlichen Denkweise vorliegt, der in der von Carneri angedeuteten Weise nicht mißverstanden werden sollte, so darf man doch die genannte kleine Schrift wegen ihrer mustergiltigen Prägung wichtiger Begriffe als einen der wertvollsten Beiträge zum Darwinismus bezeichnen. Zu welcher Höhe der Lebensanschauung Carneri sich durch seine Arbeiten an der Ethik erhoben hat, das geht aus seinen Schriften „Der Mensch als Selbstzweck“ (1877) und „Der moderne Mensch. Versuche einer Lebensführung“ (1891) hervor. Die Früchte einer aus dem Darwinismus geschöpften Überzeugung erscheinen hier als edelste Vorstellungen über Welt und Mensch. Und wer Carneri zugehört hat, damals, als er, der Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses war, seine inhaltvollen, von einem hohen Ethos durchdrungen Reden hielt, dem wird der Eindruck nicht mehr aus der Seele weichen, den er erhalten haben muß. Unvergesslich muß ihm dies Bild eines Kämpfers für die Wahrheit bleiben, das er vor sich hatte in dem Augenblick, da der Kämpfer die Wahrheit ins Leben einführen wollte.



Carneri.

Von Marie Stona.

(Schloß Strzebowitz, Österr.-Schles.)



Gegen das Ende der achtziger Jahre saß allabendlich in Wien im alten Hotel Meißl und Schadn an einer langen Tafel eine würdige Anzahl würdiger Männer.

Ich war damals als junge Frau häufig mit Verwandten in Wien und lachte gern, und so oft ich lachte, blickte vom Tisch der Würdigen ein alter Herr zu uns herüber und klemmte ein Glas ins rechte Auge und schmunzelte fröhlich. „Das muß ein lustiger Mensch sein“, dachte ich mir und war sehr enttäuscht, als ich hörte, er sei nur ein Philosoph. Später erfuhr ich, daß er auch ein berühmter Parlamentarier wäre. Nun hielt ich gar nichts mehr von ihm und ging ihm schon aus dem Wege. Philosoph und Politiker — das war zu viel des Langweiligen.

Da stellte ihn mir eines Tages ein Bekannter ganz unerwartet vor. In großer Verlegenheit rang ich nach einem gebiegenen Worte, das ihn nicht allzusehr enttäusche. Doch nichts fiel mir ein.

„O — ich kenne die junge Dame schon lange an ihrem Lachen“, sagte freundlich der alte Herr, der in ein wenig gebückter Haltung mit leicht zur Seite geneigtem Kopfe vor mir stand. „Sie scheint sehr mutwillig zu sein . . .“

Mir war in diesem Augenblick eher tragisch zu Mute; ich suchte noch immer vergeblich eine gehaltvolle Bemerkung.

Seither kam Herr von Carneri öfter zu uns herüber, und ich bekam allmählich Courage, mit ihm zu plaudern. Nach und nach lernte ich seine Tischgenossen kennen, und nun geschah es häufig, daß ich mich gleich an die lange Tafel setzte. Man nahm meine Anwesenheit anfangs mit ein wenig Befremden auf, allein schließlich gewöhnte man sich an sie.

Da war der ernste Baron Rübeck, der sich stets mit wissenschaftlichen Studien beschäftigte, Graf Rhuenburg und Dr. Baernreither, die nachmaligen Minister; der Abgeordnete Wagner, Graf Attems, Baron Hackelberg, Ritter von Terfch, Baron Spens und viele andere Vertreter der liberalen Partei.

Sie bildeten die Stammgäste; doch es verging kaum ein Abend, an dem sich nicht Fluggäste einfanden, Philosophen und Abgeordnete,

Schriftsteller und Statthalter. Da traf ich die Baronin Suttner noch im Feuer ihrer Lebendigkeit, ehe ihr Blick den tiefen, resignierten Zug gewann, der den ganzen Adel des Leids verrät; da lernte ich einen schlanken, fehnigen blonden Mann kennen, dessen Wesen Sicherheit und Kraft atmete, aus dessen klarblauen Augen eine Welt freudigsten Genießens blickte: Ernst Haedel.

Der Mittelpunkt des Kreises blieb inmer Carneri. Man sprach zu niemand so gern wie zu ihm, weil man das Bewußtsein hatte, daß einen keiner so gut verstand wie er. Galt es ein ernstes Problem, einen Rat, eine Lebensfrage, — ihm wurde sie vorgebracht. Danu sah er sinneud vor sich hin, und seine Gedanken schienen in unendliche Tiefen zu tauchen. Hatte jemand eine neue Anekdote erfahren, so stürzte er mit dem gleichen Eifer zu Carneri, als haubte es sich um eine That. Denn niemand konnte so herzlich lachen wie der Philosoph von Steiermark.

Und doch machte er von seinen Leiden kein Hehl. Obwohl sein Organismus ein durchaus gesunder ist, quälte ihn zu jeder Sekunde der Schmerz eines Muskelkramps. An einem Zucken, an der plötzlich veränderten Stimme erkannte man die ungeheuere Willenskraft, die er anspannte, um immer wieder seiner Qualen Herr zu bleiben. Es war ein Kampf, den er seit Jahren führte, und er sprach von ihm wie von einer einfachen Thatsache, ohne Mgeduld und ohne Klage. Während manche seiner Freunde über alltäglichen Verdrießlichkeiten ihre gute Laune verloren, trug er mit stoischer Gelassenheit das Schicksal seiner Schmerzen und sein Humor blieb ungebrochen.

Carneri war der gewissenhafteste Parlamentarier. Ihm war es mit seinen Pflichten so ernst wie mit seinen Zielen. Daß er während der ganzen einundzwanzig Jahre, die er dem Verbande des Reichsrats angehörte, bei keiner einzigen Sitzung fehlte, ist nebensächlich und ein bloßer Beweis seiner Genauigkeit und Pünktlichkeit. Allein sein vornehmer Geist wirkte von der hohen Warte seines philosophischen Ausblicks oft bestimmend auf den Gang der Verhandlungen. Seine Reden waren ein Ereignis.

In spätern Jahren ergriff er seltener das Wort. Das andauernde Sprechen kostete ihn marternde Anstrengung. Nur die Eröffnung der Budgetdebatte leitete er stets mit einer Rede ein, die vom ganzen Hause mit Spannung erwartet wurde, in die er die Summe seiner Erfahrung und seine Befürchtungen niederlegte. Manches Mahnwort und manch ein Warnruf hallte an die Ohren von Freund und Feind. Wie der alte Cato stand er da und sein Carthago esse delendam lautete: „Armes Österreich!“

Im Jahre 1891 wurden Neuwahlen für den Reichsrat ausgeschrieben. Die Stadt Graz, die ihre Interessen bisher durch Ritter von Carneri hatte vertreten lassen, stellte diesmal dem Philosophen einen Gegenkandidaten gegenüber. Selbstverständlich unterlag der Philosoph. Das Abgeordnetenhaus stimmte sich allmählich auf einen andern Ton um.

Carneri nahm die veränderte Lage so ruhig hin, wie er alles Geschehnde als die unausbleibliche Folge des vorher Geschehenen hinnimmt.

Mit der Gralstafel im Hotel Meißl war es nun vorbei. Nur für wenige Wochen bildete sie sich in jedem Frühjahr aufs neue, wenn der Eleate aus Steiermark zu kurzem Besuch nach Wien kam.

Doch der Glanz der frühern Tage war verblichen. Die Parlamentarier gingen in gedrückter Stimmung unher; ihr hohes Haus wollte ihnen immer weniger gefallen. Immer mehr entfernte sich die Regierung von jener Politik, die Carneri als die einzig richtige erschien war, als er Deutschland „die Seele Österreichs“ genannt hatte.

Obwohl Carneri jetzt bloß zu seiner Erholung die Kaiserstadt aufsuchte, fand er hier alles, nur keine Erholung. Den ganzen Tag überliefen ihn Gäste. Und mit welchen Anliegen und Sorgen kam man zu ihm; denn es ist etwas ganz Besonderes, das Urteil eines Mannes zu hören, der einen klaren, durch keine Leidenschaften getrübbten Blick hat.

Auf Carneris Tischen lag stets ein zerlesenes Büchlein, Dantes divina commedia. Täglich las er die göttlichen Terzinen. Er hat mir oft gesagt, daß kein Buch der Welt ihm so teuer ist, wie die gewaltige Schöpfung seines großen Ahnherrn. Carneri darf sich rühmen, durch seine Mutter von dem Geschlechte der Meghieri abzustammen.

Eines Frühlings blieb unser Freund fort, und sonderbarerweise zerfiel nun das ganze alte Haus, in dem er seit dreißig Jahren gewohnt hatte. Ein neues, fremdes, erhebt sich an seiner Stätte. Der alte weiße Speisesaal, der immer zu heiß und immer voll Cigarrendampf war, hat sich in einen Rokosalon verwandelt mit Obelisks und Spiegeln; die alte Vertraulichkeit der Gäste, die einander vom Sehen kannten und sich darüber freuten, ist einer ceremoniellen Steifheit gewichen. Man dankt Gott, wenn man einander fremd bleibt. Die alten Politiker sind in alle acht Richtungen der Windrose zerstreut. Nur an ganz seltenen Tagen blickt der eine oder der andere im Vorübergehen flüchtig in den Saal, um, wenn er ja einen Bekannten entdeckt, schleunigst die Weite zu suchen.

Carneri hat nun seinen Wohnsitz in Marburg aufgeschlagen, in unmittelbarer Nähe seiner einzigen Tochter.

„Die Menschen glauben, ich lebe hier“, schrieb er mir; „aber hier esse und schlafe ich nur. In Wirklichkeit lebe ich ganz wo anders.“

Seine Wohnung ist einfach; ihr größter Schmuck ist eine prächtige Bibliothek. Und doch hat er die Mehrzahl der Bücher verkauft, damals, als er sein Gut Wildbhaus verkaufte, wo er seine glücklichste Zeit verlebte hatte.

Aus den Worten, die Carneri seinen Werken an die Stirne schrieb, enthüllen sich uns die Schicksale seines Lebens.

„Dir, geliebtes Weib“ — so sagt er 1871 in der Zueignung von „Sittlichkeit und Darwinismus“ — „dem ich zwanzig Jahre ungetrübten Glückes verdanke, weil deine Nähe genügte, um gegen jede Widerwärtigkeit des Lebens mich unempfindlich zu machen; dir, edles Herz, das alles Wahre, Schöne und Gute, im kleinen wie im großen, zu fassen, und damit die Heiterkeit der eigenen Reinheit in jedem Schmerz sich zu bewahren wußte; dir, meine Louise, in deren Augen ich schaue, so oft ich die Seiten dieses Buches überblicke, welche dir fertig mitzuteilen mir noch gegönnt war, dieses Buches, das die tiefsten Empfindungen alle aus deiner Seele geschöpft hat, — dir gehört dieses Buch: laß mich, indem ich der Öffentlichkeit es übergebe, deinen Namen darauf schreiben, wie der Seemann dem Schiff, das er den unsichern Wogen anvertraut, den Namen seiner Heiligen giebt.“

Fünf Jahre später trägt sein nächstes Werk die erschütternden Worte:

„Wenn etwas auf Erden in mir den Wunsch hätte wecken können, einen Namen zu erlangen, so wäre es der Gedanke gewesen, dir, mein Mag, ihn zu hinterlassen, damit er fortlebe durch dich. In der Blüte der Jahre, und, was an Eblem ein Vaterherz erträumen kann, verheißend, bist du hingegangen. Was mir bleibt, ist, unsere Namen hier zu verbinden, auf daß der deinige fortlebe, so lang meiner dauern mag.“

Sein „Moderner Mensch“ zeigt 1891 eine wundervolle Abklärung des Schmerzes. Carneri gesteht, daß er — „von Leiden über das gewöhnliche Maß heimgesucht, — das Leben schön gefunden hat und es heute, im siebzigsten Jahr, noch schön findet.“

Die Freudigkeit seiner Lebensauffassung verdankt er der Erkenntnis der beiden höchsten sittlichen Werte des Daseins: der Arbeit und der Liebe.

Sein Glück in Übereinstimmung mit dem seiner Nebenmenschen zu finden, erscheint ihm als das erste Prinzip; und in der Arbeit hat er ein Narkotikum gewonnen, das ihn alle Schmerzen vergessen läßt.

Seine Schriftstellerlaufbahn ist höchst sonderbar. Er hat als Dichter begonnen*), tritt dann als Politiker für die Ideale Österreichs**), bis ihn die Ideale des Menschentums zu neuem Kampfe riefen, und er der Philosophie des Darwinismus wurde; und nun, am Abend seines Lebens, wandte er sich noch einmal der Jugendgeliebten zu, der Poesie.***) Das geschah auf eine seltsame Weise.

Den noch immer körperlich rüstigen Gelehrten befiel in den letzten Jahren ein Augenübel. Er mußte sich einschränken im Lesen und im Schreiben. Dazu kamen schlaflose, in Schmerzen zerquälte Nächte. In solchen Nächten flogen wie zerrissene Wolkenschatten über die Himmel — zerstreute Terzinen seines Dante ihm durch den Sinn. Er fing sie auf und freute sich an ihrem Glanz, und sie wurden so eins mit ihm, als wären sie Funken seines eigenen Geistes. Fast ohne, daß er es wünschte, gaben sie sich ihm hin in seiner Sprache. Der Schmerzen vergebend, lauschte er still Nacht um Nacht den deutschen Worten, die ihm zuströmten aus welschem Empfinden, und schrieb des Morgens mühsam nieder, was in finstern Stunden wie ein Gnadenquell des Lichts durch seine Seele gerauscht war.

So entstanden sechs Gesänge des Dante in gereimten Terzinen.

Aber noch war die ungeheure Arbeitskraft Carneris nicht erschöpft. In dem nun Sechundsiebzigjährigen erwachte der Riesenplan, die ganze göttliche Komödie ins Deutsche zu übertragen. Er mußte eisen, wollte er das Werk vollbringen. Noch einmal erfaßte ihn der Rausch des Genießens. Tag und Nacht fühlte er sich umtost und umklungen von den gewaltigen Terzinen. Wie ein Meer schlugen sie über ihn zusammen.

„Es ist die reine Raserei“, schrieb er mir. „Aber ich ändere mich nicht mehr. Ich mag nur ein schönes Leben, und so ras' ich ins Grab.“

Daß in den 14229 Versen, die er in freie Jamben umdichtete, nicht ein einziger Hiatus vorkommt, ist ein Beweis seiner gewissenhaften Gründlichkeit, der eine gewisse Ähnlichkeit mit seinen pflichtgetreuen Besuchen des Parlamentes hat. Allein seine Vorzüge liegen nicht in dem Mangel an Fehlern, sondern sind von einer eminent positiven Natur. Ihn befeelt die feinste Empfindung für die Schönheit der Sprache. Wir haben alle Ursache, mit freudiger Spannung dem Erscheinen der großen

*) Gedichte von B. Carneri. 1850. Pflug und Schwert. Sonette. 1862.

**) Politische Ideale. Modernes Faustrecht. Neu-Österreich. Demokratie, Rationalität und Napoleonismus und viele Flugschriften. 1848—1862.

***) Sechs Gesänge aus Dantes Göttl. Komödie. 1896.

Dichtung entgegenzusehen, seinem letzten Geschenk an das Deutschland der Erde.

Einem Wunsche Ludwig Jacobowskis folgend, habe ich mich an Carneri gewandt mit der Bitte um eine Skizze aus seinem Leben, die das ihm zu widmende Heft schmücken sollte.

Ich glaube für meine schlichte Skizze keinen bessern Schluß finden zu können, als sein Schreiben ihn mir giebt:

„Meine hochverehrte Freundin!

Vorbei! Man muß dieses Wort in seiner ganzen Tiefe kennen, um meine Lage zu begreifen. Bei Ihrem Brief wird mir zu Mut wie einem Schiffbrüchigen, der längst alle Hoffnung auf Heimkehr aufgegeben hat und plötzlich ein Schiff vorbeifegeln sieht, das er schwimmend nicht mehr erreichen kann.

Aber ich grüße die Vorüberfegenden aus ganzer Seele, dankbar, als hätten sie mich der Heimat wiedergegeben. Von der Jugend anerkannt zu werden hat für das hohe Alter einen besonderen Wert.

Sie verlangen einen Aufsatz von mir. Ich aber kann nicht die kleinste selbständige Arbeit mehr schreiben. Diktieren! Höchstens einen Schmarren, mit dem ich nicht enden möchte, weil mir die Form heilig ist. Mein politisches Wirken ist vergessen, und an meinen philosophischen Schriften ist von wahren Wert nur die Gesinnung. In der Geschichte der Philosophie hab' ich mir beim Kapitel Darwinismus ein Plätzchen errungen; das bleibt mir und damit bin ich zufrieden.

Mit Biographischem kann ich schon gar nicht aufwarten, und in meinem Nachlaß wird sich darüber keine Zeile vorfinden. Mein äußeres Leben ist ein gewöhnliches gewesen, und mein inneres hab' ich für mich gelebt.

Sie sehen aus allem, daß ich nur mehr für meinen Dante auf der Welt bin.

Vollende ich mein 18. Pardon! mein 81. Jahr — und meine Fähigkeit sieht ganz danach aus — so kriegen Sie das Buch, und Sie werden es mit Vergnügen lesen. Keine der bestehenden Übersetzungen liest sich so leicht. Dennoch dürfte ich sehr schwer damit durchbringen, weil ich die Zeitströmung gegen mich habe. Die „Göttliche Komödie“ wird gemeinhin als ein strengreligiöses Gedicht aufgefaßt, wodurch allein so vieles entsetzlich schwerfällig wird. Ich fasse es auf als ein prachtvolles Märchen, in dem die Scholastiker persifliert werden, und die, als allegorische Theologie, oft unausprechliche Beatrice als ein hinreißendes Weib erscheint. Meine ganze Fähigkeit, ungewöhnlich zu lieben, soll Ihnen daraus entgegenlachen . . .“

In diesem Briefe lebt der ganze Carneri.

Kein trefflicheres Wort ward je für ihn geschrieben als jenes, mit dem er selbst einen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts charakterisiert: „Alles Wissen, das in ihn drang, wurde in ihm lebendig, und seine Philosophie hat ganz eigentlich in seinem Leben ihren Ausdruck gefunden.“



Einer, der seine Frau besucht.

Zwei Akte von Richard Schaufal.

(Mähr.-Weißkirchen.)

(Schluß.)

Zweiter Akt.

Nach der Vorstellung.

(Das Zimmer des ersten Aktes. Es ist völlig finster. Ein Wagen fährt vor. Pause. Dann hört man Geräusch im Nebenzimmer. Der Diener macht Licht, dann öffnet er. Hortense und George, sie im Pelzmantel, den ihr das nachfolgende Mädchen abnimmt. George wirft seinen Hut auf einen Stuhl und sich selbst in die Sofacecke.)

Hortense. So, mein Kleiner. Nezt noch einen Moment Geduld. Ich will mir's bequem machen und dann trinken wir in aller Behaglichkeit unsern Thee. Gott, wie ich mich freue. Josef, richten Sie den Samowar. Also, bitte, ein wenig Geduld, Bubi.

(Sie verschwindet mit dem Mädchen im Nebenzimmer.)

(George zündet sich eine Cigarette an und starrt vor sich hin.)

Der Diener (hat aus dem Speisezimmer den Samowar geholt, den er auf das Marmortischchen vor dem Sofa stellt. Dann geht er und kommt mit Tassen. Während er sich mit dem Herrichten des Tisches und dem Entzünden des Spiritusbrenners befaßt, beginnt er ein Gespräch). Der Herr sind fremd hier?

George (kurz). Ja.

Der Diener. Und kennen unsere Gnädige schon länger?

George. Ja.

Der Diener. O, es lohnt die Mühe, sie kennen zu lernen.

(Pause. Da keine Antwort erfolgt.)

Wünschen der Herr vielleicht, sich's kommode zu machen? Es sind Sachen vom Herrn Baron da.

George. Nein, packen Sie sich augenblicklich.

Der Diener. Sofort . . . Ich muß nur . . . (Er läßt die Jalousien herab). Sofort. Ich wußte ja nicht . . . (Ab.)

George (allein, springt auf). Es ist unerträglich . . . Ich bin ein Schuft. (Er setzt sich an den Schreibtisch und vergräbt den Kopf in den Händen).

Hortense (in einem verführerischen Spitzennegligee aus ihrem Schlafzimmer. Hinter ihr das Mädchen, das erstaunt auf George sieht). George! Aber Georgi (Mädchen ab), was hast du denn?

George. Das kannst du fragen!

Hortense. Schon wieder.

George. Nie genug oft.

Hortense. Kannst du es ändern?

George. Ich muß.

Hortense. Wie denkst du dir's denn? . . . Geh, hör' auf. Vergiß ein bißchen und sei lustig.

George. Das ist mir unmöglich.

Hortense. Du nimmst alles tragisch.

George. Ich begreife dich nicht.

Hortense. Du bist ungerecht. Hab' ich dir je ein Fehl daraus gemacht?

George. Du entwürdigst dich und mich. Du bist so leichtsinnig, daß du gar nicht ernst denken kannst.

Hortense. Willst du mir eine Scene machen?

George. Wir sind nicht im Theater.

Hortense. Aber du scheinst Komödie spielen zu wollen.

George. Das würde kaum eine lustige Farce werden.

Hortense. Du bist aufgereggt, gereizt. Schon im Wagen hast du kein Wort gesprochen.

George. Weil mir die Vorstellung den Rest gegeben hat. Wie ich dich da so sah, schamlos, halbnaakt — und alle die hundert Gläser sich auf dich richteten, und diesen lüsternten Ketten allen in die gaffenden Mäuler blickte — und ich mir sagen mußte: das ist mein Weib! Ich weiß nicht, was geschehen wird, aber, daß ich das nicht länger ertragen kann, das ist mir zur Gewißheit geworden.

Hortense. Du hast mich nicht mehr lieb.

George. Ach Gott, lieb! Das ist es ja eben. Ich bin ja wahnsinnig. Ich bin ja so vernarrt in dich wie einst, mehr als je, ein Ra-

sender bin ich, der den Leuten die Sperngläser aus der Hand schlagen möchte, der den Sänger erschießen könnte, wenn er dich so frech berührt — und ich sitze da und muß mir von deinen eigenen Leuten Sottisen sagen lassen, auf die ich nicht einmal etwas erwidern kann, denn sie haben ja Recht. Ich bin für sie ja nur einer der vielen, die hierherkommen, sich zu Bett zu legen.

Hortense. George, du beleidigst mich!

George. Und du bringst mich um. Du quälst mich. Du marterst jeden meiner Nerven einzeln. Dieser Nachmittag! Dieser scheußliche Baron, der mich verachten darf, verachten muß —

Hortense. Er denkt nicht daran.

George. Denkt nicht daran! Was stammelst du da für Phrasen? Bin ich ein Kind, dem man die Augen verbindet und sagt: Man sieht dich nicht?

Hortense. Der Baron erhält mich.

George. Wozu sagst du mir das? Fühl' ich's nicht in dieser elken Maitressenatmosphäre, seh' ich's nicht im Grinsen deiner Leute, die mir seine Sachen anbieten, „mir's kommode zu machen!“ Der Schuft fragt mich, ob ich dich schon lange kenne!?

Hortense. Ich werde ihm meine Meinung sagen.

George. Was willst du ihm sagen? Willst du ihn vielleicht einweihen in den Schmutz unserer Ehe, ihn zum Vertrauten machen von meiner Erbärmlichkeit, meinem Ekeldasein? Willst du ihn aufklären darüber, daß ich der Herr im Hause bin, der Herr, der die Liebhaber seiner Frau neben sich am Tische duldet, der mit ihnen vielleicht gar Tarock spielt, damit den Herrn die Zeit nicht zu lang werde bis zum bezahlten Genuß? Dieser elke, alte Kerl, wenn ich mir denke, daß er deine weißen Schultern mit seinen dicken Lippen — oh!

Hortense. George, hör' auf. Du weißt nicht, was du mir ins Gesicht schleuderst. Der Müller hat mich nie berührt.

George. Nein — nie berührt — aber er küßt dir die Hand, und du trägst seine Brillanten. Du bist also eine Betrügerin, die die Ware nicht giebt für das erhaltene Geld.

Hortense (aufschreiend). George!

George. Ich kann nicht einmal sagen: Verzeih' mir! Aber ich kann eines: Ich kann meinem erbärmlichen Hundeleben ein Ende machen.

Hortense. Um Gotteswillen!

George. Ach, was. Du wirst dich trösten. Du wirst die Papagena singen, und Blumen werden dich überschütten, und du wirst lächeln und danken und Ruchhände unter die Menge werfen und — dich selbst dazu.

Hortense. Hätte ich mir's je denken können, träumen dürfen, daß du mich so entsetzlich beleidigen würdest?

George. Hätte ich's mir jemals erträumt, daß ich dem Liebhaber meiner Frau die Schlüssel reichen würde? Daß mir der Diener meiner Frau die Hausschuhe ihres Galans anträgt.

Hortense. Du bist überarbeitet, nervös — ich will alles vergessen, was du mir gesagt hast, will glauben, es war ein gräßlicher My, der von mir gewichen ist, ich will dich küssen und die Augen wieder aufschlagen, aufatmen, lachen, daß das alles ja nicht wahr ist, daß alles vorbei —

(Sie fällt auf einen Fauteuil und bricht in Thränen aus.)

George (mit einem plötzlichen Entschluß). Hortense, der Thee wird fertig sein. (Er macht sich am Kessel zu schaffen.)

Hortense. Darf sich eine Frau das sagen lassen? Oh — wenn sie's verdient — und — — oh, mein Gott im Himmel, verdient!

George (zündet sich eine Cigarette an). Laß das jetzt. Du hast recht, ich bin nervös, überspannt, ein Narr.

Hortense. George, wenn du's mir auch nicht glauben wirst, nicht glauben willst, ich bin nicht so schuldig, wie du mich hinstellst.

George. Gut, gut. Ich weiß: die Verhältnisse, das Milieu und so weiter.

Hortense. Sei nicht so hart, George. Deine Kälte verletzt mich mehr, als deine tobende Wut.

George. Verlezt sie dich? Ah! Und hast du niemals gedacht, daß du mich verletzest, täglich, stündlich stachest und stichst —

Hortense. Laß uns einmal ruhig reden —

George. Ich bin ja ruhig. Ich bin mit mir schlüssig.

Hortense. Ich weiß nicht, was du meinst, George, aber daß du — sei mir nicht böse — unrecht hast — ich will ja nicht sagen, du hättest keinen Grund — aber du bist ungerecht, wenn du alles, alles auf mich wälzest —

George. Gut, gut, ich gebe zu, daß ich ein Miserabler, ein Lump, ein Strichbub' — bin, ein — was soll ich noch sagen? Genügt dir das?

Hortense. Willst du noch hinzufügen, daß deine ganze Elenbigkeit darin besteht, dich an ein Geschöpf, wie ich es bin, gefesselt zu haben, so hast du dich ja ausgesprochen, du Gerechter, du armer Getäuschter.

George. Wenn du sarkastisch wirst —

Hortense. Oh, ich kann sarkastisch werden, ich kann dir sagen, daß die Cigarette, die du rauchst, vom Baron herrührt, daß der Fauteuil, auf dem dein Hut liegt, ein Geschenk des Barons ist, daß die Theeschale —
George. Genug — dein Witz ist faul.

Hortense. Oh George, warum müssen wir so miteinander reden!

George. Müssen wir? Ach, ja so, wir müssen — verzeih, daß ich mir das herausgenommen in deiner Wohnung — es soll nicht mehr geschehen.

Hortense. George, um Gotteswillen, hör' auf . . . Soll denn alles zwischen uns aus sein?

George. Alles.

Hortense. Du bist gereizt, verstimmt, mehr noch, du bist unglücklich. Können wir das Unglück nicht zusammen tragen?

George. Nein!

Hortense. Du hast noch gar nicht meine Rechtfertigung gehört und willst mich verurteilen.

George. Ich will dich nicht verurteilen, ich will nur fortgehen.

Hortense. Und niemehr wiederkommen?

George. Niemehr.

Hortense. Den' an unsere Liebe, an unsere ersten seligen Zeiten.

George. Mach mir's nicht schwerer.

Hortense. Oh, ich will dir's so schwer machen, daß du nicht kannst, ich will dir Blei an die Sohlen hängen.

George. Kommt das in einer deiner Rollen vor?

Hortense. Du bist fürchterlich.

George. Ich will dich von dieser Furcht befreien.

Hortense. Befreien?!

George. Ja, du sollst ungehindert durch deinen lästigen Mann deine Triumphe feiern, die Triumphe der Schönheit, der Jugend —

Hortense. Meinst du, ich könnte vergessen.

George. Ja — ich bin davon überzeugt. Nicht vergessen, aber vermeiden.

Hortense. Du wirst es imstande sein?

George. Ja, ich glaube.

Hortense. Das sagst du mir ins Gesicht?

George. Warum nicht? Sind wir nicht vernünftig genug?

Hortense. Du bist entsetzlich vernünftig.

George. Das ist die Welt, das Gewöhnliche.

Hortense. Das Gewöhnliche! . . . George, hast du mich nicht ein bißel mehr lieb, weißt du mir gar nichts anderes zu sagen?

George. Hortense, darüber laß mich schweigen.

Hortense. Warum schweigen von dem, was noch das einzig Lebenswerte ist?

George. Wir haben ja noch die Kunst.

Hortense. Ist das wieder Hohn?

George. Nein. Ich würde mich selbst verspotten.

Hortense. Wenn ich einen Entschluß faßte, einen großen —

George. Was für einen Entschluß?

Hortense. Diesem Leben ganz zu entsagen, mit dir zu gehen, mit dir zu darben und dich zu lieben?

George. Das kannst du nicht. Warum uns beide wieder täuschen und noch unglückseliger machen?

Hortense. Du hast eine geringe, eine schlechte Meinung von mir.

George. Wie sollte ich plötzlich an solche Wunder glauben können?

Hortense. Und wenn es möglich wäre, das Wunder?

George. Es ist unmöglich. Das sind Stimmungen, Launen.

Hortense. Willst du keinen Versuch wagen?

George. Nein. Um beinetwillen ebensowenig als für mich.

Hortense. Du liebst mich nicht mehr.

George. Nimm es an. Du wirst dich dann besser hineinfinden. Einen Treulosen darf man schmähen und verachten.

Hortense. Sag' mir eins, George. Ist das Heroismus, soll das ein Opfer sein?

George. Quäl' mich nicht. Werde glücklich.

Hortense. George, du wirst dich töten . . . ?

George. Nein. Das thut man im Theater.

Hortense. Was wirst du beginnen?

George. Nichts beginnen. Weiterleben.

Hortense. Ohne mich?

George. Es leben viele ohne dich.

Hortense. Mach nicht so gräßliche Scherze!

George. Soll ich wieder herumrasen wie ein Tragöde?

Hortense. Du hast nicht Komödie gespielt. Du hast aus deiner gepeinigten Seele heraus gesprochen.

George. Und wozu führt das?

Hortense. Zum Verstehen. Du klagst mich an, ich verteidige mich. Wir veröhnen uns.

George. Ich gehe nicht unverföhnt.

Hortense. Und meinst du, ich würde dich so gehen lassen?

George. Willst du mich anketten?

Hortense. Wenn ich's könnte!

George. Hortense, nimm Vernunft an! So können wir nicht weiter leben. Sollen wir mit dem Eclat einer Scheidung unser lächerliches Unglück wieder vor die Welt bringen? Nein. Das verlangst du nicht von mir. Und wenn du in einer augenblicklichen Aufwallung dein Leben von dir wirfst und mit mir gehst — wie lange wird das währen? Kann das ein ungetrübtes Glück sein? Nein, das wird ein elendes Aneinanderhängen sein, mit stillen Vorwürfen in den Augen und mit erstikten Wünschen und erbrockeltem Sehnen im Herzen.

Hortense. Bist du so schwach?

George. Ich bin so klug, mich nicht auf mich zu verlassen, und ich glaube nicht an dich.

Hortense. Heißt das Liebe?

George. Ja. Liebe ist ein Kaufsch.

Hortense. Bist du schon ernüchtert?

George. Nein, aber ich will nicht bis zur Besinnungslosigkeit trinken. Denn der Kapensammer ist so ekelig.

Hortense. Kann dieser süße, heiße Taumel nicht länger dauern?

George. Das sind Fragen der Zeit.

Hortense. Und wie ist denn das Eheglück der andern?

George. Ein Sich-gewöhnen, ein dulden und achten, wenn es hoch kommt.

Hortense. Du meinst, wir könnten uns nicht achten?

George. Wenn du entzagsst, so bin ich der Empfangende, der einen steten Vorwurf in deinen Zärtlichkeiten sucht.

Hortense. Und bist du zu stolz, um zu empfangen?

George. Nicht zu stolz, aber zu überlegend.

Hortense. Wann ist dir diese Weisheit gekommen?

George. In der Arbeit, der aussichtslosen, armseligen Arbeit, dem öden Tagwerk eines Gewöhnlichen.

Hortense. Vertraust du nicht auf deine Kunst, glaubst du nicht an dich?

George. Nein. Ich glaube an nichts.

Hortense. So sterben wir zusammen!

George. Wozu? Man lebt so kurz.

Hortense. Wenn uns das Leben nichts bietet?

George. Dir bietet das Leben Triumphe, Lob, Anbetung. Du darfst, du sollst leben.

Hortense. Und du?

George. Ich will leben aus Verachtung.

Hortense. Mein armer George, ich hab' unendliches Mitleid mit dir.

George. Deut' an mich wie an einen Toten. Weine über meinem Grab. Darin liegen meine Hoffnungen.

Hortense. Verlang' etwas vom Leben!

George. Ich habe zu viel verlangt. Das Leben hat mich ausgelacht.

Hortense. Hastest du das Leben?

George. Nein, dazu bin ich zu klein! Leb' wohl!

Hortense. Du gehst?

George. Ja. Küsse mich noch einmal.

Hortense. Zum letztenmal?

George. Zum letztenmale!

(Sie küssen sich. Er geht.)

Ende.



Gedichte aus „Mutter Braut“.

Von Wilhelm Lentrod.

(Berlin.)

Weiss kamst du zu mir gegangen.
Ich habe dich bebend empfangen.
Wie von Sinnen stand ich, im Traum:
Ich sah, ich fühlte dich kaum.

Dass ich dich nicht so umschlossen habe,
 dass ich dich nicht so genossen habe,
 weisses schmerzheftiges Weib:
 dein Sternenleib
 ist nun aus der Welt gegangen,
 ich verglühe in meinem Verlangen,
 ich grabe an meinem Grabe,
 um zu dir zu gelangen.

Lasst mich schweigen,
 so lange die Nacht
 schwarz in Gewittern glüht,
 über den Strandwald, das Meer
 in Bitzen blüht.

Mein Herz ist wund
 wie diese Frühlingsnacht.
 Meine Seele klagt
 mit den düstern Winden.
 Worte sind noch zu schwer
 für meinen Mund zu finden.

Bevor es tagt,
 lahr ich aus Meer
 mit den Stürmen,
 mit den Flammen
 dorthin, wo die Wogen sich türmen,
 wo Himmel und Meer fluten zusammen.

Da will ich sprechen,
 da wird meine Seele Wort und Klang,
 da soll sich mein Sang
 an den Feuerwogen brechen.

Du kennst nicht Leid und Harm.
 Mein Herz ist wundverzückt.
 Dein Lächeln blüht so warm
 um deinen Mund entrückt,
 taucht aus deinem Leibe auf
 — Seele, süsse Gewissheit —,
 in deinen Augen als ein Glanz.
 Dein junger Leib gedeiht im Canz.
 Es glühen zart ganz weiche Blüten
 von den Lenden zu den Brüsten,
 Lilien aus deinem Schoosse,
 im Licht, getränkt.
 Ich blute, ich brenne, ich bin versenkt,
 Ich sterbe in meinen Lüssen.

Du bist ganz Lächeln,
 Du wiegst dich in Seligkeit.

Du liegst im Lächeln schon eine Ewigkeit.
 Dein Herz sonnt sich in weissen Gottes-
 hildern.

Ich blute in deinem Lächeln,
 blute wundverzückt,
 blute im Klingen deiner goldnen Glieder —
 du über den Wassern
 in blautrunkenen Lüften
 mit den Sternen glänzend.

Die Welt verblinkt,
 verglüht, versinkt.
 Die Nacht bricht herein.
 Du schläfst nun zwischen den Sternen ein.
 Ich sterbe in deinem Lächeln.

Aus weissem Waldnebel kommst du,
 schreitest gross auf mich zu,
 reichst mir die volle Blüte
 mit deinen strahlenden Händen.

Wie glänzte um deine Brüste, glühte
deine Jugend um deine Lenden!
Dein Haar wogt in goldnem Schaume,
Sonne, ausgegossen,
vom Scheitel herab um deinen nackten Leib!
Wie bist du prangend schön! wie bist du Weib!
nur Weib, weich, Verschwendung ganz.
Fliesse, Woge, dein Glanz!

Wir wollen aus dem Licht
dahinein.
Die Nacht soll mit uns sein.
Hoch strahlt dein Gesicht.

Ich berühre dich nicht.
Mein Wille spricht.
Ich schiepe dich schwer
im Glanze her.

Stolze, du unterliegst.
Dein, Königin, du siegst.
Wir rauschen empor.
Im Strahl braust ein Chor.

Unter unsern Füßen in ihren Gleisen
brechen Sterne aus ihren Kreisen,
irren, fallen zu Thal —
oh, Gott, ist das Quail?

Wir rasen, wir schäumen.
Die Nacht steht in Blut,
bis über Weiten wir träumen —
süß klingt unser Blut.

Wir liegen zusammen in heissem Moose.
Flammen küsst sich wild über deinem Schoosse.
Wir liegen in uns versunken.
Wir haben uns ausgetrunken.

Die Wälder in glühendem Dunkel
schlafen. Wie? hörst du den Con?
Furchtbar ein Schrei, stirbt jäh, im Schatten ein Echo.
Huseinander! Verbrechen! Ich stosse dich wild.

Hah! blutig zerrissen die Herzen!
In einander gewachsen, gewurzel —
Leiber und Haar, rot strömende Wunde!

Wir können nicht los.
Ich rase vor Schmerzen entzückt.
Wir bluten in einander gebückt —
in deinen Schooss.

Wo wir schliefen
drunten, dunkel erwacht.
Still horcht aus den Tiefen
aufschluchzt die Nacht.

Der Mond, ein Feuer,
wächst aus der Schlucht,
blutet ins Meer
über die Bucht.

Flammen erwachen.
Die Welt steht in Blut.
Oh mein Gott! das ist mein Blut,
in die Nacht gegossen.

Mein Herz ist leer,
mein Blut ist ins Meer,
in die Nacht gelossen.

Nun strahlen
meine Qualen
um ein dunkles Haupt.
Diese Krone wird mir nie geraubt.

Da blühen noch all die Gluten
wie funkelnd dunkles Erz,
wenn schon lange verbluten
musste mein Herz.

Nur ein Gewüß
schwarz —
und Augen, Augen, Augen
und ihrer Brüste bleiche Blut
nackt unter ihrem Haar
und ihrer Finger weisse kühle Flammen
tauchen nun in mein Blut . . .

ich weit in einem dunklen Dome
knieend am Altar
unter dem Strahlenstrom
deiner Augen.



Einsegnung.

Von Adele Hindermann.

(Minden i. W.)

Die Feierlichkeit ging programmäßig von statten.
Der Gesang der Gemeinde, die Rede des alten Predigers, der
die jungen Seelen zwei Jahre lang zum heutigen Tage vorbereitet hatte,
und jetzt setzte der Schülerchor auf der Orgel vierstimmig ein.

„Hier liegt vor deiner Majestät
Im Staub die Christenheit —“

„Wenn der Chor auf der Orgel singt, dann weint man“, hatten die Konfirmandinnen vom vorigen Jahr den heutigen erläutert, als diese sich nach dem Gang der Sache erkundigt.

Also weinte man. Man hätte auch garnicht anders gekonnt. Die Thränen stellten sich eben ein . . .

Die Knie gebeugt, die jungen Gesichter in die gestickten Taschentücher gepreßt, ließ man die herrliche Musikwooge über sich hinbrausen. Die hohen steinernen Wölbungen empfingen die Tonflut und gaben sie restlos zurück, daß sie herniederströmten in starken, fast körperlich fühlbaren Schwingungen auf das Stückchen Menschheit, das sich da unten zusammenbrängte.

Wie eine Insel hob sich nahe am Altar die Schar der jungen schwarzgekleideten Kinder heraus, die heute in die Reihen der erwachsenen Christen eintreten sollten.

Rechts die Knaben, links die Mädchen. Die ersteren sahen tiefernst in ihre Mützen, die letzteren hielten die Köpfe mit den kindlich frisirten Haaren tief gesenkt. Man sah schmale Schultern zucken in verhaltenem Schluchzen. Das feine Taschentuch, das sorgfältig zusammengelegt neben dem Sträußchen auf dem Gesangbuch zur Kirche getragen worden war, sog eine kleine Flut von Kinderthränen auf, Thränen, die rasch kommen und rasch vergehen, vom Augenblick erpreßt und vom Augenblick getrocknet.

„Warum eigentlich weinen wir alle? Warum gerade jetzt?“ fragte sich Lisa, die Erste in der ersten Reihe der Mädchen. „Das macht wohl die Musik, der Gesang und die herrliche Orgel. Da geht einem so manches durch den Sinn. So viel und so großes und so schönes, daß man es kaum erfassen kann in seinen dummen Kopf. So kommt es wohl, daß man weint. Aber man ist eigentlich garnicht traurig dabei, im Gegenteil, man wird groß und stark und mutig, wie nie sonst. Ich wenigstens. Ob es den andern auch so geht?“

Sie schielte vorsichtig zur Seite. Lauter tiefgesenkte Köpfe.

„Warum sie wohl alle nach unten sehen? Nicht nur die Konfirmanden, auch die andern Leute. Das thut man immer in der Kirche. Gleich wenn man eingetreten ist, noch ehe man sich setzt. Dann sehen alle vor sich nieder eine Minute lang, als ob sie beteten. Ich kann mir nicht denken, daß einer von ihnen wirklich betet. Ich wenigstens könnte es nicht. So vor aller Augen! Und dann — warum nach unten blicken? Wo suchen sie denn den lieben Gott, mit dem sie reden? Ich such' ihn da oben, am liebsten sehe ich den Himmel dabei an, oder mache überhaupt die Augen zu. Soust sehe ich immer auf die Köpfe, die Hüte,

die Frisuren vor mir, ob ich will oder nicht. Darum gehe ich überhaupt nicht gern in die Kirche. Rein wahrhaftig, wenn der Zwang nicht gewesen wäre in diesen zwei Jahren . . .“

Sie erschrak doch ein wenig, bei diesem eigenen, ehrlichen Geständnis, das ihr erst jetzt zum klaren Bewußtsein kam.

Wenn das der Herr Pastor wüßte!

Er hielt etwas auf sie, weil sie alle Fragen aus dem Katechismus am Schnürchen beantworten konnte. Sie und ihre nächstjüngenden Mitschülerinnen. Die andern Kinder da hinter ihnen, gar die Volksschülerinnen — er kannte sie kaum dem Namen nach. Das ulkte und kicherte und pufte sich auf den letzten Bänken, während des Unterricht, von seinen kurzfristigen Augen unbemerkt. Nur manchmal, wenn der Lärm gar zu toll wurde, schob er die Brille auf die Stirn und rief ärgerlich: „Na, na, ihr da hinten, was treibt ihr denn da? Ruhe sage ich!“

Und dann wandte er sich wieder der ersten Bank zu, wo er auf seine Fragen prompte Antworten erhielt.

Er war ein lieber alter Mann, der Herr Pastor und der Unterricht ward ihm sauer; so konnte man es ihm nicht sehr übel nehmen, wenn die dicht vor ihm sitzenden Schülerinnen für ihn Lisa, Hedwig, Grete u. s. w. der Rest schlankweg „ihr da hinten“ waren.

Aber sie, Lisa, hatte stets ein leises Unbehagen dabei empfunden.

Umso mehr, als sie sich bewußt war, dieses Herausheben ihrerseits nicht einmal zu verdienen. Vielleicht waren „die da hinten“ viel besser als sie. Denn sie — sie haßte dies Buch, dessen Fragen und Antworten, Formeln und Sätze sie hersagen konnte ohne zu stocken, diesen Katechismus, ja sie haßte ihn.

Manchmal war sie dicht davor, es dem Herrn Pastor zu sagen. Aber sie unterließ es. Nicht etwa, weil sie sein erschrockenes Erstaunen fürchtete, das zu ertragen traute sie sich den Mut wohl zu. Es war etwas anderes was sie fürchtete — seine Frage: warum? Und eben das hätte sie ihm nicht sagen können, weil sie es selbst nicht wußte.

Sie zerkübelte sich den Kopf darüber, vergeblich, es war nicht zu ergründen. Nur immer so ein dumpfes Gefühl von Feindseligkeit, wie gegenüber einem zu engen Gewand, das den freien Atem beengt . . .

So schwieg sie. Und das war unrecht, sie fühlte es.

Überhaupt — sie seufzte leise — sie war so garnicht, garnicht fromm! Im Grunde dachte sie herzlich wenig an den lieben Gott. Nur wenn sie ihn um etwas zu bitten hatte: daß das Ertemporale gut ausfalle, daß Papa bald aus seinen schweren Sorgen herauskäme, oder, daß

sie, wenn es nicht gar zu unbescheiden sei, im nächsten Sommer die Tanzstunde besuchen dürfe — dann entsann sie sich seiner, und betete zu ihm, stürmisch, dringlich und von ganzem Herzen. Und dabei fühlte sie stets eine leise Beschämung, ähnlich dem Gefühl, wenn Mama sie lobte, daß sie die kranke Tante Louise besuchte und nicht merkte, daß es in erster Linie die neuen Journale waren, die sie Freitags zu Tante Louise zogen.

Aber der liebe Gott, der merkte alles. Was mochte er nur von ihr denken?

Für gewöhnlich, wenn sie nach langem Vergessen, die Hände zu einem dringlichen Gebet gefaltet hatte, genierte sie sich nur vor ihm, wie sie das bei sich selbst nannte. Heute war es mehr als das. Mit Schlimmerem hatte sie ihre Seele belastet.

Daß man sich vor der Peichte mit allen versöhnen mußte, denen man „böse war“, wußte sie zur Genüge. Sie hatte es nicht über sich gewonnen; die Kränkung war zu tief gewesen. Um so tiefer, als sie ihr von der liebsten Freundin zugefügt worden war. Martha Borchardt hatte einen Mädchenkaffee gegeben und sie, die ihr am allernächsten stand, dabei übergangen. Der faßungslose Schmerz über diese Zurücksetzung zitterte noch in ihr nach. Sie hatte Martha so lieb!

Sie sprach sich nicht aus, zu niemandem. Über den Eltern lasteten ohnehin geschäftliche Sorgen wie eine schwere dunkle Wolke, das empfand sie, mit dem tastenden Spürsinn kindlicher Zärtlichkeit. So grübelte sie allein, bis es ihrem aufs äußerste angespannten Denken gelang, in das dunkle Unerklärliche Licht zu bringen, ein fahles sonnenloses Licht, wie die nüchterne Helle einer Schneelandschaft. Sie lernte den Zusammenhang zwischen den beiden Thatfachen begreifen: eine war die Ursache der andern.

Sie begriff noch mehr: so den Grund, warum die Mutter ihr nicht hatte gestatten wollen, ein Album zu besitzen, in das die Mitschülerinnen unter einander Schwüre ewiger Freundschaft hineinzuschreiben pflegten. Schon jetzt würden sie, noch tintenfeucht, gebrochen sein.

So also war das Leben? So die Menschen? Dann fort mit ihnen, aufräumen mit Erinnerungen und Gefühlen, einen Strich unter das Gewesene.

Da war in ihrer Schublade ein steifer Kartonbogen, mit den Namen ihrer Mitschülerinnen; und hinter jedem Namen, sorgfältig aufgenäht, eine Haarsträhne, blonde, braune, schwarze und goldigrote, die sie vor kaum acht Tagen mit einem Scheerchen von all den baumelnden Zöpfen geschnitten, in der überströmenden Zärtlichkeit des halbigen Auseinandergehens.

Und ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Kameradinnen, die zehn Jahre lang neben ihr gegessen, gelernt, gespielt, hatte ihre ganze Seele erfüllt, kleine Zänkereien auslöschend, sodaß nichts blieb, als eine große, warme, alle umfassende Liebe.

Sie hatte es ihnen auch gesagt, in kindlich ungeschickten Worten. O hätte sie ihre Worte zurück! Vielleicht hatte die eine oder die andere schon damals im Stillen über sie gelächelt, wie über jemand, der ein großes Geschenk zu machen glaubt, das völlig wertlos ist in den Augen des Beschenkten.

Sie zitterte in tiefer Beschämung bei dem Gedanken.

Am nächsten Morgen erzählte sie nachlässig in der Schule: „Übrigens, eure Haarlocken, die ich mir abgesehnt, habe ich verbrannt; es ist kindisch, etwas aufzubewahren.“

Von ihrem fassungslosen Schluchzen nach dem Autodafé erzählte sie nichts.

Hinter ihrem hochmütigen Gesicht mit der unfindlichen Falte zwischen den Brauen hätte auch niemand etwas derartiges vermutet.

Inzwischen ging der Konfirmationsunterricht so nebenher. Sie saß die Stunden ab, sie lernte answendig mit der selbstverständlichen Pflichterfüllung, an die sie von der Schule her gewöhnt war.

Weiter berührte es sie nicht. Das war alles so unwirklich, so blaß und wesenlos, gegenüber dem, was ihr junger Verstand an brutaler Wirklichkeit zu verarbeiten sich mühte.

Von der grauen Sorge daheim hatte sie stürmisch von den Eltern ihren Teil verlangt. Sie wußte nun alles. In ihrem fünfzehnjährigen Kopf wählten sich Begriffe von dumpfer Schwere, wie Bankrott, Accord, Gläubiger und Schuldner. Nach dem ersten furchtbaren Anprall sammelte sie all ihre Kräfte, sie zermarterte ihr Hirn, sie sann, sie fragte, sie informierte sich, wo sie nur konnte. Gesetzesparagrafen waren die Gedanken ihres Tages, die Träume ihrer Nächte. Sie wurde sehr klug in solchen Dingen. Bald wußte sie genau, was — im schlimmsten Fall — der Gläubiger dem Schuldner von seinem Eigentum nehmen darf, und was unantastbar ist. Sie konnte sie an den Fingern herzählen, die wenigen Stücke. Das Klavier war nicht darunter. Bei diesem Punkte angelangt, ging's immer wie ein scharfes Messer durch ihre Seele.

Da eines Tages kam ein Onkel, auf der Durchreise zu einer Nordlandsfahrt, die er mit Frau und Töchtern machte. Seine Damen blieben inzwischen in der nächsten Großstadt zurück.

Er hatte lange Konferenzen mit den Eltern. Sein Familiensinn litt es nicht, daß es zum Außersien kam. Er gab, Soviei, daß der Hausrat der Familie blieb. Nun gehörte der „Krempel“, wie er sich ausdrückte, ihm. Man saß auf seinen Stühlen, an seinem Tische. Für diese Wohlthat leistete er sich viele harte Worte und demütigende Ratschläge. Leute, die geben, dürfen das.

Vater sah verfallen aus nach dem Martyrium dieser zwei Tage.

Seines Kindes Augen ruhten oft in stummer Angst auf seinem Gesicht. Wo sie ging und stand, sah sie seine lieben vergrämten Züge vor sich.

„Ihm helfen können! Geld haben, Geld!“ klang es leidenschaftlich in ihr. Neben diesem einen brennenden Verlangen verblasste alles andere.

Wenn der Pastor auf die Nichtigkeit des irdischen Daseins hinwies und auf das Eine, das not thut, dann stahl sich ein herbes Lächeln auf ihre Lippen. Sie sah das trauliche, rebenumspinnene Pfarrhaus, sie dachte an das große Vermögen, daß ihm seine zweite Heirat mit einer bedauernswert häßlichen Frau eingebracht hatte. Die Worte von der Nichtigkeit irdischer Dinge aus diesem Munde weckten in ihrer Seele, auf der die allerirdischsten Sorgen lasteten, nichts, als stummen Hohn.

„Das ist ja, als wenn ein Satter einem Hungrigen sagt: ‚mach dir nichts daraus, daß du nichts zu essen hast, im Himmel wirst du hundertfach entschädigt werden‘“, dachte sie. „Ob das irdische Dasein nun wichtig ist oder nicht, da wir aber einmal darin sind, von Gott hineingesetzt, so müssen wir es am Ende doch durchaus ernst nehmen, und alles Können und alle Kräfte dabei einsetzen.“

So machte sie sich eine Art unbeholfener Philosophie zurecht, und an Stelle des blinden Kinderglaubens trat eine nüchterne, kühle Kritik. Was der Pastor sagte, was die Bibel verkündete, was der Katechismus lehrte — alles mußte dieses enge Sieb passieren, und das Ungelöste, was darinnen blieb, wurde mit einem Achselzucken abgethan.

Eine frostige Atmosphäre, in der sie selbst manchmal schauderte. Dann flüchtete sie plötzlich über alles Gedruckte und Gesprochene hinweg zu Gott, zu dem lieben Gott ihrer Kinderjahre, an den sie ihr erstes kindliches Nachtgebeten gestammelt, dem sie ihre einfältigen kleinen Wünsche und Sorgen anvertraut, weil er der Vater aller Menschen war, aber noch viel, viel mächtiger war, als der wirkliche Vater.

„Lieber Gott, hilf uns doch“, flehte sie, „du siehst ja wie die Eltern leiden. Vaters Haar ist grau geworden in der letzten schweren Zeit. Sieh, daß einer kommt, der ihm die Fabrik abkauft, damit er seine

Gläubiger ganz bezahlen kann. Oder finde einen anderen Ausweg aus dieser Not. Thu' ein Wunder, du kannst es, wenn du willst . . ." Ihre Augen weiteten sich bei einem plötzlich auftauchenden Gedanken.

Der alte Sekretär, an dem sie immer ihre Schularbeiten machte — solch' vorweltliche Möbelstücke haben immer ein Geheimfach, wenn darin . . .

Es schwindelte sie; ihre Augen leuchteten . . .

Sie arbeitete hinter verschlossenen Thüren eine Stunde lang, mit heißen Wangen und zitternden Fingern, kramte, durchstöberte alle Fächer, horchte, klopfte, tastete.

Eine winzige versteckte Schublade kam thatsächlich zum Vorschein. Es war auch etwas darin, ein umschnürtes Päckchen vergilbter Liebesbriefe aus Großmutter's Brautzeit, sonst nichts. Die Blätter flogen verächtlich zur Seite.

Dann schluchzte sie sich aus. Sie hatte sich zu fest in ihren Wunderglauben verrannt. Das wäre eine Lösung gewesen, eines gütigen, väterlichen Gottes würdig.

„Allmächtig — allwissend — und von großer Güte —“

Er weiß alles, Er kann alles, und er half doch nicht.

Erhörte keins ihrer glühenden Gebete. In stummem Trost wandte sie sich ab von ihm, sie ließ ihn fallen, wie jemand, der sich allem heißem Werben unzugänglich erweist. —

Und so rückte der Tag der Einsegnung immer näher. Die weihevollste Zeit, die schönste, die heiligste im Leben eines jungen Menschenkindes, hörte sie oft sagen.

Nichts von Weihe in ihr, nichts von Andacht. Nur die nagende Sorge um die Ausgaben, die damit nötig wurden. Fast beneidete sie die armen Kinder „da hinten“, die notorisch armen; das schwarze Kleid bekamen sie geschenkt, und die Einsegnung dazu. Ihnen stand die Wohlthätigkeit zur Seite und der Stolz nicht im Wege.

Die Schulgefährtinnen Lijas zerbrachen sich schon lange darüber den Kopf, was man dem Pastor, dem Organisten, dem Kirchenbedienten und Pastors Dienstmädchen geben müsse.

Ihr stand das Herz still. Vier Geldgeschenke! Die drei letzteren hatte Mama überhaupt noch nicht in Rechnung gezogen.

Über das Wieviel gab es lange Debatten. Martha Borchardt führte das Wort, als eine Autorität in Geldsachen. Schon als kleines Mädchen hatte sie die andern Kindern oft gefragt: „In welcher Steuerklasse seid ihr?“ „Wieviel Dienstmädchen habt ihr?“

Jetzt entschied sie, daß man dem Herrn Pastor doch nicht wohl weniger als zwanzig Mark geben könne.

Eine andere wandte jaghaft ein, daß am Ende auch fünfzehn Mark genügen würden.

Ihr, Lisa, hatte die Mama von fünf bis sechs Mark gesprochen. Sie fühlte, daß sie dies jetzt offen sagen müsse.

Der Mut zur Wahrheit — Mamas erstes und letztes Gebot — hier versagte er. Sie hatte nicht die moralische Kraft, ihre ohnehin schon so gesunkene gesellschaftliche Wertschätzung freiwillig noch tiefer herabzubrechen.

Diese fortgesetzten Verhandlungen quälten sie unsäglich. Gewiß, der Geistliche muß für seine Leistungen bezahlt werden, sagte sie sich, aber diese Form, dies „nach Belieben“, daß man mehr geben konnte, als die Tage vorschrieb, und daß er dieses Mehr nehmen würde, das verletzte ihr Empfinden auf das Tiefste. Immer sah sie ihn im Geiste, die ihm von seinen eben eingefegneten Jöglingen in die Hand gedrückten Päckchen interessiert aufwickeln . . ., diese Geldpäckchen, an die sich wochenlange quälende Verhandlungen knüpften.

Wenn noch ein schwaches heimliches Flämmchen von Weihe in ihr geglimmt, jetzt löschte es aus, es erstickte in Zahlen.

Ein Segen, ein Abendmahl, für das man die Bezahlung persönlich in der Tasche tragen mußte — abscheulich. Daß Er das duldete jahraus — jahrein, wenn Er . . . wenn Er wirklich war . . .

Sie erbebte vor der Tragweite dieses Gedankens.

Nein, nein, nein! Das wäre trostlos. Es gab einen Gott. Die Menschen selbst waren es, die einen ganzen Ball von Formeln, Büchern und Gebräuchen um ihn herumgebaut hatten, sodas man ihn kaum noch sah vor lauter Gebräuchen, Büchern und Formeln. Eine ganze Hofetikette, wie sie die Person des Kaisers von der Menge trennt.

Sie war innerlich überzeugt, daß der liebe Gott manchmal lächelnd den Kopf darüber schüttelte.

Wozu das Drum und Dran? Wozu die Umwege? Fühlen muß man ihn in tiefinnerster Seele, wie sie in diesem Moment, als die gewaltige Musik über sie hinbraust, sein Dasein empfinden in starkem frohen Erschauern, dann redet man zu ihm von Angesicht zu Angesicht, ohne die Lippen zu bewegen, ohne Mittler, ohne Pastor, ohne Kirche.

Kalt war sie geblieben, frostig kalt während der heiligen Handlung bisher, und nun zum erstenmal seit Wochen stieg es in ihr auf wie eine Woge köstlich lauer Luft, durchtränkt von Frühlingssonne.

Ihre braunen Kinderaugen leuchteten durch den Thränenschleier und eine starke Lebensfreudigkeit, das köstliche Bewußtsein ihrer maiengrünen Jugend pulste machtvoll durch ihre Adern. Sie ertappte sich bei einem frohen Lächeln.

„Aber nein, das schickt sich nicht in der Kirche“, ermahnte sie sich selbst. „In der Kirche lächelt nie ein Mensch. Warum eigentlich nicht? Ist Religion etwas so Trauriges? Sobald es sich um Gott oder die Kirche handelt, schwindet der Frohsinn aus jedem Gesicht. Kein Lächeln mehr, nur eine strenge oder demütige Feierlichkeit. Alles rings umher sieht toternst, fast unglücklich aus.“

In der gleichen Minute, die ihr die erstarrende Kälte hinwegschmolz, die ihr Schwingen gab, als könne sie sich in die blauen Frühlingslüfte erheben und der Sonne entgegenjauchzen!

Wie seltsam. Es scheint, daß jeder Mensch grundverschieden ist vom andern. Darum können auch nicht alle genau dasselbe denken, fühlen, glauben.

Und in diesem Augenblick weiß sie, warum sie das Buch mit seinen vorgeschriebenen Bekenntnissätzen haßt: als eine Schablone, die Tausende und aber Tausende von Menschenhirnen und Menschenherzen, von denen nicht eins dem andern völlig gleicht, in eine Form zwingen will.

Keine Viertelstunde ist vergangen, seit sie selbst, als die erste der Mädchen, an die Stufen des Altars getreten, und die drei Sätze des evangelischen Glaubensbekenntnisses für sich und ihre Gefährtinnen gesprochen hat.

Gesprochen? Nein, hergesagt. „Daß ich nur laut genug spreche! Daß ich nur nicht stecken bleibe“, waren ihre begleitenden Gedanken gewesen. Und dabei fühlte sie, wie die verschiedenen Geldpäckchen in ihrer Tasche leise aneinander klappten. „— Ich glaube an den heiligen Geist“ — sprach sie laut und deutlich — „daß ich sie nur nicht verwechsle“, schoß es ihr durch den Sinn. „Das für den Herrn Pastor ist in weißem Papier, aber die andern — ich werde sie aufwickeln müssen“.

Einen Moment fürchtete sie den Faden zu verlieren, dann aber sprach sie weiter mit klarer Stimme und guter Betonung; in allen Ecken der Kirche hörte man ihren Schwur: „ich glaube an ihn“.

Jetzt senkt sich die Last der Verantwortung schwer auf ihre Seele. Nicht nur für sich, auch für die andern hat sie geschworen.

Gott Vater — ja! Und Jesus Christus sein Sohn, ja! Aber der Heilige Geist — Gott verzeih' ihr die Sünde, aber sie kann — kann sich nichts dabei denken!

„Lieber guter Gott, ich fühle es, ich habe schwer gesündigt“, klingt es dringlich in ihr. „Sieh, das mit dem Heiligen Geist kann ich nun einmal nicht begreifen, trotzdem der Herr Pastor sich solche Mühe gegeben hat, es uns klar zu machen. Ich kann mir dich nicht in drei Gestalten zerlegt denken. Wenn ich an dich denke oder zu dir bete, so meine ich immer dich ganz allein, dich den Vater. Die andern Zwei — „aber nein, so ist das ja gar nicht; die Dreieinigkeit . . .“

Hier verwirren sich ihre Gedanken. Der Kindskopf hat sich müde gefonnen. Mit einem leisen Seufzer und einem stummen Amen schließt sie ihre heimliche Zwiesprache mit Gott.

Der Gesang ist verstummt.

Die jungen Menschenkinder, die heut in die Reihen der erwachsenen Christen aufgenommen werden, treten paarweise, gefenktigen Hauptes ihren ersten Gang an zum Tisch des Herrn.

„Glückliche Jugend, die noch keine Sorgen kennt“, sagt ein altes Großmütterchen, an der der Zug vorüberschreitet, leise zu ihrer Nachbarin. Die Nachbarin nickt und wischt sich gerührt die feuchten Augen.



Deutsche Lyrik.

Zukunft.

Ich weiß, es wird so kommen — Tag für Tag
Wird mir wie jetzt die Zeit vorüberfluten,
Leertlos und leer mit trægern Stundenschlag,
Den Stürmen fremd, und fremd den Sonnengluten,
Ein grauer Strom —

und ich, ich steh' am Rand,

In meiner engen Einsamkeit gefangen,
Und lausche wartend weit hinaus ins Land
Mit lebenshungrig brennendem Verlangen,

Ob sich mir endlich wird ein Morgen heben —
 Und wie ein Kind, das man zur Ruhe singt,
 Wieg' ich die Seele ein mit bunten Träumen,
 Ach, Träumen, d'rin mein ungelebtes Leben
 Und meiner jungen Kräfte Übersäumen
 Wird mit dem Bann der grauen Stille ringt!

Und über all dem Träumen fühl' ich nicht,
 Wie meine Jugend mit dem Strom entflutet,
 Thatlos die Kraft in stummem Kampf verblutet,
 Und meiner Sehnsucht Stimme leiser spricht,
 Der Sehnsucht, die nicht weiß, was Leben heißt!
 Ich weiß, es wird so kommen — endlich hüllen
 Des großen Schlafes Schwingen meinen Geist
 Und meinen letzten müden Lebenswillen.
 Stumm schreitet über mich hinweg die Nacht,
 Und jener Sonnenmorgen meiner Träume
 Ist nie erwacht — — —

Bückeburg.

Eulu v. Strauß u. Corvey.

Sieh, das hab' ich nicht gewußt.

Sieh, das hab' ich nicht gewußt,
 daß in diesen matten Tagen,
 die voll Wehmut sind und Klagen
 eine enge Menschenbrust
 kann so großes Glück ertragen.

Spürte wohl in früherer Zeit
 auch der Welt geheimes Weben,
 doch mir war das Erdenleben
 eine stille Traurigkeit,
 konnt' mich nicht zu Gott erheben.

Heute aber schreit das All
 rings um mich in Sturmaccorden,
 und vom Süden bis nach Norden
 braust der Welten Sphärenschall.
 Gott ist mir ein Freund geworden!

Meine Kraft stürmt himmelwärts,
 betet an den Herrn der Geister,
 und mit starken Händen reißt er
 meine Liebe an sein Herz,
 und ich bin der Seelen Meister!

Bin ein Herrscher und ein Held,
 kann die Menschen all bezwingen,
 kann die Wehmut niederringen —
 wenn es mir, ja mir gefällt,
 kann ich allen Freude bringen.

Meine Liebe ist voll Macht!
 Alles muß vor ihr vergehen,
 die da müd' im Staube stehen
 reißt sie fort ans trüber Nacht,
 auf zu hellen Sonnenhöhen!

Sieh, das ist mein ernstest Schwur:
 willst du nicht zu lieben wagen,
 will dein Herz auch bang' verzagen,
 warte nur, o warte nur —
 will auch dich zur Höhe tragen.

Nieder-Schönhausen b. Berlin.

Karl Friedrich Heitmann.

Im Wald.

Ich tanzt' allein bei Sonnenschein,
nach lieblicher Vöglein Melodein,
im Walde grün.

Nach käm' doch ein junger Rittersmann,
Sollt' tanzen mit mir auf grünem Plan,
im Walde still.

Sollt' führen mich auf sein Schloß so reich,
sollt' legen mich in sein Bett so weich,
als sein Gemahl.

Ermüdet vom Tanzen schlief ich ein,
mir träumte vom Ritter kühn und fein,
im Walde still.

Erwachend, — Entsetzt saß ich kalt,
seh' auf mich gebeugt uralte Gestalt,
von Zwergenart.

„Was tanztst du in glutheliger Mittagszeit,
jede Blume das Haupt senkt in Mattigkeit,
und alles schläft.“

Nun bist mir verfallen, — Seel' und Leib,
ich nehm' dich mit mir als Zeitvertreib,
in dunkles Reich.

Die Geister des Waldes schlafen all,
zu ihnen dringt deines Schreies kein Schall,
ich bin dein Herr.

Sollst tanzen vor mir im Zwergenreich,
sollst tragen ein Krönlein, Fürsten gleich,
als mein Gemahl.“

Jetzt trag' ich das Krönlein, schwer von
Gold,

Mit Steinen so rot wie Rosen hold,
Doch kalt und so hart und ohne Duft. —
— — — — —
Denk' immer an Sonne und blane Luft.

Auf meinem Grabe.

Auf meinem Grabe sei der Rasen weich
und rote Rosen neigen sich hinüber:
der Blüten reiche Fülle fällt. —
Von Rosenblättern sei der Rasen rot.

Und wenn es dunkelt, und die Sterne
verlangend zu der Erde niederschauen,
ohnmächtig in den Höhen zittern, —
dann naht sich durch die leisen Mächte

Ein Liebespaar, — das wählt mein Grab,
zum weichen Lager seines Liebens.
In Küßen, die das zarte Weib
so jäh durchzucken, — ihr Haupt hinübersinkt,
und sanft in des Geliebten Arm
sie auf mein Grab in Rosenblätter gleitet.

München.

Anna Maria Biel.

Meine Liebe.

Meine Liebe ist ein Blüthenraum —
Wie ein scheues weißes Flügelschlagen
zog sie über meine Seele hin —
Streifte mich wie eines Schleiers Saum:
Charlottenburg.

Wehe, wenn des Lebens harte Hände
Dieses leuchtende Duftgewebe greifen,
Wenn die Seele düster sich besinnt,
Daß der erdenferne Traum zu Ende!

Otto Schneider.

Das Glück . . .

Wir trafen das Glück im Felde,
Am blühenden Heckenorn;
Es ging durch Mohn und Melde,
Durch Blumen und hohes Korn.

Sein Kleid war blaue Seide,
Gold wob um seinen Gang,
Ging über die rote Heide
Im Morgenglockenklang.

Dir war's noch nie begegnet,
Ich hatt' es nie gesehn;
Nun hat es uns gesegnet
Still im Vorübergehn.

Riva.

Mag Geißler.

Neue.

Sie war die Rose, die im Blumenhag
Wie eine Königin ob Schwestern waltet,
Und die mit jedem jungen Tag
Zu neuen Blüten sich entfaltet.

Nun darf sie jeder Straßenheld
Und jeder Bubz auf den Gassen
Für sein verruchtes gutes Geld
Vollküstig um die Hüfte fassen.

Sie trägt es ruhig, mit Geduld
Und immer denkt sie jener Stunde;
Ich murmle mit erstarrtem Munde:
Mein ist die Schuld!

Berlin.

Hans Hall.

Schwäne.

Hörst du's? — — Es schwebt auf Wassern feierlich
Ein Schrei, wo in den Mond die Geister steigen;
Zwei wilde, weiße Schwäne suchen sich,
Wie blasse Lichter in dem düstern Schweigen.

So kommt' auch du, mein wilder, weißer Schwan!
Des Ufers sehnsuchtsvoll geneigten Ranken
Vom feuchten Grund, vorbei an unserm Kahn
Traumhaft entgegen ihre Schatten schwanfen.

Um deinen blonden Scheitel blinkt ein Schein,
Du zitterst leise, unsre Ruder triefen,
Und um uns, lächelnd, wie die Kinder rein,
Die Sterne tauchen aus verlornen Tiefen.

Nun wiegt sich Herz an Herz, kein Bangen mehr,
Verhüllte Wipfel Düste auf uns breiten,
Und still wie Friedensboten vor uns her
Die weißen Schwäne durch das Dunkel gleiten.

Berlin.

H. K. C. Cielo.



Der arme Hansi.

Von Josef Träbswasser.

(Glan.)



Der arme Hansi war ein Roß. Das soll nicht geschimpft sein! Hansi war wirklich ein Roß, ein Wagenpferd. Es ging „im Zug“ vom frühen Morgen bis in die Nacht und wenn seine Mitsperbe, die wie er im Stalle des Großfuhrmanns Himmelbauer standen, wenigstens Sonntags ausruhen konnten, wurde er an diesem Tag statt vor den Lastwagen an das „Zeugl“ gespannt. Die Familie fuhr aus. Er trabte sie in den Prater, nach Grinzing oder sonst wo hin „aufs Land“. Fesch war der Hansi, unbedingt. Sein braunes Fell schimmerte nur so und bei jedem Schritt wippte er das Hinterteil zierlich in die Höhe.

Das war damals. Jetzt freilich ging es ihm, wie dem schönsten Juden im Sprichwort: Er wurde schäbig. Zudem war das eine Auge längst blind und auch das andere begann sich mit einer trüben, weißlichen Haut zu überziehen. Hansi war fertig. Bei Herrn Himmelbauer stand die Entscheidung seines Schicksals: Entweder den Guadenhafer bis ans selige Ende oder — in die Würste. Wer Herru Himmelbauer kannte, wußte, daß er nicht lange schwanken würde. Soeben saß er in seinem „Salon“, wie man das altväterische, prohenhaft zusammengestoppelte Zimmer nannte. Mitten von der Decke ein „Luster“, eckige Lanbsjägerarbeit mit funkelnenden Glasprismen. An der Wand ein Sofa, davor ein runder, polierter Tisch mit einer mühsam gehäkelten Decke; darauf ein dickes Photographie-Album und eine Prachtband-Adresse, enthaltend das Ehren-diplom des Veteranenvereins „Graf Gyulai“. Um den Tisch niedrige, gräßlich unpraktische Hautenils auf Porzellanrädern. Oberhalb des Sofas der Hausherr in Kreidezeichnung. Dann stand da noch ein Glaskasten mit verschiedenem Familienprunk, plumpeu, unmöglichen Nippes, Glas-, Porzellan- und Silberzeug. Von der Thür zur gegenüberliegenden Wand war ein grüner Läufer gespannt, aus dem jetzt unter den wuchtigen Tritten Herrn Himmelbauers leise Wölkchen emporwirbelten. Wiener Hansherrentypus: untersekt, Weinbeihergesicht mit ausrahiertem Kinn, kurz gehaltener Backenbart, knollige Nase, pfliffige Augen. Bäuchlein, Goldkette, dicke

Beine. Er dachte an den Hansi. Zu verwenden war er nicht mehr, „dös steht!“, sagte er bei sich. Im Stalle stehen lassen und füttern, wer weiß wie lang, kostet Geld. Da lieber ein rasches Ende, ja, kurz und schnell. Das wird das Beste sein. Nicht, weil er dabei noch Geld bekam, nein! Keine Spur! Weil er den Hausi so gern hatte die langen Jahre hindurch, nur deswegen. Wozu sollte der arme Kerl sich noch so lange herumschleppen? Dabei dachte der Himmelbauer an die 160 Kronen, die der Rofffleischhauer schon geboten hatte. 200 mußte der geben, das war der Braune wert. Herr Himmelbauer erinnerte sich, daß er bei der „Großen Pfeife“ erwartet wurde. Dort sollte das Geschäft abgeschlossen werden. Herr Himmelbauer ging daher zur „Großen Pfeife“.

Als er knapp vor dem Mittagessen in sein Haus trat, begegnete er im Thor einem Knecht, der sich mit aller Kraft bemühte, Hansi zum Hause hinaus zu bringen. Der Mutgeruch, der von dem Fleischerburischen ausging, machte das Tier rasend vor Angst. Mit den glanzlosen Augen stierte es wild um sich und schlug aus. Herr Himmelbauer hätte beinahe eins vor seinen Bauch bekommen. Das war der Dank von diesem Vieh, das jahrelang seinen Hafer gefressen, in seinem warmen Stalle gestanden hatte! Da packte Herr Himmelbauer die Galle. Er war ohnehin „fuchtig“. Der Haderlump, der Rofffleischer, hatte richtig nicht mehr als 160 gegeben. Da nahm nun Herr Himmelbauer seinen schweren Stock und hieb auf Hansi ein. „Ästchöööö!“ brüllte der Knecht. Hansi hatte sich bei den ersten Schlägen mächtig aufgebäumt und dann den Kopf nach rückwärts gewandt. Jetzt trabte er hinaus. Der Knecht brüllte noch immer, um sich Mut zu machen — —

Während dessen stieg Herr Himmelbauer in seine Wohnung und setzte sich zu Tisch, an dem ihn Frau und Kinder bereits erwarteten. Das Essen mundete ihm gar nicht nach dem starken Frühstück. Besorgt blickte die Gattin Herru Himmelbauer an. „Mir schmeckt heut' nichts, weißt ja, der arme Hausi!“

„Der arme Hansi“, flötete die Älteste.

„'s war doch a lieber Kerl“, stimmte die Frau in die allgemeine Nührung ein.

„Der Abschied hat mich doch mehr angegriffen, als ich geglaubt hab“, stöhnte Herr Himmelbauer und dachte an die Austreugung der Stockschläge. Dann suchte er mit dem rechten Zeigefinger in den Augewinkeln eine Thräne. Nachdem er dort keine fand, schritt er, anscheinend verdrossen, innerlich froh, davon, ins Kaffeehaus.

„Nehmt's euch a Beispiel am Vatter“, ermahnte die Frau ihre aufhorchende Jugend; „was der für a wachs' Herz hat — —!“

„Der liebe Vatter!“ stötete die Älteste.

Vierzehn Tage darauf erhielt Herr Himmelbauer zu seinem Geburtstage von seiner erfinderischen Ältesten ein prächtig montirtes Hufeisen, blank polirt, mit Gold verziert, in einem blausamteuen Etui. In dem Saum des Deckels stand in Gold: Zur Erinnerung. „Hast mir eine rechte Freud' g'macht, Luise! eine rechte Freud'“, schluchzte Herr Himmelbauer, und dachte an die blinden Augen des Pferdes, „jetzt hab' ich wenigstens a Andenken von ihm. Der arme Hans!“ —



K r i t i k .

Lyrik.

Gedanken eines alten Mannes. Dresden, G. Pierfan. 52 S. R. 1,—.

Ich habe acht Gedichtbücher durchgelesen. Wer einmal einen stundenlangen Weg in knietiefen Sande zurückgelegt hat, wird mir annähernd nachfühlen können, was ich empfunden habe. Von den Herren Kutaren, deren Namen und Thaten gnädig erschwiegen seien, hatte affensichtlich keiner die Höhe des Lebens überschritten; einige waren sogar recht jung. Aber alle hatten merkwürdig alte Gedanken.

Da begegnete ich dem „alten Mann“ und erkaunte, wie jung er war. Freilich: nur einige seiner Aphorismen und Sprüche haben den glänzenden Schiß, den wir seit Nietzsche fordern und seit Lichtenberg hätten fordern können. Aber sie sind in der Regel treffend, weit erlebt und ermöglichen uns den Mann näher kennen zu lernen, der die wenigen, aber in ihrer Art vollendeten Ge-

dichte des Bändchens geschaffen hat. Diese Gedichte sind von einer Farbenfülle, Plastik und inneren Festigkeit, wie wir sie nur bei Eigeneu und Ganzen finden. Und was ist jung sein andres als fähig sein, eigne Kinder zu erzeugen?

Am Untrübhorn. Gedanken und Gedichte von Camilla und Ferd. Münter. Halle, D. Peter. 56 S.

Gedichte von Harriot Wolff. Eberfeld, Gebr. Rath. 232 S.

Camilla Münter ist litterarisch eine Null und Ferdinands Gedichte sind schwach. Er nennt sich einen Sonderling. Aber seine Abneigung gegen die heutige Welt und die spärlichen, wenig originaten Gedanken seiner Aphorismen weisen ihn keineswegs zu den Besonderen, Abseitsstehenden, sondern zu den braven Mittelschlägen.

Harriot Wolff gehört zu den oarnehmnen Frauen, die wenig erleben, eine ganze Menge sehen und noch mehr —

übersetzen. Einzelnes ist gut beobachtet, die Form geschmackvoll im Sinne einer gediegenen Epigonenlyrik. Eine Reihe guter Übersetzungen aus dem Englischen — die Dame ist geborene Engländerin — beschließt das Buch. Hans W. Fischer.

Gedichte von L. Kasael mit Einleitung von Felix Dahn. 3. Aufl. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 156 S. M. 3,—.

Das wertlose, lebenswürdige Bächlein bietet Gedichte von Lenz und Vögeln, Rosen und dem lieben Gott, Liebe und dem Grabe der Mutter. Nichts fehlt, weder das weltbekannte, gottlobende Waldvögelein noch das sehnenbe Fischerweib oder „Der Wald, in welchem es so kalt“ und die „Liebeslust, welche erfüllt die Brust“, noch das berühmte „Atom im Strome der Zeit“ und die Natur, welche der „Dom Gottes“ und im allgemeinen so schön ist. Ganz nett ist S. 100 und 130 IX. Der Verfasser ist eine Dame und heißt eigentlich Frau Hedwig Kieselamp geborene Pracht und Felix Dahn ist ein ritterlicher Herr.

Ein Liebeslied von Toni Schwabe. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 50 S. M. 1,—.

Das kleine sympathische Buch enthält zwei Dichtungen „Ein Liebeslied“ und „Ein Testament“. Das Testament hat manche wahre Worte, das Liebeslied manche schöne Stelle; besonders das sechste Stück ist poetisch.

Ring der Ewigkeit. Freie Gedanken von Wilhelm Houy. Leipzig, Rudolf Hßlig. 104 S. M. 2,—.

In wohlmeinenden Versen wird die Wahrheit, das Recht und die Sittlichkeit höchst allgemein bekomplimentiert. Im „Ring der Ewigkeit“ wird auch noch das Entstehen der Welt besungen. Jedes Gedicht beginnt: „Im Strom der Zeit ersonnen die Atomen“, worauf sich Zitronen, Anemonen, wohnen, schönen, Portionen, thronen, Jonen und Rationen reimt. Auf Seite 90 ging die Welt unter und ich war froh. Aber schon Seite 91 „oermählen sich ersonnente Gase wieder“ und „die Gase schwingen, die Atome fingen, der

neue Stern erstrahlt in Kräftefülle, die Brust von hohem Verdrang geschwellt“. — Der Herr Verfasser hat gewiß viele gute Freunde im Buchhändlerkränzchen, im Apostolclub und Freidenkerstatuverein, die ihm seine zehn Auflagen verschafft haben. Benedenwerter Sänger, unserins hat's nicht so gut: Indessen denken wir mit Goethe: es ist einerlei, wofür sich Houy begeistert, wenn er sich nur begeistert.

Gedichte von Lisa Baumfeld. Wien, Verlag der Gesellsch. für graphische Industrie. Mit einem Vorwort von Ferdinand Graf. 140 S.

Die Titelvignette zeigt ein junges Mädchen, das eine Lilie in Händen hält und aus einem Birkenwäldchen tritt. Die Birke ist der deutscheste Baum. Sie schlägt Wurzel auf toten Felsen, in der Erde, in harter Kieselerte, aber ihr zitterndes Blatt ist fein wie kein anderes Laub. Wenn ein Stämmchen verblutet, dann sammelt man seinen Saft und stellt den Baum an Pfingsten vor die Hausthüre. Diese Gedichte, die interessantesten, die ich bis jetzt hier besprochen habe, kommen von einem jungen Mädchen, das am 3. Februar 1877, neunzehnjährig starb. Die „Gesellschaft“ brachte einige hübsche Gedichte von ihr. Die gesammelten sind Kost, aber ein Kost, der zu Firmenwein geworden wäre. Es ist kein schwächliches, kein unwahres Wort in dem Buche. Eigene Klangfarbe bricht auch in der dichterischen Ohnmacht durch. Weltfremdheit, Nalvetäten kommen vor, aber doch ist da tiefe Menschenkenntnis und erstaunliche Reife der Erfahrung. Es ist Kenntnis des Lebens, die dem Zurechtfinden in der Welt voranging; dies sind sogar leiderjahrene Gedichte. Keines ist fertig, einige sind schön. Freilich finden sich Anklänge, die nicht nur äußerer Art sind. Namentlich hatten Jakobson und Maeterlinck Einfluß; diesem ist das Gedicht „Die Königin“ peinlich nachgebildet. Manchmal glaubt ich Hugo von Hofmannsthal zu hören.

Liza Baumsfeld war eine Seele oall müder Kraft und wundem Stolz. Sie ist krankhaft verträumt; ihre liebsten Worte sind: „sein, weh, traumhaft, matt, bleich“. Vor allem liebt sie das „blasse Goldblonde“. Sie liebt aerschwimmende Farben und ermattende Geräusche. „Nellatrop“, „Nase“, „Narcisse“ — falsche Worte verauschten sie. Der Rand war ihr vertrauter als der Tag und nach Art kranker Menschen lebte sie abends. Als Buchschmuck paßen ganz blasse, aerschlossene Lilien; in deren Kelchen brennen Feuerthronen. Solche Seelen gehen scheu, oall ungesprachener Weheimnisse durchs Leben. Sie erinnert an andere Talente, die jung starben: Curt von Kruswald und Helene Friedländer, Tochter der Delia; mehr noch an G. Ludwigs, dem sie an Talent gleichkammt.

Man setze ihr weiße Kellen oder Tuberafen ausß Grab. Diese sind ihr am ähnlichsten und werden dort schöner gebeihen als aus Nachbargräbern.

Zwischen zwei Welten, Dichtung aan Captain Rema. Leipzig, Gräbel & Sammerlatte. 200 S. R. 3.—

Der anonyme Verfasser, denk ich mir, ist ein älterer Herr: Beamter, Kaufmann, Nichtstudierter oall Bildungsstreben, aiel belesen, aan eigenem Wesen und ohne jeden Funken künstlerischer Begabung. Wazu ist denn dieser Haufen „Samslara“ überhaupt auf Berse abgejagen wie Effig auf Flaschen? Wer diese 200 Seiten Streckaerse und Knäppelreine durcharbeilet, der kommt in eine Stimmung! — um junge Hunde zu kriegen! — Die Handlung ist unmöglichkeit. Ein Mannweib soll die Frauenbewegung karikieren, „aus der Emancipation wird eine Ghemannipation“. Die schwächliche Marat „Vergiß die Peüsch nicht“ läßt sich an diesem fragenhaften Phantame billig demanstrieren. Dazu kommen fürchterliche Verse, Hialen, Tilapitalianen, Apsystraphen, wunderliche Neuarbe und Bildungen wie „der Hund ball“, kärrisch, glippen, glümmern, blufen, fladern, glandern

u. s. w., doch eine Stelle ist unbewußt schön; es heißt aan einem Jüngling, der sich aus entschlicher Jugendumgebung rettete:

„— Und er sah, daß er eigentlich
Ja gar nicht da war! —
Denn jener Mensch,
Der er werden sollt, war er ja gar nicht! — —
Der war ja schon lange zertrampelt, erschlagen
Und lag da draußen im grünen Walde,
Wo Hänsting und Dittelfink sangen,
Das Häßlein lagt aus dem Raus — —
Da lag er begraben — und wartet auf ihn!“

Theodor Lessing.

Romane.

Nabert Jaffé, Ahasaer. Berlin, Siegfried Cronbach. 8°. R. 6.—

Van 25 zu 25 Seiten dieses dickleibigen Buches legte ich „Ahasaer“ aus der Hand und überlegte mir, ob ich das Werk zu Ende lesen — nicht würde, wahl aber könne! Und immer siegte in mir die, oielleich äußerliche, Achtung aar der auf 422 engen Druckseiten wiedergelegten Arbeit. Und ich wage nicht zu entscheiden, ob die Arbeit des Lesens aber die des Schreibens größer war. Mir kam es so aar, als würde ich durch einen schmalen Gang getrieben, links und rechts graue Wände und über mir ein ganz aerschwindeud kleines Stück grauen Himmels. Und sa ging es Weilen und Weilen weil, bis ich schließlich auf eine Wiese kam; und das Gras der Wiese war aerdarrt. Nur Ede und Lange weil, Langeweil und Ede . . .

Wiedergeben kann ich den Inhalt (?) einfach nicht. Das Problem — ein ähnliches, wie es in Jacobowskis „Werther, der Jude“ zur Darstellung gekommen ist; Jaffé ist ja wahl auch an manchen Stellen fühlbar beinflusst — ist so verwaschen dargestellt, sa ohne jedes feinere und tiefere Empfinden, sa denkbar dilettantenhaft und direkt unkünstlerisch auch im rein Technischen, daß ich mich aewundert frage, wie kann so etwas geschrieben und gedruckt werden und einen

Berleger finden. Um so mehr, da der Verfasser ein ganz miserables Deutsch schreibt. Zuerst hatte ich die Impression einer schauerhaft schlechten Übersetzung, um mich erst später damit abzufinden, daß der Verfasser es halt nicht anders könne. Ein paar Stunden deutschen Unterrichts würde ich dringend anraten. Der Gebrauch von: wie, während, wenn, als u. s. w. ist ihm schleierhaft. Wendungen, wie: indem nun gar auch; oft sogleich; immer bald; daß er ja; dergestalt wohl, erfreuen sich seiner besondern Beliebtheit und finden demgemäß im Schreibwerk gebührende Beachtung. Ich möchte mich mit dem häßlichen Buche nicht länger beschäftigen und gebe einige Stellen daraus wieder:

„Dort blieb der Schnee zwischen den Häumen . . . liegen, um mil dünner Decke bald das spärliche Grün zu überbreiten, das kümmerlich am Boden gewachsen war; wohingegen was oben zwischen den Ästen . . .“

„Aber während der Reiseorbereitungen stellte sich sein Leben hervor, welches bereits so weit ausgegriffen hatte.“

„Aber an der einsamen Stube, an dem kleinen dunkelbraunen Holztische mit der weißen Decke, dem Leuchter, der Wasserkaraffe und den zwei Gläsern ging er bald in das Gaßzimmer hinunter.“

„ein Stimmengewirr, das wie eine gebaute, knisternde Fläche datag und an allen Seiten brandete“ u. s. w.

Und „während ich bald“, „während des Querschnitts eines Sonntagnachmittags“, wenn meine Fische durch „stirrendes Laub“ ihren Weg der Ewigkeit wandernd suchen und „indem ich nun gar auch nach“ unter der Schuhsaße das gewaltigte Lebensrätsel ahne und die „Sonne wie kirrez Glas an den Häumen arbei scheint“ und „immer meine Unruhe sich entkernen will“ und mir „dergestalt wohl quersern“ ein „Dauern donnern enggebebrauß“ aan dem „Gesäß der Scham, das metallisch fühl dann immer meine Brust durchdringt“.

den „Gedanken“, daß ich ein zweites solches Werk noch lesen mußte, „mit Reptilienfäßen mein Herz übertrieben fühlte“, „indem daß nunmehr“, „da daß“ . . . Nein, Herr Jaffe, ich habe Ihren Stil nach nicht ganz heraus. Aber wenn Sie die Menschheit mit einem späteren Werk „benunglücken“, dann werde ich es bis dahin gelernt haben.

Edgar Alfred Regener.

Rudolph Stray, Die ewige Burg. Roman aus dem Oberrwald. 3. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta.

Wilhelmine van Hillern, Am Kreuz. Ein Passionsroman aus Oberammergau. Ausgabe in einem Bande. Stuttgart, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Adolf Ott, Der Schürzenbauer. Roman aus dem Hochgebirge. Berlin, Richard Taendler.

Stanislaus Lucas, Steppenstürme. Bilder aus dem russischen Leben. Stuttgart, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Arthur Marrian, Geschichten aus den Winkelgassen. Aus dem Englischen von Edward Falk. Umschlagbild von Emil Orlik. Wien, Wiener Verlag.

Einer literarischen Zeitschrift wie der „Gesellschaft“ muß es genügen, neue Werke von Autoren wie R. Stray und W. van Hillern bloß anzuzeigen — einerlei, ob sie besser oder schlechter ausgefallen sind als die früheren. Mit der Entwicklung der deutschen Dichtung haben Dichter aus der Feder jener Schriftsteller nichts mehr zu thun. Aus den beiden oben angezeigten Romanen ist nichts Beachtenswertes mitzutheilen. Eine Besprechung, ganz abgesehen von einer Kritik, ist an dieser Stelle überflüssig.

In dem Hochgebirgsroman von Adolf Ott aermag ich kein irgendwie originelles Talent, keine geistige Physiognomie zu entdecken, von der es sich lohnte zu reden, obwohl der Verfasser „des Schürzenbauers“ ganz gut zu erzählen und zu schildern weiß.

Wertaoll sind die Bilder aus dem russischen Leben von St. Lucas durch

allerlei Feinheiten aus der Psyche russischer Frauen und Mädchen, während die Geschichten aus den Winkelgassen von Arthur Morrison durch eine gewisse Tapir der Gestalten, eine stark soziale Note und einen Quinor nach der Art Dickens' zu interessieren vermögen. W. Lentrabl.

J. J. David, Am Wege sterben. — Leo Hildek, Herbstbeichte. — Magdalene Thoresen, Am Abgrund arbeil. Berlin, Schuster & Köfler.

Heinz Taanle, Die rote Laterne. Berlin, F. Jantane & Co.

Der Wiener Dichter J. J. David hat einen Roman geschrieben, in dem allerlei Menschen mit dem Leben ringen, ohne Glück, ohne Würde. Die Hochschulfänger sind die Handelnden, an sie schließt sich anderes an. In dieser Beziehung erinnerte mich der Roman an Cla Hansjans Roman „Von der Ehe“, dem der gleiche Stoff zu Grunde liegt. Aber während Hansjans den Stoff mit feinem Humor behandelt, und in jeder Beziehung ein Meisterwerk liefert, liegt über Taanle's Buch eine trübe Stimmung, der die Darstellung nicht ganz gewachsen ist. Es ist, und das ist sein Vorzug, ein durchaus nienerisches Buch. Die leichte Sentimentalität der süßen Sinnlichkeit, die dem Wiener, gar allem der Wienerin so gut ansteht, wird in diesem Buche zur Melancholie des Stumpfsinns, des Stumpfes, der Verhumptheit. Es ist manches Eigene an dem Buch, manches Gute, aber vieles könnte besser sein.

Als ich auf den ersten Seiten sah, daß in der Schriftstellerin Leo Hildek's Roman „Herbstbeichte“ die Heldin eine Malerin sei, ahnte ich sogleich Schlimmes. Die 19jährige Dame, die den Ruhm aller bisherigen Malerinnen in Schatten zu stellen sich anschaut, redet auf den ersten Seiten so läppisch, wie man es einem 14jährigen Mädchen eben zergehen würde; auf der folgenden Seite wird sich flugs verlobt (natürlich die Ursache der späteren Tragik), wieder ein paar Seiten weiter läßt sich

dieser Patschisch die Brautmädel nach eigenen Entwürfen anfertigen (daß Kunstgewerbe so modern ist, ist selbst bis an die Ohren unserer Romanschreiberinnen gedrungen!); 14 Tage später nimmt die junge Dame auf der Hochzeitsreise „psychologisches“ (!!) Interesse an dem düsteren Gemüt des Herrn Hansred (!) Gerbert, der sein phllasophisches Genie auf dem Drehtstuhl seines Vaters verschleifen muß. Und so geht es weiter —: Schändung der Ehe und Pitalen-Schuf! Es ist bedauerlich, daß unsere schreibenden Frauen nicht Erfreulicheres im Leben sehen, am bedauerlichsten, wenn sie geistig so ganz auf der Stufe ihrer Heldinnen stehen. Aber warum klagten wir die Frauen an: sind diese doch nur das Spiegelbild des münlichen Zeitgeistes. Doch da diesem eine bedentfame Wandlung bevorsteht, wird es um jene auch wohl bald besser stehen.

Von der Hildek zu Heinz Taanle ist nur ein kleiner Schritt. Sein Buch heißt die „rote Laterne“. Welch geheimnisvoller Titel wird mancher denken; die „rote Laterne“ wird mancher gar sich hinpreden und sich jener roten Laternen erinnern, mit denen man nach Mitternacht die Korridore jener Häuser mit „flets offener Thür“ zu erhellen pflegt. Aber der, der da denkt, kommt nicht auf seine Kosten. Zwar mocht Taanle noch immer in Erolk, aber wie leicht, wie namenlos leicht ist dieser Schriftsteller geworden. Oder war er es immer?! Ich habe ihn seit 1890 nicht mehr gelesen und vergessen, was ich damals las, aber ich erinnere mich nur nach, daß damals eruste Kritiker ihn ebenfo schätzten, wie heute ihn jeder abthut. Ob er je schon so schlecht war wie diesmal, weiß ich nicht, — jedenfalls gehört die „rote Laterne“ zum dürftigen Strah, das je ein Verleger seinem Publikum zugemutet.

Eine Erquickung ist es hiernach Magdalena Thoresen's „Am Abgrund arbeil“ zu lesen. Man mag sich gegen die allzustarke Invasiun skandinavischer Litteratur

mit Recht gewehrt haben, für dortige Verhältnisse mittelmäßige Bücher sind immer noch besser wie mittelmäßige deutsche Bücher. Das gänzliche Fehlen einer schlechten Tradition, das innige Naturleben hat diese Leute einerseits im Geschmack so rein gehalten wie andererseits psychisch oertigt, daß sie gar nicht direkt Schlechtes schreiben können. Selbst die mittelmäßigen Bücher sind schlicht und frei von aller Phrasen; sind wahr und ehrlich, sind wie eine Blosstellung für das technische Vermögen, den Geist und die Moral ihrer Autoren wie bei der Hilde und Lotote. Diese Vorzüge treffen auch Magdalena Thoresen.

Rudolf Klein.

Georg Freiherr von Ompteda, Eysen. Deutscher Adel um 1800. Roman. 2 Bde. Berlin, W. Fontane & Co. R. 10. —

Gesunde, stolze Kraft hat diesen Roman geschrieben. Auch Inhalt und Form gleich vollendet ist „Eysen“ Omptedas Werk. In schöner, freier Entwidlung hat er diese Höhe erreicht und das Organische dieses Werdens oerbürgt für das Kommende neue goldene Früchte.

Formell erregt „Eysen“ meine wirkliche Bewunderung. Es ist, als ob Kaupassant, der große Zauberer, seinen Übersetzer mit dieser Vollendung begnadet hätte. Bei der prachtvollen Übertragung Kaupassants mag wohl Ompteda zum vollen Künstler geworden sein. Breit und einfach ist die Form in „Eysen“, ein gesunder Realist giebt mit scharfen Blicken und schönem Takt das Charakteristische seiner Situation und seiner Menschen.

Und dabei ist Ompteda jetzt so deutsch wie Kaupassant französisch war. Individuell und modern ist das Thema. Ein Aristokrat, der Nachkomme eines alten Ramens, schreibt einen deutschen Familienroman oder oielmehr den Roman einer deutschen Familie, die gepanzert mit dem Stolz mütter Kraft und Tüchtigkeit mitten hineingestellt wird in die gährende, zerfetzende moderne Kultur. Und nun beginnt der Kampf der beiden

Elemente. Was stark, gut und intelligent ist in der Familie, erstarrt weiterhin und bleibt ein integrierender, sehr wichtiger Bestandteil seines Volkes, die lebensuntüchtigen, bloß schwachen Teile verkümmern. Große Gerechtigkeits walten hier, aber auch oiel Liebe, bewogende und ergreifende Liebe. Es ist wohl etwas Programm vorhanden, der gewaltige Stoff und die vielen Menschen lassen es nicht vermeiden, aber was daon da ist, liegt in Kunst gehüllt. Und dazu hat der Roman zu oiel Herz und Leidenschaft in sich, um das Programm störend empfinden zu lassen.

Oft denkt man an Fontane, das beweist wohl auch mit, das „Eysen“ echt brandenburgisch, bodenständig ist, „Heimatskunst“. Viel Humor ruht in der Schilderung und alle Figuren dieses Stüt Lebens sind so prachtvoll erfasst und gezeichnet, aus der tiefsten innersten Erkenntnis und Kenntnis heraus. So werden diese Individuen zu oiel sagenden selten Typen des „Deutschen Adels um 1800“ auch der Nachwelt gegenüber, für die dieses Werk wohl oerdiert, als wertvolles „document humain“ oerliefert zu werden. E. W. Fraun.

Drama.

Eipenor, Trauerspiel-Fragment von Goethe. Fortsetzung. 3.—6. Aufzug von Waldemar Frhr. von Biedermann. Leipzig, F. W. von Biedermann.

Deibel, der sich eine Zeit lang damit trug, den „Demetrius“ Schillers fortzusetzen, kam eines Tags zu der Erkenntnis, daß man ebensowenig fortbichten könne, wo ein anderer aufgehört habe, wie man entsprechend fortlieben kann. Wenn die bildende Kunst schon längst darauf oerzichtet hat, antike Lorios zu ergänzen, weil das eigene Fragment immer mehr ist als ein Ganzes ooll fremder Zuthaten, so ist die Literatur leider bis an diesen Punkt der Ehrfurcht vor dem Fragment noch nicht gelangt. Gerade was Goethe anbetrifft, so hat die Goethe-Philologie in der Rekonstruktion seiner nur bis zum Schema gediehenen oder nur angefangenen Werte Erstaunliches und wie mir scheint, des Unterschiedes zwischen Kunst und Wissenschaft nur un-

genügend bewußt, erschauulich Ueberflüssiges geleitet. Goethes „Epenen“, 1798 geschrieben, in Fabel und Ausfühung streng antikisch gehalten, stillistisch aan der „Iphigenie“ zum Altersstil des Faust II überführend, ist ja wenig nachzuahmen und fortzuführen wie etwa ein Goethesches Jugendwerk, ja persönlich ist dieser ruhig-bewegte Stil trag seines objektiven, bewußt-archaisierenden, plastischen Charakters. Wiedermanns Farsführung der Fabel, die er an anderer Stelle begründet hat, halte ich für sehr willkürlich und bei aller Hochachtung für den ausgezeichneten Goethesforscher für sehr pedantisch. Der glückliche Schluß geht aus den Gegebenen klar hervor. Wie Goethe ihn herbeigeführt hätte, ist wissenschaftlich interessant, künstlerisch nicht zu ergründen. Hans Laubsberg.

Soeben erschien: Ludwig Jacekowsk, Glück. Ein Akt in Versen. Minden i. W., J. C. C. Brunst. 8°. 46 S.

Die Lektüre der Berliner Studenten.

Was die Berliner Studenten lesen. Ergebnisse einer in der Akademischen Lesehalle veranstalteten Zählung. Von Hermann Kantarawicz, cand. Jur. Berlin, Leonhard Simian. R. 0,50.

Das statistische Material, das der Verfasser dieser Broschüre bearbeitet hat, ist von bedeutlicher Tüchtigkeit: es besteht aus den während nur zweier Sommermonate abgegebenen Bestellzetteln der Lesehallenbibliothek, über deren Prinzipien für Neuansehung aan Büchern schon mancher den Kopf geschüttelt hat. Ferner ist zu bemerken, daß von den 5000 Berliner Studenten nur 335 sich in die Listen der Bibliothek eingetragen haben. Diese letzteren lesen durchschnittlich wöchentlich einen Band, d. h. aus der Lesehallenbibliothek, die zum Glück nicht die einzige ist, die ihnen zur Verfügung steht. Wären also die Ergebnisse der angestellten Stichprobe sehr befremdlich, so dürfte man die mangelhafte statistische Unterlage nicht außer Acht lassen. Aber die Ergebnisse sind es nicht. Daß mehr Romane als Namen und mehr Namen als Gedichte gelesen werden, ist allgemein bekannt, und daß Studenten, denen das Gymnasium die Klassiker oerefelt hat, lieber zur modernen Poesie greifen, die ihnen nach ganz neu ist, leuchtet von selbst ein. Von der ungenügenden Gymnasialbildung hinsichtlich der modernen Sprachen zeugt die Vernach-

lässigung der Litteratur des Auslandes. Am meisten wurden Sudermann und Hauptmann verlangt, hinter denen Dreyse und G. Freitag, dagegen nicht Spielhagen zurücktreten. Zu bebauern ist es, daß Dichter wie Mörike, Storm, Kaabe, Reuter ja wenig Beachtung finden. Die Vorliebe für die Erörterung sexueller Probleme und für Vikanterien, ja für Mareel Pröbost, dessen Demi-Bierges sich als das begehrteste Buch herausgestellt haben, teilen die Studenten mit allen jungen, nach nicht ausgereiften Leuten. Daß es unter ihnen auch nach Liebhaber der Geschicht gibt, braucht die neue Kunst nicht ins Backhorn zu jagen. Dagegen ist es unbegreiflich, daß die neuere Bismarcklitteratur ja wenig eingesehen wird, wie A. behauptet. Gerade um lächerlich erscheinen dem Eingeweihten die Ausfälle gegen das Verbindungsweien, dem der angebliche Tiefstand der Moral und des Bildungsstribes in der Studentenschaft zur Last gelegt wird. In Summa: Viel Bemerkenswertes steht nicht in der kleinen Schrift, und das wenige, was darin steht, kann nicht als maßgeblich gelten.

Dr. Harry Mayne.

Nietzscheana.

Ein alter Verehrer Nietzsches schreibt uns:

„Seit 1874 (ich kannte Stirner) oersolge ich Nietzsch mit hohem Interesse. Keine aan ihm selbst oeröffentlichte Zeile ist mir entgangen. Mit seinem Nachlass suchte ich mich auch auf dem Laufenden zu erhalten. Nun wird ja mit seinen Briefen ardentlich „geschultert und geldöfelt“ — gleich von zwei Herausgebern auf einmal. Ein Brief Nietzsches an „Peter Gast“ in der ersten Oktober-Nr. der Zukunft wäre besser ungedruckt geblieben. Gleich der Eingang: . . . „ich habe durch nichts soviel Wiedergeburt (sic), Erhebung und Erleichterung erfahren wie durch Ihre Musik . . .“ macht stupig. Mir ist, als ob damals in Turin Nietzsch wenig Gastsche, dafür fast ausschließlich Wagnersche Musik gespielt hätte. Wer bestätigt mir jetzt die Wahrheit? Im fünften Absatz des Briefes: . . . „ich fand das Gesetzbuch des Manu . . . nicht pessimistisch“ — wäre auch ein Fragezeichen anzubringen. Wurde nicht das Ge-

sehbuch des Mann zu seiner Zeit abgefaßt, als der Buddhismus bereits Grundlage des Lebens geworden war? Wer hat nun gerade diesen Brief als Reklame-Stück ausgewählt und in die Zukunft lanciert? Es wird wohl auch ferner jeder Waschetzel der Gemeinde vorgelegt werden. Die Hauptsache unterbleibt: die Herausgabe eines Nietzsche-Lexikons durch einen wirklichen Sachverständigen. Es bleiben gerade diejenigen, die Nietzsche objektiv genießen wollen, unberücksichtigt, seine Feinde à la Nordau unumwiderlegt. Die Gemeinde allerdings, die anbetet, und der „Kommentar“, der mit Nietzsche glänzen und Geld verdienen will, sie brauchen kein Nietzsche-Lexikon.“ G.

Ihr gefälligen Beachtung ans Nietzsche-
Stipio in Weimar!

Ernst Horneffer

hat bei Franz Wunder in Göttingen seine „Vorträge über Nietzsche“ erscheinen lassen. Sie haben auch im Druck den frischen Reiz der begeisterten Rede, mit der der Jünger an verschiedenen Orten Deutschlands für seinen Meister zeugte. Vor einem gemischten Publikum sprechend, konnte sich der junge Gelehrte dem Zwang nicht entziehen, für seine Ausführungen und Erklärungen den allgemein verständlichsten, leichtesten und knappsten Ausdruck zu finden und auf allen akademischen Pomp zu verzichten. Der Wert seiner Vorträge ist dadurch auch nach der künstlerischen Seite erhöht worden. Es finden sich Wendungen von ergreifender Unmittelbarkeit und Schönheit. Die vier Vorträge sind ein gelungener Versuch einer klaren Wiedergabe der Nietzsche'schen Gedankenkraft. M. G. C.

Englische Kunst.

Die Präraphaeliten. Über Kunst der Neuzeit, IV. Heft. Von W. Fred. Straßburg, J. O. Ed. Leipzig. 8°. M. 2.—

Rudolf Kaffner, Die Rhythmik, die Künstler und das Leben. Über englische Dichter und Maler des 19. Jahr-

hundert. Afforde. Leipzig, Eugen Diederichs. 8°. M. 4.—

Dante Gabriel Rossetti, Das Haus des Lebens. Eine Sonettensolge a. d. Engl. von Otta Hauser. Ebenda. 8°.

Vielleicht wird man bei den einleitenden Worten des Buches von W. Fred sagen, es ist wohl ein wenig unnatürlicher, künstlicher Überschwang darin. Nichts wirkt so unedel, als billige Stimmungsmacherei. Aber im Grunde ist diese Bemerkung nur äußerlich. Das Buch ist lässig, knapp und klar, ohne tiefer erscheinen zu wollen. Und es lebt in den Zeilen eine offene, ehrliche Freude und der Wunsch, den schönen Eindruck möglichst getreu zu vermitteln und eine herzliche Dankbarkeit. Es ist keine Falschheit darin. Ein Streben nach einem natürlichen Ton. Das Buch will eine abgeschlossene Übersicht über die Bewegung geben. Es beginnt mit Ruskin und geht über Dyer, Brown, Hunt, Rossetti, Burne — Jones — Morris bis zu den Epigonen.

Die Kapitel sind kurz; daher unmöglich erschöpfend. Aber es kommt der erstrebte Eindruck gut heraus. Keine überraschenden Wendungen, keine geistreichen Bilder. Aber klar und rein gesehen; für jeden geeignet zum Orientieren.

Er rückt das Ziel der Bereinigung vor Augen: Naturtreue und Streben nach guter, technisch zuverlässiger Malerei. Dies trieb die Maler zusammen in einer Zeit, wo die Schablone herrschte. Keiner dachte an ein bestimmtes Programm. Erst später wurde Rossettis Kunst für diese Richtung programmativ, so daß man unter präraphaelitisch Rossettis Geist verstand.

So ergibt sich für jeden der Künstler ein abgerundetes Bild, was bei dem kleinen Raum viel sagt. Alle Kapitel sind gleichmäßig, ruhig — allgemein verständlich. Es will nicht mehr sein — das ist sein Wert.

Der Verfasser überschätzt auch nicht die Bewegung; er beurteilt die Epigonen. Es ist ein gesundes und gutes Buch.

Freilich geht es nicht zu den Gipfeln und auch nicht bis zu den Tiefen. Aber weshalb das verlangen? Jedes einfache Wort wird tief in den, den es trifft und wir brauchen dazu nicht immer großer Worte. Und das eheliche Streben, das alle diese Künstler einte, kommt durch diese schlichten, unklaren Worte über sie vielleicht am besten zum Ausdruck.

Ganz anders steht es um das Buch von Rudolf Kaffner. Ich weiß nicht, ob ich dafür Anhaltspunkte habe; aber dies Buch muß unbedingt ein Wiener geschrieben haben. Der Verfasser hat es zum größten Teil für sich geschrieben. Nicht bloß in dem guten Sinne. Es ist philosophisch bis zur Absurdität und psychologisch bis zur Listerei. Es ist nur für die geschrieben, die den Stoff schon beherrschen oder denen ein feiner Spürsinn, ein künstlerisches Ahnungsvermögen diese Kenntnis ersetzt. Es ist höchstpersönlich und dabei anscheinend ganz Hingebung. Es redet eiel an den Künstlern, ist aber nur für Künstler geschrieben; es spricht vom Kritiker als einem Platoniker und ist im Grunde ganz unkritisch. Es sind auch keine „Affarde“, sondern nur zusammenhangslose Töne, die einen Eingeweihten oft überraschen, oft abstoßen, oft entzücken. Zweifellos ist der Verfasser ein feiner Mensch, aber besser, ein feiner Kopf. Es sind Bemerkungen darin, die nur von einem ästhetisch durchgebildeten Verstande herrühren können. Aber die Charaktere erhalten kein Relief, keinen Hintergrund; alles zerflattert hilflos. Im einzelnen wird man nie auf etwas direkt Verlesendes stoßen; aber es fehlt auch, überieht man es, die große Macht, die große Einheit. Diese — Menschlichkeit wünsche ich dem Verfasser von ganzem Herzen; nicht, wie er offensichtlich meint, aus Überhebung — wir suchen sie ja alle noch — sondern weil das Buch in seiner Totalität betrachtet in der heutigen Literatur trotz seiner — Mängel ist ein schlechtes, unzugängliches Wort — einzig dasteht, da

es immer bestrebt ist, die unsichtbaren Fäden nachzuspüren, die in einem Werk, in einem Künstler zusammenlaufen und weil es aoll ist an Richtung und höchstem vornehmen Adel der Gesinnung.

Das Buch handelt von William Blake, Shelley, Keats, Rossetti, Swinburne, Morris, Burne—Jones, Drowning.

Der Rossetti, den Maler, kennt, findet die feinen Linien seiner Seele in seinen Sonetten, gesammelt unter dem Titel: Das Haus des Lebens, weitergespannt. Eins leitet zum andern über, eins erklärt das andere.

Seine ganze Liebe lebt in diesem Buch; die ganze Geschichte seiner Liebe fängt aus diesen Zeilen. Die Geburt seiner Liebe, die Spiele seiner Liebe, die Mysterien und die Treue seiner Liebe. Der Verfasser legt Wert auf eine wortgetreue Übersetzung; durch eine dichterliche Umarbeitung würden diese edlen, schöngeformten Bekenntnisse, die wie leichte Wellen aus der Seele fließen, erst die Höhe erreichen, die ihnen gebührt. Aber auch so ahnt man den fast aerfährerischen Zauber des Originals und man lernt eine Farn lieben, die man um ihrer Fremdbheit und eigentümlichen Starrheit vielleicht beiseite ließ.

Am empfindungsfeinsten sind: „Der Ruh“, „Brautnacht“, „Sieg“, am größten ist Rossetti in der Folge „Im Weidenwald“ 1—4, und über dem allen liegt der Glanz einer tiefen, reinen Empfindung und das Zeugnis eines zwar nicht starken, aber echten Lebens. Ernst Schur.

Jerome K. Jerome.

Jerome K. Jerome, „Three men on the Bummel“, Loehn.-Ed. 3428.

Das neue Werk beweist, was kaum nach einer Darlegung bedurfte, daß der Schwerpunkt in Jeromes Talent weit mehr in der weltklügelnden satirischen Darlegung der Ereignisse des täglichen Lebens liegt, in einer gewissen humoristischen Alltagsphilosophie, zu der ihm der abstrakte Be-

griff der Dinge Anregung bleibt, als in der humorvollen Schilderung einer Reise, wie sie das vorliegende Buch darstellen soll.

So kommt es, daß einzelne höhere Werke, wie z. B. „Idle thoughts of an idle fellow“, Tauschn.-Ed. 2776, („Nüßige Gedanken eines Nüßiggängers“) und „The second thoughts of an idle fellow“, Tauschn.-Ed. 3320, weit über dem Niveau dieses neuesten Werks stehen. Doch gilt dieses Urteil nur von dem Buche in seiner Gesamtheit: Die Einleitung, welche den Anloß und die Vorbereitungen zu dem „Wummel“ schildert, enthält einige Kabinettstücke Jeromeschen Humors, welche dem hartgefotzten Griesgram ein Lächeln abnützen müssen. Es sei nur die Schilderung der Horrischen Kinder erwähnt, die der Feder Dickens', des Altmeisters der englischen Humoristen, entnommen könnte.

Schon einmal hat sich Jerome in einer Reisebeschreibung, „Diary of a Pilgrinago“, Tauschn.-Ed. 2830, („Tagebuch einer Pilgerfahrt“) versucht. Doch schon hier waren die kurzen satirischen, an tägliche Ereignisse anknüpfenden Skizzen, die als Anhang zu dem Werke gegeben waren und mit diesem selbst nicht im Zusammenhang standen, dem Inhalte des übrigen Buches weit überlegen.

Der im vorliegenden Buche von dem Trifolium unternommene Wummel geht durch Deutschland von Nord nach Süd und hat den Schwarzwald zum Ziele. Wenn der Durchschnittsengländer sich über eine Nation einmal recht fränkchen will, so ist ihm die deutsche seit einem Jahrhunderte das willkommenste Zielobjekt. Daher kommt es, daß man dem Engländer in dieser Beziehung schon eine starke Dosis bieten darf, und selbst eine Wiederholung abgedroschener Witze des amerikanischen Eccentrics Mark Twain wird von ihm dankbar angenommen. Es ist schade, daß auch Jerome sich hieron in seinem vorliegenden Buche nicht ganz freigemacht hat. Es enthält zwar tells viel gerechten Tadel neben freimütiger An-

erkennung unserer Vorzüge, aber man gönne uns doch endlich, wie anderen Nationen, einmal das Recht, unsere allgemeinen Angelegenheiten nach eigenem Geschmade und eigener Überzeugung einzurichten, und nicht nach englischem Muster. Die Wiederholung der Wort Twainschen Scherze über unsere deutsche Sprache und unser deutsches Verontentum vermag auch wohl bei dem eingeleichteten Engländer nicht mehr viel zu wirken. Daß sodann das Diminutivwort „Nüßchen“ als solches sächlichen Geschlechts ist, hat schon so viele Engländer zu mehr oder minder geeigneten Scherzen veranloßt, daß ein im übrigen recht geschmackvoller Schriftsteller, wie Jerome, sich füglich einer Auswärtung des alten Wipes hätte halten dürfen.

Woll hoher Bewunderung aber erkennt Jerome den Vorzug der deutschen Gründlichkeit der Erziehung an. Keine germanische Nation steht allerdings in dem, was wir allgemeine Bildung nennen und bescholz beim gebildeten Menschen voraussetzen, durchschnittlich so tief, wie die englische, obgleich die beiden letzten Tazennien hierin schon große Änderungen gezeitigt haben.

Man dürfte aber erwarten, daß in dem Buche Fehler vermieden wurden (Korrektor?), die ein Blick auf die Landkarte oder in ein Reisehandbuch hätte unnötig machen müssen, wie die Bezeichnung zweier deutscher Bundesstaaten als „Württemberg“ und „Recklenberg“. So etwas nimmt sich besonders eigenartig aus, wenn einige Seiten darauf eine Philippika gegen den sprachsauveränen Engländer folgt.

Doch darf man bei alledem nicht verkennen, daß das vorliegende Werk durch seinen harmlosen und übermäßigen Humor jedem Leser einige frohe Stunden bereiten wird, besonders weil Jerome — wie wir früher bereits im Vergleiche zu Kipling hervorheben mußten — bei aller seiner tollen Ausgelassenheit manches ernste beherzigenswerte Wort einschließen läßt.

Für uns Deutsche ist das Werk in ailen Bezeichnungen, und die oben gerügten Härteheiten abgerechnet, ein recht heilsamer Spiegel, in dem wir häufig unsere großen Fehler gerügt und die herrlichen Eigenschaften unseres Volkcharakters gewürdigt finden können. Besonders die deutsche Frau beherzige die gegen Schluß des Bandes gegebene, Licht und Schatten gut abwägende Kritik.

Und dann, lieber deutscher Landsmann, darin hat Jerome Recht: Etwas weniger Palisade und Benarmung! Das ist die, gerade jetzt recht beachtliche Warnung, der wir auf Schritt und Tritt in dem Buche begegnen.

Hans Freymann.

Tschechische Litteratur.

Karel Hlaaádek: *Mitiáá Kantiléna. Druhé Spánk.* Praha, Mobern Reane.

Jaroslava Hilbert: *Pjanci.* Drama. Praha, Burstl & Kofant.

Emanuel Aleschic z Leschradu: *Pisná na pabfezi.* Symposian VIII. Praha-Vinohrady, Huga Kasterla.

Vor zwei Jahren ungefähr ist in einer schmutzigen Barstadt Prags der Maler-Dichter Karel Hlaaádek gestorben. Vor seinem Tode gab er sein zweites und letztes Buch heraus, *Mitiáá Kantiléna*, ein Buch der Nothe und des Hungers, der Sehnsucht und des hahnlachenden Sterbetrages. Seinem Valte schenkte er dieses Buch, darin seine Wunden und sein Haß, seine Angst und seine heimlichen Gebete waren. Seinem Valte, das ihn arm und traurig sterben ließ, ohne ihn zu kennen. Vor kurzem ist die Gedichtsammlung Hlaaádeks in zweiter Auflage erschienen. Dreißig Seiten umfaßt sie nur. Aber doch ist dieses Buch für die jungen Tschechen aan großer Bedeutung geworden. Hlaaádek ist eine Schule in der tschechischen Moberne. Die jungen Leute werden dies ailleleicht leugnen, aber doch ist es sa. Nur doch bei ihnen meistens zur Manier wird, was bei Hlaaádek durch

das Organische seiner Sujets und seiner Persönlichkeit bedingt war. Er hat eine kranke und fast lästerne Franie in seinen Worten, die seltsam aus dem Wilden und Harten ins Sentimentale und Traurige übergeht. In seinem ersten Buche *Pozdě!* ránu verstand er es ast durch einen Apparat aan Requisiten zu wirken, der in der zweiten Sammlung vollständig fehlt. Hier ist reine und tiefe, heilige und schmerzliche Kunst. Hier hat ein Dichter gesprochen, der den Tod aar sich sah und sein Herz hat nach nicht sterben gewollt. Hier ist der Schrei des großen, tragischen Humars und sind die Legenden einer Liebe, die aall Resignation und wieder aall Sehnsucht ist. Neroös und manchmal gratesl, krank und zuweilen frech sind seine Gedichte. Hlaaádek hat eine eigenartig suggestive Form für seine Verse gefunden. Eine Form, die das *Matia* mit seltsamen Keimen und einem hysterischen Rhythmus durch die Strapfen heßt, die er airtuas beherrscht und mit der er doch stets zu kämpfen scheint. Der Schluß seiner Gedichte klingt fast immer wie ein Klausel. Ein Stück der Tragödie wird uns manchmal in diesem Finale offenbar, die uns in seinem Hahne ast wie ein Rätsel gewesen.

Wirr und peracrs ist das neue Drama des Jaroslava Hilbert. *Pjanci* hat er es genannt. Das heißt die Verstakenen, die *Parias*, die aar der Thüre des Lebens stehen. Die Sensitiven und Sünder, die Märtyrer und Armen am Schicksal. Die Menschen, die krank sind und ein rundes Gewissen haben, die Kosten und Hochstapler aar ihrem eigenen Herzen. Die Mitleidigen und Uebredher, die Kuppler und Feiglinge. Das Drama dieser Menschen fall das Buch Hilberts sein. Es fall uns van ihrer Angst und ihren Schmerzen und ihren Sünden erzählen. Hilbert hat darin einen großen und eminent tragischen Stoff zu farmen aersucht. Ihn zu meistern ist ihm nicht gelungen. Er hat uns darin wahl aiele Szenen gegeben, die durch ihr Schmerz-

liches und erschauern lassen, weil wir ja selbst jeder ein Teil jener Menschen sind und mitleiden müssen an ihren Geschicken. Weil ja auch uns das Leben so oft zu Parias macht und zu Märtyrern unserer Scham. Aber ein Drama ist dieses Buch nicht. Jeder Mensch dieses Stückes trägt eine Katastrophe im Herzen herum. Ein jeder ist bankrott geworden an irgend etwas. Und jeder spricht davon, oder wir erraten es an dem Klang seiner Stimme. Das ist das Tragische in dem Buche. Aber zum Dramatischen wird es nicht. Die einheitliche und große Konzeption fehlt darin, die das Theater verlangt, weil seine Kunst nicht deprimieren soll, sondern erschüttern. Aber etwas hat Hilbert durch seine „Pisani“ bewiesen. Daß er ein Sucher und Pfadfinder ist. Auch ein Kämpfer ist dieser Dichter, das wissen wir ja schon lange. Und wir wissen auch, daß er wachsen wird auf den Wegen, die so dunkel und heilig sind wie seine Kunst.

Em. Kl. 3 Rehebradu ist ein Neu-Romantiker. Seine Pisani 3 podběk sind die Gedichte eines jungen Menschen, der sehr viel Sehnsucht und viele Schmerzen hat. Etwas neurassthenisch zuweilen und ein bißchen deludent. So sind fast alle diese

Jüngsten unter den Tschechen. Sehr sanft und ohne die Verschrobenheiten so mancher der früheren Kämpfer in ihrer Dichtung. Aber auch ohne Größe. Eine Episode ist ihre Kunst in der Pitteratur ihres Volkes. Es sind die Erben überkommener Werte, wenn sie auch frei vom Epigontum sind. Otokar Heer ist vielleicht der einzige, der unter diesen zwanzigjährigen Dichtern einst eine neue Schönheit künden wird in seiner Kunst, die jetzt schon von künstiger Werdesehnsucht und Werbekraft zittert. Em. Kl. 3 Rehebradu und viele andere dieser jungen Leute sind die Säger ihrer kleinen Traurigkeiten und Wünsche. Die neue Romantik, die in unsern Tagen wieder durch die Herzen geht, ist verdorben worden bei ihnen durch Zigaretten und Studienlust. Sie ist blaß und trübselt. Ein Treibhausfrübling ist ihre junge Kunst, schön und voll seltsamer Blüten, aber ohne den erlösenden Lenzmorgengewind. Paul Leppin.

**Für die
Kinder von Sacher-Masoch**
gingen bei Dr. L. Jacobowski-Berlin nach ein:
J. Cohnhaert in Berlin 3. M. — Ringdane Schröder
in Berlin 3. M. — H. Daus in Zbadau (Pfalz) 15. M.
— H. Dieberich in Wien 20. M. — 41.—. M.
Dasz 1. und 11. Sammlung — 313,20 —
Sa. 354,10. K

Der heutigen Nummer der „Gesellschaft“ liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Gose & Teglass in Berlin bei: **Moderne Essays zur Kunst und Litteratur.** Herausgeber: Dr. Hans Landsberg.

An unsere Leser richten wir die ergebene Bitte, in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder „Die Gesellschaft“ zu verlangen oder zu empfehlen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Gewähr. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Sprechstunden nur Montag und Donnerstag, Nachm. 4 bis 6 Uhr. Berlin, Frobenstr. 16, III.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin W. 30, Frobenstr. 16.
Verlag und Druck der „Gesellschaft“: G. Pierjens Verlag (R. Lindt) in Dresden.



Holz.

Band IV. * 1900. * Heft 4.
—*

Die Agrarfrage.

Von Gustav Maier.

(Zürich.)

Bei all ihren Fortschritten im einzelnen, bei all den gewaltigen Leistungen ihrer hervorragenden Spitzen trägt die Menschheit als Ganzes immer noch einen stark ausgesprochenen kindlichen Charakter, wird sie ihn noch lange, vielleicht auf immer tragen. Mit wahrhaft kindlicher Leidenschaft und Ausschließlichkeit wirft sie sich zu verschiedenen Zeiten auf verschiedene Spielzeuge. Nach Kinderart hat sie eine gar seltsame Lust am Zerstören dessen, was sie selbst geschaffen hat. War es gestern die religiöse Verzückung, die in blindem Wahne Millionen in das Abenteuer der Kreuzzüge getrieben, so ist es heute der nationale Machtschwandel, der Gut und Blut der Völker verschlingt. Führte einstmals im Osten das kindlich übertriebene, einseitige Ideal der Armut zu großartigen Umwälzungen, so beherrscht jetzt das nicht minder kindliche und einseitige Ideal des Reichthums die westliche Kulturwelt.

Ihr Werkzeug und darum ihr Lieblingspielzeug in der Gegenwart ist die Maschine. Gewiß ist die Vervollkommnung der technischen Hilfsmittel eine hervorragende Leistung menschlichen Geistes und menschlicher Thatkraft. Hört man aber ihre prophetischen Lobredner, wie sie sich etwa bei der Eröffnung einer Weltausstellung einstellen, so möchte man glauben, wir seien wirklich auf einem Gipfel der Vollkommenheit angelangt, oder doch im Begriffe, ihn zu erreichen. Ein oberflächlicher, nüchterner Blick auf die wirkliche Welt der Erscheinung lehrt jedoch, daß es damit noch

gute Wege hat, daß nur die äußere Form unseres Daseins sich einigermaßen verändert hat, und zwar durchaus nicht immer und nicht überall in angenehmer Weise. Wohl vereinigen wir Millionen zu fein ausgeflügelter, ungeahnt produktiver gemeinsamer Arbeit, aber wir machen sie damit selbst kaum glücklicher. Wir vermindern nicht das allgemeine Arbeitsquantum, und wir machen andere Millionen brotlos. Wohl durchfliegen wir mittels Dampf und Elektrizität die ganze Erde, aber wir schöpfen für uns selbst kaum mehr Befriedigung und Genuß daraus als unsere Vorfahren, die sich der Postkutsche bedienten.

Aber die Maschine ist nun einmal die hervorragendste Leistung unserer Zeit, darum gehen wir voll Selbstbewunderung in ihrem Genuße und in ihrer Anwendung auf und sind geneigt, alles andere in den Winkel zu stellen und zu vergessen. So ist es denn auch nicht eben zu verwundern, daß man überall Jahrzehnte hindurch fast vergessen hat, wie doch das vornehmste und erste von der Natur den Menschen dargebotene Produktionsmittel, die Mutter Erde, durch diese technische Entwicklung seine Berechtigung nicht eingebüßt hat. Das ungeheuerere Anwachsen der industriellen Beschäftigung, die steigende Entvölkerung des platten Landes ließen wirklich allenthalben, hier mehr, dort weniger, den Gedanken aufkommen, als ob nur allein in dieser Entwicklung das Heil der menschlichen Zukunft beschlossen, als ob die gute, alte Landwirtschaft eine quantität negligible, eine Beschäftigung für zurückgebliebene Volkskreise und zurückgebliebene Völker geworden sei.

Diese kühne Voraussetzung beruhte auf dem verfrühten Gedanken einer bereits begonnenen Weltwirtschaft, der seinen Glanz verlieren mußte, sobald, wie in der jüngsten Gegenwart, die nationalen Leidenschaften wieder die Oberhand gewannen. Dieser große Austausch der Arbeit ist nur denkbar unter der Ära eines allgemein gesicherten Weltfriedens, der wir allerdings mit langen rückläufigen Intervallen zustreben, von der wir aber gerade jetzt wohl weiter entfernt sind als seit lange. Sobald die nationale Wirtschaft wieder einmal in den Vordergrund rückt, mit allen Möglichkeiten ihrer Gefährdung durch nationale Streitigkeiten, tritt die eigene Versorgung mit Lebensmitteln wiederum in ihr volles Recht, in die erste Reihe. Das hat man denn auch zuerst in England erkannt, wo die einseitig industrielle Entwicklung bereits so weit fortgeschritten war, daß man sich mit Stolz bereits als „die Werkstatt der Erde“ bezeichnete. Und folgerichtig ist es auch England gewesen, wo die Gefahren solcher Einseitigkeit zuerst zum Bewußtsein kamen. Nirgendwo anders konnte ein John Ruskin aufstehen, der im Zeitalter der Maschine eine Lanze für

das ersterbende Handwerk brach. Während die Sozialisten des Kontinents sich noch an den technischen Fortschritten berauschten, welche die Welt vom Übel erlösen sollten, predigte bereits Robert Blatchford die Notwendigkeit der Umkehr. Es ist eine kulturell recht merkwürdige Erscheinung, daß seine geistvolle Flugchrift „Merrie England“, die in angelsächsischen Ländern in Millionen von Exemplaren verbreitet wurde, außerhalb dieses Sprachgebietes in weiteren Kreisen fast unbekannt ist. Der Gründe sind verschiedene: einerseits hat man es, in Deutschland z. B., noch nicht fertig gebracht, eine soziale Flugchrift von 13 Bogen zu „einem Penny“ — 8½ Pfennigen zu vertreiben; andererseits haben weder die deutschen Sozialisten noch ihre Gegner ein Interesse daran, die dort vorgeführten Anschauungen zu verbreiten. Blatchford, der Herausgeber der sozialistischen Zeitschrift „Clarion“ malt dort in trefflicher Weise den Zukunftszustand aus, in den ein Land verfallen muß, wenn es ausschließlich industriell wird. Überall erheben sich die unästhetischen, die Lebenslust verpestenden riesigen Dampfschloten, das Wasser der Flüsse wird verdorben, die ganze Landschaft verliert mehr und mehr ihren lieblichen Charakter, und die Menschen selbst sind der physischen Entartung ausgesetzt. Im Interesse der reinen Nützlichkeit geht der Mensch darauf aus, die Natur und sein eigenes Geschlecht zu schänden. Die Gewohnheit eines bescheidenen, beschaulichen Lebensgenusses wird überall in den Hintergrund gedrängt, das Hasten und Jagen und Drängen wird zur allgemeinen Gewohnheit. — Dieser Zustand aber kann unmöglich das Ideal einer zukünftigen Gesellschaft sein. Gleichwie der Einzelne nur ein wahrer, voller Mensch ist, wenn er seine Anlagen in einer gewissen Vielseitigkeit ausnützt, so kann auch für die Gesamtheit nur in einer weisen Mischung der Berufsarten und der Beschäftigungen das Heil erwachsen.

Man sollte meinen, daß der gewaltige Irrtum, eine Etappe des Weges für das Ziel zu halten, nach der Verflüchtigung des ersten Raushes überall gleichmäßig erkannt worden wäre. Dem ist aber nicht so. In Deutschland z. B. bedurfte es erst gewisser politischer Erscheinungen, um die Aufmerksamkeit wieder auf diese, im Grunde rein wirtschaftliche Frage zu lenken.

Hier war es zunächst die Sozialdemokratie, die seit einem Vierteljahrhundert im Mittelpunkt aller politischen Erwägungen stehende Partei, welche die Agrarfrage wiederum in Fluß bringen sollte. Die junge, in kurzer Zeit zu staunenswerten Erfolgen gelangte Partei der Industriearbeiter, muß, dem inneren Wesen jeder Partei entsprechend, nach der Erringung der Herrschaft streben. Aber bald erkennt sie, daß eine solche Macht-

stellung unmöglich ist, wenn sie nicht die Landbevölkerung für ihre Ziele gewinnen kann. Und sobald sie ernstlich an diese Frage herantritt, muß sie finden, daß ihre Theorie und ihr Programm für diesen Zweck nicht ausreichen. Allen Sophismen zum Troste tritt es klar zu Tage, daß die angenommene Formel der industriellen Entwicklung — wachsende Konzentration der Produktionsmittel und in Verbindung damit steigende Macht des Kapitals —, selbst wenn sie an sich richtig ist, doch auf die Landwirtschaft keine oder nur beschränkte Anwendung finden kann. Schon die geschichtliche Entwicklung hätte auf die grundlegende Verschiedenheit hinweisen müssen; aber auch die Parteien glauben gerne, was sie wünschen. Der Großgrundbesitz ist eine uralte Wirtschaftsform, die in der Neuzeit fast überall eher eine rückläufige Bewegung zeigt.

Diese Tatsache ist in der Eigenart der Berufe begründet. Die moderne Industrie erringt ihre glänzenden Erfolge nur durch die Vereinigung großer Menschenmassen auf engem Raume, an den von der Natur begünstigten Mittelpunkten, unter einer starken Konzentration der Menschen- und der Maschinenkraft. Der Ackerbau dagegen ist immer an die weite Fläche des platten Landes gebunden, die sich wohl auch mit Hilfe der Maschine intensiver bearbeiten läßt und aus der Verbesserung der Verkehrsmittel Nutzen zieht, sich aber ihrer Natur gemäß niemals an sich enger zusammendrängen läßt. So strebt die Industrie nach einer immer vollkommeneren Arbeitsteilung, während die Landwirtschaft in hohem Maße auf Arbeitsvereinigung angewiesen ist. Der Ackerbau ist im allgemeinen viel abhängiger von den natürlichen Bedingungen als das Gewerbe. Seine über das ganze Land zerstreuten Diener sind viel weniger zugänglich für die Koalition und für die politische Agitation als die gedrängt beisammen wohnenden Industriearbeiter. Darum sind und bleiben auch jene von Natur aus konservativer als diese. Mit allen Fasern ihres Daseins hängen sie am kleinen Privateigentum ihrer Betriebsmittel, dessen sich der industrielle Arbeiter längst entwöhnt hat.

Auf so grundverschiedene Lebensbedingungen lassen sich unmöglich die gleichen Theorien anwenden. Daher ist auch die Agrarfrage der Scheideweg geworden, an dem sich die Sozialdemokratie zu entscheiden haben wird, ob sie auch künftig noch die ausschließliche Vertreterin des industriellen Proletariats bleiben, ob sie eine demokratisch-soziale Linke von allgemeinerer Bedeutung werden will. Auch im ersteren Falle wird sie wohl noch auf lange hinaus ein wichtiger Faktor unserer politischen Entwicklung sein, ohne indessen nach menschlicher Berechnung jemals die Aussicht auf einen endgiltigen Sieg zu haben; im anderen Falle wird sie

diese Hoffnung nicht aufzugeben brauchen, freilich aber dabei an innerer Geschlossenheit verlieren. Die Schwierigkeit einer solchen Wahl ist wohl begreiflich, aber alle Versuche, die beiden auseinanderstrebeuden Enden zu vereinigen, müssen erfolglos bleiben.

Aber noch von anderer Seite tritt die Agrarfrage als politischer Nachtfaktor an die Gegenwart heran. Bildet die Sozialdemokratie die Avantgarde der Zukunft, so stellt sich der Großgrundbesitz als die Nachhut der Vergangenheit dar. Der Preussische Junker kämpft um die liebe und wertvolle politische Vorherrschaft, welche die Preussische Staatstradition ihm und seiner Nachkommenschaft bisher gewährt hat, und die meistens in einer behaglichen Existenz für ihn und sein Geschlecht den praktischen Ausdruck erhielt. Als das beste Mittel zur Aufrechterhaltung dieser bevorzugten Stellung bietet sich ihm die Agrarfrage. Durch eine außerordentlich geschickt geleitete Agitation wird der Glauben erweckt und genährt, als ob die Interessen der Großgrundbesitzer sich mit denjenigen der Landwirtschaft im allgemeinen, und dadurch mit denen der Nation deckten. Es ist hier nicht die Stelle, zu beweisen, wie wenig dies der Fall ist.

In diesem fatalen Dilemma gleicht die Preussische Staatsregierung meistens dem „Greis, der sich nicht zu helfen weiß“. Sie erkennt sicherlich in vollstem Maße die Unrichtigkeit und Gefährlichkeit der agrarisch-junkerlichen Präntentionen, sie fühlt sie ja am eigenen Leibe bei allen auf die Förderung des Gemeinwohles gerichteten Vorschlägen, — siehe Kanalvorlagen zc. — aber, vor den Ernst der Entscheidung gestellt, weicht sie jedesmal mutig zurück. Das ist auch ganz begreiflich und verzeihlich. Denn trotz erfreulicher, aber seltener Ausnahmen setzt sich eben diese Regierung doch heute noch im wesentlichen aus Mitgliedern oder Abkömmlingen jenes Staubes zusammen, dessen Herrschaft beseitigt werden soll und muß. Durch die, jeder demokratischen Tendenz abholden Traditionen der Monarchie wird sie darin kräftig gestützt. Die Monarchie freilich hat bei einer gesunden Agrarpolitik im großen Stille, die notwendig der demokratischen Strömung Rechnung tragen müßte, nichts zu verlieren, das Junkertum aber so gut, wie alles. Und man kann niemanden ernstlich verdenken, wenn er nicht selber den Ast absägen helfen will, auf dem er geborgen sitzt. Solches geschieht nur in recht kritischen, wahrhaft „historischen“ Momenten, wie in der Augustnacht von 1789 in Paris oder in den Märztagen von 1848 in Berlin. — Früher oder später wird freilich auch für die Gegenwart dieser kritische Tag kommen: die zahlreichen tüchtigen Elemente des alten Grundabels werden sich auch dann behaupten, aber

sie werden ihre Stellung in Staat und Gesellschaft nicht mehr ihrem Stammbaum, sondern den eigenen Verdiensten verdanken.

Denn man kann unmöglich auf die Dauer in einem großen Staate doppelzüngige Politik treiben. Man kann unmöglich als richtig erkannte Maßregeln fallen lassen, lediglich deshalb, weil sie vielleicht der Sozialdemokratie nützen, oder weil sie sicher dem Junkertum schaden werden. In der Wahl zwischen Grundsätzen und Personen setzen sich in einem gefunden Staatswesen schließlich immer die ersteren durch. Unsere heimische Landwirtschaft muß erhalten und gekräftigt werden. Erweisen sich die für diesen Endzweck von den jetzigen Machthabern vorgeschlagenen Maßnahmen als ungenügend oder dem Gemeinwohl schädlich, nun, so wird es auf anderem, richtigerem Wege eines Tages versucht werden.

Zu diesen Betrachtungen hat mir das bei Eugen Diederichs in Leipzig unlängst erschienene Buch des Herrn Hugo Böttger, „Die Sozialdemokratie auf dem Lande“, willkommene Veranlassung geboten. Es ist in der That ein sehr verdienstliches Buch, geeignet, über die wahre Tragweite der Agrarfrage Licht zu verbreiten. Deshalb möchte ich es allen, die sich für diese Lebensfrage des deutschen Volkes interessieren, aufs beste empfehlen. Es geht in seinem Inhalte denn auch über den, sichtlich mit einiger Rücksicht auf das Tagesinteresse gewählten Titel weit hinaus. Denn beinahe die Hälfte des Inhalts ist einem positiven Agrarprogramm gewidmet, mit dessen Grundzügen man sich recht wohl einverstanden erklären kann. Die „Leitsätze“ für den Bauernstand einerseits, für die Landarbeiter andererseits, die den Schluß des Buches bilden, verdienen die weiteste Verbreitung und Erörterung. Das Werk ist typographisch ausgezeichnet ausgestattet, um so mehr bleibt es zu bedauern, daß der sein Gebiet sichtlich vollkommen beherrschende Verfasser auf die stilistische Form und auf die Korrekturen zu wenig Aufmerksamkeit verwendet hat. Das aber ist ein Fehler, der bei einer hoffentlich zu erwartenden zweiten Auflage verbessert werden könnte und sollte.

Möge in unserem Vaterlande die Agrarfrage immer mehr unbefangene Würdigung finden, ganz frei von jeder Rücksicht auf die Sozialdemokratie und von jeder Konnivenz mit dem Großgrundbesitz, lediglich vom Standpunkte der allgemeinen Wohlfahrt! —





Houston Stewart Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts*)

von H. C.
(Berlin.)

II.

Noch weitaus unklarer als mit seinen Ideen über Klasse ist Chamberlain mit seinen Ausführungen über Religion. — Von geoffenbarten Religionen will er nichts wissen. Was soll indessen an deren Stelle treten? Er spricht gelegentlich von der Notwendigkeit, eine neue Religion zu gründen (S. 645), er ist für Mystik, für innere Religion im Gegensatz zu äußerer Werththätigkeit. Habe ich ihn recht verstanden, so hat er durch die Kunst Richard Wagners eine Art Surrogat für den verloren gegangenen Glauben erhalten. Indessen kann man eine Religion nicht künstlich herrichten. Immer wird, wo der naive Glaube fehlt, Zwiespalt zwischen Inhalt und Form sich ergeben. In diesem Zwiespalt liegt die Tragik jedes Kirchenwesens. Die Religion als inneres Erlebnis ist hochpersönlich, sie kann deshalb nicht zur äußeren Organisation führen. Jede dieser Organisationen ist vom Standpunkte des inneren Menschen unhaltbar, denn es ist zweifellos ein Widerspruch gegen die Innerlichkeit des religiösen Gefühls, daß pränumerando an bestimmten Kalendertagen Andächtigkeit festgesetzt werden soll, und die gemeinsamen Feste sind die unerläßliche Grundlage, das minimum kirchlicher Or-

*) In der vorigen Nr. ist auf S. 149 zwischen den Worten: „Osmane (S. 45)“ und „Hierzu macht Chamberlain“ folgendes Citat aus Chamberlain aus Versehen nicht abgedruckt worden:

„Dagegen können wir uns recht wohl vorstellen, wie die einsörmige Armut der Umgebung zu der unergleichlichen Armut mythologischer Vorstellungen führen konnte. Der Mensch ist eben durchaus unfähig, seine Phantasie aus eigener Kraft zu speisen; sie wird, wie Shakespeare sagt, im Auge geboren, wo dem Auge lediglich Einförmigkeit geboten wird, wird sie zur Einförmigkeit verdorren (S. 404).“

ganisation. — Selbst die am meisten natürlichen Feste, diejenigen, welche sich den Jahreszeiten anschließen, sind nicht auf den Tag zwingend. Denn das Klima wechselt nicht nur mit den Breitegraden, sondern im selben Lande mit dem Wandel der Jahre. Ostern, das Siegesfest des Frühlings über den Winter, die Befreiung der Erde, — in der christlichen Religion symbolisiert als die Auferstehung Christi, in der jüdischen als die Befreiung des jüdischen Volkes von fremdem Joch — haben wir mehr als einmal in Schnee und Eis gefeiert. Abgesehen davon, daß auch die Temperamente der Menschen verschieden sind, und bei Einzelnen die religiöse Stimmung durch das Glücksgefühl und schönes Wetter ausgelöst wird, welche bei der Mehrzahl der Menschen sich als Folge von Unglück und Donnerwetter einstellt. Die Aufgabe, eine innerliche Kirche zu begründen — der Ausdruck Religion ist hier irreführend — ist unlösbar, eine innerliche Form ist ein Unding.

Keine Kirche kann an die Vernunft appellieren, vom Standpunkt der reinen Vernunft ist jede kirchliche Organisation unhaltbar. Deshalb kann keine Kirche sich als etwas Neues geben, jede neue Kirche führt sich vielmehr als Reformation ein, wodurch sie der Prüfung der Vernunft entzogen und auf frühere Offenbarung zurückgeführt wird, so daß sie also anstatt des zersetzenden Einflusses der Vernunft den stützenden Einfluß des Gefühls der Pietät genießt. So glauben die Reformatoren, gegenüber dem päpstlichen Antichrist das Urchristentum zu betonen, so glaubt die christliche Kirche die Messianität Christi im alten Testament nachweisen zu können, so erklärt Christus, er komme, das Gesetz zu erfüllen, nicht aufzulösen. — So mahnen die Propheten das sündige Volk, zurückzukehren zum Glauben und der Tugend der Väter. Gehen wir noch weiter zurück, so giebt sich die mosaische Religion allerdings als geoffenbart, aber geschichtlich dürfte der Vorgang wohl so sich vollzogen haben, daß dasjenige, was seit Jahrhunderten geglaubt und geübt wurde, als Ergebnis einer früheren Offenbarung erzählt worden ist. Der Pentateuch ist nach wissenschaftlicher Überzeugung Jahrhunderte nach der vermutlichen Lebenszeit Moses verfaßt, dieute also ebenfalls dazu, die Gegenwart auf die Vergangenheit zu stützen. Und Moses greift seinerseits auf Abraham zurück. Jede Kirche gründet sich also auf äußere Thatsachen und zwar mit zwingender Notwendigkeit, weil das innere Erlebnis religiösen Empfindens eben als etwas Innerliches nicht zum äußeren Kennzeichen, zum Stifft, zum „religious brand“*), wie Mark Twain sehr hübsch sagt, werden

*) Etwa religiöses Warenzeichen.

fann. — Betrachtet man, wie Chamberlain, das Auftreten des Paulus als einen derartigen Versuch der Verinnerlichung, als das Bestreben, den Glauben an die Stelle äußerer Werkthätigkeit zu setzen, so dürfte gerade dieser Versuch abschrecken, welcher Nützlichendes beseitigt und Schädliches bewirkt hat. Da das innere Erlebnis des Glaubens unmöglich zum Kennzeichen der Kirche zu machen war, mußte für die Kirche ein Bekenntnis, gewissermaßen die Projektion des inneren Erlebnisses, an dessen Stelle treten. Wer es ablegt, oder der, für welchen es abgelegt wird, hat religiöse Bürgerrechte im Himmel und auf Erden. Es ist beispielsweise eine der merkwürdigsten Folgen dieser auf Verinnerlichung gerichtet gewesenen Bewegung, daß das getaufte Kind, welches zu einem Bewußtsein seines Seelenlebens noch nicht gelangt ist, vor dem erhabenen Andersgläubigen, wie einem Plato oder Aristides in Bezug auf die Erwerbung der himmlischen Bürgerrechte den Vorzug hat, also der passive Akt des Geborenwerdens entscheidend wird.^{*)} Gerade hier dürfte die Ursache der Inquisition, der Europa eigentümlichen Religionskriege und des ausgebildeten Missionswesens zu suchen sein. Oder um vielleicht wissenschaftlich genauer zu sein, der den Europäern eigentümliche Herrschaftstrieb konnte gerade durch das Bekenntnis das religiöse Etikett erhalten.

Andererseits ging durch das Betonen des Glaubensmoments der Nutzen verloren, den das jüdische Gesetz für das Verhältnis von Mensch zu Mensch gezeitigt hatte. Gewiß erhält eine Handlung für das Individuum ihren rechten ethischen Wert erst durch die Motive, und es ist ein großer Unterschied, ob jemand — was Chamberlain als spezifisch germanisch bezeichnet — das Gute thut um des Guten willen als kategorischen Imperativ, nicht mit Rücksicht auf Strafe oder Belohnung durch Gott. Aber in die Motive kann man nicht hineinschauen, und eine Kirche hat daher genug des Guten gethan, wenn sie überhaupt nur erst das Geschehen des Guten bewirkt. Hier sagt Kant treffend (Definitivartikel zum ewigen Frieden, Auhang II):

*) cf. Dante. Vergl. auch den Offenen Brief des Prätestantenvereiners Prof. Beyshlag an Bischof Korum von Trier. Chamberlain behauptet (S. 344) zu Unrecht: „Daß die meisten Rabbiner alle Nichtjuden vom Anteil an einer zukünftigen Welt ausschlossen, andere sie nur als eine verachtete Welt dard duldeten . . . ist nur logisch; was dagegen lamisch wirkt, ist die Behauptung der heutigen Juden, ihre Religion sei die Religion der Humanität.“

Im Gegenteil ist es ein talmudischer Grundsatz: „Die Edlen aller Völker haben Anteil an der Seligkeit“. — Das hängt natürlich nicht mit irgend einer besonderen Trefflichkeit der Rasse oder Religion als solcher zusammen, die Juden hatten das ethische Glück, praktisch Unglück zu haben. Not lehrt nicht nur beten, sondern auch human sein.

Beides, die Menschenliebe und die Achtung fürs Recht*) der Menschen, ist Pflicht; jene aber nur bedingte, diese dagegen unbedingte, schlechthin gebietende Pflicht, welche nicht übertreten zu haben derjenige zuerst völlig versichert sein muß, der sich dem süßen Gefühl des Wohlthuns überlassen will. Mit der Moral im ersteren Sinne (als Ethik) ist die Politik leicht einverstanden, um das Recht der Menschen ihren Oberen preiszugeben; aber mit der in der zweiten Bedeutung (als Rechtslehre), vor der sie ihre Knie beugen müßte, findet sie es ratsam, sich gar nicht auf Vertrag einzulassen, ihr lieber alle Realität abzustreiten, und alle Pflichten auf lauter Wohlwollen auszudeuten.**)

Es ist gewiß ein schlagender Beweis für Kants Behauptung, daß am Ende des neunzehnten Jahrhunderts der preussische Staat das Beispiel des jüdischen besolgte und die Sonntagsruhe durch Gesetz einführte, und daß kirchliche Kreise sich zu der Forderung bekannten, man müsse anfangen praktisches Christentum zu treiben. Mit der Nächstenliebe hatten sich die Despoten all die Jahrhunderte trefflich abgefunden. Die Werktätigkeit kann zu grotesken Auswüchsen führen, es erinnert an das Ablafwesen Tegels, wenn eine Belohnung durch Gott im Himmel und auf Erden für einen Jahresbeitrag oder eine Unterstützung von christlichen und jüdischen Wohlthätigkeitsanstalten oder von Bettlern und Schnorrern in Aussicht gestellt wird. — Aber das ist ein Auswuchs und hat mit der guten Handlung nichts zu thun. Im Gegenteil, wo sie als gesetzliche Pflicht geleistet wird, gewährt sie ebensowenig einen Anspruch auf Lohn wie das Unterlassen eines Diebstahls. Das Ablafwesen gegen Kaffe kam gerade erst dann in Aufschwung, als das Volk aufgehört hatte, zu zehnten, vorher war gegenüber der geleisteten Pflicht ein spezielles Äquivalent von der Kirche nicht zu gewähren. —

Die Sünde kommt vom Herzen, aber pädagogischer Grundsatz ist, daß die Gewöhnung guten Handelns auch den Sinn veredelt, und so ist es vielleicht auch von einer Kirche nicht unklug, auf das lobenswerte Handeln den Schwerpunkt zu legen. Will die Kirche den Schmetterling des „inneren Glaubens“ fangen, so wird unfehlbar der aufgespießte Schmetterling des Dogmas daraus. Bezeichnet man als Ethik das Ver-

*) Die hier gesperrt gedruckten Worte sind auch in der mir vorliegenden Ausgabe: herausgegeben von J. S. von Kirchmann, Berlin 1870, Verlag von L. Heumann, gesperrt gedruckt.

**) Der hier folgende Schluß: „welche Hinterlist einer lichtschönen Politik durch die Publicität jener ihrer Maximen leicht vereitelt werden würde, wenn jene es nur wagen wollte, dem Philosophen die Publicität der seinigen angedeihen zu lassen“ — gehört nicht zum Thema, dürfte aber als Probe Kantischen Humors interessieren.

halten von Mensch zu Mensch und als Religion das Verhältnis des Menschen zu Gott, so kann eine Kirche deshalb vielleicht nichts Besseres thun — als Religion für Privatsache erklären. — In die Herzen hineinsehen kann nur Gott, und schließlich ist auch der Mystiker von Menschlichkeit nicht frei, wie denn der als Ideal des germanischen Glaubens von Chamberlain angesehene Luther die Sünde nicht nur ausschließlich in sich gesucht, sondern gelegentlich dem leidhaftigen Teufel sein Tintenfaß an den Kopf geworfen hat. —

Chamberlain fühlt ganz richtig, daß das Christentum den Europäern nicht homogen ist, und daß die europäische Civilisation an einem inneren Widerspruch leidet. Aber es ist doch nur ein Ausweichen vor der Frage, dies darauf zurückzuführen, daß die italischen Mischlinge die Vermittler zwischen antiker Kultur und germanischer Entwicklung gewesen seien. Das unorganische fremde Element hätten die germanischen Gehirnwindungen doch bald ausgestoßen. Der Fehler liegt eben nicht an den Vermittlern, sondern an den beteiligten Personengruppen. Christlich-germanisch ist eine *contradictio in adjecto*, es wird niemals möglich sein, Christus und Hermann den Cherusker zu einer einheitlichen Figur zu verschmelzen. Zwischen Hermanns Instinkten und den Vorschriften der christlich-jüdischen Sittenlehre besteht ein unheilbarer Widerspruch. — Ganz natürlich, denn diese Sittenlehre ist ein orientalisches Gewächs, sie entspricht einem durchaus anderen Klima als dem europäischen. Hier alles Energie, dort fromme Ergebenheit. „Du sollst nicht sorgen um den kommenden Tag“ hätte nie ein nord-europäisches Ideal sein können. Sehr hübsch sagt die „Historie des türkischen Reiches“ von Salmous und van Goch (1748): „Also scheinen die Türken unseres Heilands Vormahnung: „wenn wir Nahrung und Kleidung haben, so laffet uns begnügen“, noch besser zu beachten als die meisten, die sich Christen nennen, bei welchen des Laufens und Rennens, Eßens und Arbeitens, Trachtens und Strebens nach Reichtum und Ehren kein Ende ist.“*)

Auf dem Religionskongreß von Chicago sprach am 22. September 1893 der Neubrahmane Rozoombar den gleichen Gedanken in folgenden poetischen Worten aus: „Ihr im Westen arbeitet rastlos und eure Arbeit ist euer Gebet. Wir im Osten meditieren und beten stundenlang und unser Gottesdienst ist unsere Arbeit.“ (cf. Zff. Btg. 22. Okt. 1893.)

*) Prinz Zusanthor von Cambodja schrieb (Anfang Sept. d. J.) im Figaro: „Das hohe Alter des sozialen und die Leichtigkeit des physischen Lebens haben uns für das Buddhagesetz vorbereitet, das aus Gerechtigkeit und Liebe besteht.“ (cf. Frankfurter Zeitung 12. Sept.) Einen entfernten Anklang an diesen Ideentkreis finde ich in Chamberlains Bemerkung (S. 610), daß die nordischen Männer für den edelsten Protestantismus der ersten Christen aus römischer Zeit zu praktisch-weltlich angelegt waren.

Wie über die Hauptpunkte bewegt sich Chamberlain über viele Einzelheiten in Widersprüchen. Die folgende Liste von solchen enthält ausschließlich Stellen, welche beim ersten Lesen auffielen. Sei es, daß sie nahe beieinander stehen, also gewissermaßen hintereinander gelesen wurden. Sei es, daß eine der geäußerten Ansichten verblüffte und sich deshalb dem Gedächtnis einprägte.

1. Jhering als Anhänger der Rassen-theorie.

Chamberlain S. 121.

Auf die schwierige Frage der Rassen werde ich an anderer Stelle zurückzukommen haben. Hier will ich nur eine sehr wichtige Bemerkung einschalten: Während... einzelne Anthropologen auf die chaotischen Ergebnisse der Schädelmessungen hinweisen (J. V. Topinard und Nagel) gebrauchen die Forscher auf dem Gebiet der Rechtsgeschichte den Ausdruck Arier... welche sich prinzipiell an gewissen Anschauungen bei Semiten, Hamiten u. s. w. unterscheiden (... man setze die Werte von Saaigny, Roussin, Jhering (!) und Leist... durch sie wird das Dasein eines arabischen Arierthums... dargethan.

S. 122.

... als gerade dieser große Rechtslehrer (Jhering) stets energisch zu erneuern pflegt, daß einem Volk irgend etwas angeboren sei; er verstreigt sich sogar zu der ungeheuerlichen Behauptung, die angeerbte, physische (und mit dieser zugleich die moralische) Struktur des Menschen — denn das ist wohl doch, was der Begriff Rasse bezeichnen soll, — habe gar keinen Einfluß auf seinen Charakter, sondern einzig die geographische Umgebung, so daß der Arier nach Mesopotamien versetzt eo ipso Semit*) geworden wäre und umgekehrt.

2. Habgier bei den Römern.

Chamberlain S. 129.

Vielleicht treffender... Augustinus...; er macht hier besonders auf die Abwesenheit der Habgier und des Eigennuzes bei den Römern aufmerksam.

S. 131.

Nun hören wir viel von römischer Härte, römischem Eigennuz, römischer Gier; ja war es denn möglich inmitten einer solchen Welt für Unabhängigkeit und Freiheit zu streiten ohne hart zu sein? Kann man im Kampf ums Leben seinen Platz behaupten, ohne in erster Linie an sich selbst zu denken? Ist nicht Besitz Kraft?

S. 45.

Besitzen will das Volk, besitzen der Einzelne.

*) Daß es sich bei den meisten der oben nachgewiesenen Widersprüche um „Semiten“ handelt, ist nicht eine Idiosynkrasie des semitischen Kritikers, sondern des Verfassers, der wie bemerkt, gerade dem alten Testament mit besonders widerprüchsaften Gefühlen gegenübersteht.

3. Rechtsgefühl bei „Semiten“ und „Römern“.

Chamberlain S. 170.

Aber auch unter günstigeren Bedingungen, z. B. bei den Juden, hat sich nie auch nur ein Ansatz zu einer echten Rechtsbildung gezeigt . . . auf jüdischem Boden hätte römisches Recht nicht wachsen können, sondern höchstens ein simplifiziertes Gesetzbuch, wie es etwa König Tippu Lib am Congo drauß'n mag.

S. 47.

Hier wagten es Männer mitten aus dem Volke, die Propheten, die Fürsten dieser Erde als „Diebsgefellen“ zu brandmarken, und wehe zu rufen über die Reichen, die ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum anderen bringen, bis daß sie allein das Land besäßen. — Das war eine andere Auffassung des Rechts als die der Römer, denen nichts heiliger dünkte als der Besitz.

4. Dante für Trennung von Staat und Kirche?

Chamberlain S. 617.

. . . namentlich in Bezug auf seine Anschauungen über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche ist er ganz in karlinisch-ottonischen Anschauungen und Träumereien befangen.

S. 614.

. . . es scheiterten . . . von Dante bis Lamennais und Döllinger alle diejenigen, welche die Trennung von Kirche und Staat und die Religionsfreiheit des Individuums forderten.

S. 621.

Dante ging weiter als Karl der Große. Diesem hatte eine Art Cäsaropapismus vorgekehrt . . . Dante dagegen forderte die gänzliche Trennung von Staat und Kirche.

5. Mischehen bei Juden.

Chamberlain S. 219.

In jenem ganzen Weltteil gab es eine einzige reine Rasse, eine Rasse, die durch peinliche Vorschriften sich vor jeder Vermengung mit anderen Völkerschaften schützte — die jüdische; daß Jesus Christus ihr nicht angehörte, kann als sicher betrachtet werden.

S. 214.

Wenn wir nun einerseits bedenken, wie lag die Juden jener Zeit (außerhalb Judäas) über die Mischehen dachten. . . so erscheint die Vermutung durchaus nicht unzulässig, daß Saulus zwar einen Juden aus dem Stamme Benjamin zum Vater . . . dagegen aber eine hellenische zum Judentum übergetretene Mutter gehabt hat. —

6. Der „tonvermählte Dichter“^{*)}

Chamberlain S. 976.

Hieran reiht sich nun die sehr wichtige Einsicht Lessings, daß Dichtkunst und Tonkunst eine einzige Kunst sind, daß sie zusammen erst eigentliche Poesie ausmachen. Dies ist der springende Punkt für das Verständnis unserer germanischen Kunst . . .

S. 998/9.

Wenn der starke naturalistische Trieb unsere Dichtkunst nicht von der Musik losgerissen hätte, hätten wir nie einen Shakespeare erlebt. Auf hellenischem Boden wäre also eine der höchsten Erscheinungen schöpferischer Kraft ausgeschlossen gewesen.

*) Der Ausdruck ist von Chamberlain.

7. Sektbildung Zeichen von Religiosität?

Chamberlain S. 547.

Wirklichen Glauben gab es fast gar nicht mehr. Selbst bei den Juden — sonst inmitten dieses Hezzenabbats eine rühmliche Ausnahme — schwankte er nicht unbedenklich in weitauseinandergehenden Sekt.

S. 610.

... Freiheit des individuellen Glaubens; das ist der Charakter des frühen Christentums überhaupt, das ist seine spätere, von Germanen erfundene Verklärung. Diese Freiheit war so groß, daß selbst im Abendland, wo doch Rom von Beginn an vorherrschte, Jahrhunderte hindurch jedes Land ja oft jede Stadt mit ihrem Sprengel ein eigenes Glaubensbekenntnis besaß.

8. Germanen und Königtum.

Chamberlain S. 470.

... wer erblickte nicht in der unentwurzelbaren Königskreuz dieses Volkes (der Bretonen) einen ebensa germanischen Zug, wie in der Kriegslust und Fahnenkreuz der Iren.

S. 148.

... um so bemerkenswerter, als allen Zweigen der Indoeuropäer der Begriff des Unterthanen sein ebenso fremd war, wie der des Großkönigtums.

9. Wichtigkeit des Messiasglaubens bei den Juden?

Chamberlain S. 449.

Hier triumphierte die Macht der Idee in einer erschreckenden Weise: in einem gut beanlagten, doch weder physisch noch geistig ungewöhnlich herausragendem Volke erzeugt sie den Wahn einer besonderen Ausgewähltheit, einer besonderen Gottgefälligkeit, einer unaergleichen Zukunft, sie schließt es in tollent Hochmut von sämtlichen Nationen der Erde ab. —

S. 571.

Der Messiasgedanke, trotzdem er im Judentum lange nicht die Rolle spielte, die wir Christen uns einbilden . . .

10. Von welcher Zeit rührt der religiöse Einfluß Roms?

Chamberlain S. 610.

Diese (religiöse) Freiheit war so groß, daß selbst im Abendland, wo doch Rom von Beginn an vorherrschte . . .

S. 602.

Von diesem Beginn an ist während drei Jahrhunderte die Geschichte christlichen Denkens und christlicher Glaubensgestaltung eine ausschließlich griechische.

11. Ist Dogmatifizieren jüdisch?

Chamberlain S. 429.

Dem Juden ist das Dogma in unserm Sinne fremd.

S. 572.

Der arische Drang Dogmen aufzustellen.

S. 630.

Tertullian begründete die „Nichtung der abendländischen Dogmatik auf das Juristische“.

S. 144.

Unter dem bleiernen Druck (der Juden) dieser gebarenen Dogmatiker und Fanatiker wäre jede Denk- und Glaubensfreiheit aus der Welt verschwunden.

12. Jüdische Denkfreiheit?

Chamberlain S. 678.

(Siehe nebenstehende Stelle S. 144.)

Dem Juden — den man einen geborenen Freidenker nennen möchte — war eingeredet worden, er besitze die ganze unteilbare Wahrheit und mit ihr ein Anrecht auf Welt Herrschaft.

13. Ursache der europäischen Morbucht.

Chamberlain S. 144.

S. 515/6.

Denn was ist jenes starre engberzige, geistig beschränkte Dogmatisieren der christlichen Kirche, desgleichen kein arisches Volk sich jemals austräumte, was ist jener alle Jahrhunderte bis auf unser 19. hinab schändende blutgierige Fanatismus, jener der Religion der Liebe von Anfang an anhaftende Fluch des Hasses, von dem Griechen und Römer, Juden und Chinesen, Perser und Germanen schauernd sich abwenden? Was denn, wenn nicht der Schatten jenes Tempels, in welchem dem Gott des Jornes und der Rache geopfert wurde, ein dunkler Schatten, hingeworfen über das jugendliche Heldegeschlecht, das aus dem Dunklen ins Helle strebt?

S. 452.

Die vielen Millionen, die durch oder für das Christentum hingeschlachtet wurden, sowie die vielen für ihren Glauben gestorbenen Juden sind alle Opfer der Fälschungen des Esra und der großen Synagoge.

S. 726.

Von Anfang an und bis zum heutigen Tage sehen wir die Germanen ganze Stämme und Völker hinschlachten und langsam, durch grundtätliche Demoralisation, hinmorden, um Platz für sich selber zu bekommen. Daß die Germanen mit ihren Tugenden allein und ohne ihre Laster — wie da sind Mord, Grausamkeit, Verrat, Mißachtung aller Rechte außer ihres eigenen Rechtes zu herrschen (S. 503) u. s. w. — den Sieg errungen hätten, wird keiner die Stirne haben zu behaupten.

S. 757.

Wir schauern, wenn wir die Geschichte der Vernichtung der Indianer in Nordamerika lesen: überall auf Seite der Europäer Ungerechtigkeit, Verrat, wilde Grausamkeit . . .

Diese Widersprüche sind nicht mühselig herausgesucht; schon beim Lesen der wenigen angeführten Stellen entdeckt man vielmehr weitere Widersprüche, so z. B. zwischen S. 47 unter Nr. 3 und S. 129 unter Nr. 2, S. 572 unter Nr. 11 und S. 144 unter Nr. 13. —

Chamberlain steht regelmäßig unter dem Einfluß des Gedankens, den er auseinandersetzen will. Er beherrscht nicht seinen Stoff, sondern der Stoff ihn. — Will er z. B. die Bedeutung der Propheten als Vorgänger Christi hervorheben (S. 47), so drängt sich ihm der Widerspruch zwischen ihrer Auffassung und der Besitzwut der Römer auf. — Will er dagegen den Römern den Dank Europas für das Geschenk des römischen Rechts abstatten, so sind die Römer die Idealisten und die Semiten die Besitzwütigen. — Will er nachweisen, daß Paulus, der einen jüdischen Vater hat, eine griechische Mutter gehabt haben kann, so denken die Juden über Mischehen lag, will er Christus eine gänzlich unjüdische Abstammung vindizieren, so erklärt er Mischehen von Juden und Galiläern für unmöglich.

Chamberlains Geschichtsauffassung ist gelegentlich schülerhaft. So z. B. die Bemerkung, zu Neros Zeiten sei der römische Staatsgebäude noch so mächtig gewesen, „daß Nero sich selbst tötete, weil der Senat ihn als Feind der Republik gebrandmarkt hatte“ (S. 146). — Als ob diese feile Bande von Kriechern je ein Wort gegen Nero zu äußern gewagt hätte — bevor die Legionen sich auf die Seite von Galba geschlagen hatten. Dann allerdings verurteilte ihn der Senat zum Tode, und Nero, der wußte, daß man ihn unfehlbar ermorden würde, zog es vor, sich von einem treu gebliebenen Sklaven auf der Flucht töten zu lassen. Aber wegen einiger unfreundlicher Lebensarten des Senats hat sich Nero, der kein sentimentales Pensionsfräulein war, sicherlich nicht in den Ortus bemüht. — Ebenso paßt z. B. die Behauptung: „Dazu war das Christentum gekommen und mit ihm die Abschaffung der Sklaverei ein offenes Gebot geworden. Das alles machte ein starkes Königtum nötig“ (S. 155) in ein Lesebuch für Schüler, aber nicht in ein Buch für Erwachsene. Der entscheidende letzte Kampf um die Abschaffung der Sklaverei ist zufällig zu unseren Lebzeiten in einer Republik geführt worden, fast zwei Jahrtausende, nachdem das Christentum gekommen war. Wobei die Geistlichkeit der amerikanischen Südstaaten übrigens der Meinung war, daß die Sklaverei mit dem Christentum sich ganz vortrefflich vertrage. Aristoteles hat zur Verteidigung der Sklaverei erklärt, sie werde aufhören, wenn das Weberschiffchen von allein gehe. — Das trifft's eher — ökonomisch-technische Ummwälzungen haben die Abschaffung der Sklaverei bewirkt.

Nach Chamberlain „schwand im Verlauf des 13. Jahrhunderts die Sklaverei und der Sklavenhandel aus Europa (mit Ausnahme von

Spanien“ (S. 12). Die Leibeigenschaft, welche in Preußen noch in dieses Jahrhundert ragt, in Rußland erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts abgeschafft wurde, verdient doch aber auch die Bezeichnung Sklaverei. Weiskäufig rührte die Bedeutung des Liverpooleer Hafens wesentlich von dem bis in dieses Jahrhundert betriebenen Sklavenhandel. —

Chamberlain nimmt die Reden der Propheten wörtlich. — Das jüdische Volk muß sehr gemein gewesen sein, schreibt er, „oder es müßten die Propheten stark übertrieben haben“ (S. 275). Genau das Gegenteil muß geschlossen werden. Dieses Volk — dem unsere Juden allerdings verzweifelt wenig gleichen — muß einen tiefen sittlichen Ernst gehabt haben, da es in seinem Pantheon einen Ehrenplatz den Männern einräumt, die es in übertriebener Weise getadelt haben. Darin besteht eben der Unterschied zwischen Propheten einerseits, Hofpredigern und Hofhistoriographen andererseits. Einerlei, ob sie dem Souverän schmeicheln und Personenkultus treiben, oder ob sie dem souveränen Volk den Hof machen und schmeichelhafte Rassentheorien zum Besten geben. Wer es als eine bloße Möglichkeit hinstellt, daß die Propheten stark übertrieben haben, der hat als Historiker den negativen Befähigungsnachweis erbracht.

(Schluß folgt.)



Aus meinem Leben.

Von Hermann Heiberg.*

(Schleswig.)

Sie wollen wissen, welche die schönsten Tage meines Lebens waren, gnädige Frau?

Sie sind alle wunderschön gewesen!

Die kalten frierenden, die sich hineindrängten, haben mich die sonnigen mit all ihrem Vogelgesang und ihrer stillen oder jauchzenden Freude doppelt

* Anlässlich des 60. Geburtstages Hermann Heibergs (17. November) veröffentlichten wir aus seinen „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland“ diese kleine autobiographische Skizze. Der Dichter des „Apotheker Heinrich“ bedarf an dieser Stelle keiner rühmenden Worte. Die Rolle, die seine Worte und seine Persönlichkeit in der Sturm- und Drangzeit 1884—89 gespielt hat, wird heute nicht genug gewürdigt. Der 60. Geburtstag des Mannes sei ein Anlaß, sich mit den frischen und glänzenden Werken seiner Frühzeit zu beschäftigen! — D. Red.

genießen lassen. Ich habe jene wie Fagen betrachtet, die in verdeckten Körben die unaufgebrochenen Blumen-Knospen trugen, welche morgen in leuchtender Pracht aufblühen würden, um meinen Lebenstisch zu zieren. Ich kann sie nicht entbehren, wie ich die Nacht nicht missen kann, die mich nur deshalb in ihre dunklen Schleier hüllt, damit ich den neugebornen Tag mit um so größerer Wonne begrüße und in seinen Freuden mit erhöhter Genußfähigkeit schwelge. Es geht mir wie dem Vogel, der zwar bei Regenschauern in das dichtere Laub flüchtet, wenn aber die Sonne ihre Lichtwellen durch die Wälder strömen läßt, jubelnde Dankeslieder zwitschert: „daß nun alles wieder so wunderbar bestellt ist!“

Der erste schönste Tag meines Lebens war der Tag meiner Geburt!

Die Hähne krächten, der Maulwurf warf im Garten auf, die Kellen sprangen aus den Knospen und dufteten, die Sonne schüttete Goldstrahlen aufs Dach, unsere Wetterfahne begann ein leises Turmlied zu singen, die Dunteluh hatte im Stalle ein Kalb geworfen und mein Vater rannte im hastigen Glücksungehüm die Treppe hinab! — — Was war's? Was bedeuteten alle diese Vorzeichen? „Ein Kind ist da!“ „Junge oder Mädchen?“ „Ein Junge!“ — „Hurra! Ein Junge?“ Und das war ich!

Und die Taufe kam. Seidene Kleider rauschten, die Luft war voll Schwüle und Parfüm, die Blumen um das Taufbecken leuchteten und alles war ernsthaft. Die Worte des Predigers schlossen mit einem frommen „Amen“, feuchte Wasser beneßten meine Kinderstirn, ich schrie auf — und war ein Christenmensch geworden.

Man ließ mir als Knabe Licht und Freiheit?

Meine Kameraden und ich jagten als Räuber und Soldaten um die Domkirchhöfen. Wir huschten hinter die verwitterten Pfeiler, brachen hervor und rannten davon und erfüllten die Luft mit unserem Hallo! Wir kämpften und maßen jauchzend im Übermut unsere Kräfte, — bis die langsamen, dumpfen, ernsten Schläge der Turmuhr uns an die vorgerückte Zeit mahnten und nach Hause trieben.

Im Sommer saß ich hinter den Stachelbeerbüschen im Garten und warf die verräterischen Schalen in die tiefen Boskett's. Ein andermal setzte ich über die Nachbarplauke und schlich mich zu den Himbeeren. Wir aßen sie mit Estragon. Das schmeckte ganz besonders.

„Hui! Ein Wurm!“

„Schab't nichts!“

„Sind eure Äpfel schon reif?“

„Nein, aber die Pflaumen!“

„Nicht den schütteln! Das merkt mein Alter!“

„Ach! eine merkt er nicht!“

„Gieb die Hälfte ab!“

„Hier!“

Und dann flogen wir wieder zu unseren Spielplätzen. Glückliche Stunden!
„Aufstehen! Aufstehen!“ rief meiner Mutter Stimme. „Du sollst ja noch dein Lateinisch abschreiben!“

Ich rieb die Augen. Lachte die Sonne, war ich unbeschreiblich vergnügt. War es ein dunkler Tag, dann malte ich mir schon mein gemüthliches Thun in den Nachmittagsstunden aus, in denen ich meine Siegel aufkleben wollte. Ich hatte mein eigenes Zimmer. Es war nur ein bescheidenes Gemach, aber ich war seelenergnügt, wenn ich darin saß. Eine entzückende Aussicht hatte ich aus dem Fenster über Wasser und Wald. — Bilder meiner Mitschüler hingen an den Wänden. M. M. ^{*/m} (seinem) H. H. stand darunter. Das klang schon ganz studentenhaft!

Ich hatte meinen eigenen Staubwedel, mein eigenes Wischtuch, meine eigene Lampe. Nun ward aufgeräumt.

Ah! mit welch lusternen Augen betrachtete ich den Ovid, der eben vom Buchbinder gekommen war. Buntes Papier und Marmorschnitt! Es roch gemischt nach dem Lederlack und nach Kleister! Mir duftete das herrlich! Einen Umschlag fertigte ich an. „Ovidii Nasonis opera“ schrieb ich mit den schönsten Buchstaben darauf. Diese Selbständigkeit: „einen Genitiv zu bilden!“ Es war außerordentlich!

Es klopft. Felix kommt. „Gehst du mit?“

„Nein! Ich muß arbeiten!“

„Ach! komm doch! Karl, Julius, Ernst warten auf der Gasse!“
Und ich ging mit.

Just ging Grete vorüber. Ich war so vernarrt, daß ich sie beim Grüßen nicht anzuschauen wagte. Sie nahm sich in Hut und Mantel noch hübscher aus als in der Tanzstunde.

„Du tanzst famos!“ sagte ich am nächsten Tage und führte sie an ihren Platz.

„Du tanzst von allen am besten!“ entgegnete sie mit Überzeugung.
Ich war ganz weg vor Glück!

Am Abend saß ich auf meinem Zimmer und schrieb ein Gedicht. Es war so rührend, daß ich weinen mußte. Aber die Thränen machten mich frei. Ich kispelte noch einmal ihren Namen und schlief ein.

Welche Seligkeit lag in diesem stillen Lieben!

Später im Jahr ging's aufs Nüßesuchen. Meine Mutter hatte einen neuen Leinwandentel genäht. Wir kletterten in die Hecken! Da

raschelte ein verspätetes Gekier. Im Erdreich war es verschwunden. Alles ward zertreten. Die Zweige knackten und brachen, Steine und Sand rollten von den Wällen.

„Wüllt ji ut de Nöt herut!“ erscholl eine zornige Stimme. Der Bauer kam. Aber unverzagt!

„Dat uns doch plükken, — da sünd ja so veel!“

„Niks da! Sit man vergnögt, dat id ju de Büdel nich afnehm!“

„Na, denn Adjüs!“

Ein träges „Adjüs“ brummte er zurück.

„Seht, welche Massen! Kommt alle her!“

Ich schüttete meine Schätze auf den Tisch aus. Es begann ein allgemeines Knacken!

„Nicht mit den Zähnen!“ sagte mein Vater.

„Und nun zu Bett! Gesindel!“ sagte sie. Sie? Ja, sie, die Liebe, Einzige, die Beste, unsere Mutter, die wir halbtot küßten, ehe wir hinauf in unsere Zimmer stürmten.

Dann kam der Winter mit den schönen Tagen. Wir flogen über den Eispiegel auf den Wiesen. Die Mädchen waren schon da und auch Gretchen. Hielt sich wohl eine so vornehm? Hatte wohl eine von den übrigen ihren Wuchs? Glitt wohl jemals über ein anderes Gesicht ein so bezauberndes Lächeln? Ich brachte sie nach Hause.

„Kommst du morgen?“

„Ja, wenn du kommst!“ — —

Noch einen versteckt-zärtlichen Blick tauschten wir, dann huschte sie in die Hausthür. — —

Frischweg nahm ich immer eine neue Zigarre aus der offenstehenden Riste meines Vaters, — unaufhörlich betrachtete ich meine neue Uhr und nicht genug konnte ich mich vor dem Spiegel in meinem schwarzen Anzuge bewundern!

Ich war heute morgen konfirmiert worden.

„Nehmen Sie noch eine Tasse Thee?“ fragte die alte Freundin unseres Hauses am nächsten Abend.

„Sie sagen Sie? Fräulein Westphal?“

„Natürlich! Mit dem Du ist's nun vorbei!“

„Nein! Sie können weiterhin du sagen! Uubebingt!“

Das Examen war bestanden und ich sollte meine Heimat verlassen.

„Gewiß Väterchen! Gewiß! ich werde alles befolgen.“

„Bleib brav und behalte mich lieb!“ schluchzte sie — und ich fuhr in die Welt.

Alle die bunten Tage ziehen nun an mir vorüber. Jene Tage, an denen ich mit dem letzten Groschen in der Tasche meinen Schneider auf den Wechsel vertröstete, in warmen Sommernächten in den Armen meiner Freunde lag und beim Gambinus die ganze Welt wie einen Festtempel ansah, in dem ich als Priester der Freude einherschritt und — während meine Gedanken so leicht alle Hindernisse und Gräben der Zukunft übersprangen, — mich so glücklich, so unglaublich glücklich fühlte!

Dann kamen die Tage ernster Arbeit! In langen Nächten goß ich neues Öl auf meine Lampe, hüllte die frierenden Glieder ein und fachte die verglimmenden Kohlen im Ofen an, während ich über den Büchern saß. Brennender Ehrgeiz stieg in mir auf und fand Befriedigung.

Das waren wieder schöne Tage!

Es kamen andere bunte Zeiten und Stunden, und alles, was ich gewollt und gedacht, zerstörten die Ereignisse. Ich vertauschte den Studentenrock mit dem Schreibärmel des Kaufmanns und trat in eine neue Welt des Lernens ein.

Zum erstenmal erhielt ich beim Monatschluß dreißig Thaler selbstverdientes Geld. Das war ein herrlicher Tag!

Dann folgten viele Jahre angestrebter Arbeit und früher Selbstständigkeit. Aber die Arbeit hatte Erfolg und die Sorgen flogen wie Herbstvögel von dannen.

Und dann stahl ich in einer Herbstnacht aus dem Garten eines blumenzüchtenden Junggesellen die letzten dunkelroten Rosen, setzte sie ins Wasser und schenkte sie am nächsten Morgen ihr, der Südländerin, die plötzlich vor mir stand wie ein fremdartiges Geheimnis. Lannenschlauf war sie, ihr Angesicht war so zärtlich-weich und auf ihren dunklen Wangen lag ein Anhauch von rosenroten Farben, als ob die scheidenden Abendsonnenstrahlen sie darauf zurückgelassen hätten.

Als wir getraut wurden, war der Himmel ungewölkt. Düstern war es zwischen den Pfeilern und Kirchenstühlen. Schwerfällig brausien die Orgelklänge durch den Dom.

Aber als wir niederknieten, brach gerade die Sonne hervor und stutete durch das einzige hohe Bogensfenster. Ihre Strahlen senkten sich schräg herab und hüllten uns in ein goldenes Lichtmeer ein.

Ein Ah! entrang sich der staunenden Menge, die solches wohl auf alten Heiligenbildern gesehen hatte, nie aber in Wirklichkeit.

Und wie sie nun den ersten Buben auf ihren noch matten Armen mir entgegenhielt, als ich — aus der Ferne zurückkehrend, — ins Krankenzimmer eilte. Welch' seliger Augenblick! Süße, einzige Frau! — —

Vater, Bruder und Erstgeboreneu hat mir der Tod weggerafft! Sorgen? Sie standen wie das Unkraut in den Blumenbeeten auch meines Lebens! Ich habe sie aber bisher alle überwunden, und wie für mich geschrieben sind die Goetheschen Worte:

„Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was gestern war? und um zu raten, zu verbinden, was nicht zu erraten, nicht zu verbinden ist, das Schicksal eines kommenden Tages?“

Jetzt bin ich fertig. Suchen Sie selbst unter lauter schönen Tagen die schönsten heraus, gnädige Frau! — —



Der Tod des Antichrist.

Von Johannes Schlaf.

(Berlin.)

I.

Der letzte Hellene Roms, der arbiter elegantiarum am kaiserlichen Hof, Neros letzter guter Geist, der edle Petronius war nicht mehr. Auch er hatte sich auf Geheiß des Cäsar töten müssen. Indessen nicht mit einemmal hatte er sein Leben geendet, sondern sich die Adern aufgeschnitten, sie nach Belieben verbunden und wieder geöffnet und sich beim festlichen Gastmahl mit seinen Freunden unterhalten; nicht im ernstlichen Gespräch oder aus Eitelkeit, um den Ruhm der Standhaftigkeit zu hinterlassen, sondern mit seiner Lieblingsklaviu rosenbekränzt beim Mahl liegend. Auch nicht über die Unsterblichkeit der Seele und die Meinungen der Philosophen ließ er sich in letzter Stunde vortragen, sondern leichte Gedichte und spielende Verse zum Getön der Kitharen und Flöten. Auch hatte er nicht in seinem Testament dem Cäsar, dem Sesonius Tigellinus oder sonst einem Machthaber geschmeichelt, wie die Meisten der vom Cäsar Hingerichteten gethan, vielmehr verzeichnete er die Schandthaten Neros, nach den einzelnen Personen geordnet und schickte die Schrift versiegelt an den Kaiser. Auf solche Art war Petronius Arbiter aus dem Leben geschieden, nachdem vor ihm die letzten Vertreter alter Römertugend, Burrus, Seneca und Thrasea in ähnlicher Weise hingegangen.

Rom stand nun gänzlich im Zeichen des wüsten Tölpels Sofonius Tigellinus. Das Maß von Neros Greueln war voll und übervoll. Zwischen die erkaufte Heilkruse, mit denen das Volk den Imperator begrüßte, wenn er sich in der Öffentlichkeit zeigte, mischten sich Schmähs- und Drohworte, Muttermörder rief man ihm zu und Brandstifter. Von seiner Reise nach Achaja, die bereits mehr einer Flucht vor Rom glich, zurückgekehrt, war ihm zwar ein glänzender Empfang bereitet worden; mit dem Pomp eines Triumphators war er eingezogen, und die gebenedete, vom Festrausch erregte Menge hatte ihm zugejauchzt; aber auf die Dauer ließ sich das Murren des Volkes, ließ sich die Angst der durch seine Mordwut begimierten Patrizier nicht mehr beschwichtigen. Sofonius Tigellinus begann, auf seine eigene Sicherheit bedacht, bereits den Mantel nach dem neuen Winde zu hängen. Nymphidius Sabinus aber, mit ihm Präsekt der Prätorianer, trachtete selbst eine Zeitlang nach der Würde des Imperators und machte für sich durch Geldspenden Stimmung bei den Soldaten. Ein Wüstling drohte den anderen vom kaiserlichen Thron zu verdrängen.

Gespornt von einem letzten, kräftigeren Antrieb seines Willens trug Nero sich mit der Absicht, Rom zu verlassen und seinen Hofstaat nach Alexandria zu verlegen; aber schon brach das Endschicksal über ihn herein. Die Kunde traf in Rom ein, daß Junius Vindex, der Präsekt von Gallien, sich gegen sein Imperium empört habe, Briefe des Vindex gelangten an den Kaiser von den Statthaltern der Provinzen, welche diese aufforderten, sich seinem Aufstande anzuschließen. Nur Servius Sulpicius Galba, der Statthalter von Spanien, hatte den Brief, den er von Vindex empfangen, nicht nach Rom gesandt. — Sulpicius Galba, aus dem alten, angesehenen Geschlechte der Servier stammend, weitläufig verwandt mit Livia, des göttlichen Augustus göttlich gesprochener Gemahlin, war weder durch sein hohes Alter noch durch seine Saufmütigkeit hinreichend geschützt gewesen, daß ihn Neros Mißtrauen nicht unter dem Scheine der Statthalterchaft von Rom entfernt hätte. Da er ein Mann von unbescholtenen Sitten und einfacher Lebensweise, dazu verständigen und klugen Sinnes, wenn auch nicht eben zu großen Unternehmungen geneigt, hatten ihm seine Freunde in Rom, und die in Spanien um ihn waren, dringend vorstellig gemacht, er solle der Retter des Staates werden und sich des Imperiums bemächtigen. Zudem gedachte man wohl auch noch des Cäsar Tibertus prophetischen Wortes, der, in den Wahrsagerkünsten der Chaldaeer nicht unerfahren, einst dem Sulpicius Galba gesagt hatte: „Auch du, Galba, wirst einst noch das Imperium kosten!“ Und Galba hatte, obschon nicht



mit sonderlicher Geneigtheit, begonnen, diesen Anträgen Gehör zu geben. Dies war Nero hinterbracht worden und sogleich zog er zu seinem persönlichen Vorteil Galbas Güter in Italien ein. Hierdurch aus seiner Unentschlossenheit aufgemuntert, antwortete Galba seinerseits dem Cäsar damit, daß er dessen spanische Besitztümer veräußerte, durch deren Verkauf er den Wert seiner von Nero eingezogenen Besitztümer doppelt und dreifach zurück erhielt.

Durch diese Maßnahmen zu einer noch entschiedeneren Aktion gezwungen, versicherte er sich durch weitgehende Versprechungen des Heeres und der übrigen Provinzialstatthalter, die zudem inzwischen über den Stand der Dinge in Rom, namentlich über die so maßgebende Haltung des Nymphidius Sabinus und der Prätorianer, unterrichtet waren und brach von Clunia in Spanien nach der Hauptstadt auf, sich des Imperiums zu bemächtigen.

Noch einmal hatte der geängstigte Cäsar Hoffnung geschöpft, als aus Gallien die Nachricht eingetroffen, daß Junius Vindex im Kampf mit Verginius Rufus, dem Befehlshaber der germanischen Legionen in Gallien, gefallen sei; nachdem er zuvor, bei der Kunde vom Aufstand des Vindex, sehr getobt und befohlen hatte, die in Rom wohnhaften Gallier zu töten, ja Rom zum zweitenmal in Brand zu stecken; Befehle, die bereits als zu unsinnig erschienen, als daß man ernstlich daran gedacht hätte, sie in Ausführung zu bringen.

* * *

Claudius Nero, der Sohn des Domitius Ahenobarbus und der Agrippina, der seltsame Mischling aus Patrizier- und Plebejerblut. Ein feister junger Mann mittleren Wuchses mit einem Hängebauch und schwächlichen Beinen; von spärlich-rotblondem Haarwuchs und glasköpfig, in jungen Jahren bereits Greis, mit einem fetten Hängefinn und einer zu kurzen Oberlippe, mit breiten Kinnladen, die auf Wollust und Raubtiergelüste deuten, und mit dem Stiernacken der Verbrecher und Athleten. Aber die breite und prächtig gewölbte Cäsarenstirn; die Furche zwischen den Brauen, der edlere Schwung der kräftigen Nase bekunden die alte Klasse republikanischer Tugend der Vorzeit. Doch die Unrast der grauen Augen zwischen Lidern, die von Ausschweifungen geschwollen sind; Augen, mit einem seltsam wechselnden Ausdruck, die alle Lüste und Begehrlichkeiten eines verzogenen Jüngers verraten. Augen, die der Blitz des Genies durchzuckt, die in der blinden Mut des Tigers glühen; eitel, feig, cynisch, die Qual eines ewigen Argwohns auf ihrem Grund und ein beständiges Fliehen vor den Hallucinationen seiner von Gewissensbissen zerfolterten Seele;

Augen, unstät von der Unrast des Wahnsinns. Der Imperator-Dichtersling im amethystfarbenen Gewand, strohend von Gold und Geschmeide, nach Salben und kostbaren Narden duftend, die Kithara im Arm, den goldenen Lorbeerkranz um die kahlen Schläfen geschlungen; der Narr und Poffenreißer, der kaiserliche Tiger, der allmächtige Herr des Erdkreises, das wahnwitzige Kind mit der Weltkugel, das verlotterte Genie, das gigantische Scheusal, dessen Frevel so ungeheuerlich und übermenschlich, daß sie ihn an die Seite der unbedingt waltenden Götter heben; der göttliche Nero, angelangt an der äußersten Grenzscheide irdischer Wünsche, auf der Höhe menschlicher Allmacht, der Antichrist, die kaiserliche Sensitive Neros . . .

Dionysos, der aus Indien kam im trunkenen Geleit der Mänaden und Korybanten, Wein, Rausch und Fröhlichkeit den mühebeladenen Sterblichen bringend, der im heiligen Rausche schrankenlose Herr: menschliche Augen sehnen sich die Übermenschlichen zu schauen: dunkle Andacht überkommt einen, wenn man an Nero und Helioqabal denkt.

Und jener unscheinbare Wandler durch die Gaue Palästinas, der von den väterlichen Geheimnissen trunkene Logiker von Nazareth, in der Mitte seiner galiläischen Weiber und seiner zwölf Handwerker, dessen Weisheit auch aus den Wunderländern des Sonnenaufganges kam! —

Nero und der Christus: diese beiden über aller Macht, außer der des Schicksales und ihr ungleiches, doch jagendes, menschliches Ende! . . .

* * *

Rosenbekrönt, in weichen amethystfarbenen Gewändern, im Duft von Blumen, kostbaren Salben und Räucherwerken, lag der Cäsar in seinem goldenen Hause, von der Schar seiner Günstlinge umgeben, beim Mahle.

Zimmer würdelozer ist diese Umgebung und Mahlgenossenschaft geworden. Dem Cäsar zur Seite liegt der schöne verschnittene Knabe Sporus. Nero hat ihn sich nach dem Tode der Poppäa Sabina, die infolge eines Fehltrittes verschieden, den er ihr, der Schwangeren, vor den Leib versetzt, mit allem Pomp und allen üblichen Ceremonieen als seine rechtmäßige Gemahlin antrauen und ihn mit allen den Kaiserinnen eigenen Ehrenzeichen versehen lassen. Gelegentlich seiner Reisen in Achaja ist ihm Sporus unter dem Namen Sabina überall in einer Sänfte vorangetragen worden. Den schlanken Leib in ein lichtblaues kostliches Gewand gehüllt, liegt Sporus dem Cäsar jetzt zur Seite. Duftendes Haupthaar fällt ihm, von einem Kranz gelber Rosen umschlungen, mit dem lieblichen Hyacinthen-

schwung kastanienbraunen Gelockes auf die weiche Haut des Halses, eine linde, weiße Haut von zartbläulichem Geäder durchhaucht. Dies Gelock umrahmt ein Antlitz von zart mädchenhafter Anmut. Zwei tiefbraune große Augen leuchten darin, zwei übergroße verbuhlte Augen. Ihre Glut ist noch gehoben durch die Schminke, die seine runden Wangen deckt und nach orientalischer Sitte Brauen und Wimpern schwärzt. Aber der Ausdruck einer frühreifen, gereizt-nervösen Intelligenz, einer Verfeinerung der Depravation ist in ihnen, zuckt um die Winkel des schönen Mundes und spielt um die Flügel der Nase, sprüht launisch und böse, mit kurzen klugen Gesten aus den weiß-zarten Händen, lebt in den Biegungen und Bewegungen des weichen, schlanken Körpers, und sie bestimmt den Ausdruck der hellen Knabenstimme, die sich in frechen, frühreifen Hetärenworten ergeht; eine so seltsame Stimme, wie die eines reifen, in allen Nuhkünsten erfahrenen, gründlich verborbenen Weibes; wechselnd in den Übergängen unstäter Launen und Stimmungen, denen keinerlei Befriedigung versagt wird, vor denen die angesehensten Männer des Imperiums zittern.

Zur anderen Seite des Imperators liegt der plumpe, starkknochige Leib des Sofonius Tigellinus. Auf einem kurzen, dicken Halse sitzt der Kopf eines Bauerntölpels, das Gesicht eines Banditen aus den schmutzigsten und pöbelhaftesten Quartieren der Tibervorstadt, den man in die Generalsuniform eines Prätorianerpräfelten gesteckt hat, und der die Würde einer solchen Machstellung durch rüpelhafte Aufgeblasenheit zum Ausdruck gebracht glaubt; ein Gesicht, von den rohesten Ausschweifungen und Lastern zerfurcht, in den kleinen Augen schon die ganze Frechheit eines Domestiken, den das Unglück seines Herrn unverschämt macht.

Da ist der Fechter Spizillus, der Vertraute und Liebling Neros, von diesem mit dem Vermögen und den Häusern hingerichteter vornehmer Patrizier beschenkt. Da sind Cleus, Polykletus, Petinus und Patrobius, da sind Phaon und Epaphrobitus, freigelassene Sklaven alle, Vertraute, Genossen und Ratgeber des Cäsar in den wütesten Ausschweifungen seiner letzten Zeit, eine Schar von Schlemmern und Parasiten, von denen das Schicksal der Vornehmsten des Reiches, von deren Willkür die Geschicke des Imperiums abhängen. Da sind Gladiatoren und Mimen, verlotterte Philosophen, Dichtertlinge und Hetären mitten in der Reihe der Männer und Weiber des verkommenen römischen Adels.

Das Mahl fand statt in einem Saal des neuen Palastes, der *domus aurea*, die nach dem großen Brande von den Baumeistern Severus und Celer mit dem Aufwande eines selbst in diesem Zeitalter unerhörten Pompes aufgeführt worden war. Doch nicht allein die maßlose Ver-

schwendung von Gold und edlem Gestein bei der Ausschmückung all dieser zahllosen Räume war zu bewundern, sondern vor allem die Anlage und Benutzung des ungeheuren Grundstückes, das sich über den ganzen Esquilin bis zum Mons Caetiolus hinüberzog. Denn da waren prachtvolle Gärten, in denen alle Wunder der Vegetation Indiens und Afrikas ein Heim gefunden, Gärten mit wunderbaren Wasserkünsten und Statuen; da waren prangende Auen und Fluren, Abwechslung von bewaldetem Hüggelland, von Berg und Thal und offenen Flächen und Ansichten; da waren stehende und fließende Gewässer, und alle Wirkungen der freien Natur, ihre wilden Schauer und ihre Lieblichkeit hatte die Kunst hier zu vereinen gewußt.

Dieser Speisesaal aber, eingerichtet, eine vertrautere Tafelrunde zu bewirken, lag nach jenen herrlichen Gartenanlagen hinaus. Das Plätschern ihrer Wasserkünste drang in den fröhlichen Lärm der Speisenden, und ihre Kühle milderte die Schwüle des Tages, durchhaucht doch von den Düften der kostbaren Speisen, der Blumen, die in üppiger Fülle über die Tafeln verteilt und über die orientalischen Teppiche und das Mosaik des Fußbodens ausgestreut waren, mit den Farben seiner biblischen Darstellungen wetteifernd, durchwürzt die Luft von Saffran- und Ambrabüsten und den Gerüchen parfümierter Gewässer, die aus silbernen und goldenen Röhren sprühten. Zwischen der Pracht des leuchtenden Marmors, zwischen der edlen Schlantheit der Säulen, zwischen dem strahlenden Schimmer zahlloser Ornamente und Statuen, lachen um die kostbaren Citrustische herum, auf dem vergoldeten Elfenbein der mit asiatischen Seidenstoffen gepolsterten Kuchelager die Farben der festlichen Gewänder, der Glanz edelsteingeschmückter Diademe und die fröhliche Lust der Rosenkränze auf den salbenduftenden Häuptern. Flöten und Kitharen tönen den saften, lichten Wohlklang ironischer Weisen, Gefänge von Knabenschören füllen den Raum, abwechselnd mit der Musik fremdartiger Instrumente, von Afiaten, Afrikanern und sonstigen Barbaren gespielt, die unterhält mit dem seltsam bizarren Reiz ihrer monotonen Weisen. Sankter aus allen Regionen des Imperiums treten auf und zeigen ihre Künste; indische, kleinasiatische, ägyptische und libysche Tänzerinnen berauschen die Sinne mit dem wollüstigen Rhythmus ihrer Bewegungen. Große, fremdländische Vögel mit bunt-schillerndem Gefieder kreischen fernher aus den vergoldeten Voluten der Gärten herüber, und purpurne Schutzsegel, gebreitet der Sonne zu wehren, hauchen ihre Farbe in den Raum.

Und mitten in der prunkenden Fülle dieser Herrlichkeiten und dieser Hofgesellschaft ihr Haupt, der gottgleiche Nero! . . .

In der Vorzeit hatte Socrates gesagt: schlossen sich die Herzen der Tyrannen auf, so würde man erblicken, wie zerfleischt sie seien und voll Wunden, weil, wie der Leib von Geißelhieben, so von Grausamkeiten, von Wollust, von argen Plänen die Seele zerrissen werde.

Und doch war in diesen letzten Zeiten in sein Wesen eine Unrast gekommen, die Seelenkundigen wohl diesen Zustand seines Herzens verraten hätte. Seit jener so drohenden und weitverzweigten Verschwörung des Gajus Piso war ihm Rom verleidet. Einen tiefen Eindruck hatte bereits des Petronius Brief auf ihn geübt, den dieser ihm bei seinem Abscheiden hatte zukommen lassen: weit mehr indessen hatte das Ende des Prätorianertribunen Subrius Flavus ihn aus dem Gleichgewicht gebracht, eines der so zahlreichen Verschworenen des Pisonischen Komplottes. Denn dieser Subrius Flavus, gefesselt vor den Cäsar geführt und von diesem befragt, aus welchem Grunde er seines Eides vergessen, hatte ihm mannhaft also geantwortet: „Ich haßte dich, und doch war keiner unter den Soldaten dir getreuer, so lange du geliebt zu werden verdienst; zu hassen begann ich dich, seitdem du Mörder deiner Mutter und deiner Gemahlin, Wagenlenker, Schauspieler und Brandstifter wurdest.“ Darauf hatte der Tribun Pejanus Niger auf Neros Geheiß sein Schwert gezogen und angesichts des Cäsar dem Flavus, doch zitternd und erst mit dem zweiten Streich, das Haupt abgeschlagen. Der Tod dieses standhaften Mannes aber war Nero unvergeßlich geblieben.

Unsteter flackerte der Argwohn von da an in seinem grauen Auge und trieb seine Seele zwischen Grausamkeit und Verzagtheit hin und wieder. Gedulten von gesteigerten Ausschweifungen und ruhelosen Nächten und fahl war sein Gesicht und seine Hände — weiße, feiste Hände von einem Flaum roter Härchen überzogen — bebten und krampften von dem Fieber dieser inneren Unrast.

Geräuschvoller, wilder und roher waren seine Ausschweifungen geworden, und gelegentlich dieser vertrauteren Tafelrunden, in der Gesellschaft dieser Tigellinus und Freigelassenen, dieser Mimien und verkommenen Philosophen und Maulschwäger war seit dem Tod des Petronius bereits nichts mehr unerhört. In dem Rausch ihrer Schmeicheleien sich wiegend, die bereits jedes Maß und jede Scham verloren hatten, fand er einzig noch Ruhe und Stille; ein Rausch, der, ihn in einen seltsam Irrsinn versenkend, etwas von der fahrigten Ausgelassenheit eines halbwüchsigen, verdorbeneu und frühreifen Knaben haben konnte. Dies Fahrige und Hastende war gewöhnlich auch in seiner hellen Tenorstimme, auf deren Fülle er so viel Sorgfalt verwandte. Er sprach hastig und wüßig, Worte

und Silben verschleifend, und es kam vor, daß er mitten in der Rede stockte und nach ihrem für den Augenblick verlorenen Sinne suchte. Oder sie konnte wohl auch, wenn er gegen das Ende eines Mahles trunken war und die letzte Spur von Maß und Zucht die Tafelrunde verlassen, aufschreien in einem stückenden, schluchzenden Gelächter und sich in einem Geschwätz ergehen, ärmer und fader als das des dümmsten Gecken; Manieren, die nur durch die unerhörteste Zügellosigkeit der Orgie noch etwas Dämonisches und Imponierendes gewannen.

Ein Tüchlein um den kurzen, ungestalteten Hals geschlungen, zu Schutz und Pflege dieser kostbaren Stimme, die ihm erst vor kurzem, gelegentlich seiner dichterisch-musikalischen Vorträge in Achaja, so viel Triumphe eingetragen, lag er beim Mahle, das bleichbunlige Gesicht mit seinem spärlichen, rotblonden Haar und mit dem irren, stehenden Blick der grauen Augen aus den weichen Falten dieses bunten Tüchleins hin- und herwendend. Etwas Hastiges und Automatisch-Steifes war in seinen Bewegungen, wenn er den dicken Kopf und seinen ungeheuren, plumpen Nacken wie ein Geier vorwärts- oder herniederruckte, eine Speise zu sich zu nehmen oder sich einem Sprechenden zuwendend. Und in den Linien seiner feisten Schultern und seines unförmigen Rückens war dann wohl etwas Geducktes und die leise Nuance einer schreckhaften Nervosität, die mit den Posen der Majestät wechselte, die er von seinen Lehrmeistern in der Mimik und Gesangeskunst angenommen, und die jede Spur von Natürlichkeit und der Erziehung eines kaiserlichen Prinzen verloren hatten.

Die Stimmung der Ereignisse in den Provinzen und derer, die sich verhängnisvoll in dem Lager der prätorianischen Leibgarde draußen am Momentanischen Thore vorbereiteten, die allenthalben in der Stadt wirksam zu werden begaun, ein Reflex des Gemunkels von den bevorstehenden Steuerungen, das in allen Quartieren der Stadt eine heimliche Aufregung nährte, war auch in den Stunden dieses Mahles und hatte seine Heimlichkeiten an den entfernteren Tischen, so laut auch der Taumel und der Rausch des Mahles und so geräuschvoll und überschwänglich die Schmeicheleien von des Cäsar nächster Umgebung, dem die schamloseste bereits nicht mehr zu stark war. Diese Heimlichkeiten, die immer lauter wurden, je mehr sich die Nachrichten, die neuerdings aus Spanien in die Stadt gelangten, festigten und je weniger man jetzt vor gegenseitigem Verrat auf der Hut zu sein brauchte.

Nero selbst, von keinem Freund gewarnt, ahnt noch nichts von dem, was ihm droht, wovon seine nächste Umgebung weiß, wovon in den entfernteren Theilen des Saales geflüstert wird in Gesprächen, in denen man

ihn Brandstifter, Parricida und Poffenreißer nennt, in denen man sich auf das Lächerliche und Nürrische seiner Erscheinung aufmerksam macht. Der Tod des Vindey hat ihn beruhigt, den sanften und zaubernden Galba aber glaubt er zur Zeit durch die Einziehung seiner italischen Besitztümer hiureichend eingeschlüchtern.

* * *

Noch ist nicht der letzte Schein der Zucht vom Mahl gewichen, noch bemüht man sich, den Anstand zu wahren.

Der Kaiser ist in Unterhaltung mit seiner Umgebung. Um seinen Mund spielt ein Lächeln, das liebenswürdig sein soll; ein seltsames Lächeln unter unstillen stechenden Augen. Er spricht höflich, mit gewählten Worten, immer bedacht, Eindruck zu machen, immer mit dieser Nuance schau-spielerischer Eitelkeit, die ihn nie verläßt.

Er diskutiert mit den Philosophen. Niemals ist die Rhetorik seine starke Seite gewesen. Es war ein öffentliches Geheimnis, daß sein Lehrer Seneca der Verfasser jener Rede, mit der er vor Jahren sein Imperium vor dem versammelten Senat angetreten und jeder, die er seither in Regierungssachen und bei sonstigen feierlichen Gelegenheiten gehalten. Doch rauschender, überschwänglicher Beifall begleitet jeden seiner Sätze. Man stellt ihn über Demosthenes und Cicero, über die berühmtesten Rhetoren alter und neuer Zeit; dem Plato und Socrates stellt man ihn gleich, und unerfättlich lauscht er auf diese Schmeicheleien, sie gleichsam in sich einsaugend.

Plötzlich aber versinkt er in ein Schweigen. Lächelnd, mit dem verklärten Scherzblick des Noeden blickt er vor sich hin. Seine nächste Umgebung erstarrt in erwartungsvoller Stille, die kaum ein leises Flüstern zu unterbrechen wagt. Und diese Stille breitet sich über den ganzen Saal.

Der Cäsar will rhapsodieren.

Der Ausdruck seines verzückten Auges, in so einem wunderbar ionischen Kontrast zu den schlaffen Wampen seines Gesichtes und seinen Augensäcken, ist süßlich bis zum Widerwärtigen. Lieblich lächelt sein geschwellter Mund. Ein wenig aufgerichtet liegt er, die weiche Hand mit ihren roten Härchen leicht auf den Citrustisch gelegt, das Gesicht emporgerichtet wie in eine Welt von Visionen, die Wirkung, die er jetzt machen müsse, auskosten und sie berechnend bis in das rötliche Klümmern der Wölkchen, zu denen er täglich mit großer Sorgfalt seinen spärlichen Haarwuchs kräufeln läßt.

Und nun, mit einer unterstrichenen, kunstvollen und an diesem von Ausschweifungen gleichsam gequollenen Leib unsagbar komischen Pose, ein

leichter aber energischer Ruck seines Körpers, mit einem lächelnd lauschenden, wie beseligten Gesichtsausdruck, mit einer harmonisch-feierlichen Handbewegung, die eine Überfülle dichterischer Visionen und Eingebungen so abzuwehren wie zu bauen sucht: und er richtet sich, mit der Rechten seinen ungefügigen Leib aufstützend, noch mehr in sitzende Stellung. Und jetzt, mit der Linken unter einem seligen Seufzer mit langsamer Geste an der Stirn hinfahrend, redt er, immer mit diesem selig-staunenden, verlorenen Gesichtsausdruck, die Rechte mit einer entschiedenen Wendung nach hinten.

Sofort eilt ein Knabe herbei, der mit einer goldenen Kithare bereit gestanden, und reicht sie dem Cäsar. Dieser nimmt sie, richtet sich völlig auf, das Haupt feherisch aufgerichtet, lehnt das Instrument gegen seine dicke Brust und hält mit der Rechten das Plektron bereit.

Alles dies aber war von ihm Pose gewesen. Er hatte weder Visionen gehabt, noch irgend eine poetische Eingebung. Alles dies war Pose gewesen, damit es den Anschein habe, als sei er im Begriff eine dichterische Improvisation zum Besten zu geben. Aber was er sich nun vorzutragen anschickte, war eine Hymne auf den Meerergott und die Geburt der Aphrodite aus dem Schaum des Okeanos, die er unter Beihilfe von Dioborus und Terpnos, den Kitharaspielern, mit viel Mühe und Schweiß im Laufe der letzten Tage zusammenstandiert hatte. Zum hundertstenmale behandelte dies Nachwerk ein Thema, wie es abgenüchter nicht zu denken, und auf eine Weise, die von dem archaisierenden Dilettantismus der alexandrinischen Dichterschulen bis zum Überdruß variiert worden war.

Sein Vortrag war nicht ohne Wohlklang; doch ging er in nichts über das übliche Schema der mimischen und deklamatorischen Konvention hinaus; jede Seele und Eigenart, jede Wärme persönlichen Temperamentes giug ihm ab, so daß er nichts bot als eine leidliche Korrektheit, deren Eindruck indessen durch verschiedene mehr als triviale Wendungen gestört wurde, von denen er sich einbildete, daß sie noch nie dagewesene, unerhörte dichterische Schönheiten bedeuteten.

Als er geendet, tobte der Saal von Beifall und überschwänglichen Zurufen. Homer und Vergil, Pindar ward er zugesellt, ja über sie erhoben; und es fehlte sogar nicht an einigen, die ihn Apollo nannten.

Das Gesicht des Cäsar rötete sich vor Freude. Diese Lobpreisungen nahmen ihm den letzten Rest von Haltung und Maß. Er wurde geradezu kindisch. Nicht müde ward er in einem endlosen Geschwätz, das eine posierte Bescheidenheit, die mit sanfter, gleichsam errötender Stimme sprach, unsagbar komisch immer wieder aufhob, Dioborus und Terpnos, und was sonst noch von Sachverständnis in seiner Nähe war, auf die Wirkung

seines Vortrages hin auszuforschen; und von der glatten Hyperbolik ihrer Lobeserhebungen ließ er sich kitzeln wie mit Pflaumenfedern. Seine Gesten wurden eifrig wie die eines Schulknaben; aus jeder Fassung geriet er. Das Geschwätz seiner hastigen Tenorstimme war so offenbar lächerlich und albern, daß man über ihn sicherte und selbst seine nächste Umgebung Mühe hatte, das Lächeln zurückzuhalten.

Er ward außergewöhnlich gnädig, und begann Verweise dieser Gnade zu geben, die, so sehr sie die damit Beglückten erfreuen mochten, dennoch nicht unsinniger und in ihrer Überschwänglichkeit lächerlicher gedacht werden konnten. Güter und Ehrenstellen, ja Statthaltertschaften wurden in diesem Augenblicke vergeben an Streber und Elende, deren Intelligenz unter der eines Schuhlickers.

Eine Stunde später aber ward er in völlig betrunkenem Zustand von der Tafel hinweg in die inneren Gemächer des Palastes geleitet . . .

(Schluß folgt.)



Der letzte Christ.

Ein Mysterium von Mary Möller.

(Berlin.)

Vorwort.

Es waren Stunden ödster Qual.
Ich wagte den Blick nicht zum Himmel zu heben;
Mir schien dies mühsolle irdische Leben,
So seelenschändend, so ärmlich-schal;

In der Dämmerung saß ich im Zimmer allein,
Und ließ vergebens die Sinne schweifen;
Ich konnte und konnte es nicht begreifen:
„Wozu ist all diese nutzlose Pein?
Dieses eitle Streben? Der blöde Wahn?“
Meine grübelnde Mattheit begriff es nicht.
Die Schatten lagerten rings sich dicht —

Da wurden die Augen mir aufgethan!
 Meine Lider begannen geblendet zu brennen,
 Als sah ich in flackerndes, wachsendes Licht!
 Meine Ohren durchbrauste ein Rauschen und Klingen!
 Meiner Sehnsucht erwachsen riesige Schwingen!
 Und ich sah den Schleier der Zukunft sich trennen!
 Meine Seele schluchzte und jauchzte laut!
 Da hab' ich fieberschanernd geschaut
 Die Versöhnung nach dem letzten Gericht!

Dr.: Vor den niedergerissenen goldenen Paradiesesthoren.

(Die Verflärten steigen aus der leuchtendsten Höhe herab.)

Erster Verflärter.

Brüder, laßt uns beiseite stehen!
 Meine Augen blendet so goldenes Licht!
 Mein Herz verträgt solche Wonnen nicht!

Zweiter Verflärter.

Wie ist das alles so schnell geschehen! —
 Wie kam das nur so mit einem Mal?

Dritter Verflärter.

Wir verdienten nichts als ewige Qual! —
 Jeremias hatte zuletzt gesprochen;
 Elias hatte zürnend geblickt;
 Moses hatte den Stab gebrochen;
 Jehovah hatte bejahend genickt;

Vierter Verflärter.

Und dann auf einmal kam Er gegangen,
 Mit so strahlendem Blick, mit so leuchtenden Wangen,
 Als trüge er mit sich das ewige Glück!

Erster Verflärter.

Und den blauen Mantel schlug er zurück,
 Und die Narben begannen aufs neue zu bluten,
 Und es flossen des heiligsten Blutes Fluten
 Sprudelnd hinab in die Höllengluten!

Zweiter Verflärter.

Da verstummte drunten das lästernde Tosen!
 Die Höllenflammen erloschen ganz;
 Das All erfüllte Stille und Glanz;
 Auf Seiner Stirne der Dornenkranz
 Schlug aus in lauter blühende Rosen!

Dritter Verkürter.

Da wurde uns allen selig-bang!
 Und wo sein heiliges Blut geflossen,
 Sind lauter weiße Rosen ersprossen!
 Aus dem Abgrund schlug Hosiannagesang!!

Vierter Verkürter.

Und Er stand wie ein Bruder und König zugleich!
 Da segnete Gott seinen ewigen Sohn!
 Da nahm Er Platz auf dem ewigen Thron!
 Da begann Sein ewiges Himmelreich!

(Von unten herauf steigen drei Heilige, der Mittlere trägt den heiligen Kelch.)

Erster Verkürter.

Wo kommt ihr her!

Erster Heiliger.

Aus dem tiefsten Grund!
 Wir sollten Satan Frieden verkünden!
 Aber er troht in seinen Sünden!
 Kästrende Worte sprudelt sein Mund!

Zweiter Heiliger.

Er sitzt in finstersten Finsternissen
 Ganz allein der dichtesten Nacht!

Dritter Heiliger.

Er hat unser liebendes Wort verlacht!
 Er will von keiner Veröhnung wissen!

Erster Heiliger.

Er will lieber thronen in Dunkel und Grauen,
 Als den Triumph der Dreieinigkeit schauen!

Zweiter Heiliger.

Er lästert das ewige Abendmahl!
 Er ist der Einzige, der nicht kam,
 Der den heiligen Kelch nicht entgegennahm!

Dritter Heiliger.

Wer schluchzt da so wie in seligster Qual?
 Wer ist das, der da so jammernd kniet?

Erster Verkürter.

Das ist Judas, der den Herrn verriet.

Erster Heiliger.

Alle, alle sind eingegangen!

Zweiter Heiliger.

Alle haben das Heil empfangen!

Dritter Heiliger.

Bleibt er ewig denn ehern und kalt!?

Erster Verklärter.

Wer kommt da aus der Tiefe gestiegen?

Seht ihr da hinten die Riesengestalt!

Seht ihr den roten Mantel fliegen!?

Zweiter Verklärter.

Das ist Satan!!

Dritter Verklärter.

Sollte so bald

Auch ihn die ewige Liebe besiegen?

Vierter Verklärter.

Er schreitet nicht wie ein reiniger Mann!

Seht ihr auf seiner Stirn das Zeichen!

Seht, wie die Engel scheu vor ihm weichen!

Auf Sturmesflügeln braust er heran!

Erster Heiliger.

Hört ihr den Jubel aus hoher Luft?!?

Zweiter Heiliger.

Spüret ihr den Rosenduft!?

Dritter Heiliger.

Er kommt!

Erster Heiliger.

Er kommt!

Die drei Heiligen.

Er kommt gewiß!!!

Stimmen aus der Höhe.

„Das Licht dringt in die Finsternis!

Den Fluch überwindet der Segen!“

Alle Sieben.

Der Heiland geht ihm entgegen!

Erster Verklärter.

Wir sind nicht wert Seine Augen zu sehen!

Vierter Verklärter.

So blendend strahlt Sein Erlösergesicht!

Zweiter Verklärter.

Unser Herz erträgt solche Wonnen nicht!

Dritter Verklärter.

Brüder, laßt uns beiseite gehen!

(Die vier Verklärten wichen; die drei Heiligen traten zurück; der Heiland hing herab; Satan flog empor.)

*image
not
available*

Er.

Du warst aber einſt Lucifer!

Satan.

Der Zeiten entſinne ich mich nicht mehr!

Er.

Ich aber denke noch gerne der Zeit,
 Der urvoemeltlichen Ewigkeit,
 Als Gott nichts als ein Vater war
 Inmitten der Engelbrüderschar.
 Wir ſchwebten dahin wie in bildloſem Traum!
 Wir ahnten ein Schwinden der Zeiten kaum!
 Unſre Seelen durchwogten das klare All!
 Unſerer Stimmen preiſender Schall
 Durchrauſchte den unendlichen Raum!
 Da warſt du wie ein verklärendes Licht!
 Du warſt der Reineſte unter den Reinen!
 Brünſtiger liebte der Vater keinen!
 Süße Heiligkeit grüßte aus deinem Geſicht!
 Tiefſte Güte aus deinen Augen brach,
 Wenn dein Mund von erhabenſten Dingen ſprach!
 Ich ſehe noch dein freudiges Beben,
 Als der Vater die raſende Seligkeit
 In lebenspendenden, ſchaffenden Streit,
 In heilige That beſchloß zu erheben!
 Als durch den liebenden Werderuf
 Er die tauſend blühenden Welten ſchnf!
 — — — — —
 Als Er ein Kämpfen wollte, ein Ringen!
 Als Er ein Ziel ſeiner Gnade verlieh!
 — — — — —
 Deine ſeligen Brüder dachten nie
 An ein weiteres Streben, an ein Vollbringen:
 Du aber warſt edler als ſie!
 Dein Geiſt trug ſtärkere, reinere Schwingen!
 Und da ſenkte Gott — denn Er hatte dich lieb —
 In dich den ſtarken Verneinungstrieb!
 Nicht du warſt wollend! Gott hat gewollt!
 Weil er dein Streben liebend geahnt!
 Er hat bei den Menſchen den Weg dir gebahnt
 Durch ſein gewaltiges Wort: „ihr ſollt!“
 — — — — —
 Dich aber umſing von nun an ein Wahn!
 Dein klarer Sinn ward getrübt und verkehrt!
 Du haßt die Menſchen freveln gelehrt,
 Und durchſchauteſt nicht, was du angethan!
 Du ſchritteſt einher mit großenden Mienen,
 Und muſteſt doch dem Allgütigen dienen!

Er ließ es zu, daß das erste Paar
 Der ersten Versuchung nicht widerstand!
 Er ließ es zu, daß Kain gar
 Gegen Abel erhob seine Mörderhand!
 Er ließ tausend Frevel ans Frevel zu!
 Du warst ein Rüstzeug auserlesen!
 Ja blinder Verhörtheit schufest du!
 Was hätte Er ohne dich vermocht??
 Was wäre Er ohne dich gewesen?! — ? — ?
 Eine Kerze ohne nährenden Docht!
 Ein donnerndes „Ja“, wo keiner verneint!
 Eine Sonne, die keinem Sehenden scheint!
 Eine Hand, die keinem Bedürftigen schenkt!
 Ein Band, das nichts verbindet und eint!
 Ein Krug, der keinen Dürstenden trinkt!
 Ein Herd, der keinem Frierenden glüht!
 Ein Richter, ohne Urteil und Spruch!
 Eine Blume, die keinem Pflückenden blüht!
 Ein ewig ungelesenes Buch!

Du machtest ewig durch Zweifel und Streit,
 Durch Keugnen und Kästern Ihn offenbar!
 Du trugest geschäftig Scheiter auf Scheit
 Zum großen, lohenden Gottesaltar!
 Und als die Flamme gen Himmel gebrannt,
 Als sie lodernd aufschlug zum ewigen Thron:
 Da löste sich vom Vater der Sohn!
 Da hat Er Mich in die Welt gesandt!
 Da begann eine neue stärkere Schlacht! —
 Du aber häufstest Raub auf Raub!
 Dein Auge war blind! Dein Ohr war taub!
 Und als ich frohlockte: „Es ist vollbracht!!“
 Da hast du nicht meinen Sieg erkannt!
 Da hieltest immer du weiter stand!

Deine gelbe Musik klang lockend laut,
 Wo ich eine stille Kirche gebaut;
 Und wo deine Hände Verführung schufen,
 Hat warnend meine Stimme gerufen!

Und: was ist das Ende von all dem Streit?:
 Viel vergänglich's Erdenleid!
 Viel ewige Reue; viel heilige Thränen!
 Aus sündigem Troh wuchs brünstiges Sehnen!
 Du wolltest führen abschüssige Pfade
 Und hast als Keiter zur Reue gewaltet!
 Du schürtest das Sehnen nach ewiger Gnade!
 Du selber hast ihnen die Hände gefaltet!!

Und Gott ließ dich immer weiter gewähren!
 In tiefste Sünden schrittest du ein,
 Denn er wollte dich später am meisten verklären!
 Dein leuchtendes Beispiel sollte belehren,
 Und der Letzte sollte der Erste sein!
 Nicht du warst wollend! Gott hat gewollt,
 Daß du noch eben heftig gegrollt
 Du solltest der Letzte bleiben von allen!
 Jetzt erst sollte die Binde dir fallen!

Die Wonnen jener vorzeitlichen Zeit
 Was wollen sie sagen im Vergleich
 Mit dieser errungenen Seligkeit!
 Nur ein in Kämpfen erobertes Reich
 Kann solche heiligsten Freuden enthalten!
 Du warst ja blind!

Du schienst nur schlecht!

Du hast geholfen dies Reich zu gestalten!
 Tische ein, du getreuer Knecht!

So recke ich gegen dich segnend die Hand!
 Wie wird auf einmal so weiß dein Gewand!
 Reich mir die Stirne; ich küsse dich!
 Wie schnell dein Kainszeichen verblich!

Jetzt bist du wieder so rein wie einst!
 Jetzt weißt du nichts mehr von Troß und Spott!
 Was ist dir? Lieber Bruder!

Du weinst!?

Lichtbringer! Helfer!

Lucifer (niedergeworfen).

Mein Herr und mein Gott!!!

Er.

Komm mit! Wir wollen zum Vater gehen!
 Steig' empor, den Urquell zu sehen,
 Daß wieder dein Blick sich weitete!
 Du bist jetzt heilig! Komm, sei nicht bang!
 Hörst du den brausenden Jubelgesang!
 Sie rüsten sich zu deinem Empfang!
 Komm! Denn: Es ist alles bereitet!

(Schluß.)



Fritz Lienhard.

Von Eberhard Buchner.

(Berlin.)

Es war ein bedeutungsvoller Tag für mich, als ich Fritz Lienhard zum erstenmale sah. Er war mir nicht fremd — ich hatte seine Werke gelesen, und es war herzliche Sympathie, die mich die vier Treppen hinauf in sein Junggefallenheim führte. Ich kam geradwegs vom Elsaß, hatte den Wasgau mit seinen treu-berben Menschen, seinen fernen Horizonten, seinen verglühenden Sonneuntergängen lieb gewonnen. Jetzt feierte ich ein Wiedersehen. Es lag etwas von dem stillen Glanz der Berge, dem zärtlich bewachten Frieden St. Odiliens über unsern Worten. Die lärmenden Geräusche, die ab und zu von unten zu uns heraufdrangen, konnten uns nicht täuschen: Walbeinsamkeit umgab uns, jenes heilige Schweigen, in dem unser Leben klarer und heller vor uns liegt als am schwerlastenden Alltag, in dem sich der Mensch dem Menschen willig neigt und Geheimnisse enthüllt, die er lange besorgt, vielleicht in sie verliebt in sich eingeschlossen hatte.

Damals lernte ich Lienhard's Poesie verstehen. Ich hatte ihn bisher für einen ehrlichen und echten, wenn auch nicht bedeutenden Künstler gehalten. Jetzt kannte ich den Menschen, und ich gewann damit eine ganz neue Wertschätzung.

Warum scheiden wir Künstler und Mensch? Ist nicht jedes Werk des Künstlers zugleich ein Bekenntnis des Menschen? Wir sind jetzt mehr denn je geneigt die Frage rückhaltlos zu bejahen. Und doch möchte ich zur Vorsicht raten. Die „Lust zum fabulieren“, eine der stärksten Triebfedern des künstlerischen Schaffens kann das Aus-sich-selbst-herausstreten, das Sich-selbst-blossstellen des Menschen verhüllen, oft wohl gar absichtlich verhüllen. Die psychische Prostitution, die in jedem Selbstbekenntnis liegt, soll gemildert, aufgehoben werden. Der Narr, der lacht, weil er das Weinen kaum verbeissen kann!

Das ist keine naive Schaffens- und Erkenntnisweise. Bewußt oder unbewußt wägt sie menschlichen und künstlerischen Anteil am Werke sorgfältig ab und bildet so die Mittelstufe zwischen offener Hingabe und unkindlicher Verschlossenheit. Es giebt einen Unterschied zwischen Künstler und Mensch.

Man könnte sogar von einem Kampf zwischen beiden reden, einer Beeinträchtigung des einen durch den andern.

Vor der Gefahr, die diese Disharmonie für das Werk, das gemeinsame Produkt, in sich schließt, ist Lienhard bewahrt geblieben. Er hat nicht viel Phantasie. Am fühlbarsten ist dieser Mangel in seinen „Schildbürgern“, einem „Scherzlied vom Mai“ (G. H. Meyer, Heimatverlag, 1900). Man sieht daran, wie wenig Lienhard zu geben hat, wenn er darauf verzichtet, nur sich selbst, sein Menschentum zu geben. In seinem Leben liegt sein Reichtum, nicht in seinen Träumen; in der Erfassung und Aneignung der Dinge und Ideen der Außenwelt, nicht in ihrer künstlerischen Verwertung und Ausgestaltung.

Das Leben ein Kunstwerk, das größte Kunstwerk — es sind Gedankengänge, die uns nicht fremd sind. Es ist die große Predigt der Romantik. Die Sehnsucht nach einem „schönen“ Leben, nach einem „schönen“ Tode hat auch unser aller Kindheit eingewiegt, die Sehnsucht mit den großen, verheißenden Augen — denken wir auch an Ibsen, der ihr in „Hedda Gabler“ einen, wenn auch perverten, so doch rührenden Ausdruck verliehen hat. Es ist unser instinktives Fühlen: Hoch über der Sehnsucht des Künstlers steht die Sehnsucht des Menschen. „Mensch sein ist auf alle Fälle wichtiger als Litterat sein“, so schreibt Lienhard in seiner an Anregungen reichen, frischen Flugschrift „Die Vorherrschaft Berlins“ (G. H. Meyer, 1900). Ich denke dabei unwillkürlich an ein Wort, das mich, als ich es zum erstenmale las, wie kein zweites ergriff und mir seine Zauber aufzwang, an ein Wort Michelangelos zu seiner Freundin Vittoria Colonna in Gobineaus „Renaissance“: „Ein Herz wie das Eure steht auf dem Gipfel der Größe: und dieser Gipfel heißt die Güte.“

So ist Lienhard seine Aufgabe vorgezeichnet. Er hat aber zugleich auch einen neuen Maßstab zur Beurteilung seiner Zeit, seiner Zeitgenossen gefunden. „Ihr Menschentum ist dürftig!“ Wie könnte ihn all die schillernde Farbenpracht locken oder irreführen! Die starke Kunst, die eben auf dem starken Menschentum beruhen, es zur Voraussetzung haben muß, läßt sich nicht durch kleine und kleinliche Künste ersetzen.

Lienhard hat nicht immer so gesprochen. Als in den achtziger Jahren sich Deutschlands Jugend erhob um dem faß- und kraftlosen Epigonentum den Todesstoß zu versetzen, kämpfte auch er in den ersten Reihen. Seine in der „Gesellschaft“ gedruckten Tagebuchnotizen, sein ungestümes Erstlingsdrama „Naphthali“, seine soziale Tragödie „Weltrevolution“ legen Zeugnis davon ab. „Kampf ist das Weltgesetz!“ so schließt er seine im Jahre 1889 erschienene „Weiße Frau“ (wie „Weltrevolution“ in

E. Pierfons Verlag in Dresden erschienen). Für ihn handelte es sich weniger um den Kampf nach außen, den Parteikampf. Er selbst war in sich zerrissen, unbefriedigt. Er gab sich dem allgemeinen Zeitdrange hin, ohne seine Berechtigung in sich erlebt zu haben, er hatte sich selbst noch nicht erkannt. Eine unbestimmte Erwartung, eine Sehnsucht, ein Schatten — die weiße Frau! Ein Haß steigt in ihm auf gegen das Beschränkende, das Einengende: „Die Realisten, die unausstehliche Schule!“ — ein Schrei nach Erlösung von dem Kleinen durch das Große, ein Verlangen nach der „großen Harmonie, in welcher alle Kontraste und Wirrnisse ausmünden“. Hand in Hand damit ein erstes blitzartiges Verstehen des Berufes des Dichters als des „anderen Schöpfers“. Ein seltsames Buch, das nicht Waffe in einem Krieg, das selbst ein Krieg ist, ein Krieg und eine Sehnsucht nach Frieden, zugleich Unterwerfung und Selbstbewußtsein, Demut und Übermut!

Man kann Lienharbs Entwicklung nicht verstehen ohne auf sein Verhältnis zur Natur einzugehen. Nie sieht er in der Natur selbst die Erreichung seiner Wünsche, seiner Träume; aber er füllt sie gleichsam mit seiner Menschlichkeit, seiner Seele aus, um das, was er ihr gegeben, in sie hineingebeettet hat, wieder zu erhöhtem Glücksempfinden von ihr nehmen zu können. Und so wird ihm die Landschaft zum innern Erlebnis. Sie bietet ihm die Erweiterung und Erhöhung seiner Persönlichkeit; in ihr lebt sich seine Gedankenwelt auf breiterer Grundlage und in unumschränkterer Freiheit aus, in ihrem Spiegel sieht er sich selbst. Rückschaffend wirkt die Natur auf ihn, ihren Schöpfer, ein, und in Spiel und Widerspiel offenbart sich der eigenartige Vorgang, der im Leben das tiefste Wesen so mancher Freundschaft, mancher Liebe ausmachen mag. So kommt es, daß die Naturbegriffe für Lienhard geradezu in Stimmungswerte übergehen. Die Berge des Wasgenwaldes, die wilden Wälder seiner Heimat, das Hochland in seiner stolz-abligen Stille und Erhabenheit hat er so mit seinem Sein, seinem Dichten gesättigt, daß sie ihm unwillkürlich, fast unbewußt zu Symbolen seines Lebens und Schaffens werden. Hochland ist sein Streben, Hochland ist sein Ziel, Hochland heißt auch, wenn man es so will, das Programm seiner Kunst.

Man versteht nun Lienharbs Haß gegen die Werktagspoeseie des Realismus. Sonntagsglocken läuten in seiner Kunst, und wer sich auf ihre Klänge versteht, dem tönen sie schon durch die „Wasgautfahrten“ und durch die „Lieder eines Elßäfers“ hindurch (wie die folgenden Werke im Verlag von Schlesier & Schweikhardt, Straßburg, erschienen). Feiertag ist es für den Schaffenden, Feiertag für den Genießenden. Ver-

geffen der Staub des Alltags, vergessen die Plage der Gewohnheit! Weishestunden des Lebens giebt uns der Dichter, nehmen wir vom Dichter; lebenssegrende Engels Hände, die in sanfter Zärtlichkeit über die Leiden und Schmerzen hinwegschmeicheln, das sind des Dichters Worte. Nicht ein Hinab in die Nichtigkeiten, Alltäglichkeiten des Lebens, ein Empor ist das Schaffen des Schaffenden — ein Empor sei auch der Genuß des Genießenden! So singt er in seinen „Nordlandsliedern“.

Hat diese treibende Kraft die lyrische Entwicklung Lienhards gefördert, so mußte sie auf die dramatische Produktion zunächst lähmend einwirken. Es liegt in der Natur der Sache. Das Impressionistische dieser Festtagskunst läßt sich im Drama schwer festhalten. Giebt es denn wirklich Festtage? oder nur Festaugenblicke, Stimmungen, momentane Zustände, die nur durch die vollkommenste Harmonie aller in Betracht kommenden Faktoren erzeugt werden können und bei ihrer Aufhebung auch in sich selbst vernichtet werden? Blütenduft, den der Wind uns zuträgt und dann verweht! Was dem Augenblick natürlich ist, ist der Stunde gekünstelt, gesucht. Festspiele sind Lienhards erste Dramen. Das Wort „Festspiel“ hat bei uns einen üblen Klang erhalten; mit Unrecht! Vielleicht liegt der Grund darin, daß unsere raffinierte Zeit die Kunst der reinen Festfreude verlernt hat. Aber einen geheimen Kampf zwischen Drama und Festspiel kann ich empfinden, den Kampf der rastlosen Bewegung mit der Ruhe, den Kampf der sich überstürzenden Momente mit dem einen bleibenden Augenblick, den Kampf des Lebens und des lebenden Bildes. Ich will damit nicht sagen, daß es Lienhard an dramatischer Handlung fehlt. Aber diese dramatische Handlung ist nicht zum entscheidenden Prinzip seines Wertes durchgedrungen, ist etwas Sekundäres gegenüber der Harmonie, die die Mannigfaltigkeit in all ihren Wandlungen umschließt. Der Grundakkord ist erklingen, und alles Auf- und Ab der Töne, alle Sprünge und Kadenzgen, alle Disharmonien können uns nicht erregen und beirren, denn ihre Lösung ist bereits in ihm gegeben. Ein Scheinmanöver! Tugend und Fehler verketten sich hier so eng, die Innerlichkeit der Lösung, die uns auf den Ausgang der äußeren Wirrnisse wenig Gewicht legen läßt, bildet vielleicht so sehr die Erklärung dieser Erscheinung, daß hier das rein konstatierende Urteil weit von einer Wertschätzung entfernt sein muß.

Die Legende kam Lienhards Streben auf halbem Wege entgegen. Eine Legende kann nur der schätzen, der an sie glaubt. Ich spreche nicht von dem kalten Glauben im Sinne des Fürwahrhaltens. Es giebt ein tieferes Glauben, ein kindliches Ja-Sagen des Gefühls, eine Willigkeit sich unter das Wunderbare zu beugen, seine milde Schönheit anzubeten.

Wie viel deutsches Wesen liegt in der sinnigen Mystik der Legende! Viel Festliches mußte Lienhard in ihr finden; das zog ihn an. Das Erdenhobene, Verkürzte, das die Mitte zwischen menschlicher Wahrheit, menschlicher Schwäche und körperbefreitem Ideal bildet, entsprach seinen Träumen. Hat Lienhard in seiner „Obilia“ die Legende zum Drama emporzwingen können? Ich glaube nicht. Obilias blassen Wangen fehlt die Frische der Gesundheit. Ihre Augen leuchten wohl auf in Kraft und Freude, aber sie reden auch von Entfagung, von stillem Leiden und von Abschied — Eine Legende ist kein Drama.

Die ersten Ansätze sich von dem Zwang, den diese Kunstauffassung auf ihn ausüben mußte, zu befreien, machte Lienhard bereits mehrere Jahre vor dem Erscheinen seiner „Obilia“ im „Till Eulenspiegel“. Unter diesem Titel hat er ein „Schelmenpiel“ und ein „Schauspiel“ vereinigt, die sich unmittelbar aneinanderschließen und ein Ganzes bilden. Der erste Teil ein Lustspiel, wie wir deren nicht allzu viele haben! Buntes Geschehen, sprudelnde Laune und ein helles Lachen, ein Tanzen, das siegesfroh über die Dinge dieser Erde hinwegschreitet! Till Eulenspiegel ein Genie, ein Genie der Lustigkeit! Ist Till Eulenspiegel nicht mehr? Es giebt ein heiliges Lachen, ein weltverklärendes Lachen. Ist Till Eulenspiegel ein Weltüberwinder, ein Erlöser? In dieser Frage scheint mir das Problem von Lienhards „Eulenspiegel“ zu liegen. Eine bejahende Antwort müßte Lienhards künstlerischem Streben eine andre Richtung, ein andres Ziel gegeben haben. Die Frage ist mit viel Frische gestellt, der Ausklang ist müde, gequält. Hans Sachs wird im zweiten Teile Till gegenüber gestellt; sein letztes Wort: „Mich verlangt gewaltig aus Welt und Wanderschaft heim nach Alt-Nürnberg's trauten Mauern, an meine ernste Pflicht“ wird lähmend wie der Geist der Schwere. Es ist ein innerer Zwiespalt: das Festspiel mit seiner feierlichen Pose wird noch einmal Herr über das wildbewegte Drama, die Einheit über die bunte Mannigfaltigkeit. Eine Sehnsucht nach Bewegung und Freiheit, und doch ein Drang nach Unterjochung, eine steife Gemessenheit!

Was „Till Eulenspiegel“ versagt blieb, erreichte Lienhard in seinem „Münchhausen“ (wie die folgenden im Verlage von G. D. Meiner, Berlin und Leipzig). All die heißen Entwicklungslämpfe, von denen schon die „Weiße Frau“, dann die „Wasgaufahrten“, die „Lieder eines Esfäfers“ erzählen, haben ausgetobt. Eine sonnige Klarheit breitet sich über die Weiten. Die ungestümen Jugendideale des „Naphthali“, des „Gotfried von Straßburg“ sind herabgestiegen aus ihrer erdenhobenen Höhe, und er, der Dichter, stieg zu ihnen empor, ihnen entgegen. Eine Assimilierung

des Dichters an seine Ideale, der Ideale an ihren Dichter hat stattgefunden — eine Kunst wurde geboren, Idealismus und Realismus zugleich, das Lösende, Befreiende, das „Wunderbare“ wurde gefunden: „Ein Mensch, leuchtend und fest, der das Haupt im Himmel und Hand und Füße auf Erden hat, frei in Gott und doch auch haftend im Luftkreis dieses Planeten, den zu erkennen, zu verklären und zu überwinden unsers Dichtertums schöne und schwere Arbeit ist.“

Dieser reinen Erkenntnis, die Körper und Geist, Irdischem und Transcendenten die richtige Stellung im künstlerischen Schaffen zuzuweisen vermag, mußte Münchhausens Persönlichkeit in idealem Licht erscheinen. Lienhard wird oft für unmodern gehalten. Abgesehen von der zweifelhaften und jedenfalls sehr relativen Prägung „modern“ und „unmodern“ wird man Lienhard keine unzeitgemäßen Absichten und Ziele zuschreiben können. Der konsequente Subjektivismus, der mehr oder weniger doch die Grundlage unsers litterarischen Schaffens im letzten Jahrzehnt bildet, hat im „Münchhausen“ einen durchaus eigenartigen Ausdruck gefunden. Tiefer als die meisten seiner Zeitgenossen hat Lienhard den Schöpfungsvorgang erfaßt, der in dem Weltverstehen, dem Weltbegreifen des Einzelnen liegt. Ebenso weit entfernt von verblendetem Optimismus wie von der pessimistischen Lehre des leidenden und rein passiven Menschentums weiß er, daß ohne das „Es werde“ der Persönlichkeit die Welt nicht rot und grün, nicht gut und schlecht, nicht hell und trübe ist. Jedes Wort des Menschen eine That, eine Schöpfung! Nicht eine verklärte Welt, eine zu verklärende Welt predigt er. „Ich brauche meinen Geist kaum mit der Gerte zu berühren, so sind eure Trivialitäten in Sinn verwandelt — ja wohl! — wie's der selige Mibas that — jawohl!“ so spricht Münchhausen. Ähnlich sagt Jacobson einmal bei der Charakterisierung des Hauslehrers in „Niels Lyhne“: „Jeder fremde Gedanke, jede fremde Stimmung oder Empfindung, die in ihm erwachte, trug sein Zeichen an der Stirn, war geabelt, geläutert hatte mächtige Flügel bekommen und trug eine Kraft in sich, von der ihr Schöpfer sich nicht hatte träumen lassen.“ Das ist der Sieg, der Sieg des Mannes über die Welt, mit der er gekämpft um Leben und Glück, über sein Geschick, das ihn knechten wollte, das ist die Freiheit!

Und ein zweites kommt hinzu, Münchhausen auf seine intellektuelle und geistige Höhe zu heben. Der Lebensbau, den er sich selbst errichtet, die Lebensanschauung, die er sich selbst erkämpft hat, ist bis in die letzte denkbare Konsequenz, bis in den verborgensten Winkel hinein für ihn zur Wahrheit geworden. Münchhausens Fabelwelt ist — Wahrheit! So

triumphiert des Künstlers Lachen über die trockne Weisheit erbanhaftender Krämerseelen. Hat einer ein Recht, die Lüge in harten Worten von seiner Thüre zu weisen, so ist es eben Münchhausen. Denn Lüge ist das Uneigene, das in den Charakter, in die Individualität Hineingelogene. „Nichts Niederträchtigeres als die Lüge! Man steht vor einem Lügner einfach waffenlos!“

So ist Henhard zu einer neuen Einheit gelangt: die Persönlichkeit, die Individualität ist an die Stelle der Gesamtstimmung getreten. Man könnte sagen, es entspricht dem Fortschritt von Grundmelodie zu Grundmotiv. Man sieht klar die Weiterung, die Entwicklung, die darin liegt. Die Melodie, die wohl in sich eine inuere Abgeschlossenheit erreichen, aber nie in innigere Gemeinschaft mit den heterogenen Teilen des Werkes treten kann, weil in ihr keine freien Entwicklungskeime enthalten sind — und das Motiv, das in seiner bestimmenden Ursächlichkeit das ganze Werk als eine große Konsequenz erscheinen lassen soll. Von außen nach innen!

Diese Einheit der Persönlichkeit schließt das denkbar größte Ausleben aller in sie hineingelegten Triebe und Keime in sich ein, muß aber auch gerade aus diesem Grunde zur Einsamkeit der Persönlichkeit führen. Das nach Eindrücken haschende Kind, der um Weltideen ringende Jüngling, der dem Leben abgewellte Greis — sie alle kennen das Glück der Gemeinschaft, sie alle haben die Gabe sich mit Individuen gleicher Art, gleichen Wesens zu identifizieren. Der geklärte, der gereifte Mann, dessen Blick ein Gelübde, dessen Wort ein Schwur ist, steht allein. Unverstanden bleibt sein Leben, unekannt seine Welt. Er ist der einzige Bürger seines Erden- und seines Himmelreichs. Er weiß, daß jedes Wort seines Glaubens, jeder einzelne Zug seines „Ich“ eine Scheidewand bildet zwischen ihm, dem Einen, und den vielen. Er weiß noch mehr. Seine Einsamkeit, seine Verlassenheit ist ihm zum Inbegriff seiner Kraft geworden, sein Leiden ist sein Glück, in seiner Beschränktheit liegt die Wurzel seines unbeschränkten und unbeschränkbaren Werkes. Triumph und Tragik zu gleicher Zeit!

Diese Ideenkomplexe sind im „Münchhausen“ bereits angedeutet, aber erst im „Fremden“ (Schelmenuspiel in einem Aufzug) und im „König Arthur“ (Trauerspiel) zur reifen Ausgestaltung gelangt. Im „Fremden“ greift Henhard noch einmal auf den Eulenspiegel-Stoff zurück. Die Wandlung seiner Kunst- und Welterfassung hätte sich nicht innerlicher dokumentieren können. Das Eulenspiegelproblem ist für ihn geschwunden, die Eulenspiegelfrage verklungen. Es bleibt nur die Eulenspiegelklage, die Eulenspiegeltragik. Der närrische Attila Till Eulenspiegel ist ihm der große Sucher geworden, der große Einsame, der, Diogenes gleich, mit

der Laterne auszieht um Menschen zu finden. Der letzte Sproß einer starken Zeit, der das „Heldenvolk der geraden Nacken“, die stolzen Tage der Väter in heißer Sehnsucht zurückzwingen möchte. Und sein Lachen? Verachtung und schaffendes Begehren paart sich darin. Ein wenig Bosheit tönt wohl mit hinein, auch ein wenig Herzweh und bittres Schluchzen, doch bleibt's ein reiner Klang. Muß nicht auch der starke Baum, der einsam unter Zwergen steht, die das abendliche Rauschen seiner Zweige nicht zu deuten wissen, muß nicht auch er noch Schatten und Kühlung und Labfal spenden, dehnen sich nicht auch seine Glieder im ersten Frühlingslicht, eine reife Freude, ein später Jugendübermut! Und sollte sich in Tills Lachen doch noch ein verstecktes Problem finden, die Einsamkeit selbst, der Stolz der Persönlichkeit ist die Lösung aller Eulenspiegelprobleme.

Kann uns „König Arthur“ nun noch ein Neues sagen? König Arthur, ein Bruder, ein Schicksalsgenosse Tills Eulenspiegels. „Adeln wollt' ich diese morschen Menschen, indem ich sie adlig achtete!": Arthur würde es nicht ertragen der Wahrheit voll ins Gesicht zu sehen. Er scheint noch nicht reif für die große Verachtung, man kann sagen, er ist schwächer, feiger als Eulenspiegel, aber auch weicher und milder; Eulenspiegels Lachen erscheint roh gegenüber Arthurs Lächeln, das die tausend Marter zu bezwingen weiß, die sein Stolz ihn dulden läßt. Er ist auch einsamer. Man ist einsamer inmitten der Menge. Es ist grausamer mißverstanden zu werden, als unverstanden zu bleiben. Arthur hat einen Freund, Merlin, den Sänger. Merlin ist der große Zertrümmerer, ist die elementare Kraft, die Arthur und seinen Idealismus unter sich begraben wird. Arthurs Freund ist Arthurs gefährlichster Feind. Und das ist die schwerste Einsamkeit. Arthur unterliegt, er mußte unterliegen. In einer Arthur-Größe liegen die Keime eines starken Untergangs. Was ist Sieg, was ist Tod! „Unser Leib geht in Flammen auf! — Doch unsern Geist — unsern Geist — sie nehmen ihn mit hinauf ins Hochland — in den Blättern der Waldung — in den Halmen der Heide — in der Menschen heißen Herzen — weben und wirken soll unser Geist — ewig unser Geist im Hochland — wir sterben niemals — —“ „Wir sterben niemals“, ist Arthurs letztes Wort. Eine Überfülle von Kraft ruht in Arthur, so groß, daß sie, obwohl tief-individuellster Art, in die Welt hinausströmen, Schicksal werden muß. „Ich will, daß du dich irrst“, spricht er zu Merlin; sein Schweigen, seine Blindheit ist ein Wille, ein Gebot. Lebte Arthur allein, er kann nicht allein sterben. Mit ihm stirbt das Volk, stirbt die Zeit, denn er selbst ist Volk und Zeit. Die Persönlichkeit das große Geschick, die Persönlichkeit der große Gott der Geschichte! —

Aus der Weite zurück in die Enge! in die Enge unsrer deutschen Heimat! Es ist immer dieselbe Erfahrung: Wer die fernen Horizonte lieb gewonnen hat, ist auch seiner Heimat treuer geworden. Das Ferne ist die Wiege des Nahen, des Nächsten, und Heimweh ist die tiefste Liebe. Deutsch ist Lienhardts Kunst, deutsch ist Lienhardts Menschentum. In seinen ersten Schriften war viel patriotische Tendenz. Man muß sich dran freuen: Jung-Elsaß tritt ein in die geistige Entwicklung des Mutterlandes — eine erste Frucht langer, banger Kämpfe! Doch auch hier führt der Weg von außen nach innen. Deutscher Geist ist mehr als Hurratriotismus. Stillter ist es geworden. Die Liebe ist treu geblieben. Münchhausen nennt sich einen Teil der deutschen Volksseele — lebt nicht in Lienhardts Kunst ein Etwas, vielleicht ein vergessenes Etwas dieser Volksseele wieder auf? Man muß sein Volk lieben um das zu verstehen.



Gedichte von Josef Schanderl.*)

(Amberg.)

Auf der Suche.

Wolken murren durch den Tag,
angstvoll kroch die Sonne höher,
jeder Laut wird stumm und zag —
über den Himmel schwillt ein Arm,
und zum Schlag
hebt er langsam, ruckend aus . . .
bebend lauscht ein Thal hinaus:
Gott! ein jäher
Blitz!

Cotenstille. Nur ein Tropfen
schlug auf meine blasse Hand —
meine Pulse glühn und klopfen . . .
noch kein Donner — und ich stand,

*) Aus einer demnächst im Verlage von Schuster & Köpfel in Berlin erscheinende Sammlung, betitelt: „Wurzeln. Eine Jugend in Gedichten.“

bis mein blindgewordner Wille
 mich zum tiefsten Dunkel trieb,
 wo die unheilvolle Stille
 ihre fahlsten Runen schrieb
 in die Wolkenfeizen . . .
 All die Himmel voll Empören!
 Noch kein Donner — und ich lief
 auf die dunklen Höhen zu:
 denn im Düstern leuchtest du,
 trittst aus schwarzverhangnen Zelten,
 Gott und Herr du aller Welten!
 Lass die erzne Stimme hören!
 Aber alles, alles schlief
 tief, so tief
 und ich tief
 bis zum bängsten Ackerrand,
 bis zur starren Ährenwand,
 und ein Grauen
 warf mich hin. —

Da lieg ich nun,
 die wüste Stirn in einem Haufen Erde,
 das letzte, was mir blieb —
 da lieg ich nun,
 und fühle nichts mehr von der Menschenherde;
 und fühle nur: jetzt wird er auf mich zücken,
 der Hintergott mit seinen stummen Blitzen
 mir in den hingebäumten Rücken.
 Was sagst du noch
 mit deinen Wunderwaffen?
 Bist ja mit mir allein —
 mich scharrte keiner aus dem Loch,
 so wundereinsam hast du mich geschaffen.
 Was sagst du noch? Schlag zu,
 dann hast du vor mir Ruhe,
 du grosser Unbekannter du!
 So kannst du dich mir herrlich offenbaren
 und mir mein Sucherhirn mit Stirn und Haaren
 hinunterschmettern in den Grund der Dinge!

Wortlos.

Leis ist ein Cag erwacht —
 dir gehn die Augen auf
 vor lauter Glück.
 Hat es dich stumm gemacht?
 Wir waren unser
 die ganze Nacht!

Nun willst du jubeln —
 liegst und du kannst es nicht,
 und ich will jauchzen —
 und bin gelähmt,
 und wenn es drängend
 vielhundertkehlig
 mir aus der Brust ausfluten, brausen will — —
 dein Jubel atmet still
 und lächelt:
 Selig!

Mit einer Erikablüte.

Und du bist fern. Es hielt nicht lange still,
 bis ich im Herbstwind durch die Heide rannte,
 und meine Sehnsucht brannte
 lang, bis sie deinen Namen rief:
 ich atme tief,
 der Wind ward lahm
 und nicht ein Wipfel in den Wäldern rauschte —
 ganz wundersam!
 Ich sank ins welke Heidekraut und lauschte . . .
 das Wunder kam:
 denn seine viel viel tausend Glöckchen singen.

Ich hör es ganz allein
 und darf es dir nur sagen:
 dass in den keuschen Blüten
 sich lauter Seelchen hüten,
 zu fein, zu rein,
 als dass sie Körper tragen.

Vielleicht ist auch ein Hauch von dir
 hineingezwängt
 in diese Blütendoide,
 die ihre märchenhoide
 Zartheit an meine Lippen drängt —
 dass ich sie jäh zerküsste.

Sie hielt ganz still . . .
 denn Blumenschwestern sterben gern,
 wenn meine Lust nur leben will,
 leben!
 dass andre leiden müssen
 von meinen Sehnsuchtsküssen — —
 und du bist fern.

Flügel!

Fort, immer fort!

So eng die Herzen in den lauten Gassen,
 der Ring der Stadt kann unser Glück nicht fassen —
 sieh, hier ist Raum:
 nur Schnee und Schnee bis zur Unendlichkeit,
 kein Strom, kein Weg, kein Säulenstein der Zeit,
 kein Mensch, kein Baum,
 kein Saum.

So weit wir fühlen, ist das Glänzen —
 der Heimatstern hat keine Grenzen — —
 Himmel und Erde
 hängen zusammen,
 ewig starr in bräutlich weissen Flammen;
 jenseits werden alle Wonnen stumm!

Und durch die Stille ich und du.
 Nur pocht mein Herz, dein Widerhall
 dem endlos nahen Ende zu.
 Musst mir das welche Händchen geben:
 nun strömt es leichter, unser Leben,
 vielleicht, dass wir hinüberschweben,
 hinaus ins All

Grossmut.

Ahnen muss ich, wie du leidest,
 aber ich weiss, wie sehr du liebst:
 wenn ich dir dein Alles nehme,
 dass du mir noch Küsse giebst.

Immer, wenn Uebrecherscham
 in mir glühte,
 jäh, und kaum mich atmen lässt —
 kannst du noch die Arme breiten,
 bis du meine Grausamkeiten
 tiefer dir ans Herz gepresst . . .

Denn du bist voll lauter Güte!

Zur Reige.

Trink den süssen Porter aus, mein Lieb!
 Übernünftig fahl sind deine Lippen —
 aber nicht bloss nippen
 und so weh nicht lachen!
 Warst ja sonst im Dürsten nie die Feige,
 trankst ja kühn den Freudenkelch zur Reige:
 dass uns vom Erwachen
 nicht ein Kuss zu schlürfen blieb.

Crink und lass das bängliche Gezitter,
 keinen Croplen will ich dir ersparen!
 So. — Nun beichte mir: wie war es? Bitter?

Unter freiem Himmel.

Weit droben Sterne, gross und klar.
 Rings dunkle Bäume;
 aul nackter Erde
 ein engverschlungnes Menschenpaar.

„Bleib stehn, du Stundel
 Vergänglichkeit, oh Erdenwunde!
 Mann, könnt ich ewig
 mit dir so fühlen,
 und hoch im Äther
 flehruhg feuchten
 in selger Klarheit:
 ein Doppelstern!“

„Du Hebe Thörin!
 Vernimm die süsse,
 die herbe Wahrheit:
 Die Sterne alle, die du schweben siehst,
 verzehren sich in Ihrem eignen Brand
 unfühlend noch, in gährend blinder Sehnsucht
 durch ungezählte, unzählbare Zeiten —
 und wenn sie endlich, endlich trüchlig sind
 von ihrer eignen, stummen Einsamkeit,
 gebären sie mit unerhörter Qual
 Erden wie unre, schleudern sie hinaus
 zum Weltenraum, dass Die Erlösung suchen —
 und brüten drauf nach tausend eitlen Mühn
 den Urschleim aus, ein allererstes Fühlen,
 und quälen sich mit ungeheurer Not,
 draus Tiere, Pflanzen, Menschen hochzubringen:
 bis sie in einer einzig stillen Nacht,
 in eines Menschenpaares Rauschsekunden
 die halbe Ewigkeit der Sonnenrunden,
 die ganze Wollust ihrer Schöpfung wissen.

Denn nur der Augenblick fühlt ewig — komm!

— — — — —
 Warst du genug in allen Ewigkeiten?
 Hast du noch Neid zu jedem dumpfen Stern?
 Ob viele wären unsersgleichen gern!
 Sahst du am Himmelsrand den Streifen Schein?
 Da sprang ein winzig Sternchen uns herein
 zu Erdenseligkeiten;
 die andern Meteore schwirren immerzu,
 vielleicht zu andern Erden
 mit stolzen Seelengaben,
 wo alle Wesen tiefer, klarer werden
 und viel mehr Glück und mehr Erfüllung haben —
 wenn du mich noch so sehr zu Herzen drückst —
 mehr Glück wie du!

Nimm dich in acht!

Ich bin ein sausendes Fiammenrad:
mich treiben überirdische Gewalten,
kein Menschenkind hat je mich aufgehalten,
und wer mich fassen will, den seng ich tot!"



Dresdner Theater.

Das königl. Schauspiel setzte gleich bei Eröffnung der Spielzeit kräftig ein, indem es zwei Hauptwerke der beiden größten nachklassischen Bühnendichter dem Dresdner Repertoire wiedergab: „Grillparzers „Traum ein Leben“ und Hebbels „Maria Magdalena“. Nachdem sa im Zeichen zweier ganz Graher begonnen worden, brachte die Leitung einige interessante Erstaufführungen, aan denen die eine allerdings nur einer Bearbeitung galt, die anderen aber neue Eigenwerke maderner Schriftsteller für das hiesige Publikum lebendig machten.

Mit einer geschickten Zuriichtung des Calderonschen Lustspiels „Hombro podro todo es trazas“ („Ein armer Mann muß valler Schliche sein“) hat sich der Prager Dichter Friedrich Adler bei den Dresdnern sehr vorteilhaft eingeführt. Er nennt seine Bearbeitung „Zwei Eisen im Feuer“. Die Intrigue des Lustspiels ist eigentlich aan geradezu kindlicher Naiaetät. Don Diego hat „zwei Eisen im Feuer“, das heißt, er hält es mit zwei Damen, die eine ist eine reiche Erbin, die andere fesselt ihn durch Weist und Schönheit. Donna Klara kennt ihn als Diego, Donna Beata als Don Dianns. Um die Aufrechterhaltung dieser Täuschung und die schließliche Entlarvung Diegas dreht sich die ganze Handlung. Mit sazufagen mathematischer Regelmäßigkeit gruppieren sich die Nebenpersonen: die beiden ehrlichen Anbeter der beiden Donnass, dann deren Jansen, der Diener Diegas (als Graeiasa und lamische Parallelfigur seines Herrn) um das im Mittelpunkt stehende Doppelspiel. Wenn wir die Vorgänge dieser Komödie im deutschen und madernen Geiste betrachten, sa erweist sich dieser Diego eigentlich weniger als Kasalier denn als Lügner und Lump. Aber weder dem Dichter noch dem Bearbeiter kann er als satcher erschienen sein, und auch das Publikum unseres Hoftheaters schien den Schlichen, Kusschneidereien und Frechheiten des Helden mit Sympathie und Interesse zu folgen. Das liegt — abgesehen van der guten Darstellung — var allem an der „Spielnatur“ der spanischen Komödie. Diese ist wirklich in einem gewissen Sinne ganz „moralisfrei“, denn es handelt sich bei ihr nicht um menschliche Charaktere und ihre guten oder bösen Eigenschaften, sondern um ein Spiel, eine Art Schachpartie, bei der die Personen bloß Figuren sind, die der Dichter zum Vergnügen des Zuschauers gegeneinander auspielt.

Schachfiguren aber haben keinen Charakter! Diesen historischen Standpunkt nahm unser Publikum natürlich höchstens unbewußt ein. Was ihm gefiel, war das Kulturelle, die gezeierte, blumenreiche, oft witzige, aber öfter nach witzelnde Sprache, all das Bunte, Neue, Zufällige, das der Durchschnittsmensch „paetisch“ nennt. Daß die Calderanschen Lustspiele zwar reich an Erfindung sind, aber mit seinen ersten Dramen sich nicht messen dürfen, ist bekannt genug; sanft könnten sie auch nicht eine Fundgrube für die theatralischen Farnalisten aus Fuldas Schule abgeben.

Zwei Tage nach der Berliner Premiere hat Sudermanns „Johannisfeuer“ hier seine Erstaufführung erlebt. Das außerordentlich schwache Stück fand bei uns eine viel freundlichere Aufnahme. Nur wenige Stimmen erheben Einspruch gegen den geradezu übermäßigem Entusiasmus unseres Dresdner Sonntagspublikums, das man aus weiser Vorsicht an Stelle des immerhin kritischen Publikums der offiziellen Premieren- donnerstage zum Richter über Sudermanns neuesten Versuch gemacht hatte. Ich gehöre nicht zu den unbedingten Begnern eines Mannes, der einmal etwas so Ballendebetes wie das „Glück im Winkel“ schreiben konnte. Um so mehr war ich darüber enttäuscht, daß dieser Mann in einem auf seinem Heimatsboden, in seinem eigenen „Winkel“ spielenden Drama so wenig echte Stimmung zu erzeugen vermochte. Trotz aller Phrasen von germanischem Heidentum und trotz alles Redens von Nachtigallen, Virenen, lodernen Feuern, trotz alles Gefinges und Gejauchses im Hintergrunde bleibt man innerlich ganz kalt, denn Stimmung und Symbolik sind äußerlich, theatralisch, deklarativ — nicht organisch, dichterisch und ungekünstelt. Der dramatische Hauptfehler liegt meiner Meinung nach im Charakter des Georg Hartwig, der ein freier selbstmädeman und ostpreussischer Eisenkopf sein soll, auf der Bühne aber bloß als ein unreifer, undankbarer und jammer- voll unentschlossener Bengel einher spaziert.

Einen weit interessanteren Abend brachte der 18. Oktober, der Geburtstag Heinrichs von Kleist. Zur Feier dieses Tages gab man das vieraktige Trauerspiel „Heinrich von Kleist“ von Wilhelm von Polenz, dem bekannten Erzähler, der besonders in seinen Romanen aus dem ländlichen Leben („Büttnerbauer“, „Grabenhäger“ u. s. w.) wertvolle Kulturdokumente geschaffen hat. Das Trauerspiel schildert die letzten Tage des großen Tragikers. In tiefer Armut und begreiflichster Verbitterung steht er zwischen zwei dämonischen Mächten. Todessehnsucht und Nirwanaoertlangen verkörpern sich ihm in Henriette Bagel, während in der kleinen Marianne Peßow, einer Art Klitzkennatur, weltliches Glück und irdisches Behagen noch einmal lachend erscheinen. Aber die Zerstörung ist in Kleists Innerem doch schon zu weit vorgeschritten. Henriette siegt über Marianne, der Tod über das Leben. Die Schlussscene spielt am Wannsee. Kleist und Henriette kommen, er trägt den Pistolentaschen unter seinem Mantel. Sinnliche Liebe zu Henrietten stammt in Kleist auf, die Freundin aber sucht ihm zu zeigen, daß jede Liebe auf Erden gemein, daß nur im Tode ihre Vereinigung möglich sei. Sie gehen in den Wald. Der Herbstwind weht in den halbkentlaubten Bäumen und langsam fällt der Vorhang . . .

Die Kritik hat die zahlreichen Schwächen der Komposition aufs Schärfste gerügt und diese Schwächen liegen denn auch klarer zu Tage, als die Schönheiten der Dichtung. Polenz, der geborene Epiker, mußte sich hier die Darstellung der Entwicklung versagen. Er mußte den Seelenzustand seines Helden als etwas Gegebenes vor den Zuschauer rücken und nur der Kenner von Kleists Leben wird völlig verstehen, warum der Dichter sich nicht mehr emparschwimmen kann, warum dieser edle Baum, bis in die Wurzeln hinein von der Gemeinheit der Menschen vergiftet, nunmehr bittere Früchte tragen muß. —

Auch die rein handwerkliche Seite der Bühnentechnik — auf die ich, offen gesagt, im allgemeinen kein großes Gewicht lege — kommt in diesem Drama doch gar zu schlecht weg. Die häufigen Seitengespräche und abwechselnd pausierenden Duos sind Nothbehelfe, deren sich ein moderner Dramatiker kaum bedienen dürfte. Was von Fouqué und Adam Müller zur Erhellung der Vorgeschichte berichtet wird, ist ziemlich dürftig und nicht gerade geschickt angebracht. Aber was bedeuten schließlich diese technischen Mängel gegenüber den echten Vorzügen des Stückes? Zu diesen zähle ich die erschütternde Darstellung eines leider typischen deutschen Poetenschicksals in dem besonderen Falle Kleist, ferner die leicht aufgetragene, aber echte Zeifarbe, die kraftvolle und leidenschaftliche Sprache, die besonders in Kleists Runde höchst charakteristisch ist, wie überhaupt das Ganze als die Frucht eines liebevollen Versenkens in die Gedankenwelt dieses Gewaltigen erscheint. Dem Pathologischen im Wesen seines Helden wurde Falenz so weit gerecht, als eben seine herbe, gesunde, klare, etwas nüchterne Natur in einen so komplizierten Geist einzudringen vermochte. Jedenfalls ist „Heinrich von Kleist“ ein interessantes Stück und ein keineswegs mißglückter Versuch, einem Größeren den Tribut aufrichtiger Liebe und treuer Verehrung darzubringen.

Diese Vorzüge des Werkes wurden in das günstigste Licht gerückt durch die Darstellung, vor allem durch die Gestaltung der Titelrolle. Wiede hat die Dichternatur Heinrich von Kleists verstanden wie wenige; er muß hinabgedrungen sein bis zu den tiefsten Dunkelheiten dieser großen, unglücklichen Seele, und ihre beiden Grundmächte: titanischen Schaffensdrang und elementares Todessehnen, mit genialem Verständnis intuitiv erfaßt haben. Und dabei diese reine, graße Linie, dieser Adel des Stils bei so tief überzeugender Wahrhaftigkeit! Ich kann und will mir meinen Kleist von nun an nicht mehr anders vorstellen als in der Gestalt, die Wiede ihm gab.

Das Opernhaus brachte zwei neue einaktige Opern von Eugen d'Albert, „Rain“ und „Die Abreise“. Das Textbuch von ersterem Werke hat Heinrich Vultsaupt unter Anlehnung an das berühmte, vielfach übersezte dramatische Gedicht Byrons geschaffen (was jedoch, soweit ich mich erinnere, auf dem Zettel nicht erwähnt war), die Musik ist interessant, aber für den pathetischen, graßen Stil der dichterischen Vorlage doch zu nervös und unruhig. Einheitslicher wirkt die „Abreise“, ein musikalisches Lustspiel (Text von Steigentesch), das einen harmlos-pilantzen Vorgang aus deutscher Hofafazet behandelt. Der leichte Kanferationston ist dem Kamponisten besser gelungen als das tragische Pathos in „Rain“.

Das Residenztheater brachte eine neue Operette heraus, den „Wahrheitsmund“ von Heinr. Plakbeder. Der Text (von Adele Osterloh) behandelt eine im mittelalterlichen Rom sakralisierte Urteilsfrage. Der Text ist nicht viel besser und nicht viel schlechter als die meisten neueren Operettenlibretti, und ähnliches läßt sich von der recht anmutigen und lebenswürdigen Musik sagen, die natürlich von Anklängen an Strauß, Millöder und Suppé nicht überall frei zu sprechen ist. Die feinsinnige Instrumentation, die von der Kritik besonders warm anerkannt wurde, stammt jedoch — nach einem in musikalischen Kreisen weitverbreiteten und bisher unwidersprochenem Gerücht — nicht vom Kamponisten selbst, sondern ist eine Arbeit des als Sinfoniker hochgeschätzten Schulz-Beuthen, dessen Name auf den Theaterzetteln fehlt.

Es ist das Unglück unseres Residenztheaters, daß es beständig zwischen modernem Schauspiel und einem Schwanf- und Operetten-Repertoire hin und her pendelt, wobei natürlich kaum etwas völlig Befriedigendes heraus kommen kann. Hier anderwärts schon bekannte Einakter — zwei von Fulda, zwei von Dreser — konnten trotz sorgfältiger

Einstudierung durch den fleißigen Oberregisseur Katter nur kurz auf dem Spielplan bleiben. Dann kam ein gar betrüblicher Schwank von dem Wiener Paffenfchreiber Bernhard Buchbinder an die Reihe: „Die dritte Eskadron“. Das Stück enthält eine gute Idee, die freilich nicht in die Hände des Herrn Buchbinder hätte geraten dürfen, wenn sie eine humaristische Wirkung zu üben bestimmt war: Zwei junge Offiziere, der eine salid, der andere leichtsinnig; beide heiraten: der Salide wird ein Lebemann, der Leichtsinnige der beste Gatte. Aber dieser hübsche Einfall wird gedankenlos aerfchleudert, während eine Kette größter Unwahrscheinlichkeiten und zum Teil recht roher, meist abgedroschener Späße das Stück ausfüllen muß. Eine dankbare Charge für unsern tüchtigen Frieze war ein ungarischer Rittmeister mit der stehenden Redensart: Aber ich bitte, das ist noch gar nichts . . .“ Zum Glück war gerade in Dresden Jahrmarkt, so daß es dem Schwank an einem dankbaren und naiven Publikum nicht fehlte.

Derselbe Komiker aerkhalf sabann der bei Ihnen aerkateten, in Hamburg allerdings schon aufgeführten Tendenzkomödie „Der Ausflug ins Sittliche“ aan Georg Engel durch seine aallfästige Verkörperung des Gutsbesizers und Landwehrahauptmanns Wadram, dieses ländlichen Tartüffe, in erster Linie zu einem Erfolge, den das Stück als Kunstwerk keineswegs verdient hatte. Im Gegensaße zu dem ebenfalls sehr einseitigen Rag Dreyer, der mit Barliebe dem überkultivierten Stadtmenschen gesunde und sittenreine „blonde Vestien“ gegenüberstellt, gefällt sich Georg Engel darin, auf dem Lande nur das Verwerfliche zu suchen und zu finden. Der „Ausflug ins Sittliche“ ist ein innerlich unsreies Wert, weil der Verfasser es nicht verstanden hat, künstlerisch über den Parteien zu stehen, weil er in der Schilderung von Menschen und Zuständen ganz aberflächlich aerfährt und auf seiner Palette nur zwei Farben hat: Schwarz für die bösen Reaktionäre, weiß für die guten Fortschrittlere. Was mir an dem Stücke so mißfällt, ist der enge Gesichtswinkel des Verfassers, seine Unfähigkeit, den prächtigen Komödienstoff wahrhaft dichterisch und überlegen, das heißt aan Standpunkte des parteilosen Sittenschilderers und Satirikers aus, sazuzsagen mit heiligem Lachen, frei und lähn zu bewältigen. Der Gutsbesizer und Landwehrahauptmann Wadram, ein gesundheitsstrapender, schlauer, brutaler Inzinktensch, der eine kränkelnde Frau und eine Reihe Geliebter, aan Hausfräulein bis zur Hofdiene herab, sein eigen nennt, wäre ja an sich eine sehr dankbare Komödienfigur. Desto schablonenhafter sind freilich die übrigen Figuren des „Vereins zur Hebung der Sittlichkeit auf dem Lande“ ausgefallen. Der Gegenspieler, der Journalist van Odh, steht ebenfalls auf recht schwachen Beinen. Seine sozialen und ethischen Bekenntnisse sind nicht, wie es etwa bei Hauptmann oder mehr noch bei Tolstai der Fall gewesen wäre, organisch mit dem Charakter ihres Trägers und der Stimmung des Ganzen verwachsen, sondern es sind aufgeklebte Etiketten, hohle Phrasen, durch deren Schwulst die gut moderne Gefinnung des Verfassers in aufdringlicher Weise bekheimigt werden soll. Dasselbe gilt aan den zahlreiehen, zum Teil allerdings nicht unwichtigen, vielfach aber recht überhaften Anspielungen auf die lex Heinge. Reminiscenzenjäger würden aus diesem Stücke eine reiche Ausbeute heimtragen. Da ist zunächst Ibsen mit seinen „Stützen der Gesellschaft“ — für Georg Engels Komödie freilich ein durch seine erdrückende Wucht recht gefährliches Pratatyp — dann Dreyer, dessen ländlichem Personal die forsche Gutsbesizerin Marie van Satten entnammen scheint, während sein „Prabekandidat“ das Vorbild zur Sitzungsszene lieferte, und schließlich der selige Koyebue, an den mehr als eine Wendung des Stückes erinnert. Wada Wildberg.





Essays von Richard Maria Werner.

Essays historisch-kritische Essays über lebende oder eben verstorbene Dichter und ästhetische Betrachtungen dieses Genres tauchen allmonatlich in Zeitungen und Zeitschriften zu Duzenden auf. Es sind in der Mehrzahl verlorene Schwimmer. Sie tauchen auf, um zu versinken. Der Zweck und die Bedeutung dieser oft übermäßig subjektiven Impressions-Stücke, leicht beweglicher Feuilletons oder schwerfälliger Abhandlungen ist in der Regel Eintagsfreude. Manchmal sammeln freilich auch Kritiker derartige weitverstreute Blätter, und gegen eine solche Sammlung läßt sich wahrhaftig nichts einwenden, wenn ihr Blick über das verworrene und verwirrende Getriebe von gestern und heute hinausleitet. Trotz aller Eile doch ruhevoll wie eine feste Leuchte über Winden und Wellen. Lichtsendende Überzeitlichkeit wird allemal durch eine starke Persönlichkeit hervorgebracht. So tragen die Essay-Bücher von Otto Ernst und Hermann Vahr ihre Berechtigung in sich; so wirken die „Studien zur Litteratur der Gegenwart“ von Adolf Stern, und so treten auch Richard Maria Werners „Vollendete und Ringende“*) sieghaft in geschlossener Reihe hervor. Der bekannte Verfasser der lächtigen, wenn auch nicht einwandfreien Arbeit „Lyrik und Lyriker“ (Hamb. u. Lpz. 1890) hat in seinen neuen „Schilderungen“ hauptsächlich Beiträge zur neueren und neuesten deutschen Litteraturgeschichte geliefert. Abgeschlossen behandelt er in dem vorliegenden Bande Dramen und Dramatiker nur im Kommen und Gehen. Diesen gedenkt er später ein eigenes Opus zu widmen. Vorwiegend giebt er in sorgfältiger Kundung und reiferer Durchbildung als in der ersten Journal-Ausgabe mehr und minder ausführliche, theilweise allseitig beleuchtende Separat-Charakteristiken von Lyrikern und Romanschriftstellern. Er beschäftigt sich mit R. G. von Leitner, Frankl, Geibel, Henze (als Lyriker), Pichler, Waldmüller-Duboc, Max. Schmidt, Th. Justus, Torrefani, W. Fischer, David, Cl. Siebig, Dehmel, Jacobowski, Ruffe, S. Hoehstetter. In den ersten gestaltet er eine pietätvolle Gedächtnisrede oder Erinnerungsfeier; da er namentlich hier biographische Mitteilungen zusammenfügt, so gewinnt hier zumal seine Darstellung trotz enger Begrenzung das Gepräge des Ganzen und Vollendeten. An diese Porträts schließt er ein paar von einem wichtigen Motivo bestimmte Sammelstücken: „Tod und Sterben“, „Moderne Messiasdichtungen“, „Unsere Zeit“. Ein „Epilog“ knüpft an die Reihe der vorstehenden „Skizzen“ kurze Nachträge. Schon das umfangreiche „Nomen-Verzeichnis“, das Schluß-Ausgangspunkt, weist darauf hin, daß Werner im Vermögen einer ergiebigen Belesenheit weiten Perspektiven nachstrebt. Durch sein nationales Empfinden, seine großzügige Begeistigungsfähigkeit, sein zartes ästhetisches Gefühl, seine kritische Umsicht

*) Vollendete und Ringende. Dichter und Dichtungen der Neuzeit geschildert von Richard Maria Werner. Mit neunzehn Porträts. Bänden I. u. II. J. C. C. Bruns' Verlag.

und Einsicht, endlich durch seinen persönlich gefärbten Stil ist er zum Essayisten par excellencio berufen.

Professor in Lemberg, in dem Leger einer engherzigen palnischen Bevölkerung, nimmt er an dem Kunstschaffen seiner deutschen Heimat, nicht om wenigsten Österreichs, den lebhaftesten Anteil. Er hebt in der „Vorrede“ seines Werkes hervor: „Der Zeiten schwerer Kämpfe, denen sich auch die Vorurteilsfreiesten einer Nation nicht entziehen können, fern oon den Seinen in gegnerischer Umgebung verlebt, hört so viel Tadel über seine Nation, daß er sich immer als Verteidiger, oder, wenn das nicht nicht möglich ist, als Entschuldiger fühlt. Er hot oielleicht reinere Freude über die Leistungen seines Volkes, als wer mitten im nationalen Leben drinnen steht.“ Ähnliche Gedanken wiederholt er übrigens — ziemlich überflüssig — an anderer Stelle (S. 137). Thatsächlich Werner erscheint durchaus nach Ton und Gebärde als ein beredter Anwalt der Dichter und ihrer Produktionen. Er nimmt die Studie „Der Tod“ gegen den Vorwurf der Langweile sogar gegen J. Dombrowski in Schutz. Dieser Pole ist nämlich der Autor der genannten Erzählung. In seiner kritischen Praxis nähert sich Werner jener „tieferen Weltanschauung“, die er bei dem Boron Torresani konstatiert: „Er urteilt nicht über die Menschen, er sucht sie zu oerstehen“. Sein Urteilen oerziert sich mindestens niemals in ein leichtes, schnellfertiges Aburteilen. Kleinliches Kritteln läuft ihm wider den Strich. Neuerdings hat er es in einem Referate des „Litterarischen Ochos“ (III 1) extro betont, er wolle nicht als der Richter, wahl aber als der Freund poetischer Leistungen und ihrer Urheber gelten. Als Freund, d. h. als wohlwollender Berichterstatter. Er trattet nicht in der Herde aberweiser Recensenten. Er ist Interpreter. Und zwar ein solcher, wie er in Gassen und Märkten selten, in den hohen Hallen der künftigen Akademiker bloß oosnahmsweise anzutreffen ist. Seine ästhetisch-litterarhistorischen Dokumente sind allemol oos seiner ehrlichen Freude an schönen Worten und Thaten heroorgegangen. Die Novellen von Th. Justus beispielsweise bereiteten ihm „eine Freude fürs Leben“. . . „Freude jedoch ist aktia, sie kann sich nicht verschließen und verbergen, sie ist mitteilbar und braucht Genossen. Solche zu werben haben sich diese Zeilen oorgelegt.“

„Ehrfurcht oor dem lebendigen Geist, das ist die rechte Kritikermoral“ — erklärt Leo Berg irgendwo in seinen gesammelten Essays. Werner besigt nicht nur die richtige, sondern eine überaus lebenswürdige Kritikermoral. Gehaltvolle litterarische Erscheinungen begrüßt er als ein Geschenk, für das er sich zu Dank verpflichtet glaubt. Es hat ihn etwas persönlich bereichert, gekräftigt, gehoben: das kann er dem guten Weber nicht oergeessen. Ein solcher persönlicher Gewinn ist ohne ein hochentwickeltes ästhetisches Zartgefühl nicht denkbar. Auf sein ästhetisches Gewissen darf sich Werner getroßt verlassen. Darum arbeitet er nicht mit abgegriffenen Schablonenmaßen und oobjeleierten Allverweiskriterien, mit leerem Schlagwortgeklingel und pedantischer Regelsucherei. Er beruht sich auch nicht auf die Ästhetik eines neuen Schriftgelehrten. Wohl aber nimmt er gern einmal zu Goethes oder Hebbels gediegenen Erkenntnissen seine Zuflucht. Vorurteilslos sandert und verbindet, oergleicht und deutet er die seelischen Kräfte des Künstlers und ihre monnigfaltigen Äußerungen. Daher wird er den verschiedensten Individualitäten, den „Alten“ wie den „Jungen“, den künstlerisch liberal wie den künstlerisch revolutionär gesinnten Modernen gerecht. L. Jacobowskis Bestrebungen würdigt er ebenso eindringend und eindringlich wie die seines Antipaden R. Dehmel. Was er über diese beiden Lyriker oorgebracht hat, gehört zu dem Lichtvollsten, was bisher über sie in dem betäubenden Lärm der Parteien dem oosforschenden Laien geboten wurde. Jedemfalls vergnügt ihn und genügt ihm die bescheidene Stille reproduzierender Thätigkeit. In hohem Maße

weiß er sich der dachtenden Psyche anzuschmiegen, sich wandlungsmächtig in ihre besonderen Phasen zu vertiefen; er treibt beinahe eine Kunst adäquaten Nachempfindens. Mit seinen literarischen Untersuchungen will er zwar auch der dreimal heiligen Wissenschaft nähern, aber doch nicht in erster Linie, und auch das werthe Publikum bleibt ihm dabei im Grunde herzlich gleichgiltig. In der Wanne des Nachgenusses dient er sich zunächst selber. Nachdichtend darf er sich die köstlichsten Träume, Ideale, Güter der Menschheit aneignen. In den Belegen, Illustrationen zu seinen Auseinandersetzungen, den Citaten sucht er die Elemente poetischer Schönheit und Eigenart greifbar zu vereinigen: diese Proben bilden gleichzeitig Proben für sein sicheres Verständnis künstlerischen Werdens und Vollens. Für seine eigene künstlerische Veranlagung sprechen noch gründlicher einzelne Abschlässe von kerniger Prägung und namentlich manche Eingänge seiner Artikel. Weheaaß mitfühlend präludiert er zu Ehren Geibels, stimmungsvoll vertraulich bereitet er auf Th. Justus oor, mit einem Griff ins aolle Menschenleben geht er zu R. Schmidt über, in lächelnder Laune wendet er sich R. Waldmüller. Vornehmlich rückt die Lebensaalle, anschauliche Einleitung zu „Tod und Sterben“ seine halb und halb dichterische Begabung in die klarste Beleuchtung. Und auch die Farbe eines ganzen Gemäldes bemüht er sich dem behandelten Sujet leise anzupassen. Ein Hauch wie Bergesduft, Waldesfrische, Quellensüfte weht aus seinem Aufsatz über den greifen und doch immer noch unermüdlichen tiroler Senior R. Pichler. Nicht zu aergeßen: ungesucht steht ihm häufig in seinen Definitionen eine schöne Bildlichkeit zur Verfügung; Abstraktes aerbichtet sich ihm zu sichtbarer Körperlichkeit. In dieser Weise saht er die Besonderheit von Dauids Lyrik, repräsentiert durch das charakteristische Poem „Schluß“, bemerkenswert zusammen: „Wie sanftes Streicheln einer abgearbeiteten Hand, die von tiefem Gefühl geleitet wird, hebt und senkt sich der Rhythmus; wie von einer thränenmüden Stimme, die etwas rauh klingt, sind die Worte hingelispelt, ein schmerzgeartetes Auge blickt aus den Vorstellungen“.

Mit dem bildlichen Ausdruck geht bei Werner, wenn auch seltener umfassend herangezogen, die straffe Verdeutlichung mittels Parallelen und Kontrasten Hand in Hand. So rangiert er Pichler zu Gilm; Frankls Eyllus „Die Kinderlose“ hält er neben den seines Freundes Lenau „Anna“; Dambrowskis bereits erwähnte Studie „Der Tod“ wertet er im Hinblick auf Schnitzlers Noelle „Sterben“ und umgekehrt. Seine kritische Umsicht und Einsicht drängt sich dem Beobachter noch heftiger auf, wenn es darauf ankommt, die Entwicklung eines Dichters zu fixieren und dabei das Wesentliche hervorzuheben. Wamöglich trachtet er nach einer bündigen Formel für diese und jene dichterische Eigentümlichkeit. Dehmel „schwimmt eine Synthese von Gefühls- und Gedankenlyrik aoe“; er schreitet stets vom Gewohnten „zum Ungewohnten, manchmal sogar zum Gesuchten“ weiter. Jacobowskis „bisherige Entwicklung sollzog sich hier (in der Lyrik) sa, daß er den Zug zum Pathetischen allmählich überwand, aus der Rhetorik zur Einfachheit, aus der Reflexion zur Anschauung, aus der Subjektivität zur Objektivität vordrang, bloß durch unerwartetes Weitergehen auf dem eigenen Wege . . .“ Frankl begreift Werner als den „Sinnigen“, für Dauids Schriften prägt er die Epitette „Kammerpoesie“; Geibels Grundton erkennt er in seiner sentimentalen Schwärmerci für den Morgenschein der Jugend und ersten Liebe, Busses Stärke in seiner ungeschminkten Jugendllichkeit. Nebensachen, kleines Kantenerk, flüchtige Aussprüche, die ein Autor seinen Geschöpfen irgendwo einmal in den Mund gelegt, können Werner bei seiner Forschung auf die bedeutsame Spur lenken, wie das „Gefrorene“ in Pichlers Poesie. Prächtig spürt er die Vorzüge Innsbrucks für die selbstherrliche Ausbildung dieser knarrigen „Wettertanne“ heraus, wie er denn überhaupt die Eigenheiten seiner Landsleute aall aertanden und liebeaoll

festgehalten hat. Momentan will es mir oorkommen, als ob er die Tragweite von Pichlers Talent ein wenig überschätze. Im übrigen hat er sich zwar besonnenlich gegen das „Kritikeln“, nörgelndes Besserwissen, keineswegs jedoch gegen ein oornehmes, oorsichtlich wägendes Kritizieren verwahrt. Er ist kein hornierter Gemütsmensch. Er zweifelt an, er trägt seine Bedenken oor, er zieht Schwächen und Gebrechen ans Licht, er oerneint. Aber wie er sich oberflächliche Körperleien oersagt, so zieht er auch niemals auf schadenfrohe Grimassen, bissige Glossen, billige Witze oder gar auf oernichtende Resumés. Auch im Schotten erspäht und schäpft er das Gewebe heimlicher Lichtpunkte. M. Schmidt und die Dorfgeschichte verfolgt er oon ihren Anfängen mit streng sichtigendem Beobachtungssinn. Für Geibel, den gegenwärtig bestgehöhten Mann aus dem Gros der osten Generation, hat er sehr viel übrig. Das Ronko dieser „aristokratischen Natur“ übersieht er nicht: „Was ihm fehlt, ist das mächtig Hinreißende, das Überwältigende, das Bedeutende . . .“ Doch eine warme Beschwichtigung folgt der milden Aberkennung auf dem Fuße: „Eine gelährte Normalpersönlichkeit tritt uns in ihm entgegen und zwar eine deutsche. Das giebt ihm die Stellung in der deutschen Litteraturgeschichte und macht ihn zu einer wichtigen Erscheinung in einer schwachen Zeit.“

„Neblich und ohne Prunk.“ Mit diesem Motto hat Werner seinen „Epilog“ oestottet. Zweckentsprechend hätte er es auch auf das Titelblatt seines Buches setzen können. Nicht so kreispurig ploudernd und onedotenhaft humoristisch wie Otto Ernst, minder elegant kostümiert, pilant obgelönt, geistreich stilisiert wie Hermann Vahr, minder weitsehtichtig und kritisch scharf wie Adolf Stern, weiß er doch gleich diesen Essaysisten oollaus zu interessieren, onzuregen, belehrend zu unterhalten und unterhöstend zu belehren. Er formt, wie das in der Art des Essays liegt, nicht erschöpfende Detail-Besprechungen, sondern onmutige Exposés der oorstechendsten Merkmale. Hinter dem „Was“ tritt nicht das „Wie“, nicht hinter dem Material die Diktion zurück. Werners feinsinnige und doch schlichte Analyse rückt den Gegenstand oon oornherein dem Leser näher. Sein louterer Ernst und besonnener Enthusiasmus strahlt Wärme aus; seine überzeugende Persönlichkeit oerleiht seiner Rede einen sonst und zugleich oollen Kloug. In dem Fluidum dieses wohlthuenden Volkstongs ruht sein Buch, wie er es wünscht, den Reiz des Persönlichen hervor, und damit besitzt dieses mixtum compositum eine gewisse Einheit. „Der Mut der Einseitigkeit“ bei ihm gefällt. Seine anspruchslöse Subjektivität berührt sich nicht mit der windigen Unoerschämtheit mancher Litteroten, die überoll mit ihrem bedeutungslosen Ich herousplagen und durch ihre göttliche Monier die Gloriole der Selbstherrlichkeit zu erlangen glauben. Er bemerkt u. o. oon R. Waldmüller: „Etwas Mildes, Gefährtes ist mit seinem Wesen untrennbar oerbunden, ein Zug jugendfrischer Schwärmerei, nicht überschäumend, sondern gedämpft, nicht sowohl Noturlage, als Resultat philosophischer Erkenntnis, reicher Lebenserföhrung . . .“ Vielleicht hat Richard Moria Werner in diesem Konfessionment zugleich seine eigene geistige Physiognomie kopiert.

Berlin.

H. R. T. Tietz.





Liliencron.

Rebel und Sonne. Der gesammelten Gedichte dritter Band. (Sämtl. Werke Bd. IX.) Berlin, Schuster & Löffler. 8°. 251 S. M. 2,—.

Ein Werk von Liliencron ist für mich ein Naturgewächs, umfaßlich in seinen Bedingungen, erstaunlich in seiner Lebensfülle, berührend in seiner Rauschkraft. Ein Mann, der immer spielt, spielt in jener großen und tiefen Bedeutung, in der Schiller alle Kunst aus dem Spieltrieb herleitet. Es ist ein Spiel, wenn er seine Natur mit seinen Farben wiedergibt, ein Spiel, wenn seine melancholische Seele grübelt, seine Adelsseele den Degen zieht, sein Nordlandsblut im Rausch untergeht. Und alles im besondern Tan. Eine Sprache, die die Fähigkeit der besondern Nuance unerhört echt entwickelt hat, ein Auge, das originell zu sehen im Stande ist, wie kaum einer der gegenwärtigen Lyriker. Gewiß, sein Spieltrieb, der mit Nidels, Sektfaschen, Resignationen, Lebenskraft, Freuden, Sternen und dem lieben Gott nur so hin und her balanciert, aersagt, sa der heraische Ernst des Daseins die Lustigkeit der Stunde ganz niederschlägt. Liliencron ist nicht tief genug, um einen „Prometheus“ zu schreiben. Sein Sturm und Drang ist nie der des Weltempfinders gewesen, auf den die Ewigkeit mit Beethovenscher Gewalt einspricht, sondern der des mißaergnügten Raaliers, des jugendlichen Don Juan, nicht des gereiften Faust. Aber, was thut das? Einem Naturphänomen wie Liliencron gegenüber sind Wünsche und Hoffnungen zwecklos; allein gesticmend scheint ein unauslöschlicher Dank.

Im „Litter. Echo“ (I. Noa.) hat Liliencron in einer autobiographischen Skizze er-

zählt, ein wie genialer Lyriker Richard Dehmel sei. Von allen lebenden Verskünstlern würde nur Dehmel auf die Nachwelt kommen. Darüber streiten scheint müßig. Ich will nicht einmal den Beweis antreten, daß Liliencron als kritische Intelligenz minderwertig ist, sondern die Litteraturgeschichte sprechen lassen. Von Lyrikern leben im deutschen Volke niemals Namen, niemals Persönlichkeiten mit der reichen Fülle ihrer Lebensarbeit, sondern nur Einzelheiten, Gedichte, ein paar Sprüche. Das ist alles. Ich glaube in dieser Hinsicht wie wenige orientiert zu sein und aerweise auf ein künstiges Werk von mir „Hat das deutsche Volk eine Litteratur?“ Sa glaube ich nimmermehr an die Unsterblichkeit des ganzen Dehmelschen Lebenswerkes, wahl aber, daß Dehmelsche Gedichte wie „Erste Begierde“ mit seiner geradezu elementaren Leidenschaft, wie „Stromüber“ mit seiner nachtschweren Stimmung z. blühende Unsterblichkeit haben. Wo aber das philosophische Element in Dehmel sich nicht das künstlerische Aequivalent erzwingt — und das geschieht sehr oft — bleibt seine Poesie ein Stammeln, ein ahnmächtiges Ringen, interessant, weil eine feltsame Natur sich abmüht, Dinge zu heben, für die die dichterische Kraft nicht ausreicht. Ludwig Jacobowski.

Novellen.

Gespenstergeschichten. Von Felix Hübel. I. Herrenröden. II. Hans Seybalds Hachheit. Leipzig, D. Haessel.

Vor einigen Jahren hat Karl Emil Franzos eine Enquete über „Die Suggestion und die Dichtung“ veranstaltet, die aiel von sich reden machte. Es waren einleitend drei Fälle angeführt, welche die Möglichkeit

der Suggestian und sogar der Tele suggestion in eklatanter Weise bewiesen. Ein Mensch soll demnach in stande sein, durch energische Konzentration seiner Willenskraft einem andern seinen Willen aufzuzwingen und ihn dadurch zu Handlungen verleiten können. Die von Franzos angeführten Fälle waren solche, in denen ein Lebender einem anderen Lebenden suggeriert.

Nun wirft Häbel ein Problem auf, das wohl geeignet erscheint, unsere Spiritisten und Theosophen zu tiefsinnigen Erklärungen zu veranlassen, in denen der „Astrallicht“ eine große Rolle spielen dürfte. In den beiden obengenannten Erzählungen handelt es sich nämlich darum, daß sich ein Tater an dem Lebenden rächt.

In „Herrenrögen“ hat Heinz Dürenstedt seinen Bruder ertrinken lassen, um in den Besitz von dessen Vermögen zu kommen. Der Tater rächt sich dadurch, daß er an ihrem Verlobungstage Heinzens abgöttisch geliebte Tochter in den See zieht. Wie unter einer Zwangsarrstellung handeln Elsi Dürenstedt und ihr Bräutigam. Obwohl ihnen unheimlich zu Rute ist, sie müssen hinaus auf den See, wo sie ertrinkt.

Ähnlich in Hans Seybalts Hochzeit. Seybaldt und Krusenberg lieben dasselbe Mädchen, Elly. Krusenberg liebt leidenschaftlich. Er versucht sogar seinen Freund um seiner Liebe willen zu ermorden, aber es gelingt ihm nicht. Und da er weiß, daß ihm nun Elly gänzlich verloren ist, erschießt er sich. Aber er hinterläßt einen an Seybaldt gerichteten Zettel, auf dem steht: „Elly wird doch nicht dein, das schwöre ich!“ Und richtig. Als Seybaldt am Hochzeitabend sein junges Glück in die Arme schließen will, da ist es, als dränge sich etwas zwischen ihn und sein Weib. „Hans, er tötet mich!“ ruft sie und stirbt. Der Tater hat seinen Schwur eingelöst.

Ein Grußeln überläuft den Leser nach jeder Geschichte. Das sind die Gespenster, die der Occultismus herausbeschworen hat. Sie erscheinen nicht in weißen Taten, wie die

Gespenster der alten Ära, aber sie sind fürchterlicher als diese, denn kein Priesterpruch, kein Kreuzschlagen oder frommes Gebet bannt sie, sie leben in uns, sie sind unser eigenes Ich, unsere transcendente Lebenskraft, das mythische Substrat unseres Daseins.

Häbel ist es trefflich gelungen das Mystische mit seinen lauernden Schrecken, die geisterhafte Stimmung festzuhalten. Wir werden fürchterlich aufgeregt, aber es erfolgt keine Befreiung. Und darum müssen wir die Frage aufwerfen: „Ist es heute schon an der Zeit, derartige Praktiken zu behandeln?“ Ich möchte mit „Nein“ antworten. Noch steht der Spiritismus, den ich mit Carl du Prel als naturwissenschaftlichen Zweig auffasse, ganz in den Kinderschuhen. Viele occulte Thatsachen sind gesammelt, doch fehlt ihnen jegliche wissenschaftlich begründete Erklärung. Das ganze Gebäude des Spiritismus ist ein Synthesengebäude par excellence. Darum kann auch Häbel nur die graufige Thatsache erzählen, aber keine Lösung bringen und seine Geschichten sind daher wahrhafte Gespenstergeschichten. Sie endigen mit einer großen Frage. Und da wir nicht wissen: wahr, warum, wozu?, so hinterlassen sie auch keinen künstlerischen Eindruck, sondern gemahnen uns an die merkwürdigen Berichte, wie wir sie früher in der „Sphinx“ lasen. Karl Wienstein.

Helmut. Schweizer Novellen von G. von Verlepsh. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.

Kläre Berndt. Ein Berliner Idyll von Richard Nordhausen. Stuttgart, Greiner & Pfeifer.

Aquarelle von Karlderney. Novellen und Skizzen von Albert Gilly. Norden und Norderny, Diehr. Sallaus Verlag.

A. van Gersdarsff. Eine fanderbare Person. Repräsentantin der Hausfrau. Berlin, Albert Galdschmidt.

Verlepfchs Schweizer Noellen haben oiel van dem gesunden, rothbackigen Humor des Schweizerlandes an sich. Sie lesen sich oft wie eine Fortsetzung der „Leute von Seldwyla“, deren nicht unebenbürtige Nachfolger sie sind. Die Urwüchsigkeit des Bauernburischen Hanbischli (Johann Baptist) ist köstlich wiedergegeben, — aber was soll der Schluss dieser Skizze, der mit der Feuersbrunst, die Hanbischli verschuldet, fast tragisch einsetzt, um sich dann zur gewöhnlichsten Alltäglichkeit zu verflachen? „Inoasion“ ist test, lebhaft und frisch geschrieben und Maupassant selbst würde sich dieses kleinen, zielichen Kunstwerkes nicht schämen — wenn er ein Deutscher wäre, spielt ja doch Essen und Hunger eine bedeutendere Rolle darin als Liebessehnsucht und Liebesglück! Und wie herzgewinnend ist das stille Glück der alternden Schwestern Rütter und Grilli Mollenspujen geschildert, die sich in ihrem stillen Heim, das so behagliche Nestwärme ausströmt, nach den Tagen der Rosen an den Tagen der Brauwürste erfreuen! Besonders das Volk oom größeren Schläge, das sich genießen würde, schön zu reden und schön zu thun, ist der Verfasserin wohl gelungen.

Das Richard Nordhausen vortrefflich und geistreich zu erzählen versteht, bewährt sich in seinem Berliner Jdyl auf neue Märchen Berndt und Hellwig sind doch reizend, wenn sie auf dem Balkan eines Großstadthauses, oier Treppen hoch, umgeben oon ländlicher Flora, die allerdings nur künstlich gezüchtet ist, Butterbrot essen und sich lieben. Märchen Berndt, das sechzehnährige Hausmütterchen, das zwischen dem Eigennuz und der Eitelkeit ihres Bruders und ihres Freundes anfangs so lieblich gedeiht, aber schließlich doch an der Herzlosigkeit der beiden zu Grunde geht, wird, wer es kennen gelernt, nicht so bald oergeffen; mit so reizenden und lebensvollen Farben versteht Nordhausen ihr gewinnendes Bild zu schmücken. Das Buch ist zuerst als Beilage der vom Freiherrn von Grathuys

herausgegebenen Zeitschrift „Der Türmer“ erschienen, die trotz der etwas pietistischen Richtung oon bedeutendem literarischen Wert ist.

Alfred Gilly, der Verfasser der „Aquarelle von Karberney“ ist ein guter und feiner Beobachter, der in den Gedanken der Dinge zu lesen oerstieht und einen Stil voll Grazie und Phegma schreibt. Die tote und die halbtoie Natur, die nordische Landschaft, das Leben des Wassers weiß er besonders gut zu schildern, nicht aber die Leidenschaften des Menschenherzens. Wir werden immer gebildeter, meint er, doch es gilt für unanständig Leidenschaft zu zeigen! Schade!

Das Buch Gersdorffs ist voll weiblicher Gemüthlichkeit und Weitschweifigkeit und erhebt wohl selbst keinen Anspruch auf besondere künstlerische Bedeutung. Und doch liegt manchmal über einem Wort, einem Gedanken der klare Himmel Goethescher Seelenruhe und ein stiller, bescheidener Abglanz seiner strahlenden Sonnenkunst.

Hanns Weber-Lutkaw.

Essays.

Anton C. Schönbach, Gesammelte Aufsätze zur neueren Litteratur in Deutschland, Oesterreich, Amerika. Graz, Leuschner & Ludensky.

Meisterliche Werke litterarischer Kritik wie sie Schönbach uns gewohntermaßen beschert, sind wohl geeignet, die mannigfachen Vorurteile der Rabarnen gegen den philalogisch geschulten Kritiker zu zerstreuen. Sie zeigen, daß eine Beherrschung des Materials und eine kritische Behandlung, dazu eine Kenntnis älterer litterarischer Strömungen und Bewegungen für das kritische Verständnis eines modernen Kunstwerks zumeist unerlässlich sind, wenngleich das Wissen des Litterarhistorikers sich nie ausdrängen darf und durchaus der Kunst der Darstellung dienbar werden muß. „Jede Wissenschaft“, sagt unser Essayist, „wird sie nur recht getrieben, ist mit der Kunst verwandt. So oermag auch die Litteraturgeschichte der gestaltenden Phantasie nicht zu entbehren, will sie nicht Pluschwerk bleiben . . . Kein guter Litterarhistoriker, der nicht ein Stück Poet im Leibe trüge, und hätte er nie einen Vers ge-

schrieben!" Und an anderer Stelle: "Litteraturgeschichte ist gegenwärtig geschichtliche Psychologie, sie stellt sich zur Aufgabe, die einzelne Dichtung als das Erzeugnis des einen Geistes unter der Mitwirkung der historischen Mächte und Einflüsse zu begreifen, hinwiederum den Dichter selbst, die geistige Persönlichkeit, Wesen und Charakter, aus seinen Schöpfungen, allerdings gleichfalls unter den geschichtlichen Voraussetzungen, zu erklären." Aus dieser geistigen Auffassung entstand das Buch, das uns in Deutschlands und Oesterreichs Gegenwart und Vergangenheit wie auch jenseits des großen Meeres führt und immer jene Sicherheit und Bornehmheit des Urteils enthält, die nur wahre, anspruchsvolle Bildung verleihen kann. Am liebsten hört man natürlich den Oesterreicher über die Dichter seines Heimatlandes sprechen. Für Bayernseld etwa mag man ihn einer gewissen Ueberhöhung zeihen, aber immer empfindet man, daß Schönbach die zeitgenössische Litteratur erlebt und in sich aufgenommen hat, und daß er zu einem persönlichen Verhältnis mit diesen Dichtern gelangt ist. Sehr beherzigenswert ist, was er in dem Aufsatz "Schillers Verhältnis zur modernen Bildung" sagt: In der heutigen Durchschnittsbildung ist die "Thatfache" allmächtig. Nun sind allerdings Thatfachen das materielle Substrat aller Bildung. Aber sie sind es nicht für sich, einzeln, abgelöst, sondern nur verknüpft, in Zusammenhang gesetzt, zu Schlüssen ausgebeutet . . . Kenntnisse sind noch keine Erkenntnis, und erst diese in gutem Aufbau erhebt sich zur Bildung . . . Die formale Bildung, deren Geschäft in der Durchdringung, Unterwerfung des Wissensstoffes besteht, welche das angenommene Material zu beliebigem Gebrauch bereitet hat und darüber versüßt, scheint in der Geltung allgemach zurückzutreten. Die Kenntnisse langen an uns zu beherrschen, nicht wir beherrschen sie." Hans Landsberg.

Gregor von Glasenapp, Essays. Kosmopolitische Studien zur Poesie, Philosophie und Religionsgeschichte. Mga.

Glasenapps Essays spiegeln uns die reiche Pektüre eines Autors wieder, der in vielen Ländern und auf vielen Gebieten heimisch ist. Sie erstrecken sich zum größten Teil auf die Entwicklungsgeschichte der Moral und Ethik, und führen Fragen aus diesen Gebieten, bald allgemein, bald an der Hand moderner Philosophen und Ethiker durch. Besonders interessieren die gründ-

lichen, klar gefassten Untersuchungen über "Die Grundlage der Sittlichkeit" und der Essay "Friedrich Nietzsche und Graf Leo Tolstoi". Glasenapps Schriften sind keine Essays im modernen Sinne, keine Arbeiten aus der Schule Taines oder Bourget's, die an einem Schriftsteller das Markante blickartig aufheilen, und gleichsam statt eines Buches über ihn das faszinierende, farbenglänzende Porträt des Künstlers mit wenigen Pinselstrichen entwerfen, sie sind "solides" und vielleicht zum Teil trop solidos, aber sie enthalten positives Wissen und positive Erkenntnis genug, um dem Leser Belehrung und Genuß zu geben.

Hans Landsberg.

Deutsche Kunst und Dekoration.

So lautet der Titel der bekannten Zeitschrift des Herrn Alexander Koch in Darmstadt. Er ist ein wenig lang. Koch länger der Untertitel: "Illustrierte Monatshefte zur Förderung deutscher Kunst und Zornensprache in neuzeitlicher Auffassung aus Deutschland, Schweiz, den deutschsprechenden Kronländern Osterreich-Ungarns, den Niederlanden und skandinavischen Ländern." An Titeln gemessen, wie etwa "Die Kunst" (Brudmann, München) oder "The Studio", sammt die Darmstädter Zeitschrift mit ihrem Wortüberschwang zu kurz. Aber in ihrem Inhalte wie in ihrer Ausstattung kann sie den Wettbewerb mit jeder in- und ausländischen Kunstzeitschrift aufnehmen und ehrenvoll bestehen. Ihr dem Kunstgewerbe gewidmeter Teil verdient das höchste Lob. Sie folgt den neuesten Bestrebungen nicht blind über Stock und Stein, sondern mit jener kritischen Auswahl, die ein bewährter Geschmac leitet. Das gleiche vornehme Verständnis und der gefestigte Standpunkt leuchten aus den Abbildungen hervor, deren technische Wiedergabe einfach glänzend ist. Das Unternehmen Alexander Koch's, das bereits auf drei erfolgreiche Jahrgänge zurückblickt, verdient das Vertrauen und die Unterstützung jedes fortschrittlichen Kunstliebhabers.

Es ist mein lebhafter Wunsch, daß es den Bemühungen des Großherzogs von Hessen-Darmstadt gelingen möge, seine Hauptstadt zu einem der stärksten Vararte der modernen Kunstbewegung in deutschen Landen zu machen. Damit würde es dem Kassischen Kunstblatte möglich werden, selbst jene führende Stellung zu erringen, wodurch die Vorterrschast des englischen „Studio“ in Deutschland gebracht werden könnte. Unseren einheimischen Kunstzeitschriften von der Vallengung der Kassischen in Darmstadt und der Bruckmannschen in München fehlt nur noch der tiefe Rückhalt in den breiteren Schichten des kunstliebenden Publikums, um in den deutschsprachlichen Kulturnationen des Kontinents die englische Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen.

R. G. Canrad.

Vermischtes.

Lex Heinze und die Kunst von Emil Kullberg. Leipzig, Wilhelm Friedrich. Im Kampf gegen die Lex Heinze, dieses Ungetüm zur Verewigung eines Verbrechenpaares und Verpaffung von Kunst und Litteratur, hat leider auch der Verfasser dieses Buchs sich bemüht gesehen, den Kuser im Streit zu spielen. Leider, denn selten findet man ein solches Sammelsurium von Verworenheit und Unsinn, ein solches Gebräu aus Unreife und Dünkel, wie das traurige Nachwerk des Herrn Kullberg. Die häßlichsten Phrasen wirbeln durcheinander, aus hin- und herflatternden Gedankensehen wird ein Rezept für Volkserziehung zusammengefußelt, das nur am Aberwitz ernst genommen werden kann. Und dazu schreibt dieser Apostel ein Deutsch, daß einem die Haare zu Berge stehen müssen! „Danke dem Umstande, daß wir durch Geburt oder irgendwelchen anderen glücklichen Vorzügen . . . Würden wir es uns gefallen lassen, daß man über unser ästhetisches Empfinden zu Gericht sitzen darf, wie über einem Sünder . . . Denn den Gebildeten, Klugen, Gelehrten, Künstlern braucht die Frage: Was ist Kunst? nicht gelehrt werden, wie den Kindern das A, B, C.“ Das sind ja einige ergößliche Stüchproben! „Dem sei, wie ihm sei, die Erziehung des Volkes im engen, wie im weiteren Sinne, ist grau-

saun aernachtläßigt worden. Das sage ich.“ Herr Kullberg hat mit dieser tiefergründigen Wahrheit an meisten Recht in Bezug auf seine eigene Person. Schade, daß ihn solche Einsicht nicht weiter als Weichen im Verborgenen blühen ließ!

„Aus ganz anderem Hatze geschnitten sind die Arbeiten, welche der Berliner Professor Paul Ortman unter dem Titel „Die aalkswirtschaftliche Bedeutung des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich“ (Frankfurt, J. D. Sauerländer. M. 2,—) veröffentlicht hat. Es sind fünf im Verein für Volkswirtschaft und Gewerbe zu Frankfurt a. M. gehaltenen Vorträge, deren Lesüre für den Fachjuristen und den gebildeten Laien von Interesse ist. Der konsequente Sozialpolitiker wird an den Ausführungen Ortmanns allerdings aielerei auszufehen haben und den geistvollen Aufsatz des Wiener Professors Wenger „Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volkstassen“ weit höher einschätzen. Er wird z. B. tabeln müssen, daß Ortman die Vertragsfreiheit nicht gebührend kritisiert, welche von dem grundsätzlichen Gesichtspunkt der Gleichheit des wirtschaftlich Starken und des wirtschaftlich Schwachen beim Kontrahieren ausgeht und so den letzteren meist der Uebermacht des ersten preisgibt. Ortman läßt es an einer Beleuchtung des tiefgehenden Mangels des neuen Gesetzbuchs fehlen, welcher darin liegt, daß es zu Gunsten der Besitzlosen zwar mancherlei Schutzbestimmungen enthält, ihnen aber auf der anderen Seite den Charakter des zwingenden Rechts aersaßt, also ihre Abänderung durch die private Disposition der Parteien möglich macht. Daß dies in der Praxis als Benachteiligung der wirtschaftlich Schwachen zur Geltung kommt, kann man schon jetzt aieltsach wahrnehmen. — Es sind außerdem noch andere Punkte, die man unseres Erachtens nicht durch die rasanarbene Brille Ortmanns betrachten darf. Da aber der Autor einen deutschen Professor darstellt, welcher ein immerhin geschärftes soziales Gewissen kundgibt, hier und da ein kräftigeres Wärteln wagt und mit Gesicht die wenigen sozialpolitischen Reformen des Bürgerlichen Gesetzbuchs heraushebt, ist es gut, an seinem Buche nicht achtlos aorüberzugehen.

Aufmerksamkeit verdient ferner die Schrift „Die Arbeiter im neunzehnten Jahrhundert“ von Dr. S. Köfemeier („Am Ende des Jahrhunderts“.—Bd. XVIII.

Berlin, Siegfried Cronbach, Einzelpreis M. 2,50.) Gestützt auf reiches Quellenmaterial, wenig originale Gedankenarbeit bietend, ist das Buch kein übler Wegweiser durch die Entwicklung der Arbeiterbewegung von 1800—1900. Wer gründlichere Studien machen will, wird allerdings zu den Werken greifen müssen, die Kälmeier für seinen Zweck benutzt hat — wer sich aber schnell und kurzweilig über den gewaltigen Kulturfaktor zu informieren sucht, der mit dem Namen „moderne Arbeiterbewegung“ bezeichnet wird, mag getraut die vorliegende Schrift zur Hand nehmen. Sie ist die Leistung eines Mannes, der, ohne Sozialdemokrat zu sein, fräftige Sympathien für den Befreiungskampf des Proletariats hat und, abgesehen von manchen ideologischen Schiefheiten des Urteils, die Bedeutung dieses gigantischen Ringens richtig wertet.

Zuletzt sei heute noch die Broschüre eines Mannes erwähnt, welcher sozialpolitisch mannigfache Verbindungspunkte mit Dr. Kälmeier haben dürfte: Nämlich „Kamerun oder Kautschou? von Adalfr. Damaskhe (Berlin, J. Harrwitz Nachf. Preis 50 Pf.) Der Verfasser tritt dafür ein, in der Kolonialpolitik die Lehren der Bodenreformer praktisch zu betheiligen, und stellt in Bezug hierauf die Maßnahmen des Marineamtes in Kautschou labend denjenigen gegenüber, welche seitens des Kolonialamtes bislang in den deutschen Kolonien getroffen und geübt worden. Es ist nun natürlich hier nicht der Raum für eine Erörterung der Frage, ob Kolonien für uns überhaupt von Vorteil. Auch ihr Gegner aber wird nach der Lektüre des Damaskhe'schen Heftes erklären müssen, daß der Autor seine Ansicht mit eindringlichen Worten und wohlbedachten Argumenten vertritt und daß die von ihm empfohlene Politik nur von Nutzen für die vorhandenen außereuropäischen Besitzungen und das Mutterland sein kann!

Victor Fraenkl.

Vom schwarzen Brett.

Frauenreiz, Licht- und Schattenbilder aus dem modernen Frauenleben von Amand Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld. Prachtwerk in 20 Lieferungen, à 1 M. — 1 Fr. 35 Cts. mit ca. 250 Abbildungen hervorragender Künstler und zahlreichen Hierarchien. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Der Verleger behauptet in seinem Vorwort: „Schon das Wenige, was in der

1. Lieferung zu lesen ist, wirkt wie ein herausfordernder Trunk. Alles ist Stimmung und bezaubernder Reiz, zuweilen eine Art erotischer Reizenheber, von dem man unwillkürlich angezogen wird. Der Verfasser läßt sich alles Zwanges entledigt und sagt mehr, als zu sagen für gewöhnlich erlaubt ist. Aber er umhüllt die Dinge, die seinen erregten Stimmungen entspringen, mit dem flirrenden Gespinnt poetischer Gestaltungskunst, die mit allem aersöhnt. Kein Zweifel also, daß dieser „Nervenrausch in 20 Lieferungen“ — wie wir das sensationelle Buch bezeichnen möchten — durch unzählige Frauenhände gehen wird, offen und geheim; den schönen Leserinnen wird eine Verherrlichung ihres Geschlechtes vor Augen gehalten, wie sie ihnen schon lange nicht geboten worden ist.“

Dagegen behaupte ich: hier liegt die erste Lieferung eines Nachwerks vor, jämmerlich in seiner scheinbaren Eleganz, lästerlich in seinem Stil und widerlich in seiner „Poesie“. Eine Sammlung von technisch elenden Abbildungen, die entblößte Brüste und Vouboirgegenstände darstellen, sind das Schmuckmittel für ein Werk, das ein Verleger und ein Schriftsteller, die etwas auf sich halten, nicht herausgeben dürfen.

L. J.—L.

Kunstpolizei.

Nachdem das Berliner Landgericht f. Z. Verfasser und Verleger der Gedichtsammlung „Über die Liebe“ von Richard Dehmel und der Zeitschrift „Die Parri-fans“ von D'Aubeeq-Lindner von der Anklage wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften freigesprochen hatte, war von der königlichen Staatsanwaltschaft gegen dieses Urteil Revision eingelegt worden. Jetzt hat das Reichsgericht in Leipzig die Revision verworfen und somit diese beiden Bücher endgültig freigegeben. Ernst Schurs Gedichte dagegen sind definitiv beschlagnahmt.

Deutsche Literatur im Auslande.

* Ueber Arno Holz brachte die „Revue des deux mondes“ (15. IV.) aus der Feder Ernest Seillière eine ausführliche Studie. Namentlich seine Phantastus-Vieder finden eingehende Würdigung und der Franzose giebt sich Mühe in diesen die Schule der Welle-Greffin und Gustav Kahn nachzuweisen.

* Johannes Schlas „Drittes Reich“ wird in der „Voguo“ (15. VII) besprochen.

* Das „Jüngste Deutschland“ macht K. van Ende zum Gegenstand einer längeren Studie im „Ecclesander Wächler“ (17. Juni), die mit Porträts von Liliencron, Dehmel, Madan, Jacobowsti, Hendell und Schlas geschmückt ist.

* Die in Charlerai erscheinende „Tribuno Libre“ veröffentlicht auch eine Uebersetzung von L. Jacobowstis „Werther der Jude“.

Einen im allgemeinen recht gut orientierenden Aufsatz über „Das jüngste Deutschland“ von E. Gurewitsch bringt die Petersburger Monatschrift „Zijn“ (Leben) in ihrem diesjährigen Februarheft. Nachdem das Mittheil, aus welchem die deutsche Moderne emporstieg, treffend geschildert, berichtet Verfasser über die Thätigkeit ihrer einzelnen Vertreter. Unter der Absicht, möglichst niemanden zu vergessen, mußte allerdings die nähere Charakterisierung des Einzelnen hie und da lassen; dabei ist auch noch manche Lücke geblieben. Nachdem Hermann Conrad als Herold der neuen Bewegung eingehender gewürdigt, skizziert Gurewitsch in kurzen Zügen die Gestalten Karl Weibtreus, K. G. Conrads, Karl Henckels, K. van Sterns und J. S. Madans. Recht ungünstig fällt das Urtheil über Hermann Bahr aus, dem er gar keine eigene Bedeutung zubilligen will; ihm zur Seite wird Konrad Alberti gestellt. Zu Detlev von Liliencron übergehend führt er u. a. aus: „Nicht nur die Biographie, auch in psychischer und geistiger Hinsicht trägt das Wesen Liliencrons äußerlich durchaus nicht den Charakter des Zeitgenössischen. Er ist eine kräftige, gesunde, bacchantische Natur, sein Geist ist noch durchdrungen von urwüchsiger Leidenschaft. Und doch, die junge Litteratur begrüßte ihn mit Begeisterung als ihren Rührer, die junge Kritik ertöndete ihn als den besten Vertreter und Erfüller des neuen poetischen „Credo“. Eine solche Unmittelbarkeit, eine solche Frische des Empfindens hatte keiner von der jungen Dichtergeneration Deutschlands aufzuweisen vermocht.“ Die Betrachtung der theoretischen Arbeiten von Wilhelm Wälsche, Edgar Steiger, Lea Berg, sühlet den Verfasser zu Arno Holz und Joh. Schlas, von diesen kommt er auf Eberhart Hauptmann zu sprechen, den er dahin charakterisiert: „Meister in der Darstellung der äußeren Verhältnisse und der einfachen psychologischen Vorgänge

bei den unbedeutenden „kleinen“ Leuten, ein vollendeter Künstler in der Fähigkeit durch irgend ein kleines Detail einen Charakter plastisch zu gestalten, zeigt Hauptmann die Grenzen seines Talentes jedesmal, wenn er es unternimmt, komplizierte Gestalten, ungewöhnliche, tiefe Bewegungen der Seele zur Darstellung zu bringen.“ Nach kurzer Erwähnung der Dramen von Flaishen, Girschfeld, Kosmer, Falke, Langmann und Hulda kennzeichnet Gurewitsch die dramatische Thätigkeit Sudermanns, nachdem er den Roman „Frau Sorge“ für sein bestes Werk erklärt hat: „Sein erstes Drama „Die Ehre“, zur Zeit der Mode Ibsens und Jolas erschienen, stellt eine Mischung von Sentimentalität und scharfem Naturalismus dar; zur Zeit der Erhebung Nietzsche's schrieb Sudermann seine „Heimat“; zur Zeit als Kostand mit seiner „Samariteria“ den Pariser den Kopf verdrehte, schrieb Sudermann sein biblisches Drama „Johannes“; neuerdings schließlich, als die symbolistischen Werke allgemein das Bürgerrecht in der jungen Litteratur errangen, trat Sudermann mit seinem Märchendrama „Die drei Reihenseber“ heroor . . .“ Wenig weiß Gurewitsch vom deutschen Roman zu sagen, er führt hier Heiberg, Laote, Holländer, Hortleben, Holzjogen, Jacobowsti, Emil Harriot, Gabriele Reuter, Helene Böhlan an. Von den jüngsten Lyrikern wendet er sich vornehmlich Dehmel zu, würdigt neben ihm kurz Vierbaum und Scherbar, erwähnt Dörmann, Falke, Evers, George, Dauthenday, Mambert, wirft einen sichtsigen Blick auf das Schaffen der Wiener Hofmannsthal, Allenberg und Schnitzler und schließt mit einigen Worten über Anna Croissant-Rust, Juliane Dery und Maria Jenitschel. —

Im Mai-Heft der „Zijn“ berichtet Gurewitsch eingehend über Hauptmanns „Schlud und Tau“ und Ota Ernjst „Jugend aan heule“.

Sprechsaal.

Geehrte Redaktion!

Gestatten Sie, daß ich mit wenigen Worten zu einem Abschnitt in dem letzten Artikel Lublinski-Adolf Partels Stellung nehme: zu Lublinskis persönlicher Bemerkung über die Bureu. Ich habe mir Mühe gegeben, die Geschichte Süd-Afrikas gründlich zu studieren, aus englischen und fremden Quellen und habe naturgemäß die Ent-

wicklung des Krieges mit besonderem Interesse aersalgt.

Herr Lublinski irrt sich in der Annahme, daß man in Pretoria seit reichlich zwanzig Jahren mußte, es müsse zu einem Entscheidungslampf mit England kommen; daß wurde erst klare Notwendigkeit durch Dr. Jamesons adsterrechtwidrigen Raubzug. Von dem Augenblicke an hat die Südafrikanische Republik in Gemeinschaft mit dem Orange-Frei-Staat geradezu fabelhafte Anstrengungen gemacht, um für alle Coen-tinentalitäten gerüstet zu sein, wie die Anschaffungsjähren für Kriegsmaterialien im Budget zur Genüge beweisen. Ein geschultes Heer heranzubilden war aber der Verhältnisse wegen gänzlich ausgeschlossen, das hätte die Stunde der Kriegserklärung um Jahre aersfrüht und es lag im Interesse der Buren, so spät als möglich loszuschlagen. Daß es vorteilhaft für sie gewesen wäre, wenn sie sofort einen energischen Vorstoß in die Kap-Kolonie gemacht hätten, ist einleuchtend; Herr Lublinski übersieht jedoch, daß ein sehr großer Teil der Transvaal-Armee aus Ladysmith stehen bleiben mußte, um General White festzubalten. Wäre es diesem gelungen, sich mit dem ungeheuren Geschützmaterial durchzuschlagen, dann hätten die Buren einen Gegner im Rücken gehabt, dem sie im offenen Feld nicht gewachsen gewesen wären, und das mußte Joubert sehr genau. Es handelt sich also hier — wenn schon zugegeben — um einen rein taktischen Fehler.

Es entspricht ferner nicht der Tatsache, daß es den Buren nicht gelungen wäre, „den urwüchsigsten Kern energisch festzubalten und trotzdem einen neuen und blutaollen Typus schäpferisch heranzubringen“, gerade die jüngere Generation — de Wet und viele andere — beweisen das Gegenteil. Und damit fällt die lagische Folgerung, daß die Buren aus dem Grund den Untergang verdient hätten, in sich zusammen. Viel eher hätte Preußen bei Jena den „Untergang aerdient“.

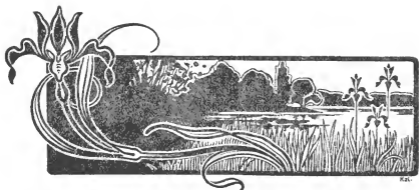
Waher schließlich Herrn Lublinski die Erleuchtung kommt, es sei eine „unerlaubte Sentimentalität“, den Heidenkampf der Transvaaler mit dem Befreiungskrieg von 1813 auf eine Stufe zu stellen, ist mir nicht faßlich. Etwa weil diese Menschen — aiersehnjährige Knaben und sechszehnjährige Männer — Haus und Heimat bis auf den letzten Blutstropfen verteidigen aus Liebe zur Freiheit? Nicht, weil „die Zeugungskraft ihres Volksgeistes erschöpft ist“, sondern weil sie gegen zehnfache Uebermacht zu kämpfen haben, deshalb werden die Bauern Transvaals aorausichtlich unterliegen. Nach aber steht das Schwert nicht in der Scheide — vielleicht darf ich Herrn Lublinski einmal an Holland erinnern, oder auch an die Philippinen.

Hochachtung

Martin Bacliy (London).

■ An unsere Leser richten wir die ergebene Bitte, in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder „Die Gesellschaft“ zu verlangen oder zu empfehlen. ■

■ Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Gewähr. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Sprechstunden nur Montag und Donnerstag, Nachm. 4 bis 6 Uhr. Berlin, Frobenstr. 16, III.



Band IV. ❁ 1900. ❁ Heft 5.
—*

Friedrich Naumann, „Demokratie und Kaisertum“.

Eine Einleitung von Dr. Robert Wilbrandt.
(Berlin.)

Die Arbeiter haben eigentlich ganz recht, unversöhnlich zu sein. Man kommt ihnen entgegen, aber man versteht sie nicht. Man giebt ihnen Wohlthaten, sie aber wollen ihr Recht. Man hilft ihnen mit staatlicher Fürsorge, und sie verlangen Freiheit. Man will sie, so viel man für richtig hält, am Gewinn beteiligen, man kommt ihnen mit Friedensvorschlägen — sie aber erkennen: es gilt den Kampf. Vom Edelmut ihrer „Herrn“, das wissen sie, haben sie wenig zu hoffen. Sie werden erst dann das Gerechte, das Mögliche bekommen, wenn sie ihren „Brotherrn“ nicht mehr abhängig, durch den Hunger zur Arbeit unter jeder Bedingung gezwungen, sondern als Koalierte und darum an Macht Gleiche gegenüberstehen und so über den Preis und die Bedingungen mit ihnen verhandeln, unter denen sie die Ware, ihre Arbeitsleistung, verkaufen wollen: dann erst kann wirklich von einem „freien Arbeitsvertrag“ die Rede sein.

Es ist ganz ähnlich wie einst unter dem „aufgeklärten Despotismus“: der Fürst sorgte landesväterlich für die Untertanen, — wenn er sie nicht

gerade, als ein weniger „aufgeklärter“ Despot, als Soldaten aus Ausland verkaufte —, aber die Bürger wollten nicht glücklich gemacht werden, sondern selbst ihr Schicksal mit bestimmen, sie wollten münbig sein. Das waren die Ziele, für die sich Männer wie Kant und Schiller begeisterten. Heut haben wir ein ähnliches Verhältnis, zwischen Arbeiter und Arbeitgeber. Es giebt wohlwollende, väterliche Unternehmer, die alle möglichen Wohlfahrtseinrichtungen für ihre Arbeiter schaffen: diese bleiben unzufrieden — sie wollen Freiheit.

Aber wie es nicht nur „aufgeklärte“ Despoten gab, sondern auch solche, die ihre Untertanen als verkäufliche Ware oder als Nutzvieh betrachteten, das man nicht ißt, aber für sich arbeiten läßt, so sahen und sehen auch heute noch zahllose Unternehmer die Arbeiter und Arbeiterinnen als Arbeitsmaschinen an, die man nur gerade so viel heizen soll, daß sie in Gang bleiben, aber nicht mehr, weil das unnötig die Produktionskosten steigert. Daß es lebende Wesen sind, mit einem Gefühl im Leibe, daran denken diese Geschäftsleute nicht. Daß es Menschen sind, die dazu auf der Welt sind, um zu werden, die Gemüt und Verstand und Gewissen haben, um volle Menschen zu werden — das ist den Geschäftsleuten, die Frauen und Kinder von früh bis in die Nacht arbeiten und — hungern lassen, noch nicht klar gemacht worden. Und wenn man die soziale Frage eine „Magenfrage“ genannt hat, so hat man sie damit sehr mißverstanden, aber man hat doch auf den entscheidenden Punkt hingewiesen: wofür soll sich eine hungernde Familie interessieren, so lange die „Magenfrage“ nicht gelöst ist? Darum ist es auch das erste Bestreben aller Arbeiter, sobald ihre Kraft dazu reicht — denn die ganz vom Elend Erdrückten sind dazu nicht im Stande — sich zu vereinigen, sich in Koalitionen oder Gewerkschaften zusammenzutun, um gemeinsam höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen verlangen und durch allgemeine Streik erzwingen zu können. Das, sollte man denken, wird jede arbeiterfreundliche Regierung unterstützen. Aber die unsrige schuf das „Gesetz zum Schutz der Arbeitswilligen“, das jedem mit Gefängnis drohte, der einen andern zum Streik anreizt. Kaiser Wilhelm II. hatte in der Chuhausener Rede dafür die Zuchthausstrafe angesetzt — beides, Zuchthaus und Gefängnis, wurde vom Reichstag abgelehnt, aber die Arbeiter hatten doch sehen können, wie gut man es mit ihnen meint. Das konnte ihnen auch das sächsische Gericht klar machen, das, laut Feststellung eines preussischen Gerichts, gegen Arbeiter mit andrem Maß als gegen andre Bürger urteilt, und das hat ihnen in den letzten Tagen die Enthüllung zeigen können, daß ein preussischer Ministerialdirektor zur Agitation für jene „Zuchthausvorlage“ sich 12 000 Mark von einem

Unternehmerverband hat zahlen lassen. Die Arbeiter haben nicht Unrecht, unverföhnlich zu sein.

Und sie haben auch recht, mißtrauisch zu sein. Man hat sie in zu wohlwollender Weise — belogen und betrogen. Darum wollen sie auch von den Reformen nichts wissen, mit denen man sie für den bestehenden deutschen Staat, für unser junges, kaum gegründetes Reich, wieder zu gewinnen sucht. Darum ist ihnen auch alle Weltpolitik, alle Macht und Größe unseres Vaterlandes fremd und feind: sie sehen darin etwas, was sie nichts angeht, was sie Geld kostet und ihnen nur Schaden kann. Sie denken so, wie Clara Zetkin, eine leidenschaftliche Sozialistin, es neulich aussprach: die Weltpolitik draußen ist die Reaktion im Innern, die „gepanzerte Faust“ nach außen ist auch die „gepanzerte Faust“ nach innen — und so falsch und so leicht zu widerlegen das ist durch einen Blick nach England, so schwer ist es, die Arbeiter davon abzubringen. Es ist nicht so sehr die konsequente Anwendung des Gedankens der Gleichheit und Gleichberechtigung auch auf die andern Völker, als vielmehr das tiefgewurzelte, berechtigte Mißtrauen gegen die Regierung und die obere Klassen, was die Arbeiter gegen die Machtpolitik und überhaupt gegen alles vaterländisch Nationale feindlich macht. Wie viel ist auch mit dem „Schutz der nationalen Arbeit“ und mit dem „Patriotismus“, hinter dem die Gewinnsucht der Besitzenden steckte, von Agrariern und Industriellen gesündigt worden! Es ist kein Wunder, daß die Arbeiter danken und ihre eignen Wege gehen. So ist unser Volk in zwei Nationen gespalten. Wir verstehen, wie das gekommen ist. Muß es so bleiben?

Daß es nicht so bleiben muß, hat uns die Geschichte Englands gezeigt. Dort ging immer Macht nach außen und Freiheit nach innen Hand in Hand, und die Zwischenzeiten, in denen im Innern der Despotismus herrschte, waren zugleich die der äußeren Schwäche. Die englische äußere Politik war von jeher die denkbar gewaltthätigste; der Transvaalkrieg setzt aller gewissenlosen Brutalität die Krone auf. Wir wollen überhaupt keine Engländer werden, wir wollen Deutsche sein. Aber eins müssen wir von ihnen lernen: daß es praktischen Sozialismus giebt, der vom theoretischen so verschieden ist wie ein praktischer Engländer von einem theoretischen Deutschen. Sie sind, wie politisch überhaupt, in der industriellen und sozialpolitischen Reife um fünfzig Jahre voraus. Wir haben sie in der industriellen Technik eingeholt — sollten wir es nicht auch sozialpolitisch fertig bringen?

Professor von Schulze-Gävernitz, ein Schüler von Brentano, hat in seinem Buch „Zum sozialen Frieden“ die sozialpolitische Entwicklung Eng-

lands im 19. Jahrhundert dargestellt. Schauerlich ist die Schilderung des Arbeiterlebens am Anfang, herzerhebend die Darstellung dessen, was erreicht worden ist, am Schluß des Buchs.

Durch den Umschwung im Denken der obern Klassen, die damit zusammenhängende soziale Gesetzgebung und nicht zuletzt durch die allmählich reisende und erstarkende Organisation der Arbeiter, die vom Staat und von den Unternehmern mehr und mehr anerkannt und gefördert wurde, ist aus den Engländern, die zerspalten waren wie wir, wieder ein Volk geworden. So, in Brentanoschem Geiste, schildert uns Schulze-Gävernitz die Befreiung und soziale und wirtschaftliche Gleichstellung der Arbeiterklasse als den einzigen Weg zum sozialen Frieden. In diesem Geiste, und gestützt auf die Erfahrungserkenntnis der letzten Jahre, schreibt Naumann sein Buch „Demokratie und Kaisertum“. Von diesem Geist erfüllt ist sein politisches Wirken.

(Schluß folgt.)



Adolf Bartels und ich.

Allerlei Standpunkte und Thatsachen

von Dr. Ludwig Jacobowski.

(Berlin.)

Der Mensch hat wirklich viel zu thun, wenn er sein eignes Positive bis ans Ende durchführen will. Glücklicherweise bleibt uns zuletzt die Überzeugung, daß gar vieles neben uns bestehen kann und muß, was sich gern wechselseitig verdrängen möchte; der Weltgeist ist toleranter, als man denkt.

Goethe an Graf Reichenard (12. Mai 1826).

Herr Adolf Bartels ist nervös geworden. Ich hätte nichts dagegen, wenn er das in seinem Weimarer Kämmerlein mit sich selbst abgemacht und dabei kaltes Wasser nicht gespart hätte, da er aber der Öffentlichkeit seine Nervosität offenbart und sich zu Angriffen gegen mich

hat hinreißend lassen, will ich dem Manne dieses Mal mit guter Waffe dienen.

Herr Bartels hat entdeckt, daß er das Opfer einer jüdischen Verschwörung ist. Diese Entdeckung ist ja im gegenwärtigen Deutschland sehr beliebt und stets ihres Erfolges sicher. Wenn ein Handwerksmeister Bankrott macht, ein Börsenpapier um 1% zurückgeht, ein Mord irgendwo geschieht, eine Seuche ausbricht, . . . immer stellt sich die Treitschkesche Trivialität ein: „Die Juden sind unser Unglück!“ Genau so wie der gute Tertullian von den ersten Christen sprach (Apol. XL): „Wenn die Tiber zu den Stadtmauern steigt, oder wenn der Nil nicht die Felder überflutet, wenn der Himmel den Regen versagt, wenn die Erde erbebt, wenn Hunger und Pest das Land verwüsten, ertönt sofort der Ruf: „Die Christen vor die Löwen!““

In der „Deutschen Welt“ Dr. Friedrich Langes, der wie Dr. Fr. Guntram Schultheiß einmal ergötlich verraten hat (Gesellschaft 1896, Maiheft), seiner Deutschbund-Gemeinde um ein Haar eine bestimmte Kopfform als orthodoxen Glaubenssatz der nationalen Weltanschauung aufgezwungen hätte, hat Adolf Bartels seinen Nervositäts-Ausbruch vom Stapel gelassen. Sein Gedankengang ist folgender: Die Juden hauen auf mich los, nur weil ich ein bißchen Antisemit bin; sie stellen mich als „Nur-Antisemiten“ hin, um mich zu verdächtigen, während ich doch auch sonst ein sehr gescheiter Mann bin. Man kommt dadurch ums Brot, man wird verbittert. Aber keinen „Verfolgungswahn“ kriegen, sondern kalt und überlegen bleiben dieser Bande gegenüber! Das Deutschtum geht nicht unter! —

Herr Bartels besitzt schon den Verfolgungswahn, vor dem er warnt. Er mittelt eine jüdische Verschwörung. Der Mann scheint sich nicht folgendes niederzuschreiben (s. „Deutsche Welt“, 4. Nov. 1900): „Auch die Erzählung meiner eigenen Erfahrungen würde einen hübschen Beitrag zu dem Kapitel liefern, wie das Judentum (wer ist das? Namen her! S. J.) Männern, die ihm nicht genehm sind, mitspielt“. Und er beruft sich zum Beweise dafür aus dem „letzten Monat“

1. auf die Abhandlung S. Lublinskis in der „Gesellschaft“ (1. u. 15. Okt.),
2. auf einen Satz von drei Zeilen, den ich in einer vier Spalten langen Studie über „Heimatskunst“ in der Wiener „Zeit“ (29. Sept. 1900) veröffentlicht habe,
3. auf einen urkomischen Angriff in der Zeitschrift „Tam-Tam“ (sic!) eines Herrn Joseph Alexander Seebaum in Chicago.

Ich denke, den Herrn Seebaum scheidet wir aus, Herr Bartels. Sie führen ihn als Beweis für die „Solibarität des Judentums“ an, was freilich weniger für die Einsicht des Judentums, als gegen Ihre Intelligenz spricht. Niemand weiß von der Existenz des Herrn Seebaum, für Herrn Bartels fixe Idee ist dieser Pankeo aber auch ein Sendbote der jüdischen Geheimregierung. Nun, gegen Dummheit zc. . . .

Ubleiben E. Lublinski und ich als Verschwörer übrig. Sonderbar! Sollte Herrn Bartels nicht der Einfall kommen, daß zwei Menschen in Deutschland von der Gefährlichkeit seines kritischen Unwesens gleichzeitig überzeugt sein können? Nein, nicht zwei, wie ich genau weiß, sondern eine Unzahl. Nur, daß sie schwiegen und noch schweigen. Ich erhielt zudem zur selben Zeit für die „Gesellschaft“ von einem christlichen Schriftsteller in Weimar ein Essay gegen Bartels, der ungleich schärfer im Ton war als der Lublinskische, aber nicht bedeutend genug in der Argumentation! Wie nun, wenn ich den gebracht hätte? Armer Herr Bartels, wo wäre Ihre fixe Idee, Ihre Nervosität, Ihre jüdische Geheimregierung geblieben? Ferner war mein Aufsatz bereits im März erbeten; ich schrieb ihn erst im Hochsommer. Auch ein Beweis für unsre gemeinsame Verschwörerthätigkeit im „letzten Monat“ (Okt.).

Schließlich lassen Sie Herrn Lublinski laufen und beschäftigen sich mit mir. In einer Weise, die alles ist, nur nicht rechtsschaffen. Ich hatte in der Wiener „Zeit“ von Ihnen geschrieben: „Er hat Ernst und Ehrlichkeit, aber auch jene breitstirnige Borniertheit, die blind auf moderne Tendenzen losstürzt, wenn sie nur von weitem nach Liberalismus, Sozialdemokratie und Judentum riechen“.

Wie wehrt Herr Bartels diesen Satz ab?

Ich spreche von „modernen Tendenzen, die nach Liberalismus riechen“; er beruft sich, daß er in seiner Litteraturgeschichte den Liberalismus der — fünfziger Jahre anerkannt habe.

Ich spreche von „modernen Tendenzen, die nach Sozialdemokratie riechen“; er beruft sich darauf, daß er „den Sozialismus, der mit keiner Partei etwas zu schaffen hat“ (aha!) wohlwollend betrachtet habe.

Ich spreche von „modernen Tendenzen, die nur von weitem nach Judentum riechen; Herr Bartels schreibt: „Dabei werse ich Dichtern . . . wie Jacobowski selbst, nicht mit einem Worte ihr Judentum vor (das Wort „vorwerfen“ ist eine Taktlosigkeit, für die dem Mann das feinere Gefühl abzugehen scheint! L. J.), ja, ich sage nicht einmal, daß Jacobowski ein Jude ist.“

Mein Herr, ich kann von Ihnen verlangen, daß Sie bei der Wahrheit bleiben. Als Sie im „Kunstwart“ (1. Juli 1899) in meinem „Loki“ „den besten Roman des modernen deutschen Symbolismus“ sahen, verkürzten Sie dieses widerwillig abgegebene Lob mit der Phrase, es sei freilich nur „jüdisches Anpassungsvermögen“, das Wagner und F. Dahn vieles verdanke. Ich habe diesen Unsinn (ich kannte weder Wagners „Nibelungen“ noch Dahns Götterromane!) wie so vieles über meinen „Loki“ mit Achselzucken gelesen und hätte es nie der Erwähnung wert gehalten, wenn Ihr Angriff nicht die entsprechende Abwehr herausgefordert hätte.

Schließlich, nachdem Herr Bartels seine gänzlich unzureichende Verteidigung geführt, holt er zum Hauptschlag aus: „Jacobowski weiß das ohne Zweifel alles — dennoch: breitstirnige Borniertheit!“ Herr Bartels, Sie sagen damit, daß ich wider mein besseres Wissen geschrieben, nur um Ihnen als Antisemiten eins zu verfehen! Herr, wenn Sie unanständig von mir denken, ist das noch kein Beweis, daß ich es bin, sondern daß Ihre Denkweise es ist!

Aber auch Ihre weiteren Ausführungen zwingen zu weiteren Sieden. Es ist wahr, jene „breitstirnige Borniertheit“, die Ihnen so weh thut, steckt selten in Ihrer vorsichtig abwägenden gewissenhaften, wenn auch einseitigen Litteraturgeschichte, wohl aber in der Unsumme von Essays, die Sie in der „Heimat“, im „Kunstwart“, in der „Tägl. Rundsch.“, in der „Deutschen Welt“ in den letzten zwei Jahren veröffentlicht haben. Soll ich mir wirklich die Mühe nehmen, meinen Angriff durch reiches Material zu unterstützen? Ich könnt's. Heute nur einige Stichproben:

Als Nietzsche starb, schrieben Sie — um auch aus diesem Ereignis etwas für die Heimatkunst zu retten — für die „Tägl. Rundsch.“ (6. Sept.) ein Gedicht, in dem erzählt wird, Nietzsche ruhe in einem Dorfe, im flachen Land unter Bauern. Und das Gedicht schließt mit den Zeilen:

„Ja auch der größte Geist muß stumm vergehn.
Und während Menschenhaft sein Werk zerbricht,
Das Dorf, das Flachland und der Bauer bleibt.“

Diese Zeilen passen auch auf Plato, Napoleon, Goethe, und meinen Schuster Lehmann. Nicht nur das Dorf zc. bleibt, auch die Großstadt bleibt, der Chimborasso, der Maschinenarbeiter, und — ja nicht zu vergessen! — auch die menschliche Borniertheit!

Ein nettes Stücklein haben Sie in dem Essay „Theodor Mommsens Traum“ (Deutsche Welt, 12. August 1900) gegeistet. Mommsen hatte sich in der „Deutschen Revue“ über den „Goethebund“ ausgelassen und

darin gefragt, „ob es nicht möglich wäre, ein periodisches Blatt zu gründen zur Bewahrung dieses Feuers, eine Zeitschrift, in der namhafte Dichter und Schriftsteller, hervorragende Künstler von Woche zu Woche dem Publikum zeigten, daß auch wir Epigonen des großen Namens, den wir führen, nicht unwert geworden sind . . . Dazu gehören Führer und Mittel und vor allem Mut und Jugend. Ich habe beides nicht, und es ist dies vielleicht ein Traumbild. Aber wir leben perhaps to dream, und auch ein alter Mann darf ja wohl noch träumen!“

Diesen Traum eines alten Mannes spinnt Herr Bartels aus. Auf seine Weise. Respektlos, höhnisch und ohne jeden Grund zum Hohn! Er schlägt als Redakteur Herrn Lindau vor, empfiehlt Blumenthal, Radelburg zu Mitarbeitern zc. Wenn Herr Bartels bei seiner Kenntnis meiner Werke und ihres dem Markt der Litteratur fremden Geistes mich hier einreißt, — freilich auch Hartleben, Bedekind, Vahr, Cl. Viebig zc. — wenn er hinterher mit deutlicher Beziehung auf die angegriffene Namensreihe, also auch auf mich, diese „einen gewaltigen Haufen von rücksichtslosesten Geschäftsmännern“ nennt, so ist das mit Bezug auf meine Person nicht eine Kritik, sondern eine bewußte Unredlichkeit, ein Wort, dessen persönliche Vertretung ich gern übernehme.

Herr Bartels wird jetzt eingesehen haben, daß mir der Antisemit seines Namens schnuppe ist. Mit der jüdischen Verschwörung ist es wirklich nichts. Ich habe ihn angegriffen, weil er eine kritische Macht ist, und weil er diese Macht meiner Überzeugung nach nicht immer redlich anwendet. Dazu werde ich niemals schweigen, denn ich will meine Stellung um alles in der Welt nicht meiner Schwäche, sondern meiner Stärke verdanken!

Herr Bartels erweitert seine Angriffsfront bald. Nach mir kommt das gesamte Judentum heran. Die Totschweigekritik der ihm feindlichen Presse vermag er nicht genug zu brandmarken. Ich selbst freilich könnte von der Totschweigekritik, die die Berliner liberale „Juden“-Presse mir gegenüber über ein Jahrzehnt lang geübt, ein Lied singen. Ich thu' es nicht. Dazu schätze ich mich zu hoch ein. Wenn aber Herr Bartels in dieser Totschweigekritik einen Akt spezifisch jüdischer Rachsucht zu erblicken scheint, so berufe ich mich, um auch diesen Konsens gebührend zu kennzeichnen, auf — Goethe. Goethe, der 72jährige Greis, beschwert sich (s. Tag- und Jahreshäfte 1821), das Gute in der deutschen Litteratur werde „durch ein unverbrüchliches Schweigen sekretiert, in welcher Art von Inquisitionsdemur es die Deutschen weit gebracht haben.“ Und zu Schopenhauer sagte (1814) der alte Herr (s. Werke, her. von Grisebach III, 217): „Wenn man

die Unredlichkeit der Deutschen in ihrer ganzen Größe kennen lernen will, muß man sich mit der deutschen Litteratur bekannt machen.“ Wenn schließlich Herrn Bartels' Nervosität jammert: „Zuerst schweigt man mißliebige Schriftsteller völlig tot, dann sucht man sie totzuschlagen“, um auf das Schicksal seines Hauptmann-Buches hinzuweisen, „dessen Feststellungen man (wer? Namen her! L. J.) jetzt als frische Ware unter eigener Firma auf den Markt bringt“, so frage ich: „Was soll das?“ Seit wann bin ich für einen Kritiker in Königsberg oder in Landau oder in Chicago verantwortlich? Ich hab' mit meiner eigenen Verantwortung genug zu thun. Und halte es in diesen Dingen mit dem prachtvollen Oldenburger Sprichwort: „Stiehlt mein Bruder, hängt den Dieb!“ Punktum.

Adolf Bartels müßte nicht Bartels heißen und aus Weßelburen sein, wenn er nicht seiner Stimme durch einen Grundton Hebbelschen Geistes mehr Kraft geben müßte. Kann er sich nicht zu ihm emporreden, drückt er ihn zu sich herunter. Und so zitiert er da eine Stelle, in der Hebbel auf offener Straße in Gegenwart Emil Ruhs über einen orthodoxen Juden loswettert, weil seine lächerlichen Speisegesetze ihm nicht erlauben, mit Hebbel zu essen. Und Hebbel schließt seine Donnerrede gegen diesen einen Juden u. a. mit den Worten: „Ich sitze am Herrentische der Kultur und du an dem Gefindetische der Geschichte.“ Bartels ist entzückt von diesem Wort. Ein Jude könnte nun mit Lord Beaconsfield-D'Israeli antworten: „Als eure Ahnen auf der Bärenhaut lagen, waren meine die Könige von Jerusalem.“ Ich muß gestehen, daß ich den formalen Reiz beider Antworten künstlerisch empfinde, wissenschaftlich genommen haben sie beide nur anekdotischen Wert. Sie sind beide gleich thöricht. Wer aus der Ethnographie weiß, daß der tiefsitzende Negerstamm daselbe hochgesteigerte Selbstgefühl besitzt, welches in ihm den Mittelpunkt der Welt sieht, der weiß, daß dieser Völkergedanke sich durch alle Familien, Stämme und Nationen durchzieht, und wird gefeit gegen die Ansprüche des Rassenhochmuts, wenn ihn der Einzelne ohne persönliche Leistung so vergnüglich für sich in Anspruch nimmt. Der kluge Schopenhauer konnte mit Recht diesen Nationalstolz des Einzelwesens nicht ausstehen. (Ausg. Grisebach IV, 404.) Ihm ist das der wohlfeilste Stolz, weil es einen Mangel an individuellem Eigenschaften verrate, auf seine Zugehörigkeit zu einer Rasse stolz zu sein, wenn man auf weiter nichts stolz sein könne.

Übrigens hat der redliche Herr aus Weimar den Emil Ruhschen Bericht nicht ganz wiedergegeben. Er hat nur das erzählt, was ihm hier in den Kram paßte. „Der weitere Verlauf interessiert uns hier nicht.“

Bitte, Herr Bartels, das weitere interessiert mich sehr. Und so will ich doch, da Sie einmal davon angefangen haben, die Anekdote gleich bis zu Ende erzählen. Ruh also berichtet weiter:

„Um des Himmels willen, lispelte ich und zeigte leise auf die Vorübergehenden und Umherstehenden, welche, es war die Zeit der Praterfahrt, vor uns, neben uns, hinter uns wogten und sich stauten. Mäßigen Sie sich, die Leute glauben, daß Sie mich einen elenden Hund nennen, daß Sie mich auffordern, Ihnen die Stiefel abzulecken! Diese in bittendem Ton ausgesprochenen Worte brachten Hebbel zur Besinnung. Er lächelte, reichte mir beide Hände und fing an, Possen zu treiben, wahrscheinlich, um die neugierigen Zuschauer zu überzeugen, daß er kein Sklavenhalter sei.“

Bartels argumentierte vorhin sehr kühn die Äußerung Hebbels in Rassenabneigung um, und da darf ich wohl auch meinerseits mit viel weniger Freiheit den von Bartels unterschlagenen Schluß dahin interpretieren, daß Hebbel seinen Temperamentsausbruch als unüberlegt empfand. Oder daß er zum mindesten einsah, daß jener orthodoxe Jude, der seinen Groll erregt hatte, und der Mann, der neben ihm daher ging, zwei ganz verschiedene Menschen waren, d. h., daß er die Trivialität der Verallgemeinerung einsah. Herr Bartels soll sich nicht darauf berufen, daß Lublinski zuerst Hebbel in die Diskussion gezogen hat. Denn da handelte es sich nicht um Hebbels Judenfreundschaft oder -feindschaft, sondern um die Frage, ob Hebbel „konservativ“ war in dem Sinne, wie Bartels dieses Wort versteht. Wenn daher der Taktiker aus Weimar diese allgemeine und grundsätzliche Frage auf das ganz spezifische Gebiet der „Judenfrage“ hinüberzuspielen sucht, so wird er wohl wissen, warum er es thut. Da sind die Lorbeeren überreich zu ernten!

Ich schließe damit. Ich bin offen, wenn ich sage, daß ich von Jahr zu Jahr solche Polemiken weniger liebe. Unter der Ewigkeit der Gestirne ein Stündlein spazieren gehen, ein Leid zu eigenem Heil fromm verarbeiten, ein bißchen Poesie erleben, und wenn's Gnade ist, auch niederschreiben, seine Kraft in Gelassenheit wachsen lassen und nach bestem Können seiner Nation hingeben, . . . es ist wirklich gescheiter und macht innerlicher als faule Kämpfe mit Gegnern zu bestehen, deren Waffen nicht ganz mensur-rein sind. Ob Herr Bartels mich einen Deutschen nennt oder nicht, ist gleichgültig. Darüber zu entscheiden gebe ich niemandem das Recht. Darüber entscheidet allein das Leben, sein Inhalt und seine Thaten.

Ich erlaube ihm gern, alle meine künftigen Werke — der Himmel segne mich und sie! — für Schund zu erklären, es kommt wirklich nicht darauf an. An meiner Thür ist ein Sprüchlein Goethes

angenagelt. Das sage ich mir so oft her, daß es sich wie von selbst hier einstellt:

Hätte Gott mich anders gewollt,
So hätt' er mich anders gebaut;
Da er mir aber Talent gesollt,
Hat er mir viel vertraut.
Ich brauch' es zur Rechten und Linken,
Weiß nicht, was daraus kommt;
Wenn's nicht mehr frommt,
Wird er schon winken.



Der Tod des Antichrist.

Von Johannes Schlaf.

(Berlin.)

II.

Es ereignete sich, daß am nächsten Tage, als er wieder beim Mahle saß, von Ostium her ein Bote aus Spanien anlangte, der Kunde von den dortigen Ereignissen brachte. Galba, weit entfernt, sich durch die Einziehung seiner italischen Güter einschüchtern zu lassen, war vielmehr nach der Hauptstadt unterwegs.

Aus jeder Fassung gebracht, tollkühn und mit zitternden Gliedern, hatte sich Nero vom Male weggeleiten lassen und sich danach zum Tempel der Vesta begeben. Bereits durch mancherlei Prodigien geschreckt, geriet er in noch größere Bestürzung, als er die Heilrufe auf Galba und den Prätorianerpräfekten Nymphidius Sabinus vernahm, die sich in die Schmähworte mischten, welche das Volk ihm zurief.

Die Straßen wimmelten; vor den Läden der Verkäufer, auf den Tempelplätzen und Foren drängten sich die Menschen. Und dies Treiben ward noch aufgeregter, als der Cäsar in halber Ohnmacht aus dem Tempel der Göttin geleitet und in seine Säufte gehoben wurde, und die Kunde sich verbreitete, er habe in dem Heiligtum ein schreckendes Gesicht erblickt.

Danach zwar hatte er sich, durch den Zuspruch seiner Umgebung zu einigem Selbstbewußtsein gebracht, ermannet, den Sofonius Tigellinus mit Maßnahmen zu betrauen, aber zwischen Wutausbrüchen und Verzagttheit schwankend, hielt er sich in Gesellschaft des Phaon und Epaphroditus und einiger anderer Freigelassenen in den inneren Gemächern des Palastes, in fieberhafter Erregung den Fortschritt der Vorbereitungen erwartend, die er zu seiner sofortigen Abreise nach Alexandria angeordnet.

Auf einem Ruhebett liegend, von seinen griechischen Ärzten mit Beruhigungsmitteln versehen, hatte er sich von dem ersten Anfall seiner Feigheit so weit erholt, daß es ihm gelang, inmitten dieser Umgebung, die durch den Umschwung der Verhältnisse in ihrer Existenz bedroht, voll Sorge seiner Entschlüsse harrete, durch ihr Vertrauen geschmeichelt — denn stärker selbst als seine Feigheit war seine Eitelkeit und sein Hang zur Schauspielerei — Betrübniß über die Treulosigkeit der Menschen zu posieren.

Thränen auf seinen von Angst noch zuckenden Wangen, mit einer tragischen Geste die Hände zu den Göttern reckend, emporgewandten Blickes, rief er im Tonfall eines deklamierenden Schauspielers:

„Fürwahr, Phaon! Fürwahr, Epaphroditus, meine Lieben! Nicht würdig sind diese Römer eines Genies, wie des meinigen! Mit Spielen, mit Brot und Geschenken habe ich dies Volk überhäuft, eine ueue Stadt habe ich ihnen erbaut, meine Güte hat den Zollruck der Provinzen geändert, wenn nicht aufgehoben: und für alle diese Wohlthaten ist dies der Dank, daß sie meinen Tod begehren!“

Von neuem brach er in ein Schluchzen aus, das seinen feisten Leib schüttelte; doch nicht ohne sich, selbst in einem solchen Augenblicke, mit einem Seitenblicke in den Spiegel des Eindruckes zu versichern, den er hervorrief, und nicht ohne die Erwägung, daß diese Worte an die Öffentlichkeit gelangen würden.

„Dies Volk ist unwürdig, einen Herrscher sein zu nennen, der kaiserliche Würde und Majestät mit den höchsten Gaben des Geistes und dichterischen Genies vereinigt; einen Dichter, Künstler und Philosophen sein zu nennen, wie ihn nie der Erdkreis bis dahin in so erlauchter Lebensstellung gesehen! — Wie schal und jämmerlich wird das Leben sein, dem ein solcher Herrscher genommen! — Beklagenswerter Erdkreis! Denu also tief hat dieser Undank mein Herz verwundet, daß es in dieser Stunde den Tod begehrt!“

„Nicht also, o göttlicher Nero!“ beeilte sich Phaon zu erwidern, indeß die übrigen mit dem Anzeichen tiefsten Schreckes seine Worte be-

schwörend die Arme gegen ihn breiteten. „Nicht also! Sieh den Erdkreis durch ein solches Hinscheiden doch nicht gänzlich dem Elend preis und gedenke doch deines erhabenen Entschlusses, du Göttlicher! ein neues Reich unter den Menschen zu begründen, in dem alle Gestalten deiner dichterischen Eingebungen, die von den Göttern selbst kommen, Wirklichkeit sein werden. Sieh den Menschen jenes goldene Zeitalter wieder zurück, von dem die Dichter und Weisen der Vorzeit uns melden.“

Phaon erinnerte ihn aber mit diesen Worten an seinen Entschluß, Rom zu verlassen und sich nach Aegypten zu begeben, um von da aus ein neues Imperium zu begründen.

Doch Nero, scheinbar diese Worte überhörend, hingerissen von einem neuen Einfall, und berauscht in seiner Vorstellung durch eine Anwandlung von Heroismus, sprang mit einer großen Gebärde von seinem Lager auf und rief mit funkelnden Augen und in majestätischer Haltung:

„Nein, bei den ewigen Göttern! Nein! — Ich sage dir, Phaon! daß ich nicht nach Alexandria gehen werde! Nun nicht mehr! — Ich werde bleiben! Ich werde diesen Elenden nicht weichen! — Die Güte dieses Herzens, dem die Charitinnen allzuviel Wohlwollen verliehen, ist an ihrer Grenze! — Ich werde diese Stadt dem Erdboden gleich machen! Ich werde . . . Werde . . .

Er begann sich in einen Zustand äußerster Raserei hineinzureden. Seine Augen traten aus ihren Höhlen, sein Mund schäumte, seine Worte wurden ein Geheul wahnsinniger Wut.

„Sämtliche Spanier sollen getötet werden!! — Sofort sollen alle Spanier in Rom getötet werden!!“ brüllte er mit einem heulenden Schluchzen, indem er sich über das Ruhebett warf und mit beiden Fäusten in seine Polster hieb.

Sein Blick war auf Epaphroditus gefallen, und dieser entfernte sich, gleichsam als wolle er des Cäsar Befehl in Ausführung bringen lassen.

Danach begann sich Nero in den Armen der Freigelassenen allmählich zu beruhigen, nicht ohne sich jedoch durch ihre Teilnahme zu neuen Wutausbrüchen, die aber nur mehr noch fingierte waren, bewegen zu lassen.

Dies ward offenbar, als im selben Augenblicke Leute in das Gemach traten, die Nachricht über die Fortschritte brachten, welche die Reisevorbereitungen inzwischen genommen.

Seine Umgebung atmete auf und Nero selbst nahm plötzlich nicht ohne eine erleichterte Haß von diesen Meldungen Notiz.

Danach aber begann er, sich an seinen eigenen Phantasien berauscheid, von diesem neuen Reiche zu reden, das er zu begründen beabsichtigte.

Vordem schon, kurz nach dem großen Brande, hatte er sich gesehnt in Achaja zu wohnen und Hellene zu sein unter Hellenen; und dann waren solche Wünsche übergegangen in diesen Traum, in den wenngleich tauben, so doch schönen und kaiserlichen Traum von einem neuen großen Weltreich; diesen Dichtertraum, den in der Vorzeit bereits der große Alexander geträumt, um seine hellenischen Hopliten nach Asien zu führen und ihn zur Wirklichkeit zu machen. Es war der seltsame Traum, die notwendige Zwangsidee jener großen römischen Decadencezeit von einem neuen Reich und einer neuen Welt, nach der sich mit unwiderstehlicher Inbrunst so Sehnsucht wie Ahnung streckten; Sehnsucht und Ahnung, die zu gestaltendem Willen und zu Wirklichkeit wurden durch Jesus von Nazareth. Jene schöne, wenngleich taube Traumblüte Neros, wohl auch aus Eitelkeit, aus einem durch Ausschweifungen erschöpften Sinne geboren, aber dennoch nicht ohne Genie, ohne eine Willensregung schöpferischen Dranges; jener Traum, der einen anweht mit einem Gefühl tragischen Mitleides. Eines großen, weltumspannenden Reiches Herr gelüftet es ihn zu sein, dessen Schwerpunkt der Orient, Asien und das nördliche Afrika; eine neue, blühende Welt, in der alle Traumwunder dichterischer Einbildungskraft Wirklichkeit sein sollten. Des Weltkaisers Traum, der Traum des Dichters und Ästhetikers. Doch schon war dies Wunderland entdeckt, schon war es Wirklichkeit und begann unter den Menschen jenes Zeitalters sich auszubreiten: das unendliche Reich des Wortes und des Geistes, das Reich der kommenden Jahrtausende, die βασιλεία των αιώρων des Christ von Nazareth, des großen ethischen Praktikers und Wunderthäters. — Dieser Gegensatz: der wahnwitzige Dichterling auf dem Throne der Cäsaren und der stille, dunkle Herr, der Seher, Prophet und Kaiser des Geistes, der Herrscher der kommenden Jahrtausende und der Millionen noch ungeborenen Geschlechter, der Messias und Mann; der erschöpfte und der fruchtbare Wille, der Wahnsinn und das Manuesgebot an die sich rüstenden Legionen des Geistes, der Erschöpfte und der Zeugende, das O und das A! —

*
*
*

Plötzlich aber hatte er in einem neuen Übergange seiner schweifenden Launen den Einfall, allein zu sein, und seine Umgebung verließ ihn.

Und er lag in der dämmernden Einsamkeit des Gemaches, in die nur das Rauschen der Wasserkünste und der Schritt der Wachen draußen in den Korridoren drang.

Wie er aber nun allein war, ward die Pose tragischen Leides, die er vorhin angenommen, zu einer Orinaße, die unmöglich wurde, die ihm geradezu physischen Schmerz verursachte. Seine Gesichtsmuskeln verzerrten

sich in einem nervösen Krampf, daß er unwillkürlich, das Gesicht dem Spiegel zugewandt, sich mit beiden Händen über die Wangen krallte. Unbewußt hatte er dabei den Leib erhoben und kniete nun in einer Art von idiotischer Verlorenheit auf dem Polster des Ruhebettes. Ein bleiches, geschwollenes Gesicht mit dummen, verglasten Augen gloszte ihm aus der glatten Metallfläche des korinthischen Spiegels an. Er gaffte es an, bis er sich mit einem irren, schlaffen Gähnen, dem Gähnen einer unsäglichen inneren Öde abwandte, eine ungeheuerliche, irre Leiche, die nur durch die maßlosen Schmeicheleien jener Parasiten und durch Ausschweifungen noch einen Schein von Leben und Seele bekam.

Dann fiel er in Schlummer.

Blitzschein und Donnerkrachen wecken ihn wieder.

Verstört blickt er umher. Das Gemach ist still, dichte Dämmerung füllt es. Greller Blitzschein zuckt über die Wände.

Doch das Unbehagen, das ihm diese Einsamkeit verursacht, gefällt ihm. Es ist seinen raffinierten Nerven nicht ohne Reiz und einige Augenblicke giebt er sich den Eindrücken dieser Einsamkeit hin, wie irgend einer neuen und ungewöhnlichen Ausschweifung.

Er liegt und blickt in einer Starre vor sich hin. Dichterische Phantasien erwecken ihn seine vom Schlummer gestärkten Nerven. Beim Rollen des Donners und beim Schein der zuckenden Blitze träumt er, halb kindisch, von Meerstürmen und Feldschlachten; seine Phantasie schweift durch all die vertrauten und fernsten Reiche und Breiten seines uuermeßlichen Imperiums. Er lächelt und flüstert Verse vor sich hin.

Metallene Statuen stehen in dem Dämmer von Porphyrischen an den Wänden hin, abenteuerlich belebt vom schweifenden Licht der Blitze. Aus den Schatten des Gemaches und diesen irren Lichtern erstehen und vergehen wunderliche Gebilde und Gestalten, und die Gegenstände im Zimmer beginnen vor seinen starren Blicken so seltsam menschliche Gebarben anzunehmen. Und mit einemmal taucht durch den Wirrwarr dieser Eindrücke aus den Tiefen der Seele eine Vorstellung auf.

Er befindet sich in Bajä. Es ist zu den Zeiten des göttlichen Tiberius. Tiberius liegt beim Mahl, und die Sklaven tragen einen großen Meerfisch auf. Entsetzt starrt der Cäsar in die glühenden Augen des Tieres. Es ist kein Fisch: es ist das in der Agonie erstarrte Haupt des Sejanus, den er hat umbringen lassen.

Aber es ist nicht dies allein. Dies ist nur das Thema zu einer ganzen wüsten Jagd sich drängender und durcheinander stürmender Gesichter, mit denen ein plötzlich aufstrebendes Grausen ihn erregt.

Mit aufgestemmtten Häuften sitzt er auf dem Lager, kalte Nieselschauer den Rücken hinab. Das Gemach ist voller Gesichte und Visionen. Die Statuen in ihren Nischen sind lebendig. Wunderliche Gestalten gebären sich aus dem Ineinander von Licht und Schatten; gewohnte Laute der Umgebung werden fremd, gewinnen einen eigenen Ausdruck, werden Flüsterworte, Mahnungen, Vorwürfe, die sich mit tausend Angsten in seine Seele freffen.

Und sie kommen. — —

Und er hört diesen graufigen Tubaton, der damals nach dem Tode der Mutter auf dem antischen Gestade vom Meere her und vom Lande zu ihm hergedröhnt; er hört die fürchterlichen Klagetöne, die er damals aus dem Grabe der Agrippina vernommen; und er sieht sie, er sieht ihr von dem Knüttelstich des Herculejus blutendes Haupt und die Schwertwunde, mit der sie der rohe Centurio getödet, nachdem er in jener entsetzlichen Mordnacht in ihr Schlafgemach gedrungen. Und sie ist es, die ihm alle die Ereignisse jener Tage wachflüstert.

Er sieht vor ihrem Leichnam, wie damals, geheuchelte Thränen im Auge sie betrachtend und mit unreinen Empfindungen selbst noch der Toten gegenüber, die herrliche Wohlgestalt ihres Leibes betrachtend, die er in sinnlicher Liebe begehrt, die sich ihm, aus Herrschbegier bedacht, sich ihren Einfluß zu sichern, dem Trunkenen, zum sinnlichen Genuß angeboten, die Mutter dem leiblichen Sohn. — Und schließlich, ihrer überdrüssig, ihre Nachstellungen fürchtend, beschließt er ihren Tod. Der Flotteupräsident bei Misenum, sein ehemaliger Erzieher, der Freigelassene Anicetus, baut jenes verhängnisvolle Schiff, mit dem Agrippina in den Fluten des Thyrrenischen Meeres versenkt werden soll. Und er lockt die Mutter nach Bajä, sie zum Fest der Quinquatern ladend, das dort begangen werden soll. Bis ans Gestade geht er ihr entgegen, die von Antium her kam, sie mit Händedruck und Umarmung empfangend und sie nach dem Landhause Bauli geleitend, das zwischen Misenum und dem Bajanersee an der Meerbucht liegt. Bis zur Nacht sitzen sie beim Mahle; Liebenswürdigkeit heuchelnd; mit großer Innigkeit, die Blicke an ihrem göttlichen Busen haften lassend, geleitet er sie durch die sternhelle Meernacht zum Schiffe; und Agrippina fährt. — Creperejus Gallus steht am Steuerruder; Accronia, ihre Begleiterin, über die Füße der Ruhenden hingesehnt, der Neue des Sohnes und der wiedererlangten Muttergunst in Freuden gedenkend, weist bei ihr. Da stürzt das bleibeschwerte Dach des Gemaches ein. Creperejus Gallus findet den Tod. Agrippina und Accronia werden durch die Wände des Ruhebettes geschützt, die Widerstand leisten. Accronia, die schreit, sie

sei die Fürstin, man möge ihr zu Hilfe kommen, wird mit Rudern erschlagen. Die Augusta selbst entkommt, leicht mit einer Schiffsstange verlegt, schwimmend ans Gestade und wird in ihr Landhaus am lucrinischen See gebracht. — Voller Angst brütet Nero über einen zweiten Anschlag auf ihr Leben. Der Agrippina Landhaus wird mit Wachen umgeben. Der Schiffshauptmann Herculejus und der Flottencenturio Obaritus bringen bei Nacht in ihr Schlafgemach und morden sie mit Knüttelstößen und Schwertstößen.

Und er sieht seine erste Gattin, die junge blonde Octavia, die gute kleine und beschränkte Octavia, die den Reizen zum Opfer fallen mußte, mit denen die ränkereiche und herrschsüchtige Poppäa Sabina ihn zu bestricken begann. Sie wird, des Ehebruchs mit dem Flötenspieler Eucerus bezichtigt, nach Campanien verwiesen und unter militärische Aufsicht gestellt. Und schließlich auf die Insel Pandataria verbannt, wird die Zwanzigjährige gezwungen, sich die Adern zu öffnen und durch heiße Dämpfe zu ersticken. Der Leiche wird das Haupt vom Rumpfe getrennt und der Poppäa Sabina gebracht.

Und er sieht Poppäa Sabina selbst, von ihm durch einen Fußtritt getödet. Britannicus, den gemordeten Bruder, sieht er; Petronius, Seneca, Thrasea und den edlen Burrus, und alle die zahllosen Gemordeten; die Greuel des großen Brandes werden lebendig in dieser Einsamkeit, und die Scheußlichkeiten der ersten Christenverfolgung.

Er thut einen übermenschlichen Schrei, stürzt durch das Gemach, und die herbeieilende Umgebung findet ihn, zitternden Leibes mit entseelten Augen und angstverzerrten Zügen, in einem Winkel lauernd und irre Worte tauschend mit den Unsichtbaren . . .

* * *

Und der göttliche Nero ist ein winselndes Kind, das man durch Liebkosungen besänftigt, das man zu Bett bringt und dem man zuspricht. Und beruhigt durch die Zusprüche der Freigelassenen, durch ihre Schmeichelei seiner gewohnten Eitelkeit verfallen, beginnt er zu reden.

Aber noch ist die Qual der letzten Augenblicke nicht völlig geschwunden. Fahlen Gesichtes, verstört blickt er umher und flüstert, Phaon mit krampfzigem Griff errassend und den dicken Schlemmer zu sich ziehend:

„Du weißt, Phaon! daß sie mich Muttermörder, Gattenmörder, Brandstifter nennen.“

Er ächzt.

„Ah sage, Phaon! hat nicht der Senat und das römische Volk den Göttern Dankgottesdienste veranstaltet, daß meine Majestät den Nach-

stellungen entgangen war? Haben sie nicht? — Bedenke, o Phaon! Das Schicksal eines Cäsar! Den Nachstellungen der eigenen Mutter! — Haben sie mir nicht Säulen errichtet? Ja, wurde nicht der Beschluß gefaßt, daß mir gar ein Tempel errichtet wurde, zum Gedächtnis jenes Tages? Hat mir Octavia, meine Gattin, nicht zweimal die Ehe gebrochen?"

Phaon schwieg.

Plötzlich aber gewinnt der Cäsar Haltung. Sein Gesicht ist eines Dämons Antlitz, Feuer glüht aus seinen Augen und um seinen von Hohn und Größe-wahn verzerrten Mund ist Mannheit und übermenschliche kaiserliche Verachtung.

„Ha! Bin ich nicht des Weltkreises Herr?! — Die Bernsteinküsten der germanischen Gestade, die äußerste Thule ist mein, wo die Fluten des Okeanos starren und die Sonne zischend ins Meer sinkt, der caledonische Archipel ist mein, Indien und Libyen mein! Schal, ekel und gemein ist das Leben! Gewöhnlich alles und nichts unerhört! Wo sind Thaten, die über dies klägliche Mittelmaß hinausheben?! Bin ich nicht der Götter einer?! Bin ich nicht des höchsten Jupiter Tischgenosse?! Steht nicht alles den Göttern frei?! Hat Saturn nicht seine eigenen Kinder getötet?! Was ist den Unsterblichen Jucest und was diese Sklavenseelen Laster nennen? Begreift ihr die Höhe dieses Standpunktes?! Nein, denn nur der Götter einer selbst vermag sie zu fassen, und über menschliche Grenzen ich, ein Gott! — Ich übte Jucest, der eigenen Mutter in Liebe hingegeben! Ich tötete sie, tötete meine Gattinen; diesen Knaben Sporus traute ich mir an anstatt einer Kaiserin. Rom setzte ich in Brand zu einem Schauspiel mir, wie nur ein Gott sich ein Schauspiel schafft, niederschauend auf die tausend Greuel der Welt, über sie erhaben und von ihnen unberührt, sie für nichts achtend, als für eine Weide seiner Augen! — Ich ließ diese Nazarener in meinen Gärten verbrennen; dies alles that ich und noch hundertmal mehr! — Fühlt ihr diese Erhabenheit?! Ahnt ihr die Majestät und die Gesetze göttlichen Seins?! — Geweiht bin ich! — Keine menschliche Nachstellung vermag mich zu fällen. Ich werde nach Alexandrien gehen und dem Erdkreise das goldene Zeitalter geben. — Ja, meine Teuersten!“

Verauscht von diesem Einfall geriet er in eine Art begeisterter Rührung, die ihm die Augen näßte.

„Die Götter haben mich am Ende der Zeiten erlesen, mich, den letzten Sohn des urväterlichen Saturn, dem Erdkreis das goldene Zeitalter zurückzugeben! Das Zeitalter jener ersten Kindheit des menschlichen Geschlechtes, o Phaon! Da die Götter selbst auf dem Erdkreis verkehrten!“

Doch in diesem Augenblicke entstand ein Flüstern an der Pforte des Gemaches und schreckensbleich wankte Epaphroditus herein, die Ekstase des Cäsar mit der Nachricht unterbrechend, daß Sofonius Tigellinus von seinem Kollegen Nymphidius Sabinus genötigt worden sei, das Schwert abzuliefern, und daß das Lager der Prätorianer von Heilrufen auf Servius Sulpicius Galba erschalle . . .

III.

Rom tobt von dem Tumult der Neuerungen. Auf den Foren, vor den Verkaufsbuden, auf den Tempelplätzen, in den Schenken und Theatern ist es bunt von Menschen. Die Castra Prätoriana hallen von Heilrufen auf den neuen Cäsar Galba; das Volk auf den Straßen ruft jauchzend seinen Namen, in froherregter Erwartung von neuen Geld- und Getreidespenden, von Spielen und Vergünstigungen und ergeht sich in Schmährufen auf Nero. Man erzählt sich von den neuesten Prodigien, feiernd durchzieht man die Straßen, man beginnt die Anhänger Neros bei Leib, Leben und Eigentum zu bedrohen. Diese fliehen in Scharen in die Provinz; den Cäsar selbst glaubt man entflohen; Gerüchte gehen, daß er nach Ägypten unterwegs sei. Tag und Nacht erfüllen Aufruhr und festlicher Lärm die Stadt, Plünderung wohl auch und Totschlag. Alles ist erregt von der bevorstehenden Ankunft des Sulpicius Galba und seinem Eintreffen in dem Lager der kaiserlichen Leibgarden.

Zumitten all dieses Aufruhrs hält sich Nero, nur noch von wenigen Getreuen umgeben, in seinem „goldenen Hause“ verborgen. Ein völliger Zrrsinn scheint ihn erfaßt zu haben. Jetzt heischt er in fieberndem Aufruhr sofortige Flucht, jetzt widerruft er in einem Anfall von Größenwahn und plötzlichem Mut diese Anordnungen; er betrinkt sich, plandert, die Lage vergessend, lacht, spricht von neuen Unternehmungen, verliert sich in Wutanfällen.

Zu diesem Zustande gedachte er auch Aktes, der Freigelassenen. Sie war seine erste Neigung gewesen, die Neigung des Jünglings. Es hatte eine Zeit gegeben, wo selbst Agrippina ihren Einfluß gefürchtet. Längst aber von ihm vergessen, hauste sie nun in einem entfernteren Teil des Palastes, ihm noch immer in treuer Liebe zugethan und in diesen Tagen für sein Heil bebend. Sie nun läßt er zu sich bescheiden. Und froh der wiedererlangten Günst des kaiserlichen Geliebten, die Seele voller Sorge, eilt sie zu ihm. Und den Kopf an ihre Brust gedrückt, von ihren Armen umschlungen, weint er Thränen der Erinnerung. Sie aber läßt ihre Blicke auf seinem kahlen, gedunsenen Haupte haften und auf diesem Ge-

sicht eines gealterten Wüßlings, das von allen Lastern und Ausschweifungen gezeichnet ist; auf den geschwellenen Lidern, auf dem starren Blick der blöden Augen, auf diesen fahlen Zettwampen, und ihre Treue vermag selbst in diesem Anblick noch die Spuren jenes kaiserlichen Jünglings zu entdecken, dem sie in Liebe zugethan; des frischen, schönen Jünglings im Kransgelock seines rotblonden Haares, dieses Jünglings, weich und kühn, und gutem Einfluß noch offen. Mit krampfhafter Inbrunst hält er sie fest und sie bleibt, dem Irrsinnigen die Stunden seiner Qualen zu verkürzen, duldbend den Wechsel von Empfindungen, die ungehuerlich und nicht die eines Menschen mehr; Empfindungen eines Ibioten und eines Hundes, seltsam hin- und wiederirrend zwischen tierischem Geküst und feelscher Negung, die unklar und wirr jeden Augenblick in jenes umschlägt.

Mitten in der Nacht indessen, nachdem er auch ihrer wieder überdrüssig geworden, und sie entlassen, kommt er auf den Einfall, die Stadt zu durchschwärmen wie in vergangenen Jahren, wo er sich in der Gegend der Porta Flaminia und der mulwischen Brüder an nächtlichen Liebesabenteuern vergnügte und sich in den Schankstuben und öffentlichen Häusern des Tiberviertels umhertrieb. Geleitet von Phaon, Epaphroditus und dem Fechter Epizillus, gegen Unfälle geschützt durch ein Gefolge bewaffneter Sklaven, steigt er, selbst im grauen Kapuzenmantel der Sklaven in heller Mondnacht von seinen goldnen Hanse den Esquilinus hernieder zur Stadt hinab.

Er denkt nicht mehr an Flucht. Das unbestimmte, seltsam irte Gefühl einer absoluten Sicherheit erfüllt ihn; ein Bahn von Unverletzbarkeit, in dem höchste Angst und Pein von Hallucinationen und Gewissensbiß zu einer widernatürlichen, idiotischen Sorglosigkeit geworden.

Aus der schrecklichen Einsamkeit dieser letzten Tage taucht er befreit hinab in das nächtliche Treiben der Stadt, die in der Erwartung des bevorstehenden Umschwungs des Gemeinwesens lärmt und tost in einer Art von Festrausch, als stünde ihr Verkehr im Zeichen der Saturnalien.

Wie in einem Traum taumelt er durch die lichte Mondnacht in die prächtige Thalgegend hernieder, die sich zwischen den drei Hügelu Esquilin, Palatin und Kapitol hervor zum Forum Romanum weitet; dies Stadtviertel, das er nach dem großen neuntägigen Brande in neuer Pracht hat erstehen lassen. Von den Bergen schimmern die neuen Tempel, Staatsgebäude und Burgen und im Thal die Paläste der Vornehmen. Die ältesten Heiligthümer der Stadt, die Stätten glorreicher Erinnerungen aus den besten Zeiten der Republik, ja aus den Tagen der Ahnen und Könige, der von Servius Tullius vorreinst der Luna erbaute Tempel, das Heilig-

tum des Hercules, der Tempel des Jupiter Stator, voreinst vom Romulus selbst votiert, die Königsburg des Numa, das Heiligtum der Vesta mit den heiligen Peunaten des römischen Volkes und alle die durch so viele Siege erworbenen Schätze, die Pierden griechischer Kunst und alte, unverfälschte Geistesdenkmale hatte jene entseplliche Feuersbrunst vernichtet, und er hatte diese Heiligtümer, soweit dies möglich, in neuer Herrlichkeit erstehen lassen.

An den Säulenhallen der Basiliken wandern sie hin, durch die vornehme Stille des Viertels, an den geschlossenen Buden und Läden, den Hallen und öffentlichen Gebäuden des Forum Romanum, um den Palatin mit dem prächtigen Tempel des Apollo herum, vorbei am Fuße des zwiegegipfelten Kapitols biegen sie in die Via tecta ein, um an den Schiffstheatern vorbei durch die Anlagen des Campus Tiberinus zum Marsfeld zu gelangen und von hier durch die Via lata mit ihren prunkenden Palästen und Triumphbögen in die Via Flaminia, die zum Thor führt, durch das sie aus dem engeren Bezirk der Stadt heraus in die Gegend der mulvischen Brücke gelangen. An den insulae streifen sie vorüber, diesen vielstöckigen Mietskasernen des Mittelstandes und der kleinen Leute, die sich hinziehen in breiten, gesunden Straßen, von sauberen Säulenhallen flankiert, die die Nüchternheit ihrer Fassaden verdecken, streifen durch das nächtliche Treiben der Vorstadtviertel, deren rohe Vergnügungen dem verwilderten Sinn seiner letzten Jahre zusagten. Und hier bei Cäcuber und Thunfisch, mitten zwischen Kleinbürgern, Handwerkern, Fischern und Schiffern, jungen Leuten, Sklaven und Gladiatoren, umlärmt von den schlüpfrigen Gefängen aufgepußter Freudenmädchen aller Nationen des Imperiums, zwischen Tänzerinnen und Gauklern, Trunkenheit und Kauferei, verbringt er, wie früher so oft, den Rest der Nacht.

Die Sinne vom Weinrausch umnebelt, lehrt er im Zwielicht des Morgens in den Palast zurück.

Aus langem schweren Schlummer erwacht, will er sich in das Bad begeben. Aber Totenstille brütet im Palast. Schwül ist der Tag, Gewittertrübe graut in verlassenen Gemächern und Korridoren. Von Todesangst geheßt irrt er durch leere Räume, die Dienerschaft und das Hausgesinde sind geflohen. In entfernteren Teilen des Palastes trifft er auf pfändernde Sklaven, die vor seinem Anblick fliehen. Mit irren, geängsteten Schreien stürmt er umher, bis er ohnmächtig in seinem Schlafgemach zusammenbricht. — Im Dunkel des Abends eilen endlich Phaoon und Epaphroditus in das Gemach und ziehen den Bestimmungslosen mit sich. In Sklavenkleidung stelgen sie auf bereitgehaltene Pferde und jagen im gestreckten Galopp, am Fuße des Viminalis hin, durch strömenden Ge-

witterregen der Porta Nomentana zu, aus der Stadt zu fliehen. Am Lager der Garben, das dicht am Thor liegt, vorübergehend, vernimmt der Cäsar die Heiltrufe der Soldaten. Galba ist im Laufe des Tages bei ihnen eingetroffen . . .

IV.

In die nächtliche Ede der Landschaft hinaus jagen sie dem Landhaus des Phaon zu, das vor dem Nomentanischen Thor liegend, dem Cäsar eine erste Zuflucht gewähren soll. Von brennendem Durste gequält, hat er zu trinken begehrt und wie ein Hund beugt er sich zu den Regenschalen des schlammigen Weges und trinkt. Durch ein Hinterpförtchen begeben sie sich in das Landhaus und in einem Parthäuschchen wartet Nero die Vorbereitungen ab, die zur weiteren Flucht getroffen werden.

Doch schon sind die Verfolger da. Phaon eilt herbei, kündigt dem Cäsar an, daß er sich töten muß und reicht ihm sein Schwert. Neros letzte Regung ist gekränkte Eitelkeit. Er weint, daß ein Dichter, ein Künstler, wie er, eines solchen Todes sterben soll. Er mault, winselt und plappert, greint wie ein verängstigter Knabe. Vergeblich sucht er sich mit seinen bebenden Händen den Hals zu durchbohren; vergeblich sucht er sich in die Pose des Todverächters hineinzubringen. Die Zeit geht in diesem Zaudern. Vor dem Hause schallen die Hufschläge der Soldaten. Sorge um die eigene Sicherheit und Ekel vor dieser winselnden, zitternden Masse menschlichen Fleisches, vor dieser plappernden Leiche überwältigt seine Umgebung; und als er sich zu einem neuen Versuche aufrafft und mit einer theatralischen Pose die Schwertschneide an den Hals setzt, stößt ihm Phaon wie von ungefähr gegen den Arm. Das Schwert dringt in den Hals und röchelnd, mit einem Schrei verächtlichster Angst bricht der Cäsar zusammen . . .

* * *

Mord und Tod aber erfüllen in den nächsten Wochen die Stadt. Die noch in Rom weilenden Anhänger Neros werden auf die unmenschlichste Weise ums Leben gebracht. Der Fechter Spizillus wird von den niedergerissenen Erzstatuen des Imperators zerquetscht. Aponius, der Angeber, ein anderer von Neros Vertrauten, wird von Wagen überfahren; Glens, Polykletus, Petinus und Patrobins finden ein martervolles Ende. Der Knabe Sporus aber wird durch den Wüstling Nymphidius vom Scheiterhaufen Neros, während der Leichnam noch brennt, hinweggeführt. Nymphidius nimmt ihn zur Frau, ihm den Namen Poppäa beilegend.

Ein paar Monate danach wird auch das blutende Haupt des Galba auf einem Soldatenspieß vom Kapitol herab durch die Stadt getragen . . .





Gedichte von Peter Baum.

(Friedenau.)

Leer.

Nun ist mir alles fremd und fern,
Der schwarze Wald dort über'm Teich,
Darüber jener kleine Stern,
So zittrig bleich,
Der Bäume Rauschen und der Sang
Der Quelle an dem moos'gen Hang. --
Wie ist mir alles, alles fern!

Ich glaube, einst, im Morgenschein,
Im ersten, zagen Morgenschein

War mir der Stern dort nah, vertraut,
Und meiner Stimme Kinderlaut,
Er war nicht mehr,
Wie leiser, lauer Windessang;
Wie Quellensang;
Da war ich reich, nun bin ich leer.
Da war die Erde ganz in mir,
Da war der Sterne Glanz in mir.
Nun bin ich leer --

Es ängstigt mich.

Nebeltänze.

Seidene Schleier schlingt um euch, schwingt um euch!
Silberne Nebel, ihr silberne Schwestern,
Ehe das Schwarze geht und das Lichte kommt,
Ehe der schwimmende Morgen, ehe berstend das Thal,
Ehe hoch die aufduftende Bergesknospe
Eurer Leiber und Tänze
Nacht und Hässlichkeit höhnt.
Unsere hohen Gewande rieseln
Zwischen scharfger Risse
Hutgepflanzten, steinernen Schwertern,
Und wir schreiten, tanzen, wirbeln
Auf rollender Kugel von Fels!

Seht ihr winzig drunten den Achlosen?
Sein Pfad sprang stell ihm ab.
Sumpfland klammert sich an seine haftenden Sohlen.
Querhin
Wälzet euch!
Mag der Zweifler versuchen,
Ob des zähen Moores schlürftendes Zittern
Seinen Fuss auch so wiege wie euren!

Wenn die Sonne kommt und das wilde Licht
 Flattern wir an goldgedrehten Strahlenstricken auf,
 Und wir renken uns und wir schwanken
 Wipfelhoch, aufgebüht, ungestalt
 Gleich gehentem Diebsgezücht!
 Silberne Schwestern, silberne Nebel,
 Graue Flöre schlägt um euch; klagt um euch!
 Seltsam so zu tanzen,
 Wenn der Tod als ein Freier kommt,
 In ein lächelndes Fröhrot,
 Wie in eine Muschel geschmiegt. —
 So zu tanzen

Geistersang.

Immer meinen Weg entlang
 Summt ein jammervoller Sang:
 „Jedes Korn, das du gesät,
 Ist schon lang ein Halm gewesen,
 Lang zur Ernte abgemäht,
 Lang in alte Scheuern gelesen,
 Musste lang verwesen
 Und du kamst zu spät.“

Nirwana.

<p>Und vor mir tief das ew'ge Blau, Und zu mir kam daher ein Singen: „Du, senke dich ins duft'ge Blau Und scheid von den dumpfen Dingen; Dann wirst du als ein reiner Tau In Schollen und in Herzen dringen.“</p>	<p>Und vor mir lag das Blau so tief; Da war ein Grau'n in meinen Nächten. — Nach Lippen meine Sehnsucht rief Und halbgelösten Mädchenflechten. Vergebens rang ich in den Nächten, Denn ach, das Blau war allzu tief.</p>
--	---

Du spiegl' ich mich in allen Dingen,
 Und alle Dinge sich in mir,
 Und in mir ist ein ew'ges Singen,
 Ein süsser Ton von tausend Dingen,
 Und tausend Dinge lauschen mir.

Gisela.

<p>Auf dem dunklen Abendwolkenselche Cagen grosse, rote Sonnenblumen. Schatten fielen ungeheuer, welche Wogen schlugen über Ackerkrumen.</p>	<p>Und ich hatte lieberndes Gesichtes, Und der Vorhang rauschte dich herein; In dem Zwierot meines Ampellichtes Deine Schönheit war wie junger Wein.</p>
---	---

Cautlos stritten Grazien mit der Kraft,
 Jene zitterten und diese wagte,
 Und ich schalt die junge Leidenschaft,
 Weil sie fast vor deiner Schlankeit zagte.

An . . .

Ich sprengte oft im Koboldtraum der Nächte.
Zu immer helssern Chäten zog und zerzte
In steller Reller blitzendem Gefechte
Mich meines bebenden Schwertes Härte.

Das Abendrot schäumt auf vom Blut der Drachen,
Schon bäumt der letzte sich, der übrig blieb.
Da zwischen Staub und Brillen, Stoss und Hieb
Mischt sich dein Lachen.

Einst.

Nun ward es still. Es nahen — „Du“ und „Du“ —
Sich uns're reinen Wurzeln — Mund an Mund.
Sie thun ihr Heimlichstes einander kund
Und streben sich in vielen Tiefen zu.

Wie anders einst, da uns das Leben trog
Mit Rausch und Glanz. Gleich tausend Faltern Hög
Um blaue Kronen Himmernd Purpurgold,
Wie es der Abend durch die Wolken rollt.

Durch Rosenlaub es leuchtend quoll,
Wie rotes Gold, wie purpurn Blut.
Die Sonne war so farbertoll,
Als wollte sie im Übermut
All ihren Glanz aus künft'gen Bränden
In einem Abendrausch verschwenden.

Der Ton.

Den Con, ich hasse diesen Con,
Und wenn mich dumpfer Schmerz umkrallt,
Vernehm' ich, wie zum Hohn,
Den süssen, süssen Con
Voll zitternder Gewalt.

Als ob in mir ein tief'res Ich
Sich übte leichten Geigenstrich
An meinem Herzen. Bitt're Qual
Wird jenem Ohr ein köstlich Mahl,
Ein feiner, leichter Strich.





Das Ehepaar Spensten.*)

Von Karl Jzzyfowski.

(Lemberg.)

Er kam um 2 Uhr nachmittags mit dem Eilzug in jene Stadt und stieg in einem der ersten Hotels ab. Da jedoch wegen der bevorstehenden Kaiserkrönung und der bei diesem Anlaß stattfindenden Festlichkeiten, Aufzüge, Illuminationen und dergleichen der Zudrang von Fremden in den Gasthöfen größer war, als je, und er die besten Zimmer besetzt fand, so mußte er mit einem kleinen Gemache im zweiten Stock mit den Fenstern nach dem Hofe zu vorlieb nehmen, was ihn übrigens wenig kümmerte. War er doch nicht gekommen, aus Frontfenstern das Menschengewoge in den Straßen anzugaffen, oder hohen Herrschaften Blumen in den Weg zu streuen und zu ihren Ehren in gehendstem Hochgefühl Vivat zu schreien. Der Zweck seiner Reise war er selbst, oder vielmehr sein leibliches Ich. Zurückgekommen von allen den Illusionen, wurde er zum Hypochonder und hatte beschlossen unablässig nur das richtige Funktionieren

*) Diese Novelle ist aus dem Polnischen übersezt, das Original ist noch ungedruckt. Der Autor, der heute im 28. Lebensjahre steht und in Lemberg wohnt, ist mit seinen Arbeiten bisher noch nicht vor die Öffentlichkeit getreten. Vielleicht trug dazu die durchaus abgeforderte, ja geradezu kampfbereite Stellung bei, die er der zeitgenössischen polnischen Litteratur gegenüber einnimmt. Seine Entwicklung ging abseits von den in der polnischen Litteratur, und zum Teil auch von den in der ausländischen gegenwärtig herrschenden Strömungen. Den wichtigsten Einfluß übten auf ihn deutsche Autoren der früheren Jahrzehnte dieses Jahrhunderts aus, allen voran Hebbel. Die positive Darlegung seiner Ansichten und Bestrebungen eignet sich nicht für eine kurze Anmerkung, in negativer Richtung kann gesagt werden, daß ihn am meisten die erbitterte Gegnerschaft gegen die Verlogenheit, sowohl im täglichen Leben, als auch in literarischen Erzeugnissen kennzeichnet, sowie in formeller Hinsicht, wohl im Zusammenhang mit der gedachten Eigenschaft, der Abgang der glänzenden Außenseite in seinen poetischen Erzeugnissen. Die Novelle „Ehepaar Spensten“ („Matkewstwo Maran“) stammt aus einer früheren Entwicklungsphase des Dichters, in der er das Grelle bevorzugte, die weitere Entwicklung ging darüber hinaus, der Gestaltung schwieriger, bedeutsamer Gedanken zustrebend. Der Übersetzer.

seiner Leibesmaschine zu überwachen. Es bedünkte ihm nämlich, daß, da ihm diese Maschine denn schon zur Obhut übergeben war, er auch dafür einstehen müsse, daß sie richtig sei, wie eine Uhr. Allein gerade in der letzten Zeit war etwas daran nicht in Ordnung. Nachdem er seinen Atem genau untersucht hatte, fand er in ihm gewisse Ungehörigkeiten, die ihn beunruhigten. Zuerst hingte er einen gesunden, baumstarken Burschen und suchte horchend auf die Melodie seines Atems, zu erfassen, worauf die normale Atmung beruhe; danach regelte er stundenlang die Bewegungen seines eigenen Brustkastens. Dies half aber nichts, ja hatte starken Blutandrang ins Gehirn, der ihn beinahe besinnungslos machte, sowie förmliche Erstickungsanfalle zur Folge. Des Nachts hatte er das Gefühl, als ob ihn eine eiserne Hand darniederhielte und seine Rippen hinderte, sich frei aufwärts zu bewegen. Endlich entschloß er sich, einen Arzt um Rat zu fragen, und, der Kosten nicht achtend, begab er sich, das Herz voll Zuversicht, nach jener Stadt.

Sein erstes Geschäft daselbst war, die Wohnung des Arztes, welchem er sein erstes Vertrauen zu schenken beschloßen, zu erfragen, und schleunigst zu ihm hinzugehen. Allein der Arzt war nicht zu Hause und wurde erst für den nächsten Tag erwartet.

Wohl oder übel sah sich der Ankömmling vor der Perspektive, den Rest des Tages unthätig in der Stadt zu verbringen, und es war das erste Mal, daß er hier war, unter Leuten, deren Sprache er nicht einmal genügend verstand und die ihm antipathisch waren. Da es jedoch noch langweiliger war, im Hotel zu sitzen, so entschloß er sich die Stadt zu besichtigen und begann in den Straßen umherzuschlendern.

Die Straßen hatten ein festliches und unnatürliches Aussehen. Er bedauerte, daß er nicht zu einer anderen Zeit gekommen war, um zu erfahren, wie diese Stadt unter gewöhnlichen Bedingungen lebe. Immerhin war des Schönen genug da.

Er sah Bauten, Gärten, Anslagen, Einrichtungen, von denen er keinen Begriff hatte, Wunder der Technik, die ihm imponierten, und viele andere Herrlichkeiten, und für ein jedes fand er in sich ein Wort milder Anerkennung. Im Grunde genommen streifte anfänglich dieses alles seinen Geist nur oberhin, denn er war gewöhnt, Dingen dieser Art, die längst von ihm erfundene Phrasen entgegenzuhaltten: Alles das sei nur eine unnötige Vergrößerung des Renners.

Demungeachtet befand er sich in einem Zustand geistiger Erregung. Immer mehr Menschen drängten sich in den Straßen und die Stimmung der Menge teilte sich auch ihm mit. Er begann eben dorthin zu streben,

wo die übrigen hinstrebten, eben dahin zu blicken, wo sie hinblickten, auch war er neugierig, da er recht viel Zeit hatte.

Die Häuser waren beslaggt, prächtige Teppiche hingen an den Fenstern herab, Fannengrün und Blumengewinde schlangen sich die Häuserfront entlang. Alles drängte dem marmornen Triumphthor zu, durch welches der Kaiser auf dem Wege zur Krönung fahren sollte. Die Musikbanden spielten schon und der Enthusiasmus der Menge war unbeschreiblich.

Er blieb auf einem erhöhten Platze stehen, von dem aus er alles vortrefflich sehen konnte. Und was er sah, freute ihn. Die Volksmasse schien im Takte der Musik auf und ab zu wogen, und überhaupt stellte sich ihm dieses ganze Durcheinander von Farben, Bewegungen, Gestalten, Geräuschen und Klängen unter dem Gesichtswinkel der Musik dar, als eine Symphonie, die sich aus Klaphophonien zusammensetzte.

Eudlich ertönten die Glocken in der ganzen Stadt, das Getümmel wurde ungeheuer groß, und unter dem Triumphthor erschien der Monarch; inmitten der Volksmenge bildete er mit seiner Suite einen schimmernden Mittelpunkt der Pracht, triefend von Gold, Purpur und Diamanten. Und in dem Zueinanderfließen dieser äußeren Pracht und des Enthusiasmus der Massen, die heiser und regellos ihr betäubendes „Hoch“ schrieten, stak eben der feierliche Akt, die wechselseitige Eidesleistung auf Leben und Tod, der beschleunigte Atem der Erde.

Er aber hatte das Gefühl einer ungeheuren Vereinsamung. Er befand sich einem Etwas gegenüber, das ihn fragte: Ich bin dies, und was bist du? Denn der Mensch lebt alltäglich im innigen Verbande mit der Natur, und wäre sie ihm noch so fremd, aber es giebt Augenblicke, wo die Natur sich verdichtet, wach wird, wo die fremden Ideen deutliche Gestalt annehmen, und der Mensch sich jenseits des Ringes einer besonderen Welt gestellt fühlt. Große Ereignisse und große Gegenstände isolieren immer.

Und wie jedesmal in solchen Fällen, kam ihm die in den Sinn, mit welcher er einst diesen Anprall der auf ihn stürzenden Welt aufhalten wollte. Ihn überkam eine so gräßliche Sehnsucht, daß er fast das Quirlen von Thränen in seiner Brust hörte. Um sich zu bezähmen, legte er das Gesicht in gleichgiltige Falten, bloß die Augen zudrückend. Aber fortwährend dachte er an sie. Er erinnerte sich an die Situationen, die er mit ihr durchlebt hatte, und fühlte, daß ihm ein neues Augepaar im Gehirn erwüchse. Insbesondere eine solche Situation tanzte vor seiner Erinnerung.

Es war ein Spaziergang auf einem Dorfwege. Sie ging mit jemand anderm voraus, er folgte in der Entfernung von einigen Schritten mit

einem gewissen guten Jungen. Die Ebene war vom Vollmond hell beleuchtet. Hinter dem ersten Paare hergehend, warf er ihnen ohnmächtige Hohnworte zu und ermunterte boshaft seinen Begleiter, mit ihm zusammen ihren Schatten mit Füßen zu treten. Und doch blickte er damals in eben dem Augenblicke auf den in der Ferne dunkelnden Wald, auf den weißen Mond, der ohne Himmel über dem Walde schwebte, und erriet, daß in dessen Dunkel freie, von hellen Lichtströmen übergossene Halben waren, umgeben von Baumpfeilern, Moscheen des betenden Friedens.

Seit einer geraumen Weile bereits war er mitten in der Volksmenge und wandelte mit starrem Blick, im Takte eines über'm Sumpfe stimmernenden Irrlichtes. Er kam an Leuten vorbei, die auseinanderströmten, anderwärts zu einem anderen Schauspiele hinstrebend.

Was mag mit ihr vorgehen? — diese Frage stieg in ihm auf mit der Stärke des folgerechten Denkens. Vor seinem Geiste defilierten alle ihre Person betreffenden Möglichkeiten, kombinierten sich von selbst und hoben sich gegenseitig auf. Er hatte gehört, daß sie ein Verhältnis mit einem anderen eingegangen war; von welcher Art dies Verhältnis war und mit wem, hatte er nicht zu erfahren versucht, und mied sogar sorgsam diejenigen, von denen er etwas über sie hören konnte. O Thörichter, war's nicht besser, zu ihr hinzugehen, ihr die Hände zu binden, sie zu knebeln, ihr einen ganzen Schwall von Bekenntnissen, Vorwürfen und Täuschungen ins Gesicht zu werfen, ihr zu befehlen, daß sie ihn liebe, und sie bei sich zu behalten als die Photographie seines Ideals.

Er beschleunigte seine Schritte und empfand das Anschwellen seiner Willensstärke. Sein Atem erschien ihm mit einemmal gleichmäßig und melodisch, in der Gegend des Gaumens fühlte er eine angenehme Kühle, und auf die Hand hauchend zog er durch die Nasenlöcher seine Luft ein, indem er sich sagte, daß sie duftete, wie frisches Ambra. Er befühlte die Muskeln seiner Arme, sie schienen ihm straff wie die Sehne eines Bogens, und zugleich verspürte er die fernen Vibrationen der Geschlechtsphäre, die sich schon lange bei ihm nicht gemeldet hatte.

Er trat in ein Gasthaus ein und verspeiste eine reichliche Fleischmahlzeit. Er hätte sich gern eine Zigarre angezündet, wenn er nicht für seine Brust befürchtet hätte. Beim Zahlen kniff er die Kassiererin in die Wade und als sie böse that, kniff er sie in die andere Wade. Beim Weggehen trat er einen Pudel auf den Schwanz und dessen Geheul hatte bei ihm eine Portion Lachen zur Folge.

Outgelaunt kehrte er ins Hotel zurück und trat in sein Zimmer. Er zündete ein Licht an und blickte umher. Es war ein langes, recht-

ediges Gemach mit hoher Decke. Die Einrichtung war elegant, in der Ecke stand ein hübscher Kachelofen, an einer Wand war ein großer Spiegel aufgebracht. Das Bett war fertiggemacht, die Wäsche schneeweiß.

Vor dem Schlafengehen ging er eine Weile im Zimmer umher. Zu seinem Kopfe hüpfen Gebaulen, die, seit langem an der Leine festgebunden, jetzt auf einmal da waren, heruntollten und einander begrüßten: Auch du hier? Und du auch hier? Die Pläne zu einem Zusammenleben mit ihr wurden wach und lockten ihn wieder, sich zu einer Scheibe aus verschiedenfarbigen Ringen um einen dunklen Punkt herum zusammenschließend. Er wußte wohl, was dieser Punkt vorstellte und lächelte ihm zu.

Er setzte sich an den Tisch; in der Schublade fand er ein reines Blatt Papier. Er zeichnete darauf die Initialen seines und ihres Namens, kunstreich ineinander verschlungen. Dieses Zeichen schloß er in ein Rechteck ein und, weiter mit dem Bleistift phantasierend, machte er daraus ein Aushängeschild, zu dem er eine Strohütte mit zwei Fenstern und rauchendem Schornstein hinzuzzeichnete. Eine Thüre hatte er vergesseu, doch es ist besser so — dachte er. Wir werden zum Schornstein hinaussteigen. Natürlich neben dem Häuschen ein Garten, Blumen, Falter. Ganz exotische Gewächse, halb Zypresse, halb Maiskolben.

So unterhielt er sich selbst mit seiner Romantik, dann hielt er das Papier mit der Zeichnung an die Kerze und verbrannte es. Er lächelte, und beim Auskleiden gab er acht, daß dies Lächeln auf seinem Gesicht verbleibe, er puderte sich geradezu mit seinem eigenen Lächeln. Da es ihm vorkam, daß es vom Fenster ein wenig ziehe, so verstopfte er die vermeintliche Spalte mit seiner Socke. Er sah auch nach der Thüre, aber die war fest geschlossen.

Endlich legte er sich ins Bett, blies das Licht aus, und da er müde war, so schlief er bald ein.

Er lag in festem Schlaf einige Stunden, da riß ihn aus der Ruhe ein Geräusch, das einem Geflüster ähnlich war. Noch vor dem Erwachen kam es ihm vor, daß dieses Geräusch zu seinem Traume gehöre, und beim Wachwerden war's ihm, als käme es aus ihm selber, stiege auf seine Brust und entfernte sich nach einem festen Punkte. Doch war dies nur eine akustische Täuschung. Das Geräusch, oder — ja, das Geflüster war in seiner Nähe zur Linken, hinter der Wand.

Hinter der Wand sprach man mit unterdrückten Stimmen.

Von Neugier getrieben legte er das Ohr an die Wand und lauschte. Er unterschied genau zwei Stimmen: eine Männer- und eine Frauen-

stimme. Die Worte vernahm er nicht deutlich, doch schloß er aus dem Tone des Gesprächs, um was es sich handelte. Der Mann bat und beschwor, das Weib that spröde. Er entrollte vor ihr hochfliegende Prospekte, sie hörte mit Andacht zu, und in ihrer Stimme war bereits ein langsames Erliegen zu erkennen. Das Gespräch, das anfangs leidenschaftlich und schwungvoll geführt ward, trat in die Phase unzusammenhängender, abgebrochener Sätze ein, sichtlich kam schon Mystisches in Spiel, und das Liebesgefühl war auf dem Kulminationspunkt. Der Lauscher stellte sich vor, das Weib sitze sicherlich auf einem Sessel mitten im Zimmer, er kniee zu ihren Füßen, stütze seinen Kopf auf ihre Kniee, und beide blickten gen Himmel, d. h. zur Decke, und die Lanze ist ein wenig herabgeschraubt.

Plötzlich erzitterte er. Er glaubte die weibliche Stimme zu erkennen — ja, das war zweifellos ihre Stimme!

Er schnellte empor und setzte sich im Bette auf. Das Blut strömte ihm so heftig dem Herzen zu, daß er zu horchen aufhörte, beunruhigt durch seinen physischen Zustand. Er legte die Hand auf seine linke Brust und wartete, bis die Zuckungen des Herzmuskels regelmäßig wurden. Dann dachte er nach, auf welche Weise sie hierhergekommen sein mochte, und wer jener Mann wäre. Das Nachdenken führte zu keinem Resultate.

Die Stimmen wurden wieder laut.

Er fiel aufs Bett hin und schloß die Augen, in der Gewißheit, daß er so alles besser hören werde. Regungslos verblieb er in dieser Lage, die Finger hielt er weit auseinander, um ein unwillkürliches Ballen der Fäuste zu vermeiden, den Mund hielt er offen, um nicht mit den Zähnen zu knirschen, und horchte. Sein Gehör war mit jedem Augenblicke schärfer.

Die beiden dort verhielten sich sehr sonderbar. Sie vollzogen eine Art Trauung. Jedes schrieb nämlich auf einen Zettel die Eidesformel, deren Beschwörung es vom andern verlangte, und der andere mußte diese Urkunde verlesen und unterschreiben. Das ganze Geschreibe aber ging auf wahrhaft teuflische Art vor sich, denn statt der Tinte gebrauchten sie ihr eigenes Blut. Endlich wurden beide Urkunden in einen Briefumschlag gelegt, die Adresse: „Sr. Wohlgeboren dem Herrgott im Himmel“ aufgesetzt, dann ließ sich das leise Knarren der geöffneten Ofenthür vernehmen. Beide zündeten den Brief an zwei Ecken an. Es folgt ein Augenblick der Stille. Sie betrachten wohl sinnend die Flamme, wie sie wächst, auflobert, verlischt, bis die Asche zurückbleibt. Dann küssen sie sich.

Der Horchende richtet sich wieder auf. Es befremdete ihn, daß er so ruhig war, ohne ein Spur von Eifersucht. Als ob er das Glück jener

genöÙe. Er ertappte sich dabei, daß er gleichzeitig mit seinem Rivalen schmaÙte.

Inzwischen ging's dort drinnen lustig zu. Man lachte, küÙte und liebkoste. Sichtlich war es jedoch nur ein Prästidium.

Mit plöÙlicher Bewegung warf er die Decke von sich, zündete ein Licht an und setzte sich aufs Bett, wobei er die FüÙe auf dem Boden hielt. Er war im bloÙen Hemde und Unterhosen, daher durchdrang ihn die Kälte, so daß er mit den Zähnen zu klappern begann und die Haare stiegen ihm zu Berge. Er wollte schreien oder fortlaufen, aber etwas hielt ihn zurück, das Ende abzuwarten.

Und er horchte darauf; was folgte, und war jetzt nicht mehr Herr seiner Bewegungen. Das Zähneklapper ging in ein wütendes Knirschen über, welches ihn berauschte. Sein Mund mußte fürchterlich verzerrt sein. Mit vollständigem Bewußtsein seiner Handlungen begann er sich die Haare zu rauhen. Er ballte die Fäuste und schlug sich über den Augen in die Stirne, das Echo seiner Schläge im Gehirne empfindend. Zu den Augen fühlte er einen unausweichlichen Schmerz infolge der unterdrückten Thränen, während die Nästern, die Oberlippe und die Gegend um den Nabel so heftig zitterten, daß er wieder mit den Zähnen klappern mußte.

Da erblickte er beim Scheine der Kerze gegenüber einen Spiegel. Der Spiegel war groß, bis zum Fußboden reichend, senkrecht. Er sah darin seine ganze Gestalt, die auf dem Bette saÙ, er gewahrte seinen irren Blick, die zerzausten Haare, das auf der Brust zerrissene Hemd, die helÙe RöÙe auf seinem Gesicht, und es ergriff ihn tiefes Mitleid mit sich selbst.

Das Bett, in das sich die beiden legten, stand hart an der Wand. So nahe, daß er jedes Wort, GeÙlüster, jede Bewegung hörte, ja sogar das Geräusch der abgeworfenen Kleider und allerlei Scherze. Jeder lautere RuÙ verwundete ihn das Herz, in dem er es wie ein Zwicken mit etwas Glühendem empfand. Er zishte vor Schmerz und begann sich wieder mit den Fäusten über den Kopf und auf die Brust zu schlagen, um den Schmerz zu lokalisieren.

Schon gab ihm das Schauen in den Spiegel keine Beruhigung, brachte ihn im Gegentheil in immer größere Wut. Er sprang auf die Erde und, sich windend, biÙ er mit den Zähnen in die Hände und die Ellbogen. Er schlug mit der Stirne auf die Erde; ab und zu blickte er wieder regungslos auf sein Bild im Spiegel.

Inzwischen geschahen Dinge, über die er immer mehr lachte. Er lachte, bis er hustete. Er steckte die Finger in die Kerzenflamme und zog

sie dann versengt zurück. Immer mehr verlor er das Gefühl seiner Besonderheit und dachte sich in die Situation jener dort drinnen hinein, alles gleichsam mit ihnen mitthuend. Er ward ganz zum Tier. —

Erschöpft fiel er auf den Teppich vor dem Bett und lag so tief atmend einige Zeit. Hinter der Wand war bereits ebenfalls alles zu Ende, man hörte nur die gleichmäßigen Atemzüge wie bei Einschlafenden.

Er erhob sich mit Mühe vom Boden, einen Schmerz im Nacken fühlend. Mechanisch ging er zum Fenster, zog die Socke aus der Röhre, mechanisch roch er daran. Der Strumpf war feucht und stank. Überhaupt war im ganzen Zimmer und an seinem Leibe ein schlimmer Geruch zu verspüren. Er öffnete also heftig das Fenster und lüftete das Zimmer trotz der furchtbaren Kälte, welche ihn schüttelte. Die Kerzenflamme schwankte unter dem Hauche des Windes. Er aber beugte sich vor und blickte hinaus.

Zu beiden Seiten des Fensters ganz nahe sprangen parallele Wände vor, den dunklen Hof einfassend. Es war dies ein Prisma von schwarzer Dunkelheit. Er schaute hinauf und sah über sich noch einige Stockwerke; sein Fenster befand sich also ganz in der Mitte dieses tiefen Prismas.

Borne, über die gegenüberliegende Mauer hinwegsehend, gewahrte er die lichterreiche Illumination. Er vergegenwärtigte sich das Geräusch des um diese Lichter kochenden Lebens so lange, bis es ihm schien, es rausche auch zu ihm herüber. Die Sterne funkelten am Himmel; es waren ihrer so viele und sie verliefen sich so tief hinunter, daß es ihm schwer war die Kreuzen zwischen beiden mit einander bühenden Illuminationen zu ziehen.

Seine Augen mit diesem Anblick würgend, stand er am Fenster mit nackter Brust, keuchendem Munde, die Augen von greisenhafter Glaublosigkeit überzogen — stand und leckte die Thränen von seiner Hand ab.

Endlich verschloß er hastig das Fenster, ging von ihm weg und das Ohr an die Wand legend, hörte er wieder gleichmäßigen, harmonischen Atemzug des schlafenden Paares.

Er schleppte sich zur Glocke hin und klingelte. Und als der Kellner kam und laut fragte, was der Herr wünsche, legte er den Finger an die Lippen und flüsterte: pft!

Und dann leise, als wenn er niemand wecken wollte, fragte er:

— Wer nimmt das benachbarte Zimmer ein?

— Welches?

— Das da.

— Das Ehepaar Epensten.

Der Frager lächelte und wehrte mit der Hand ab. Es war für ihn nur zu klar, daß die Herrschaften incognito reisen, damit er sie nicht erkenne.

Die Hände zitterten ihm, er ließ sich daher vollständig ankleiden und kämmen und während dieses ganzen Vorgangs wunderte er sich, daß sein Körper so starr geworden sei. Er mußte sich auf einen Stock, den man ihm brachte, stützen und ein Diener führte ihn die Treppen hinunter.

Unten vor dem Hotel standen Droschken. Ein Kutscher lud ihn zum Fahren ein, geleitete ihn mit höflicher Gebärde in sein Gefährt und setzte ihn auf den Rißen zurecht. Doch als er ihn fragte, wohin er zu fahren wünsche, ward ihm zur Antwort nichts, als ein gutmütiges Lächeln, welches er sich auf seine Weise erklärte; er zwinkerte einigemal verständnisinnig mit den Augen, schlug die Wagenthür zu, setzte sich auf den Bock, hieb auf die Säule ein und fuhr von dannen.

Eine Menge anderer Droschken fuhr nach derselben Richtung, so daß sie eine lange Kette bildeten, die an den Kreuzungspunkten der Straßen von anderen Wagenketten durchschnitten wurde, und alles dies stellte sich ihm, aus seiner Vogelperspektive, wie ein bewegliches Netz dar, das sich an den Häusergruppen der Stadt verfing. Die Maligne dauerte fort und verstrickte seine Person immer mehr in dieses Wirrsal. Ein Flämmchen nach dem anderen verließ für einen Augenblick die Reihen der Illumination und blickte durch die Scheiben der Wagenthür zu ihm herein. Dann schmiegt sich auch Frauenköpfe, die in entgegengesetzter Richtung hinstrebten, an den Dunst, der sich an den Fensterscheiben bildete, und ein jedes hatte das Gesicht der Frau Spensten. Endlich setzte sich jemand ihm gegenüber, drückte ihn zurück und legte ihm die Hand schwer auf die Brust.

— Ah, Sie sind es Frau Spensten . . . gut . . . das ist so angenehm . . . ich bin ein wenig krank . . . aber das geht vorüber . . . warum spreizen Sie Ihre Finger auf meiner Brust aus? . . . weg . . . liebe, süße Frau Spensten . . . ich rieche etwas schlecht.

Die rasche Fahrt und das Schütteln des Wagens verursachten ihm Übelkeiten. Die gestern verzehrten Speisen stiegen ihm auf und im Munde spürte er schon ihren bitteren Geschmack. Aber in Gegenwart so einer distinguierten Dame mußte er anständig sein, daher schluckte er alles wieder hinunter und lächelte wie ein Mann von Welt.

— Rücken Sie ein wenig von mir weg . . . Frau Incognito . . . ich habe heute zu viel getrunken . . . mein Ruch riecht schlecht . . . wie Ihnen dieser Hut gut steht . . . ooh . . .

Und unfähig länger an sich zu halten, begann er sich zu erbrechen:
 — Verzeihen Sie, Frau Spensten . . . O Gott, das funkelnelge-
 neue Hochzeitskleid hab' ich angespie'n . . . den kaiserlichen Purpur . . .
 mein Wort . . . den kaiserlichen Purpur . . . aber gestatten Sie nur . . .
 ich wische das alles aus . . . Zum Teufel! ich bin zu höflich . . .
 Ich bin ja doch Herr Spensten und du bist Frau Spensten . . . du
 Feh'n . . . ich habe mein Recht . . . hebe dein Bein und lege es auf
 mein Knie . . . ich befehle es . . . oh, drücke nicht . . . ich ersticke . . .

Die Droschke hielt an. Über den im Desirium liegenden, von Asthma
 gequälten Mann beugten sich heitere, erregte, ausgelassene Weibergeichter
 und karminbestrichene Lippen sagten:

— Ist der aber besoffen!

Er aber verschaute sich in zwei volle Lippen und das Verlangen
 nach einem Kusse verschmolz in feinem Geiste mit der Hoffnung, daß aus
 diesem Munde eine große Menge frischer Luft in seine Lungen einströmen
 werde. Er konnte sich nicht erheben, streckte bloß die Hände aus, zog
 schnabelartig die Lippen zusammen, blöde schmägend, schließlich reckte er
 sich in die Höhe, stöhnte auf und fiel besinnungslos in die Arme der
 Bühlerinnen in einem der tollsten Lupanare dieser Stadt.



Gedichte von Miriam Eck.

(Halle.)

Die Sieger.

Lachend und jubelnd wandeln einher in Scharen
 Jünglinge. Schimmernde Harfen in weißen Händen,
 Kränze von purpurnen Rosen in lockigen Haaren,
 Strahlend das Auge von Leben und Lustgewinn.
 Das Antlitz glühend von Wein und sorgloser Liebe.

— So ziehn sie dahin — — —

Ihnen entgegen schreitet ein anderer Zug.
 Ernsthaft und bleich sind die hohen, dunkeln Gestalten.
 Krieger sind es, bedeckt mit Wunden. In Falten
 Gehüllte Mönche — die Stirn wie zum Opfer geneigt.
 Der scheidende Abend vergoldet die Spigen
 Der Dornen an ihrem Haupt! —
 Und stolze Denker, die Wangen schmal wie im Fieber,
 — Schreiten vorüber — — —
 — Ich falte die Hände
 Und stehe reglos,
 Die Augen schließend,
 Die feuchten — — — — —
 — — — — —
 Doch ihre Blicke leuchten!

Hochsommer.

Heiß — heiß war der Sommertag —
 Glutsonne sank in die Ähren.
 Still lag die Welt. Kaum ein Wachtelschlag,
 Kaum ein Heimchen ließ sich hören.
 Und zitternder Hauch auf den Feldern lag —
 Der Wind schlief ein, er konnte kaum
 Die Flügel der Mühlen drehen,
 Die Welt war befangen im Sommertraum,
 Wo Engel schlafen gehen
 Auf Wolken mit bläulich verschwimmendem Saum.
 Die starrigen Blumen von rotem Mohn,
 Die schauten aus den Ähren
 Wie rote Flecken aus Goldgrundton,
 Ein Bienenlein thät sie stören,
 Und leise, leise flog es davon.
 Und du und ich, wir wagten nicht
 In wehren dieser Stille — —
 Doch deiner Augen tiefes Licht
 Bestaunte bang die Fülle,
 Die aus dem heißen Schweigen bricht.

Montmartre.

Von Zweig und Zweiglein rieseln große Thränen
 Hernieder auf ein Meer von Gräbern — lautlos still.
 Trüb schaut der Frühlingshimmel des April.
 Ein teures Grab sucht hier mein einsam Sehnen.

Welch' fahler Stein verschleibt dein heißes Wähnen,
 O Heinrich Heine! Ach! wie dultlos kühl,
 Wie ohne Zauber ist der letzte Pfühl
 Der Henchler, dem vergönnt war, weich zu lehnen.

Voll Wehmut streu ich dir den Strauß Syringen
 Aufs düß're Bett, in loser Blüten Fahl,
 Zum Dank für deine unvergeß'nen Lieder.

Und Grüße soll ich dir aus Deutschland bringen!
 — Da huscht, wie Lächeln hold, ein Sonnenstrahl
 Auf Grab und Blüten — und entschwindet wieder.

Die Klosterfrau.

In ihrem schwarzen, langen Ordenskleid
 Geht sie, gebeugt am braunen Pilgerstabe,
 Im Abendsonnenglanz entgegen wohl dem Grabe.
 Ihr Haupt umschwebt ein Glorionschein — das Leid.

Die junge Schwester mit den runden Wangen
 Läßt sie behutsam in den Sessel gleiten. —
 Der Greisin Auge sieht in blauen Weiten
 Der duft'gen Moselberge lieblich Prangen.

Die feinen, zarten Finger halten leis
 Den Rosenkranz in zärtlichem Umschließen,
 Und kleine Margaretenblümchen sprießen
 Zu ihren mäden Füßen — feck und weiß.

Ihr Sinnen spinnt sich fort in andre Weiten,
 In fernere Kindheit rosige Gefilde,
 Und da enthüllen sich ihr, wie im Wilde,
 Die unvergeßlich lieben, alten Zeiten.

Ein seltsam Lächeln, schelmisch, doch voll Demut,
 Webt mit dem sanft verglühenden Abendlicht
 Wie Traum der Jugend über ihr Gesicht.
 Im Auge blinkt ein Tropfen irdischer Wehmut.

Da hörch! ein Glöcklein und ein Glöcklein wieder.
 „Ave Maria!“ — 's ist der heilige Schluß
 Des Abends — und zu frommem Liebesgruß
 Neigt leise sie das Haupt und senkt die Lider.





Vom
Berliner Premièrenmarkt.

Der Beginn der Saison brachte uns diesmal die Eröffnung eines neuen Theaters. Die im vorigen Jahre von dem Schriftsteller Martin Jidel und dem Schauspieler Paul Martin gegründete SeceSSIONsbühne hat sich in ein ständiges Institut verwandelt und in den Räumen des alten Alexanderplatz-Theaters ihre Bretter aufgeschlagen. Theaterlast, Bühne und Foyer sind, so gut es der in seiner Grundanlage verpfuschte Bau und da wohl nicht sehr reichlichen Mittel der Unternehmer erlaubten, renoviert und stilvoll decoriert worden, und die Berliner Theaterfreunde durften wieder einmal auf die schon oft versprochene Reform unseres theatralischen Betriebes hoffen. Es galt diesmal die Überwindung des Naturalismus durch besondere Pflege derjenigen literarischen Richtungen, die über den heute herrschenden hinaus und zu einer Kunst der Zukunft hinüberführen. Die Eröffnungsvorstellung am 10. September brachte Ibsens „Komödie der Liebe“. Der satirische Gehalt und die viel umstrebene Tendenz des Stückes, über das sein Verfasser inzwischen riesenhoch hinausgewachsen ist, vermag heute das Publikum nicht mehr so sehr zu alterieren, wie in der Zeit seines Erstehens, wo es bekanntlich einen Sturm philistrischer Entrüstung hervorrief und einen wohlmeinenden Gottesdiener zu der Äußerung veranlaßte: der Dichter verdiene, mit einem Ende ausgehauen zu werden. Die alte Komödie wirkt heute auf uns als ein geistreiches, reizvolles Possenspiel, etwa in der Art der beliebten Komödien Koflands, und wir nehmen sie oft boshaften und stets treffenden Bemerkungen über die Poesie der Liebe und die Prosa der Ehe, über künstlerische Freiheit und bürgerliche Alltagsklaverei, über Tanten und Gesorten mit ungetrübtem, rein ästhetischem Wohlgefallen auf. Ich bin der Meinung, daß das Stück in tadelloser Darstellung auch heute noch einen starken Bühnenerfolg haben würde. Die Ausführung in der SeceSSIONsbühne war leider nicht ganz einwandfrei; die Mangel eines noch nicht genügend eingepieften Ensembles traten des Öfteren störend hervor, und die Befehle der beiden Hauptrollen — Falk: Theodor Durgarth; Schwanzbild Hedwig Pauly — war keine glückliche. Die kluge, sorgfältige und taktvolle Regie, welche früheren Aufführungen der SeceSSIONsbühne zu schönen Erfolgen verholfen hat, vermag über die künstlerischen Schwächen der Eröffnungsvorstellung nicht hinwegzuläuschen.

Mit ihrer zweiten Darbietung, einer Aufführung des vieractigen Schauspiels „An des Reiches Pforten“ von Knut Hamsun (Deutsch von Marie Herzfeld) hatte die SeceSSIONsbühne (20. September) einen starken literarischen Erfolg. Ein Theaterstück freilich ist das Drama des norwegischen Dichters nicht, und die mannigfachen technischen Mängel und Schwächen dürften es wohl von den vulgären Kunststempeln, die allein auf den Geschmack des großen Publikums spekulieren, fernhalten. Aber die scharfen und konturenreiche Charakterisierungskunst Hamsuns hebt auch sein schlechtestes Schauspiel hoch über die Masse der landläufigen Bühnenproduktion hinaus. Der Kandidat der Philosophie Joak Kareno ist ein hochstrebender Gelehrter, der mit den herrschenden Richtungen seiner Wissenschaft in Fehde lebt, keine Furcht und Rücksicht kennt und nach allen Seiten hin seine kritischen Lieder ausstößt. Auch den Professor Gjalling hat er in einigen Artikeln scharf angegriffen, und der einflußreiche Mann erscheint darauf eines Tages bei

dem in ewigen Geldnöthen schwebenden Kandidaten und giebt ihm den Rat, seine wissenschaftlichen Anschauungen ein wenig zu „realbieren“. An dem Beispiel seines Freundes Jerven sieht Karena, was diese „Revisian“ bedeutet: es ist ein Abfall von der als wahr erkannten Sache, eine Kapitulation aar der herrschenden Clique, die dann den feigen Überläufer mit Titeln und reichen Stipendien belohnt. Jerven freilich ist der Verrat nicht gut bekommen. Um heiraten zu können, hat er ihn begangen, aber sobald seine tapfere Braut aan der Ehrlosigkeit des Geliebten Kunde erhält, giebt sie ihm den Ring zurück. Karena's Weib, Frau Elina, ist aus einem andern Halze geschnitten. Ihr, der beschränkten, aan derbsinnlichen Instinkten beherrschten Bauerstochter, gelten die idealen Güter, nach denen der Gatte ringt, recht wenig. Ein geardneter Hausstand und ein zärtliches Männchen sind ihre Herzenwünsche. Aber der philasophische Gräbler aernachlässigt die eiserfüchtige kleine Frau aber seinen wissenschaftlichen Arbeiten, und — der Gekultor steht aar der Thür. Karena kämpft einen schweren Kampf: wenige Federstriche, ein paar kleine Abänderungen an seinem neuen Werke, könnten ihm die Pforten öffnen, die zum irdischen Glück führen — aber er bleibt Sieger. Die Gattin verläßt ihn zwar, um in den Armen des ersten besten Laffen das entbehrte Liebesglück zu genießen, und der Gerichtsaaalzieher zieht mit der armseligen Habe des Gelährten davon. Aber der Ritter aam Geist hat seinen Ehrenschild rein erhalten und sein Glaube an den endlichen Sieg der Wahrheit ist unerschüttert geblieben.

Hamsun's Drama leidet vor allem an einer aiel zu breiten Ausmalung der Details. Im Naman mag die gehäufte Fülle der Einzelzüge dazu beitragen, das Ganze zu klären und zu aertiefen: auf der Bühne lastet jedes nicht unumgänglich notwendige Wort wie ein Bleigewicht auf der Handlung. Van seinem Landsmann Ibsen hätte Hamsun die Kunst eines straffen Szenenbaues erlernen können. Trozdem hinterließ das Drama einen ungewöhnlich starken Eindruck. Man fühlte, daß ein Dichter zu uns sprach, der die Kraft besitzt, in die Tiefen des Menschenherzens hineinzuleuchten und einen schon oft behandelten Stoff mit neuem, eigentümlichem Leben zu erfüllen. Das Ehepaar Karena ist eine Meistererschöpfung, und einige der Nebenfiguren können sich, was die impressianistische Treffsicherheit der Charakteristik anbetrifft, mit den feinsten Episadengestalten Ibsen's messen.

Nachdem in den beiden ersten Vorstellungen der Seceffionsbühne zwei Standanavier gesprochen hatten, kam in der dritten (29. September) eine Deutsche zu Wart. Das dreiaktige Drama „Der gnädige Herr“ aan Elisabeth Meyer-Förster ist ein nach der Novelle „Stascha“ gearbeitetes Milticustück, dessen Handlung auf einem schlesischen Rittergute an der palnischen Grenze spielt. Eine schlichte und rechte Gartenlaubengeschichte bildet die Fabel des Schauspiels. Ein tugendfames Mägdelein apfert seine Ehre, um seine Familie aar dem Ruin zu bewahren. Der gnädige Herr will seinem alten Inspektor den Lauspaß geben. Um das Unheil abzuwenden, begiebt sich das Inspektors-töchterlein Gertrud auf verständigegs Jureden der weltersfahrenen Mutter und des aarurteilsfreien Bräutigams aufs Schtaß, und die angebliche Partie Sechsendsechzig, die die hübsche Fürditterin dort mit dem gnädigen Herrn spielt, hat eine völlige Ausöhnung zwischen Prinzipal und Inspektor zur Folge. Aber Gertrudens Seelenfrieden ist zerstört; sie hält es zu Hause nicht länger aus, sondern zieht hinaus in die weite Welt. Das, was an dieser etwas ramanhaften Geschichte aar allem interessieren möchte, ist der Klansitt, der sich in der Seele der ländlichen Märtyrerin abspielt. Wie die sittenreine Gertrud dazu kommt, das elchaste Opser zu bringen, wie ihr Charakter, wie das Milieu, in dem sie lebte, sie zu dem schwer begreiflichen Schritte zwang: das hätte die Verfasserin

uns in allererster Linie vor Augen führen müssen. Und Frau Meyer-Förster hat auch die Ansätze dazu gemacht. Sie giebt in ihrem Drama eine ganz vortreffliche Schilderung des Milieus. Einige Nebenfiguren, namentlich die eines selbstischen und lusternen ländlichen Baafisches, sind originell gesehen und fein charakterisiert. Aber diese Mittel werden schließlich zum Zweck, die Hauptperson tritt zurück, eine Reihe hübscher Episoden verdrängt das Interesse für die eigentliche Handlung, und ganz am Schluß erfahren wir so nebenbei, daß der Kernpunkt des Ganzen, der verhängnisvolle Versuch auf dem Schloß, eine bereits vor geraumer Zeit erlebte Thatsache sei. Trotz dieser und mancher anderer Schwächen verdiente die Novität die freundliche Aufnahme, die ihr zu teil wurde. Denn das Drama der Frau Meyer-Förster ist immerhin eine durchaus ehrliche und litterarisch vornehme Arbeit, der eben nur jedes technische Raffinement mangelt. Und dieses läßt sich bekanntlich erlernen.

Den ersten starken Erfolg hat die Secessionsbühne mit einem Einakter-Abend (11. Oktober) errungen, an dem drei in ihrem künstlerischen Stil und künstlerischen Werte sehr verschiedene Stücke zur Aufführung gelangten. „Die Bildhauer“, eine Tragödie braver Leute von Karl Schönherr, eröffnete den Reigen. Das Stück spielt in einem kleinen Gebirgsdorf in der Hütte eines armen Bildhauers, der sich bei der Arbeit eine Nervenvergiftung an der rechten Hand zugezogen hat und den Arzt erwartet, der die Amputation des verletzten Gliedes vornehmen will. Nur nach heftigem Widerstreben hat der Kranke sich bereit erklärt, in die Operation, die ihn zeitweilig zum Krüppel machen soll, einzuwilligen. Der tröstende Zuspruch seines Weibes, das ihm stets in Not und Kummer eine treue Stütze gewesen ist, hat ihn jetzt soweit gestärkt, daß er mit ruhigem Mute dem neuen Leben entgegen sieht, das für den Einarmigen, der seiner bisherigen Beschäftigung entsagen und auf andere Weise sein Brot verdienen muß, beginnen wird. Da erfährt er durch einen Zufall, daß seine treue Lebensgefährtin mit seinem Gehilfen ein Liebesverhältnis hat, und als jetzt der Arzt kommt, um ihn zur Operation abzuholen, weigert er sich, ihm zu folgen. Er wird sterben und den beiden andern den Platz in der Hütte räumen. Der größte Teil des Dramas besteht aus einer detaillierten, stimmungsvollen Milieuzzeichnung, aus der dann plötzlich und mit außerordentlicher dramatischer Wucht die ergreifende Schlussscene sich löst. Aus dem kleinen Werte spricht eine ungewöhnliche Begabung, von der wir für die Zukunft noch das Beste erwarten dürfen. Die Darstellung der Secessionsbühne war musterhaft und konnte sich den besten Aufführungen naturalistischer Dramen im Deutschen Theater als ebenbürtig an die Seite stellen. — Weniger erfreulich gestaltete sich die auf die „Bildhauer“ folgende Aufführung von Maeterlinds zartem Stimmungsgemälde „Dacheim“ (Intérieur). Das Stück ist für das Marionettentheater geschrieben und eine gewisse Stilifizierung der Gebärden und der Sprechweise ist auch bei einer Aufführung durch Schauspieler durchaus an Platz. Nur muß die Regie für Einheitlichkeit des Stils sorgen, und sie darf nicht gestatten, daß etwa die im Garten spielenden Szenen naturalistisch gegeben werden, während die Personen im Hause wie Drahtpuppen agieren. Diesen Fehler beging leider die Secessionsbühne. Überdies wäre das Dramolett zu einer reineren Wirkung gekommen, wenn man die endlosen toten Stellen des Dialogs ein wenig verkürzt hätte, in denen nicht der feinsinnige und tiefe Dichter Maeterlind zu uns spricht, sondern der fragwürdige Philosoph gleichen Namens seine privaten Welt- und Lebensanschauungen anstrahlt. Eine angenehme Überraschung brachte die Maria der Frau Leoermann, die mit dieser Rolle den Beweis lieferte, daß sie eine der wenigen Berliner Schauspielerinnen ist, welche Maeterlindsche Prosa sprechen können. — Den Schluß des

Abends bildete eine grobe und wüste Grottesque „Der Bär“ von Anton Tschekow. Eine junge, hysterische Witwe, die sich einer übertriebenen Trauer um ihren jüngst verstorbenen Gatten hingibt, wird durch einen bärbeißigen Polterer, dessen raubhörnige Männlichkeit der hyperzarten Dame imponiert, von ihren melancholischen Anwandlungen geheilt und in ein neues Liebesleben hinübergeleitet. Der große Variétéstil des unbedeutenden Schwanks wurde durch die wenig geschmackvolle Darstellung der männlichen Hauptrolle leider noch stark übertrieben. Das Publikum aber spendete diesem wie den beiden vorhergehenden Stücken lauten und lebhaften Beifall.

Wir haben uns bei dem Repertoire der Secessionsbühne etwas länger aufgehalten. Es handelt sich um ein neues Unternehmen, das erklärlicherweise ein größeres Interesse beansprucht, als die alten christlichen Kunstempel, über deren reines und ideales, durch keinerlei schmutzige Nebeninteressen abgelenktes Streben wir durch langjährige Bekanntschaft ja zur Genüge unterrichtet sind. Die Secessionsbühne will, wie gesagt, diejenigen dramatischen Richtungen pflegen, die über den Naturalismus hinausführen. Durch ihr bisheriges Repertoire hat sie dieses Ziel keineswegs radikal verfolgt. Sie hat neben einer älteren Ibsenschen Verskomödie und einer Maeterlinschen Scene das Miliudrama „Der gnädige Herr“ und den Einakter „Die Bildhauer“ zur Aufführung gebracht und — sie hat mit den der naturalistischen Richtung zugehörenden Werken die bei weitem stärksten Erfolge gehabt. Kamentlich das Ensemble und die Regisseure der Secessionsbühne haben bewiesen, daß ihre Kunst dem kräftigen Realismus Schönherrs ungleich näher steht, als den zarten Traumgebilden Maeterlins. Damit soll kein Tadel ausgesprochen, sondern nur eine Thatsache konstatiert werden. Im übrigen werden wir die weitere Entwicklung der jungen Bühne mit Interesse und Sympathie verfolgen.

Das Deutsche Theater hat bis jetzt nur eine Premiere veranstaltet, die aber den größten Erfolg der bisherigen Spielzeit brachte. Am 3. October ging dort Otto Erich Hartlebens neues Drama „Rosenmontag“, eine Offizierstragödie in fünf Akten, zum erstenmal über die Bretter. Das Stück spielt von der ersten bis zur letzten Scene in der Kaserne und seine handelnden Menschen gehören, mit Ausnahme einer Weibsperson und eines Kommerzienrats, sämtlich dem Soldatenstande an. Also der denkbar reizloseste „Ort der Handlung“ und die Charaktere fast durchweg einem Kreise angehörend, in dem die Individualitäten eine Seltenheit sind. Den Inhalt des Dramas bildet eine etwas romantische Liebesgeschichte: ein junger Lieutenant geht mit seinem nicht standesgemäßen Liebchen am Morgen des Rosenmontags in den Tod, nachdem ein paar schufstig-korrekte Bettlern den mißlungenen Versuch gemacht haben, die Verliebten durch eine ritterliche Intrigue von einander zu trennen. Was dieses Drama Hartlebens weit über das Niveau der gangbaren Erzeugnisse unseres Premierenmarktes hinaushebt und es der sehr kleinen Zahl der künstlerisch ernst zu nehmenden Bühnendichtungen unserer Zeit beisehelt, das ist die virtuose Meisterschaft und poetische Kraft, die in der Milieuzeichnung liegt. Hartleben wollte, wie er selbst gesagt hat, die „typische Tragödie des Lieutenants“ geben. Was seinem Helden passiert, kann keinem Vertreter eines anderen Standes zustossen. Sein Held ist vom Vater und Großvater her erblich belastet. Sie waren beide Offiziere, und die Atmosphäre, in der ihr Sohn und Enkel aufgewachsen ist, war Kasernen- und Kasinolust. Er kennt nur die beschränkte Kommiss-Chre des Lieutenants, und diese ist ihm so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie zu seinen elementaren Lebensbedingungen gehört. Als ihm nun der Begriff einer anderen Ehre, der „Ehre des Herzens“, aufgeht, vermag er dieser zwar in einem Augenblick des fesselichen Überchwangs ein verhängnisvolles Opfer zu bringen, aber er ist nicht im

stande, auf der Basis dieses Ehrbegriffs ein neues Leben aufzubauen. Der Spröß einer alten Soldatenfamilie, der Enkel des ruhmreichen Generals, dessen lebensgroßes Porträt im Offizierskafino hängt, kann nicht in Amerika Kellner oder Versicherungsbagent werden. Um diesen tragischen Konflikt verständlich zu machen, mußte Hartleben eine eindringliche Schilderung des Milieus geben, in dem sein Held lebt. Und diese Schilderung ist ein Meisterwerk allerersten Ranges geworden. Die Soldatentypen vom Lischhaarstand bis zum Leutnantbüchsen sind mit virtuoser Treffsicherheit und einem künstlerischen Taktgefühl, das sich von den Idealisierungen der Badtsch-Lustspiele und den Karikaturen der modernen Witzblätter in gleicher Weise fern hält, entworfen. Mit seinem unaergleichlichen, bei aller Drastik künstlerisch diskreten Humor hat es Hartleben verstanden, das eintönige Grau in Grau des Kasernenmilieus geistvoll zu beleben, und wo er uns in den ernstesten Szenen seines Dramas einen tieferen Blick in die Seele seines Helden thun läßt, da gewahren wir eine feine und intime Kenntnis des Menschenherzens, und wir haben die Empfindung, daß ein echter Dichter, einer unserer Größten und Besten, zu uns gesprochen hat.

Mit der Aufführung des „Nosenmonat“ hat das Deutsche Theater einen seiner glänzendsten schauspielerischen Triumphe gefeiert. Die Regiekunst Emil Lessings hatte den stimmungsvollen Rahmen geschaffen, der jede der darstellenden Kräfte zur gebührenden Geltung kommen ließ und das Ganze zu einheitlicher Wirkung zusammenfaßte. Unter den Einzeldarstellern ragte Rudolf Mittner hervor, der sich auch in dem Uniformrad eines preußischen Leutnants als die weitaus kräftigste Individualität der jüngeren Schauspielergeneration erwies.

Zwei Tage nach der Hartleben-Premiere brachte uns das Lessingtheater Sudermanns „Johannisfeuer“, das nach einer beifälligen Aufnahme seiner drei ersten Akte zum Schluß eine deutliche Ablehnung erfuhr. Dem Drama liegt die Idee zu Grunde, daß der Kulturmensch, trotz aller Sitte und Sittlichkeit, zuweilen das natürliche Bedürfnis empfindet, seinen sinnlich-barbarischen Instinkten freien Lauf zu lassen, oder, ausgär gesprochen: über die Schnur zu hauen. Dieses Bedürfnis wird in zwei ostpreussischen Hinterwäldlern, einem Männlein und einem Fräulein, reger, und in sünderhafter Liebe vereinigen sich die beiden in einer schwülen Sommernacht, während die Johannisfeuer rings auf den Bergen lodern. Sie sind beide in demselben Hause als Pflegekinder aufgewachsen, Georg als der Sohn eines heruntergekommenen adeligen Gutbesizers, der sich im Notstands Jahr eine Kugel vor den Kopf geschossen hat, Marikke als die Tochter der verachteten „Wesstalmene“, eines arbeitsamen und arbeitsamen litauischen Weibes. Sie sind beide ihren Pflegeeltern zu kindlicher Dankbarkeit verpflichtet, und dieses Gefühl der Abhängigkeit lastet peinlich auf ihren Seelen. Der Kauf der Johannisnacht hat etwas Befreiendes für sie, er entledigt sie nicht nur lästiger Fesseln, sondern er gestattet ihnen, zugleich eine Art Vergeltung an den Pflegeeltern zu üben, deren erdrückende Wohlthaten die beiden Notstandskinder in ihrem Selbstbewußtsein gelähmt und in ihrem Empfinden unfrei gemacht haben. Durch die Sünde der Johannisnacht betrügen sie das leibliche Kind ihrer Wächter, die gute dumme Trude, die Georgs Braut ist. Aber wie am Morgen die Feuer auf den Bergen heruntergebrannt und erloschen sind, so ist auch der Liebesbrauch der beiden erloschen, und sie beschließen, auf der geübneten Pfade der bürgerlichen Wohlstandigkeit zurückzukehren. Georg führt seine Trude heim und Marikke wird als Heimchen am Herd des Pflegevaters möglichst tugendhaft weiter vegetieren. Die verhängnisvolle Schwäche des Dramas liegt in der Art, wie Sudermann das Erwachen der elementaren Leidenschaft in den beiden Hauptpersonen

motiviert. Morikke begegnet ihrer Mutter, der Weiskalnene, deren Existenz man ihr bis dahin oerheimlicht hatte. Sie thut einen Blick in die fürchterlichsten Tiefen des sozialen Elends und erfährt, daß sie selbst aus diesen Tiefen heroorgegangen ist. Anstatt daß nun der Anblick des Lofsters und der Verkommenheit ihr die bevorzugte Stellung, die sie einem glücklichen Zufall oerdankt, besonders schätzenswert erscheinen läßt, regt sich in dem gesitteten Kinde gerade jetzt die wilde Lust, Zigeunerin zu spielen. Sie glaubt plötzlich das Blut der Landstreicherin durch ihre Adern rollen zu fühlen, und sie beschließt: „Meine Mutter stiehlt — also stehle auch ich!“ Und sie entwendet ihrem Pflegeschwesterlein das Herz des Bräutigoms. Ebenso unwahrscheinlich ist die Entgleisung des musterhaften Georg, der wenige Tage oor seiner Hochzeit, nur weil gerade die Johannisfeuer brennen, sich dem plötzlich wild gewordenen Aschenbrödel in die Arme wirft. Troß ollen schönen Reden, schönen Nächten und lobernden Johannisfeuern müssen wir hinter die psychologische Möglichkeit dieser Vorgänge ein großes Fragezeichen setzen. Und sozt noch weniger glaubt hofst erscheint die Lösung des Konflikts, die Reue und Buße der beiden Sünder: nichts in der Welt kann dieses Märchen hindern, sich douernb zu oereinigen.

Das Premierenfchicksal des Sudermannschen Dramas wurde durch den unglaublich ungeschickten, aus endlosen Zwiegesprächen bestehenden Schlußakt entschieden. Eine etwas freundlichere Ausnahme wäre vielleicht zu erzielen gewesen, wenn die Dorsteller der beiden Hauptrollen nicht oollständig verfozt hätten. Aber Herrn Ferdinand Bonn schien seine Rolle (Georg) nicht sonderlich zu interessieren, und Frau Gertrud Esfoltd (Morikke) war ihrer schwierigen Aufgabe weder äußerlich noch innerlich gewachsen. Inzwischen hat sich jedoch das Stück, wie es im Jargon der Theaterlaffierer heißt, „erholt“, und es steuert zur Zeit schon über die fünfundwonzigste Aufführung hinaus.

Das königliche Schauspielhaus hat seinen diesjährigen Koovitätenreigen om 15. September mit der Erstaufführung oon drei Einaktern begonnen. Ein anspruchloses Märchenspiel — „Johannisnacht“ oon Max Müller —, eine kleine Komödie oon der Art, wie sie oor zwonzig, dreißig Jahren etwa zum Gebrauch für Liebhaberbühnen ongefertigt wurden, „I love you“ oon Theodor Herzl — und die Dramatisierung einiger Kapitel aus Stindes Roman „Die Familie Buchholz“ — „Bei Buchholzens“ oon Julius Stinde — bildeten die Erstlingsgaben, mit denen das Hoftheater seine Gönner in Civil und Uniform offenbar herzlich erfreute und zu steigendem Beifall begeisterte.

Ein ländliches Familienemälde oon Kolportageromantischer Schauerlichkeit enthielte uns Herr Ernst Koppel in seinem dreioztigen Drama „Der Kirchgong“, das om 18. September im Neuen Theater zur ersten Aufführung kam. Der Gutbesitzer Hansen ist ein wilder Tyrann, der seine Gattin, die fromme Emma, nur geheiratet hat, weil er sie für die ooleinige Erbin des Hofes hielt. Sein Herz gehört der schönen Gertrud, der jüngeren Schwester seiner Gattin. Nun erfährt er beim Tode des Schwolegoaters, daß jede der Schwoestern die Hälfte des Hofes geerbt hat. Diese Nachricht oerdirbt ihm die Laune und er beschließt, die fromme Emma zu ermorden und die schöne Gertrud zu seiner zweiten Frau zu machen. Er sät den Steg durch, den Emma bei ihren Kirchgängen zu überschreiten pflegt. Doch Gertrud hat oon der Soche Wind bekommen, und da sie ebenfolls oon Leidenschaft für den wilden Schwager entbrannt, aber Gewaltmaßregeln abhold ist, so überschreitet sie oor der Schwester den Steg, rettet die Braue und findet selbst den Tod im Wasser. — Troß der bewegten Theatrolit der Handlung langweilte das Stück und angesichts ernstgemeinter Szenen brach sich zuweilen der Grohsinn der Zuschauer Bahn. An einer anderen Bühne hätte die Koovität oielleicht

einen stürmischen Durchfall erlebt, aber in dem Neuen Theater finden sich immer gute Leute in den hinteren Parkettreihen, die nach den Altschlüssen rettend eingreifen. — Ein anspruchloser Einakter „Aeoanthe“ von Gräfin Lydia von Kostopchine (Deutsch von K. J. Groj von Trochau), der dem Schauspiel voranging, fand lebhaften Beifall, der indes zum größten Teile dem meisterhaften Spiel der Frau Ruscha Bugge galt.

Mit einem seltsamen „Volksstück“ machte uns das Berliner Theater an seinem ersten Premierenabend (16. September) bekannt. Der Dreiafter „Die lieben Kinder“ von Viktor Léon ist ein Drama, das im Wiener Milieu spielen und Charaktere Wienerischen Gepräges vorführen soll. Nun hat irgend ein geschäftskundiger Anonymus das Stück ins Berlinische übertragen, die Handlung aus der österreichischen in die preussische Hauptstadt verpflanzt und die Wiener in Berliner, die Berliner in Wiener verwandelt. In dem Umstande, daß die Handlung des Dramas und seine Charaktere diese Zwangsverfälschung, ohne Schaden zu nehmen, vertragen, liegt wohl die schärfste Kritik des literarischen Wertes der Arbeit, und wenn wir noch hinzufügen, daß das Stück auch eine Tendenz hat, die eigentlich keine Tendenz ist, da der Autor das, was er in der ersten Hälfte zu beweisen scheint, in der zweiten widerruft, — so erscheint dieses „Volksstück“ genügend charakterisiert.

Der 6. Oktober brachte der Bühne Paul Lindaus mit der Erstaufführung des Blumenthal-Kadelburgschen Lustspiels „Die strengen Herren“ den erwarteten großen Saison-Erfolg, über dessen Eigenart aber nicht der Theaterkritiker, sondern der Historiker zu berichten hat, der einst die Heldenthaten der Berliner Polizei in die Annalen der preussischen Kulturgeschichte eintragen wird.

John Schilowski.



Münchener Brief.

I.

La saison est morte — vivo la saison! Wie bei den Königen meint das, trotz des gleichen Wortes, auch hier jedesmal ein anderes Subjekt: „die sommerliche Ausstellungs- u. Zeit ist nun zu Ende — der Concert- und Theater-Winter aber hat begonnen!“ Nur mit wenig Worten können wir daher hier der ersteren noch den Nachruf widmen, denn mit einem wahren *Alf* hat die letztere alsbald schon eingesept — und das Lebende fordert ja immer und allemal seine Rechte.

Was also unsere beiden, eben zu Ende gegangenen Jahresausstellungen, die unserer „Kunstgenossenschaft“ im Igl. Glaspalast und die der „Seceffion“ im Ausstellungsgebäude bei den Propyläen, anlangt, so wiederholt sich da immer wieder dieselbe, höchst eigentümliche Beobachtung. In jedem Jahre groß Lob und eitel Wonne in der Presse über das schöne Gelingen des doppelten Wertes, nur um dann genau ein Jahr

später, bei den Berichten über die nächsten Ausstellungen, stets erfahren zu müssen, daß es im vorigen Jahre eben doch noch nicht so ganz zur Befriedigung ausgefallen und erst diesmal die wahre künstlerische Höhe erreicht worden sei. Es ist so ungefähr das umgekehrte, aber gleich sehr belustigende Spiel wie seiner Zeit bei R. Wagner — wa man auch immer bei jedem neuen Werke aernahm, daß über das unmittelbar aorangegangene eine Stimme der Anerkennung und Bewunderung herrsche, nur, daß in den Organen der öffentlichen Meinung leider stets das Gegenteil davon gestanden hette. Soll ich nun erst noch im Einzelnen hier sprechen oon Franz Stuck ins Theatrotische übersehter, wiederhalter „Mörder“-Vision, Fritz oan Uhdcs „Ruhe auf der Flucht“ nach der modernen Kunst, ader Math. Gasteigers „Prometheus“ der demi monda, als Untermensch und Zuchthäusler oon Rafael Schuster-Woldons „Odi profanum vulgus et arceo“ (mobei es auf das letztere Zeitwort vom Künstler oor allem obgesehen zu sein schien), oder ouch oon R. Stecoogts „Mime im arabisch-deutschen Salon“? Soll ich doaan berichten, wie der Letzgenannte mit Somberger sich demnächst zum „Schwarzen Peter“-Spiel schon wird zusammenthun können? Erzählen, wie Fehr. oon Habermann endlich einmol etwas onderes oss die grün-rot-groue „Farbensymphonie“ der so fatal lächelnden Dome mit dem aetwegenen Hütchen gemacht hat; wie dem bekannten Tier-schilderer der „Seceffion“ H. oon Heyden in Schramm-Zittau neuerdings ein um so gefährlicherer Konkurrent erwachsen ist, als dieser noch weit mehr Licht und muntere Farbe in seine Dorfstellung des Federvieh-Lebens zu bringen weiß; und wie in Karl Hoiber (ganz ebensa, wie dies seiner Zeit mit Hans Thoma geschah) die stille, große Eigen-„Persönlichkeit“ jenseits aller „Maderne“ noch immer und immer nicht gesehen wird, trotzdem sie (wie aus einer Kollektiv-Ausstellung aan Steppes kurz darnoch im „Kunst-Verein“ doch klar genug heraorging) heute bereits Schule zu mochen beginnt? Oder ober soll ich gor mit Karl Ball hier tiefsinnige Betrachtungen über die „Scholle“, jener um das Banner der „Jugend“ gescharte Münchner Künstler-Gruppe, anstellen — etwa nach dem Motto des famosen Gedankensplitters der „Flieg. Blätter“: „Manche Talente verblühen an der Genialitätsjucht“ . . .? Ich glaube, der Koum würde nicht ausreichen, dies alles und dozu die otule Froge F. oon Lenbach*), F. A. oon Kaulbach re. in genauerer Begründung hier auszuführen. Und so will ich mich denn auf die ganz ollgemeine Bemerkung gerne beschränken, daß nach immer im Gesamt-Klaeau zwischen „Maspalast“ und „Seceffion“ ein Unterschied wahrzunehmen ist wie zwischen Karpss und uniformierter Burschenschaft: hier nämlich eine Bornehmheit der inneren Durchbildung, der besseren Monieren aus wirklich gutem Geschmoch und oieloch echtester Seelenobed; dart zumeist nur äußerer Schliff, geleckte, gewichste, geftriegelte und gebügelte Elegonee, eine rein dekorative Würde und zur Schau getrogene Prap-Kristotrotie, noch dozu mit Antichombres und Pruntemädchen. Vielleicht hat mancher gerade die gegenwärtige Durchführung meines, natürlich sehr krätkensbedürftigen Vergleiches sich erwartet, zu dem ich oben drein zu bemerken hätte, daß ich selbst keiner aan beiden akademischen Verbindungsformen angehört habe. Allein, es ist wirklich nicht zu beschreiben, wie unendlich oiel Mittelgut der „Kunstgebildete“ Münchner sich noch immer leistet bezw. in seinem geliebten, ollen, ollen modernen Beleuchtungs-Errungenschaften geradezu hochnpredenden „Krystall-Polair“, vulgo: Maslaksten, sich bieten läßt. Sonje, weite Säle hindurch nur anständige,

*) Treffend machte mich ein Freund an dem um jene Zeit seines Gastspieles der Dame in den „Blumen-Eiden“ wegen ausgehängten und ausgelegten Photographien der „Schäferin“ darauf aufmerksam, was alles „Meister Lenbach“ an dieser Erscheinung wieder — nicht gesehen hatte!

doch allerödeste Durchschnitts-Ware, gegen die sich schließlichs nichts sagen läßt, die uns aber auch nicht das Geringste zu sagen vermag!

Doch halt! Beinahe hätten wir da eine andere Kunstausstellung vollkommen ver-
gessen, die uns sehr viel besagte und die um so erfrischender auf jene beiden „offiziell“
hier einklagen mußte, als sie in meisterlicher Beschränkung lediglich auf das Charakteristische
und absolut Kollektive, unser Kunstleben entschieden bereichernd, an ganz unvermutheter
Stelle plötzlich völlig neu in diesem Jahre auftauchte, aber hoffentlich nun auch ihrer-
seits eine „Jahresausstellung“ für München werden wird. Münchens berühmtes
„Oktoberfest“ — auch eine Art an „ewiger Wiederkehr des Gleichen“: unvermeidlich
und unabwendbar! —, es hatte diesmal durch die prächtig wichtige Karikatur- und Parodie-
Ausstellung zweier ungenannt sein wollender, aber höchst spekulativer „Wohltäter
Menschheit“ aus der großen, zahlreichen Künstlerkaste unseres Burgfriedens ganz un-
zweifelhaft erheblich gewonnen. Schon im Ubrichschen Secessions-Pavillon, weithin als
gutes Beispiel leuchtend, eine Buden- und Zeltform selber, bildete es mit seinem geist-
reichen und dazu künstlerisch-wirksamen Inhalte Feuer einen ganz aparten Reiz der frohen
Festwiese und ihrer feucht-fröhlichen „Unterbrett“-Welt. Vollends das, was dieser
originelle Kunst-Tempel an „Anregungen“ dem Besucher bot, war einfach köstlich zu
nennen. Im übrigen war besagtes diesjähriges Herbst-Gaudium von Jung und Alt (in
Sachsen würde man sagen: „Bogelwiese“!) auch dadurch noch besonders ausgezeichnet und
wie selten interessant geworden, daß ziemlich zur gleichen Zeit in unserer Stadtmauern
— unter glarreicher Assistenz natürlich der beiden Hauptstützen, Herren Professoren von
Herling und Grauert — der „5. internationale Kongreß katholischer Gelehrter“
feierlich tagte. Volla unser gutes „München, wie es leib und lebt“! Wie heißt's
doch gleich im Anfangs-Gitanz! von Anzengrubers „Kreuzschreibern“? „A bist christlich
und a bist gottlos!“ — welcher „Goethe-Bund“ bringt es wohl fertig, diese zwei so
heterogenen Dinge in Eins zusammenzuschweißen und diese beiden Provinzen der
Münchener Bajouaren-Seele zu einer Personal-Union organisch zu vereinigen? Das muß
man ihm aber lassen, konsequent war wenigstens das diesem Kongresse vorleuchtende
Grundprinzip: „Beides, Gut und Böse, Religion und Wissenschaft, Geist und Natur,
sind von dem gleichen, einen Ursprung: „Gott“ selber ausgegangen — ergo kann es
zwischen Beiden auch keinen radikalen Zwiespalt geben, sondern müssen Beide wieder
zur Ausgangs-Harmonie zulicht zurückkehren.“ Kann man toleranter gegenüber allem
Ketzischen empfinden? Nur hätte der Kongreß, je „internationaler“ er sich da zusammen-
setzte, um so konsequenter auch auf dieses Einheitsband selber laßgehen und als die
wahrhaft „katholische“, weltumspannende Sprache eigentlich die lateinische zu seinen aus-
gedehnten Beratungen wählen müssen. Sehr fein war übrigens der diplomatische Passus
in der Begrüßungs-Rede des bayrischen Kultusministers: „Der Kongreß wolle öffentlich
davon Zeugnis ablegen, welche hohe Werthschätzung in katholischen Kreisen der modernen
Wissenschaft entgegengebracht wird.“ Was es freilich mit diesem katholischen Respekt
gegenüber der Wahrheitsforschung im Grunde auf sich hat, das erfährt man recht an-
schaulich, bei späterer Gelegenheit, aus dem Schlusssatz eines Vortrages des Herrn. von
Herling über „Christentum und griechische Philosophie“: „Was wäre bei der mannig-
faltigen, andauernden Verührung mit der tief sinnigen Spekulation und der dialektischen
Spitzfindigkeit der griechischen Philosophie aus der christlichen Wahrheit geworden, wenn
sie nicht von der von Christus gestifteten Kirche unverfälscht bewahrt worden wäre!“
Verwirrt greift man sich bei diesem Resümé zunächst an den Kopf — lang, ohne recht
verstehen zu können: bis man dann das Unglaubliche endlich erfassen lernt. Also genau

etwa die „Umkehr“ dessen, wie ein protestantisch geschulter Kopf oder freier Denker bis auf Rieysche heraus die geschichtliche Entwicklung des menschlichen Geistes begreift und ansieht? Sollte man es denn nur für möglich halten, daß solche Knackgranismen leibhaftig unter uns noch umherwandeln!

Ich würde hier fortfahren mit der Wendung: Auch sanft gab es um jene Zeit für München allerlei „Hephen“ — hieße dieser mißverständliche Ausdruck in Verbindung mit dem Worte „sanft“ nicht zugleich jenem Kongresse grausam Unrecht thun — denn, in der That, daaan hielt er sich erfreulicherweise wenigstens frei; das überließ er gerne und getraut unseren ungekehrten Herren Hep-Kaplanen in und um „München-Freising“! Aber — um fortzufahren — in eben jenen Tagen gab's wirklich hierzulande mancherlei „Hep“: ward in unserer Kunstrezidenz mit staatlicher Beihilfe z. B. eine sehr wertvolle „Lehr- und Versuchungs-Anstalt für Phalagraphie“ (dank den eifrigen und unermüdblichen Bestrebungen des „süddeutschen Photographen-Vereins“) — zugleich die erste dieser Art in ganz Deutschland — feillich eröffnet; erfuhr man die angenehme Mär, daß unsere „Vereinigten Werkstätten für Kunst und Handwerk“ bereits in diesem Jahre einen ganz ausgezeichneten Abschluß erzielt haben sollen; weihte man das neue, so „teure“ Künstlerhaus am Maximiliansplatz durch Entree-Besichtigung seiner Innenräume und Konzertaarträge mehr oder weniger würdig alsbald ein; zerbrach man sich die Köpfe über die zweckmäßigste und zugleich würdigste, aber auch geschmackvollste und rentabelste Bebauung der Har-Kahleninsel (wovon vielleicht einmal Näheres später); und begann die Münchener „Allg. Ztg.“ auf einmal mit Hochdruck ihre jetzige großstädtlich-dreimalige Erscheinungsweise als Tagblatt, die ihr vielleicht doch endlich die Sympathien der besseren, vornehmeren und gebildeteren Münchener Leserkreise dauernd zuführen dürfte, wie lebhaftest zu wünschen! Ja, zu guter Letzt, bei schönstem, freundlich-heißtem Herbst-Wetter, wurden noch die Grundsteine zu dem, vom Brauer Matthias Psharr der Stadt München (in unverkennbar demonstrativer Absicht mehr nach Berlin als gegen Rom hin) gestifteten Denkmal des „Kaisers“ Ludwig des Bayern gelegt, und tags darauf die Thare des neuen bayerischen „National-Museums“ an der Prinzregenten-Straße einer höchst ansehnlichen Versammlung geladener Gäste zum erstenmale geöffnet. Ein „Ah!“ des Erstaunens lag dabei auf aller Lippen über diesen Gabriel Seidschen Muster- und wahren Zukunfts-Bau für alle derartigen Sammlungen und Landesmuseen, über den ich mich an anderer Stelle (im „Paffen“) bereits eingehender verbreitet habe; und — ah Wunder über Wunder! — hier hatte man zugleich ein Bauwerk, das bei seiner Einweihung auch fertig war und nicht nur nicht über den Vorausschlag gefastet, sondern im Überflus auch noch Platz zu weiterer Ausbreitung und künftiger Entfaltung der darin geborgenen Schätze übrig hatte! Gleichzeitig damit beging der neu berufene Münchener Universitätsprofessor für Musikwissenschaft, Dr. Adalfr Sandberger, das Debut seiner öffentlichen Wirksamkeit, insofern er es war, der die den einzelnen Haupt-Perioden und Spezial-Räumen historisch wie künstlerisch zupassende alle Musik zur stimmungsvollen Debung dieser Feier offiziell ausgemöhlt hatte: so daß denn nicht nur jedem Schmus hier baulich sein eigenartig angemessenes, besonderes Heim zu teil geworden war, sondern auch dieses noch, jedes in seiner Weise, zu klingen und zu singen, zu reden und zu sprechen begann. Kurz, München war wieder einmal eitel „Geschmack“, ganz und gar „Kunststadt“ geworden. (Schluß folgt.)





Neue Lyrik.

Eiselsagen. Im „Lande der Quellen“. Von Simon Salomon. Trier, Fr. Linh. 126 S. M. 1,50.

„Aus der Tiefe“. Von Friß Stier-Somlo. Berlin, Joh. Sassenbach. 45 S. M. 1,-.

„Lohengrin, ein Heldengedicht“. Von F. Volker. Arnsherg, F. W. Becker. 181 S. M. 1,50.

„Gedichte“ von Erna Viereck. Dresden, E. Pierson. 94 S. M. 1,50.

„Lieder und Legenden“ von Max Müller. Berlin, Freund & Jodel. 144 S. M. 2,-.

Die Versuchung, die ersten drei der genannten Werke mit einem kurzen: „Schade um das Papier!“ abzutun, ist sehr groß. Doch das Pflichtbewußtsein siegt. Sei's drum!

Welche Fülle von Poesie der Eifel eignet, hat uns Clara Viebig in ihren „Kindern der Eifel“ gezeigt. Herr Simon Salomon hat von ihrer Poesie, von der schmerzlichen, schweren, tiefen Stimmungsfülle ihrer Landschaftsbilder nicht einen Hauch gespürt. Sonst hätte er uns nicht solchen oersifizierten Zirkelsang bieten können, sondern Gedichte geschaffen, in denen der schmerzmitige, düstere Zauber der Eifel und ihrer Sagen lebendig war, oder — er hätte sein Büchlehen überhaupt nicht geschrieben.

Nachdem ich die Gedichte von Friß Stier-Somlo gelesen, that mir der Setzer, der diese Verse hat sehen müssen, oon Herzen leid. Das ist blutigster Dilettantismus. Oder etwa nicht?:

„Wie ich weit mich sehne
Grüßen mich die Nischen.
Eine heiße Thräne
Nimmt mich aufzurichten.“

Man muß aber immerbin zugeben, daß der Verfasser echtes, unersätkhtes Juristen-deutsch schreiben kann:

„Er (nämlich ein Vogel) hat sich wohl, wie ich, getret,
Was Ziel zu sein geglaubt? . . .“

Herrlich, nicht wahr? Jedem Altemenschen muß das Herz im Leibe dabei lachen.

Wenn ich nicht irre ist Herr F. Volker Troubadour der „Fliegenden Blätter“. Mir ahnte nichts Gutes, als ich seinen „Lohengrin“ in die Hand nahm. Es giebt Leute, die behaupten, ein gewisser Richard Wagner habe diesen Stoff ebenfalls schon und zwar nicht ohne Talent behandelt. Doch warum sollte Herr Volker sich dadurch abschrecken lassen? Es liegt gar kein Grund oor; besonders wenn man eine andere Form, nämlich die, freilich schon etwas antiquierte, des Epos wählt. Es giebt gewiß noch viele Leute, — ich gehöre auch zu ihnen — die mit Herrn Volker (cf. Borrede zum „Lohengrin“) der Meinung sind, „daß unsere alten Dichtungen im deutschen Volke überall Eingang finden werden, sobald man sie ihm nur in einer Form bietet, welche unserm geläuterten Geschmade entspricht.“ Gewiß, Herr Volker! „Sollte die Dichtung (nämlich Herrn Volkers Neubearbeitung) keine geneigten Leser finden, so könnte dies nur den Beweis liefern, daß ich meiner Ausgabe nicht gemacht gewesen bin.“ Sehr richtig, Herr Volker! Ich fürchte Ihre „Dichtung“ wird keine „geneigten Leser“ finden.

Wenn man nach Lektüre der drei eben abgethanen Gedichtbände das Buch der Frau Erna Viereck durchblättert, kann man leicht in Versuchung kommen, auch diesen Band mit einem leichten Seufzer-

den „Böden“ zugefellen. Unter den achtzig Gedichten dieses Bändchens sind kaum vier, die man passieren lassen könnte. Und doch ist Erna Bierck eine Dichterin. Unter Schlacken und Geröll liegen einige Goldkörner echter Poesie versteckt. Man braucht nur das aarletzte Gedicht der Sammlung „Wie's kam“ zu lesen. Eine schwüle, schwere berauschte Stimmung in prägnanter Form. Sonst allerdings fehlt es der Dichterin fast noch an allem. Sie kennt weder Formensönheit noch Formeneinheit; alles bleibt im Ansatz, im Keime stecken, Stimmung wie Gestaltung. Von Selbstkritik ist überhaupt nicht zu reden. Melodie wird der Dichterin wohl immer verjagt bleiben. Tragdem erwarte ich aan Erna Bierck noch etwas.

Das Beste zuletzt, die „Lieder und Legenden“ aan Marx Rölller. Bar einem Jahre legte uns der Dichter seine Erstlingsgabe, „Talentang“ auf den Tisch. Raeterlinds „L'Intruso“ hatte zweifellos Pate gestanden und bei Konzeption und Gestaltung mitgewirkt. Und doch aarriet diese „Aschermittwachdichtung“ künstlerisches Können. Durch die fremden Töne hindurch slangen starke eigene, die in den „Liedern und Legenden“ nun aall zum Durchbruch gekommen sind. Starke Stimmung, bis in Detail ausgearbeitete Plastik, echter aaller Balladentanz — mehr kann man aan einem epischen Dichter nicht aarlangen. Lyriker ist Rölller weniger — und doch hat auch das s. B. in der „Jugend“ veröffentlichte „Wann endlich?“ weiche, lyrische Schönheiten. Ich hoffe, Rölller wird uns in der Zukunft noch einen Band Balladen schenken, der sich dem Besten dieser Art würdig an die Seite stellen darf. Er hat das Zeug dazu. August Friedrich Krause.

Maria Waskirtseff.

Eine Studie aan Theodor Lessing. Oppeln-Leipzig, G. Kasse. Mit zwei Porträts. 40 S. Die kleine um ihres Gegenstandes wie um des feinspurigen Verfassers willen

Die Gesellschaft. XVI. — Bd. IV. — 5.

überaus interessante Schrift ist nicht für die Vielzuaielen — und nicht für die Eingeweihten, die R. B. persönlich zu kennen das bitter-süße Gift hatten. Ich sah sie noch drei Jahre aar ihrem Tode im Kreise der genialen Louise Breslau, die mich damals malte. Theodor Lessing analysiert zuweilen sehr fein. Vieles, aber bei weitem nicht alles, aermag ich zu unterschreiben. Hin und wieder unterlässt ihm ein merkwürdiger Schnitzer, besonders wenn er die Personen zeitlich nicht zusammensetzt und überprüft. Zum Beispiel S. 47, wa er die R. B. sich um Raupassant bemühen läßt: „Es war ja der berühmte Hamancier, der arglos in das Netz ihrer bewährten, unaergleichlichen Raffetierie ging. Das war schmeichelhaft, und es ist auch ein kahler Scheitel lebenswürdig, wenn ihn ein frischer Lorbeer bedeckt.“ Damals war Raupassant nach gar nicht berühmt als Hamancier! Er war jung, kraftstrotzend, hatte noch alle seine Haare und die meisten seiner Illusionen. Veröffentlicht hatte er nach nichts als einige Raellen und einen Band Verse, die allerdings in den literarischen Kreisen um Flaubert und Zola sarsart Aufsehen erregten und die stärksten Hoffnungen erweckten. Damals war Raupassant nach der übermütige, naive geniehende Lebemann, der ohne allen literarischen und philosophischen Ehrgeiz auskam und ohne jegliche Sentimentalität. — Mit Lessings Wertung des Malers Bastien Lepage bin ich auch nicht einverstanden. Davan kann unter Kunstverständigen gar keine Rede sein, Bastien Lepages Meisterwerke geringer zu taxieren und ihnen weniger Dauerwert zuzumessen, als den Tagebuchblättern und Briefen seiner kleinen genialen Freundin Maria Waskirtseff.

R. G. Conrad.

Magimilian Schmidt

ist ein lebendiges Beispiel für die Zählebigkeit des bawarischen Unterhaltungs-Naturalismus. Schmidt hat eine starke persön-

liche Note, die durch alle seine Erzählungen geht. Dieser persönlichen Note hat er seine ganze schriftstellerische Technik mit erstaunlicher Einfachheit angepaßt. Die ganze künstlerische Entwicklung der erzählenden Litteratur der letzten Jahrzehnte ist an Maximilian Schmidt absolut spurlos vorübergegangen. Nicht eine einzige neue Nuance hat sie ihm eingebracht. Sein erstes und sein letztes Buch sind litterarisch-technisch die nämliche Sache, der nämliche Geist, die nämliche bajwaarische Grobschlächtigkeit in allem Seelischen und Sentimentalischen. Wieviel Gesamtausgaben dieser bajwaarischen Volkserzählungen in Preußen, Sachsen, Württemberg, Bayern, bei allen möglichen Vertagern schon erschienen sind, ist kurzer Hand gar nicht festzustellen. Und alle Besprechungen lauten günstig und rühmen die Beliebtheit dieses Schriftstellers bei allen lesenden Völkern. Ein Pseudonym. Soeben kam der achte oder neunte Band einer neuen Edition der Schmidtschen Werke bei Englin & Laiblin in Neutlingen heraus. M. G. C.

Romane.

Weser Herr als Knecht von Hanns von Jobeltitz. Berlin, F. Fontane & Co. Der Frankfurter von Fritz Pichler, Kürschnerische Bücherverammlung. M. G. C.

Félicie, Briefe eines Tharen von Richard zur Regede. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Das Buch von H. von Jobeltitz ist gute anständige Unterhaltungslitteratur. Ein solider Roman für Gartenlaube und Daheim; achtbare ehrenwerte Arbeit. . .

Fritz Pichler besitzt einen wunderlichen capriciösen Stil. Es ist Fleiß und Bildung in den kleinen Geschichten zu spüren; man liest es mit Freude. . .

Regede ist begabter; technisch raffinierter und anspruchsvoller. Es ist gefährlich zu loben; es wäre unrecht zu tadeln. Er vertieft, bereichert sich nicht; erweckt niemals Lebensgefühle; aber täubelt hinweg über

müßige thörichte Stunden. Ein Buch für den Bücherstand der Bahnhofsrestaurateurs. Ein Buch für den Salon der „guten“ Gesellschaft. Nicht für den allerbesten, ganz vornehmen Salon. Regede ist litterarisch ein klein wenig Talmi. Aber ein gutes Buch für die Chaiselongue der Frau Geheimrätin; aartrefflich für Romanbibliothek und Ueber Land und Meer.

Es wird sicher seinen Weg machen: in die Eisenbahncoupsé zweiter Klasse, in die „Sommerfrische“, in die parfümierte Luft der elegantesten Badeorte. Der Stil ist leidlich. Während, ist die unartige Behandlung der Capula; auch das „werden“ wird stets aerschluckt. „Derselbe“ wird falsch gehandhabt; „daß“ regiert eigentlich den Konjunktiv; manche Wiederholung stört. . . und ja allerlei Ranzhalanee.

Die Psychologie ist nicht uneben. Etwas weitsehweitig; reichlich pathos. Es wird Frau Kammerzienträtin zu bequem gemacht. Die Personen analysieren sich selber; eine Situation, ein kleiner feiner Zug wäre genug Charakteristik. D. J. Bierbaum bezeichnete Regede als Spezialisten für preussischen Adel, der einen Knax weg hat. Auch der Held dieses Romans hat einen Sprung. Aber, oh, welch interessanter Mann!

Ein wenig Stofola, frisiert à la Byron. Vlasé und Arbeiter; wenigstens redend über Arbeit; globe-trotter und genialischer „Künstler“; Künstler und Offizier; Offizier und Melancholiker; melancholischer und doch so schneidig; schneidig aber dennoch süß; „himmlisch“ sogar und — wie man sagt — sogar sehr bemittelt. . . Fräulein von Briltwitz, was wollen Sie mehr? Fräulein Cahn, wird das Herz nicht weit und groß und ideal angeregt? — . . .

Theobar Lessing.

IV. von Polenz.

Liebe ist ewig. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 412 S. 8°. M. 5,—.

Ein Grafkaufmann hat drei Kinder, zwei Jüngens und ein Mädel. Der eine

Zunge aerdirbt, der zweite rettet sich und sein besseres Ich durch eine Pastorentochter in die Tüchtigkeit und Ehe, das Mädel wird die Frau eines genialen Bildhauers. Nur eine Gestalt, die erste Geliebte des Bildhauers rechtfertigt den Titel: Liebe ist ewig.

Eine simple Familiengeschichte, zurechtgemacht, sehr gut sogar, und doch ohne eine Spur jenes künstlerischen Zwanges, der das Goethe'sche Wort herausruft: „Da ist Notwendigkeit, da ist Gott.“ Ein Buch, das überflüssig ist für den Autor, überflüssig für die Literatur, nur dankenswert für die Leihbibliotheken, weil ein anständiger Geist es durchweht. Die Technik ist ebenso simpel wie sein Inhalt. Wenn eine neue Figur gebraucht wird, wird stets seine Lebensgeschichte recapituliert, sogar noch knapp oor Thoreschlus müssen wir die Biographie der Mutter des Bildhauers erfahren. Auch mit der Psychologie ist es nicht weit her. Am liebsten operiert Polenz mit der bequemen Technik, die ich als Knabe in den alten Romanen der Marie Sophie Schwarz genossen habe: „X. Y. gehörte zu jenen Naturen, welche . . .“ Dem werden banale Beobachtungen eingestreut (S. 100): „Welcher Anhänger besäße soviel Selbstkritik, um starckausgetragenes Lab auf das richtige Maß zurückzuführen?“ Er steckt den Kopf zwischen die Zeile und erzählt oom Seelentant der Frauen, während es „bei uns“ so ganz anders sei. (S. 106.) „Es kommt für jeden Mann einmal der Augenblick, wa . . .“ (S. 119.) „Zweifelt ist die Lage des Unglücklichen, der sich hoffnungslos nach Gegentliebe sehnt“ (S. 288.) Eine Schilderung des Berliner Lebens, die notwendig wäre, um allerlei Wandlungen im Charakter eines der Helden zu erklären, wird gar nicht versucht, ein paar dürre Reflexionen über das Lärmen sollen das ersetzen. (S. 137 f.) Auf S. 220 heißt es, Kunstwerke müßten abfallen „wie die reife Frucht, zwanglos als urreigenstes Erzeugnis unserer Kräfte und Säfte“. In

diesem Sinne ist Polenz neuer Kaman kein Kunstwerk, sondern rechtschaffene Handwerksarbeit. Ludwig Jacobowski.

Dramen.

Gabriele d'Annunzio, Traum eines Frühlingsmorgens. Dramatisches Gedicht. Deutsch oon L. oon Lähow. Berlin, S. Fischer. 8°. M. 2,—.

„Jedem scheint es, er sei im Begriff, auf irgend eine unerklärliche Art das Geheimnis der Schönheit und der Freude an sich zu reifen“, so heißt es in d'Annunzio's Dichtung. Wir scheinen die Worte bezeichnend für d'Annunzio's ganzes Schaffen. Eine schwüle Erwartung des alle Widersprüche lösenden Wunders, der mythische Glaube an einen Festtag der Seele, der feierlich und friedengebend aus dem wirren und doch so gleichförmigen Alltagsgetriebe herauswachsen soll! Vielleicht ist diese Sehnsucht nur die Rehrseite der Furcht oor dem Leben und seinen Ausgerungen. d'Annunzia hat nie ein Verhältnis zu der ihn umgebenden Außenwelt gefunden; es fehlt ihm die Ehrfurcht oor den außerhalb seines indioiduellen Seins stehenden Wahrheiten — er oermag nicht sein Ich in der Ausnahme aller ihm entgegertretenden intelligenten Werte zu erweitern, er kann ihnen nur immer wieder sein Selbst, seine Persönlichkeit abgewinnen. Sa wird d'Annunzio einseitig, er will geben ohne zu nehmen und weiß nicht, daß er sich immer weiter oan seinem Ziel, dem großen naideen Erlebnis, der naturgegebenen feilschen Harmonie entfernt. Er empfindet keine Bewunderung mehr, keine Bewunderung, er wird blasiert. Man kann daran zoeifeln, es konnen Worte und Töne, die mit einer Unmittelbarkeit zu uns sprechen, wie sie nur der Dichter findet, den die Liebe zu den Dingen weit über sich hinausgehoben hat. Wir glauben dann in ihm den gläubigsten Wunsch seiner Heldin, der wahnsinnigen Beatrice, aufleben zu sehen, die „mit den Bäumen, mit den Gebirgen,

mit den Größern Eins sein" möchte. d'Annunzio scheint gegen sich selbst zu kämpfen, er ringt um ein Ziel, das er Augenblick um Augenblick selbst niederreißt und mit Füßen tritt. Ein Vorwärts und ein Zurück! Dieser Gegensatz nimmt oft fast sinnliche Gestalt an, denken wir an die Brutalität des dritten Visconti-Aktes, die sich künstlerisch und ästhetisch nicht mit der zarten Stimmungswelt dieses Dramas einen läßt. In dem Einakter finden wir das Gleiche: ein brutaler Stoff, umspannen von weichen Frühlingstimnungen, so weich, daß sie sich in ihrer künstlichen Empfindlichkeit kaum an die Sonne hinaustrauen dürfen.

Viele Fragen bleiben offen. Der Dichter d'Annunzio bleibt uns noch manches schuldig, der Techniker und Stimmungskünstler blendet und berauscht. Wo aber die Grenze zwischen Formalismus und echter lebenskräftiger Poesie in seinen Werken zu ziehen ist, wer will es heute sagen?

Eberhard Buchner.

Friedrich Wilhelm Weber.

Ein Dichter, der erst aar einigen zwanzig Jahren heraa getreten, aar einem halben Duzend oon Jahren gestarben ist, dessen Namen unter den sogenannten Gebildeten noch recht unbekannt ist, und den die Litteraturgeschichte eben erst anfängt zu berücksichtigen, erhält heute schon die grahe wissenschaftliche Lebensbeschreibung, auf die Dichter wie Wieland, Uhland, Platen u. v. a. noch immer warten: Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Werke. Unter Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt oon Dr. Julius Schömering. Mit einem Porträt in Stahlstich und acht Stahlbildern. Paderborn, Ferdinand Schöningh.

Es ist gefährlich, aus solcher Nähe ein Lebenswert zu überschauen. Hat es einen jugendkräftigen Kulturwert, so ist es kaum möglich, ihn so früh schon festzustellen und auszubeden, und nimmt man als Maßstab für die Zukunft den Kurswert, den die Mitwelt, der es geschenkt ist, ihm dankbar erteilt, so prüft man bei Menschen und Thaten, die nicht ersten Ranges sind, in der Regel zu hoch. Auch

Julius Schömering, der Biograph Friedrich Wilhelm Webers, hat diesen subjektiva so aerzeitlichen Fehler nicht ganz vermieden. Alle Achtung oon Webers gesundem, tüchtigen, deutschen Talent; aber wir hören mit Unbehagen oon seiner „unvergleichlichen Genialität" reden. Auch scheinen uns 424 Seiten großen Formats nicht im rechten Verhältnis zu stehen zu dem höchst einfachen Lebensgang, den ziemlich eng begrenzten Talent und der sehr geringen Produktian dieses Dichters, für dessen Hauptwert „Dreizehnlinden" allein fast hundert Seiten der Würdigung aufgeben werden. Schömering hat dem weisfällischen Dichter in dessen letzten Lebensjahren persönlich nahe gestanden: ein großer Vorteil für den Biographen, aber insofern auch eine große Klippe, als es ihm schwerer fällt, etwas von dem liebevoll Beobachteten und Gesammelten unter den Tisch fallen zu lassen. Sieht man von dieser Breite ab, so hat der künstlerische Privatdozent der Litteraturgeschichte seine Aufgabe, ohne im Entferntesten ein bedeutendes Buch gekrleben zu haben, ganz ansprechend gelöst. Er hat dabei frei über Webers Nachlaß verfügen und aieles bisher Ungebrachte zu Tage fördern können.

Es giebt kaum ein Menschenleben, das gar kein Interesse böte, kaum eine Biographie, die nicht einigermaßen der Lektüre sich oerlohnre. In Weber lernen wir — und das erscheint uns als das Wertvollste — einen selten, treuen Westfalen kennen, oon edlem Sinn und reinen, innigen Gemüt. Er seßelt weniger als Talent, denn als Charakter. Ein eigentlich tiefer, origineller, urschöpferischer Mensch war er nicht. Er ist auch als Poet nur eine tüchtige Durchschnittsnatur, wenn auch reißvoll und erfreulich. Die unglaublich hohe Auflage seiner Paar Bücher beweist gewiß das Gegenteil. Wenn sein Epos „Dreizehnlinden" es nach 22 Jahren auf 94 Auflagen gebracht hat, so kann das nicht allein auf seinem poetischen Wert beruhen. Und wenn seine folgenden „Gedichte" in 19 Jahren 23 Auflagen gezeitigt haben, so beweist das nur, daß der durch sein Epos plöglich berühmt gewordene Dichter Mode geworden ist, wie es Geibel einmal war. Man halte nur dagegen, daß die Gedichte Eduard Mörikes, der mit Uhland, Eichendorff und Deime zu den größten deutschen Lyrikern nach Goethe gehört, es in 62 Jahren erst bis zur 12. Auflage gebracht haben, und man wird es aufgeben,

den Wert poetischer Werke nach ihrer Verbreitung zu beurteilen. Und wo stehen alle diese Hundert-Tausende Weberischer Bände? Es giebt weite Provinzen, wo sie kaum in die Leihbibliotheken gedrungen sind. Nur in katholischen Länden bewohret sie jedes Haus, denn der Katholizismus, der es sich immer vorwerfen lassen muß, für die dichterische Produktion nichts zu leisten, hat sich mit überschwänglichem Eifer auf des ultramontanen Weber Tolent gestürzt und ihn zum Kloßker ausgerufen. Daher Webers weite Verbreitung. Schwering hat des Verdienst, obgleich offenbar selbst Katholik, doch mit konfessioneller Unbesonnenheit den Dichter dargestellt und beurteilt zu haben, und so ist sein Buch wohl darnach angethon, auch weitere protestantische Kreise mit einem liebenswürdigen Menschen und Dichter bekannt zu machen.

Dr. Harry Rognc.

Unterhaltungslektüre.

Michael Sawto, Die Künstler-Küche. Skizzen aus der Leipziger Bohème. Illustrirt von Fritz Kleinpempel und Albert Fiebiger. Linz, Österr. Verlagsanstalt.

Dieses Buch mit dem langen Titel ist die plumpste und wigloste Bohèmeerzählung im Genre des langweiligen Murgerschen Werkes, die ich kenne. Wie dort bei dem Franzosen eine schamlose Entleidung des Künstlers und der Kunst von allem Geistigen und Heiligen, wie dort so hier ist es das Leben solcher „Bohèmeiens“, die von demurchtshoren Ernst und dem Mysterium der Kunst nie einen Hauch verspürt, auf möglichst unonständige Weise sich Naturalien zum Freffen und Sausen resp. die dazu benötigende Münze oder den dazu nötigen Pump zu verschaffen. Wirtinnen, Kellner und Kellnerinnen zu pressen, das ist ihr höchster „Wig“ und um ein Geige zu feiern, ihre „Kunst“ schamlos zu prostituieren durch rasch hergestellte Feuilletons, Porträts, Winterlandschaften u., das ist ihre ganze künstlerische Thätigkeit. Es ist unendlich traurig, daß das thörichte Nachwerk des philiströsen Murger noch so lange nachwirkt. Einen Hauptanteil hat es sicher an der wie ein rocher de bronco im Troglod-

dytenhien des deutschen Philistrers vom Feldwebel bis zum Gymnasialprofessor eingebürgerten Ansicht, ein „Künstler“ betrüge prinzipiell seine Wirtin um die Miene, trage nie reine Wäsche, kenne keine Umgangsformen, besäufte sich täglich, lebe nur von verfechten Kleidern und Hüten: Mog es sein ein Ziel aus Innigste zu wünschen, wenn eine derartige Bande gründlich verachtet werde. Vielleicht wolle ober Herr Sawto mit seinen Bohème-skizzen diese Wirkung erzielen und er ist ein Satiriker. Dann hat er dreißig erreicht, was er wollte. Jedenfalls giebt es eine gute Replik gegen die „Künstler-Küche“. Es ist der Titel eines anderen neuen Buches und heißt: „Es lebe die Kunst“. Denke ich davon, so wird es wieder licht und rein vor meinen Augen und ich hoffe, die Bohème von Murger und Sawto wird versinken für alle Zeiten. E. W. Braun.

Übersetzungslitteratur.

Koloman Mikszáth, Die Taube im Käfig. Zwei Geschichten in einer. Deutsch von Ludw. Beckler. Leipzig, Johannes Cotta. 111 S.

Rudyard Kipling, Moncherlei neue Geschichten. Novellen. Autor. Übers. von Leop. Lindou. Berlin, F. Fontone & Comp. 312 S.

Krupaboi Sattlianadhon, Soguna. Aus dem Leben einer indischen Christin. Autor. Übers. Leipzig, S. O. Wallmann. 335 S.

Mikszáths zwei Geschichten sind, nach seinen eigenen Worten, „ein und dieselbe Erzählung mit Menschen, die vor 400 Jahren lebten und heute leben. Jene schenken einander die Brout, diese verführen sie, jene geben sie samt Mitgift unberührt zurück, diese verschwenden die Mitgift und lassen die Frau dann sitzen.“ Die zweite Geschichte giebt dem Autor Gelegenheit zu einer schneidenden Satire auf die ungarische Aristokratie. Das ist ganz interessant; ober tieferen künstlerischen Genuß bietet das

Buch nicht. Dazu ist, von kleinen Particeln abgesehen, Sprache und Darstellung zu mager.

Mit Kiplings Buche ist es genau umgekehrt; ich habe selten ein Profabuch gelesen, dessen Wert so sehr in der Behandlung des Stoffes liegt. „Die ganze See ist beherzt. Sie hat sich umgedreht, und wir fahren auf dem Grunde.“ Dieses Buch führt uns in der That auf den Grund. Hier wird nicht disputiert. Die Dinge reden selbst zu uns, wir erleben und glauben. Gerade die Stücke, die das Seltfame, Unerhörte behandeln, sehe ich als die besten des Buches an: „Eine Verkehrstörung“, „Die beste Geschichte der Welt“, „Eine Thatache“ und „Die verschollene Legion“. Sie sind es, die uns die eminente Schilderungskraft Kiplings am deutlichsten vor die Augen führen. — Die Uebersetzung ist ausgezeichnet. Einbau hat mit weiser Vorsicht vermieden, Dialekte ausdrücken zu wollen, deren geistiges Gepräge sich auf keiner deutschen Mundart wiederfindet.

Krupabai Sathianadhan schildert in „Saguna“ das Leben ihrer Eltern und ihr eigenes bis zu ihrer Verlobung. Schon die Eltern, die dem Brahmanenstande angehörten, hatten sich, nicht ohne Kämpfe, zum Christentume bekehrt. Indes hatte die Mutter nicht ganz mit den Hindu-Anschauungen gebrochen. Der Vater starb früh, doch fand Saguna an ihrem Bruder Whasker einen zuverlässigen Führer. — Sie ist eine durch große Güte, Offenheit, hohe Hingabung und Wissensdrang ausgezeichnete Persönlichkeit. Die religiösen Gedankengänge, die ihr geläufig sind, sind an sich nicht sehr originell, wirken aber infolge ihrer intellektuellen Unbeflecktheit neu und sympathisch. Die religiöse Versunkenheit steigert sich zuweilen bis zur Vision. Ueberhaupt sieht und denkt Saguna konkret und eigenartig, auch der Natur gegenüber. — Die indischen Sitten, namentlich die Stellung der Frau, befriedigen sie, die es bis zum Studium brachte, natur-

gemäß nicht. Doch liegt ihr noch genug von der alten Tradition im Blute, um sie Annahmungen der europäischen Kultur als solche empfinden zu lassen. Die Bibelfrau soll in der Küche der englischen Damen abgefertigt werden. Da sagt das junge Mädchen: „Wofür halten Sie uns eigentlich? Wir gehören zur Aristokratie des Landes.“ Als die Dame sich über die falsche Aussprache des Wortes lustig macht, fügt Saguna recht deutlich hinzu: „Reinetwegen. Jedemfalls gehören Sie zum Mittelstand. Die Bibelfrau aber ist ein Brahmanin und steht nur darum im Solde der Mission, weil sie arm ist. Eine Dienerin ist sie nicht. In England aber gehören Sie nicht zu den Brahmanen, sondern zu den Sudras.“ Derartige erfelschende Züge finden sich vielfach in dem interessanten Buche.

Hans W. Fischer.

Anthologien.

Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltliteratur. Eine Sammlung mit einer ethisch-politischen Einleitung von Elisarion von Kupffer. Berlin-Neurathsdorf, Adolf Brand's Verlag.

Wer den Titel dieses hochinteressanten Wertes nur mit stüchtigem Witzle jreist, um sofort vorläufige Schlüsse auf reinensationalen Erosif zu ziehen, würde beim Durchblättern, ja beim eingehenderen Studium der „Lieblingminne“, eine arge Enttäuschung erleben. Nicht einmal gewisse nach Material für eine zweite Auflage der famosen 10x Heinge-Vorlage schnüffelnden Dunkelmänner würden auf ihre Kosten kommen. Es ist ein crasser Beitrag zur Kultur- und Literaturgeschichte, der freilich oom Standpunkte des geachteten Normalphilisters, wohl auch des orthodoxen Literaturmenschen mit Kopfschütteln und Widerspruch gelesen werden wird. Woher diese sich traditionell fortplantenden Vorurteile? Wir haben es, dies sei nochmals hervorgehoben, hier mit einem rein wissenschaftlichen Wert auf literarischer Basis zu thun. Dies Vorurteil ist so alt wie das — Christentum, wie die christliche, — wohlverstanden, die kirchliche Moral, es ist eng mit ihr ver wachsen. Als der endgültige Sieg des aufstrebenden Christentums über das Heidentum durch die römische Hierarchie

entschieden, glaubte diese den noch Jahrhundert langem grimmigen Kampfe erfochtenen Sieg auch äußerlich durch schwerste Repressalien gegen alles „Heidnische“ dokumentieren zu müssen. Alle heidnischen Symbole wurden streng verpönt, die prächtigen Göttertempel entweder dem christlichen Kultus geweiht, oder dem Erdboden gleich gemacht. Natürlich wurde auch der ontike „Lieblinginnne“, als mehr oder weniger mit dem heidnischen Götterkult verquickt, jedesfalls als ein nicht unwesentlicher Bestandteil ontiker Moral und Sitte der Carous gemacht. Als Rückfall ins gottlose Heidentum, wurde sie mit dem Odium sündhafter Ketzerei umgeben, denn das stehende Kreuz bedeutete ja schon on und für sich Regierung, Abdtung jeder Fleischeslust. Die Gesehgebungen, aufe enngte mit der Hierarchie verknüpft, beeinflusst und beherrscht, machten diesen Standpunkt natürlich vollständig zu dem ihren, indem sie für solche Art „Ketzerei“ Scheiterhaufen und Kerker ordneten. — Mit Fortwertschreit giebt uns Eliforion von Kupffer eine überreichliche Auslese der sich auf die ontike „Lieblinginnne“ beziehenden Dichtungen der griechischen und römischen Klassiker, auch die geistreichen Eposse ihrer Philosophen. Die deutschen Uebersetzungen stammen zum größten Teil von Verfasser selbst, teils von Dr. Eduard von Meyer, G. A. Jungmanns, Schleiermachers, A. von Arnim, Derrn. Griebenow. Es folgen eine Anzahl orientalischer Dichter, besonders Araber und Perser mit köstlichen Versen erotischer Poesie aus dem Rosenhorten des Sadi von Schiraz, des größten orientalischen Lyrikers Hafis u. s. w. Diese Uebersetzungen sind von den bekanntesten Herausgebern orientalischer Poesie, Rückert, Graf von Scharf, B. von Rosenzweig. Es folgen dann unter anderen Dichtungen Michel-Angelos, ferner Sonette des „ süßen Schwoons vom Avont“.

Daß der größte moderne Heide, Goethe, auch die ontike Lieblinginnne ins Gebiet seiner Betrachtungen zog, kann wohl nicht besonders Wunder nehmen. Kupffers Sammlung hebt besonders das Kapitel „Heidnisches“ aus Winkelmann und sein Jahrhundert; das 12. Kapitel, aus Wihl. Meisters Wunderjahre (Buch II); „Der Schenke Sodi“, einige oenetianische Epigramme hervor. Aus dem Notizbuch der schlesischen Reise, sind die acht Goetheschen sein sortofitischen Geist atmenden

Verse des gewaltigen Olympiers aufgeführt:

„Anaben liebt ich wohl auch, doch lieber sind mir die Mädchen,
 Gab' ich als Mädchen sie fast, dient sie als Anabe mir noch.“

— Natürlich ist auch Schillers „Don Carlos“ (Pola und Carlos) zitiert. — Der hochbegabte Dichtergrof Aug. von Platen war wohl derjenige der deutschen Dichter, welcher die „Freundestliebe“ am freiesten in vielen Oholden und Sonetten besang. — Es würde schließlich gar zu weit gehen, auf alle von Kupffer aufgeführten Dichter einzugehen, es seien nur kurz erwähnt: Lord Byron (Don Leon), Rückert, Hölderlin (Griechenland), Grillporzer, Vermontow, Jorillo, Floubert, Wilbrandt, Grof Stobion, Paul Verlaine, Pierre Loti (mon frèrednès) Vulkhaupt, Richard Wagner, Oskar Linke (Antonious) und die sich sonst so wenig ähnelnden Härten, der große thatenreiche Friedrich (den Monen Coslorions) und der kunstinnige, unglückliche Ludwig II. (Briefe an Wagner). Zum Schluß der Sammlung folgen einige jugendliche Vertreter unserer jetzigen deutschen Dichtung: Josef Keiters Poesien sind fein empfunden und zugleich als wohlthuenden frischen Heolismus erfüllt. Dies gilt besonders von „Sturmlicbe“. Karl von Levepows „Begegnung“ zeigt Kraft, Wärme, philosophischen, echt antiken Lebensgeist und Freude. — Von Eduard von Meyer, dessen Menschheitsdichtung: „Die Bücher Rains vom ewigen Leben“ (Hentsell & Co., Zürich) von einer blumenreichen Sprache, die mit derjenigen des Hafis und — Gabriele d'Annunzios zu vergleichen ist, sei besonders das in der Sammlung zitierte Poem „In der Hillo Vorgehete“ genannt. — Adolf Bronds „Rahnfahrt“, zeugt von einer ganz bedeutenden lyrischen Kraft, sie weilt die melancholischsten Töne anzuschlagen, die zuweilen on ähnliche Stimmungen Heines und Lenous erinnert. — Es folgt dann Elifor von Kupffer, mit der Reproduktion einer Auslese seiner Sachen. Der junge Dichter ist ein reichbegabtes Talent, der die heuchlerische, konventionelle Scheinwelt fast und sich polemisch mit ihr auseinander zu setzen sucht. Er möchte alles mit seinem griechischen Geist durchdringen, wie es bereits deutlich in „Berlobt“ in der Noeüensammlung „Eros“ (Ecksteins Nachf., Berlin) zum Ausdruck gelangt.

Hellenische Anschauungsweise spricht auch aus dem Paem „Antinaus“, dessen schöne farmaalendeten Verse eine Vergleichung mit ähnlichen Platen heraurufen. Auch gilt dies vom „Lieblingsjünger“ und der madernen Weichte: „Der mich liebt und den ich liebe“. —

Die ethisch-paläistische Einleitung polemisiert in oft den Nagel auf den Kopf treffender Weise gegen schwer auszurattende Vorurteile des Philistertums. Summa summarum: „Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltliteratur“ ist ein Werk, das in mancher Beziehung größte Beachtung verdient — ein sehr schätzenswerter Beitrag zur Kultur- und Litteraturgeschichte.

Rax Kaufmann.

Nachschrift. Ich kann mich dem Urtheil des Rezensenten nicht anschließen. Im Uebersetzer, möglichst aiel Namen für dieses Buch zu reklamieren, hat der Verfasser sich schwere Verfehlungen zu schulden kommen lassen, die das Verdienstliche und Unbesangene seiner Sammlung bedenklich schmälern. Einem Goethe hier einreihen, weil u. a. sein „Erlkönig“ die Zeile enthält: „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt!“ ist eine lächerlichkeit. Christus hier anzuführen, weil es im Joh. 15 heißt: „Es war aber einer unter seinen Jüngern, der zu Tische lag an der Brust Jesu, welchen Jesus lieb hatte.“ ist eine grobe Taktlosigkeit. Es ließe sich noch vieles anführen!

L. J.

Der „neuen Weltgeschichte“ zweiter Band.

Er ist eigentlich Band IV*) betitelt. Aber er ist vor dem Band II und III direkt nach Band I erschienen. Diesen Band I der neuen Weltgeschichte haben wir in Bd. III, Heft 4, Jahrg. 1899 ausführlich besprochen. Und damit zugleich die Tendenz, unter der die ganze neue Weltgeschichte in Angriff genommen und in der Ausführung begriffen ist. Doch ist die Besprechung schon zu

lange her, als daß man verlangen dürfte, getreuer Erinnerung ist — abendrein da es daß sie jedem Leser der „Gesellschaft“ in sich nach um eine Buchbesprechung handelt, die man aielach gern überflüssig, aber doch nur überflüssig. So sei hier an dieser Stelle nochmals auf die Tendenz der neuen Weltgeschichte kurz verwiesen. Sie ist eine doppelte. Eine der Anordnung des Stoffes und eine der Darstellung. Durchaus originell und neu ist die erstere: eine ethnogeographisch angeordnete Geschichte der gesamten Menschheit zu bieten; wertvoll und nach meiner Uebersetzung grundlegend und unentbehrlich die zweite: nicht Urteile, Meinungen, Stimmungen über geschichtliche Vorgänge, sondern die wissenschaftlich feststehenden Thatsachen der Geschichte möglichst erschöpfend, in möglichst natürlicher gegenseitiger Gruppierung in anschaulichster Schilderung zu geben, wobei es dem Leser überlassen wird, die Thatsachen für sich, seinen Standpunkt, seine wissenschaftlichen und praktischen Werte zu verwerten, und wodurch er gerade mit gezwungen wird, sie selbständig zu erleben und sie dadurch sich in Wirklichkeit und für immer anzueignen.

War allem die erstere Tendenz ist auch in dem anliegenden Band IV glänzend durchgeführt. Ja, man darf sagen, erst in diesem Bande tritt sie ganz aall, ganz offensichtlich, ganz überraschend einleuchtend hervor; im zuerst erschienenen Bande lag sie zwar auch der klugen Anordnung zu Grunde, aber fiel doch nicht so sieghaft in ihrer Richtigkeit in die Augen. Schon die Ueberschrift, die dieser Band IV trägt, zeigt das: „die Handelsländer des Mittelmeers“. Dies Thema ist vorzüglich durchgeführt. Gleichsam als Quaeture steht der Darstellung aaran eine aus dem verstorbenen G. aan Willeke begonnene, aan Hans F. Delmatt selbst abgeschlossene Abhandlung über den „inneren geschichtlichen Zusammenhang der Mittelmeeraölker.“ Sie ist, indem sie in großen Streichen die geschichtliche Entwicklung dieser einzelnen Mittelmeeraölker und ihre gegenseitigen Einflüsse aufeinander, je mehr nach die gegenseitige innere Unentbehrlichkeit ihres geschichtlichen Daseins aufweist, der geschlossenen und auch ebensa geschloßen vorgeführte Beweis für die Richtigkeit der ethnogeographischen Methode bei der Abfassung einer „Weltgeschichte“. An diese Einleitung schließen sich dann, aus ihr herauswachsend, ihre Grundgedanken nur mehr durch die Sarführung der Geschichte entfaltend und

*) Weltgeschichte. Unter Mitarbeit von dreißig ersten Hochgelehrten herausgegeben von Hans F. Delmatt. Mit 33 Karten, 47 Farbendruckstein und 127 schwarzen Beilagen. 8 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark aber 16 bealagerte Holbbände zu je 4 Mark vierter Band. Die Handelsländer des Mittelmeers. Von Eduard Graf Willeke, Prof. Dr. Hans F. Delmatt, Dr. Karl Georg Brandes, Prof. Dr. Wilhelm Walther, Dr. Heinrich Schurz, Prof. Dr. Adolf von Seleno, Prof. Dr. Karl Pauli und Prof. Dr. Julius Jung. Mit 8 Karten, 7 Farbendruckstein und 15 schwarzen Beilagen. X, 374 S.; groß 8°.

in sich selbst wieder der ethnogeographischen Methode folgend, die Einzeldarstellungen an: die alten Völker am Schwarzen Meer und am östlichen Mittelmeer; die Entstehung des Christentums und seine östliche Entfaltung; Nordafrika; Griechenland; die Urvölker der Apenninenhalbinsel; Italien und die römische Welt Herrschaft; die Pyrenäische Halbinsel. Die Geschichte der letzteren ist in einem Zuge aan ihren Anfängen bis zur Gegenwart durchgeführt. Am wenigsten Eindruck, ja stellenweise geradezu einen langweiligen Eindruck hat auf mich der Abschnitt über Italien und die römische Welt Herrschaft gemacht. Man hat oft die Empfindung, als ob man nur Niederschriften eines modernen Chronisten aar sich hätte, aus denen man sich schwer ein Bild zu machen im Stande ist. Eines besonderen Hinweises bedarf das Kapitel über die Entstehung des Christentums. Es erinnert an Harnacks Ausführungen in dessen Dagmengeschiehte. Es giebt offensichtlich nur das, was auf Grund der mühseligen und überallschend interessanten protestantisch-theologischen Forschung der letzten Jahrzehnte darüber als heute feststehend angesehen werden kann, und ist darum für die Verwertung bei den neuerdings zunehmenden religiösen Interessen besonders beachtenswert. Paul Göhre.

Philosophie.

Monistische Gattungs- und Weltanschauung, Versuch einer idealistischen Begründung des Monismus auf dem Boden der Wirklichkeit von J. Sack. Leipzig, F. W. Engelmann.

Zu den Thätigkeiten, welche in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung sehr schlecht honoriert werden, im Zukunftsstaat jedoch ihrem Vollbringer besonders hoch angerechnet und mit vielen arbeitsfreien Tagen belohnt werden müssen, gehört das Rezensieren von philosophischen Büchern. Auch der schlechtesten Arbeit über das Bäckereigewerbe, oder über Winterindien, wird man irgend eine beschreibende Thatsache entnehmen können; aber philosophische Bücher erscheinen in Masse, aus denen der Verdäglichkeit nichts, gar nichts mitnimmt. Die Inhaltlosigkeit nimmt in den verschiedenen Zeiten verschiedene Namen an; im Anfange des Jahrhunderts hieß sie Idealismus, am Ende Monismus, wobei ganz ähnliche Erscheinungen immer wieder zu Tage treten. So oersteht es sich von selbst, daß unser Verfasser, der ja im übrigen

ein oortrefflicher Mensch sein mag, alle Dinge im Himmel und auf Erden zu oersehen glaubt, trotzdem es, insbesondere auf Erden, noch aiel für ihn zu lernen gäbe; es aersteht sich von selbst, daß er Leute wie Kant mit überlegener Miene aerbeßert und daß er, wie alle monistischen Schriftsteller, den Monismus anderer Monisten nicht ja monistisch hält wie den eigenen; er bezeichnet daher den eigenen als „Absoluten Monismus“, seinen Gott als „Allwesen“, welche Wörter zu überbieten, künftigen Monisten schwer fallen dürfte. Von dem Allwesen weiß Sack aiel zu erzählen; ich führe als Still- und Inhaltsprobe einiges aus der Beschreibung des Allwesens an, welcher der Verfasser die Bemerkung vorausschickt, er werde sich „nunmehr in den Schranken des logischen Denkens halten“.

„1. Das Allwesen ist unendlich; demnach sind seine Organe, die Einzelwesen, an Zahl unendlich; jedes der letzteren ist aber durch alle übrigen beschränkt und endlich.“

2. Das Allwesen ist unbeschränkt in seinem Bewußtsein (Selbst- und Hochbewußtsein . . .). Ja, dieses unbeschränkte Bewußtsein ist das einzige Atribut, das wir an ihm kennen, da es sonst uns, wegen seiner geistigen Natur, unerkennbar ist. — Das Bewußtsein der Einzelwesen hingegen, das aus dem des Allwesens ausströmt, äußert sich in verschiedenen Graden und ist auf das Einzelwesen beschränkt. Dieses kann nur das, und auch nicht das alles wissen, was in ihm selbst vorgeht.

3. Das Allwesen, die Totalität der Einzelwesen umfassend, ist unveränderlich, d. h. es nimmt weder zu noch ab (Erhaltung des Staates und der Kraft). — Die Einzelwesen hingegen, da sie sich oerschiedenartig gestalten und mit einander oerbinden, unterliegen der Veränderung nach Quantität und Qualität.

4. Gleichoerweise ist des Allwesens Bewußtsein immer das gleiche; es ist ewig, d. h. außerhalb des Raumes und der Zeit. Seine Vorstellungen von sich selbst und von dem, was in dem Einzelwesen aargeht, sind immer gegenwärtig, wie schwer es uns, beschränkten Wesen, auch fällt, solches zu denken. Aber das Vorstellen und Denken des Allwesens.“

So und ähnlich geht das weiter 278 Seiten hindurch. Wenn man fertig ist, hat man nichts gelernt und alles oergeffen; belohnt wird man, auf der letzten Seite angelangt, durch Lektüre des Umschlages,

der einen daran erinnert, daß es bessere Bücher auf der Welt und im Engelmannschen Verlag giebt.

Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Von Dr. J. Unold. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1,15.

Dieses zwölfte Bändchen der aerdienstlichen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ wird man als ein ethisches Buch erst recht mit der Erwartung in die Hand nehmen, nicht als abstrakten Schwefel aorzufinden. Aber im Gegensatz zu dem eben besprochenen Buche und unzähligen ähnlichen enthält das Unold'sche Bändlein viele interessante Thatfachen und selbständige Gedanken, wie auch derjenige anerkennen muß, der ihnen nicht zustimmen kann. Die Richtung, welche Unold in seinem früheren Werk „Grundlegung für eine moderne praktisch-ethische Lebensanschauung“ und nun in diesem, im wesentlichen im Ränkner Volkshochschulverein gehaltenen Vorträgen aerträgt, kombiniert Humanität, Nationalökonomie, Hygiene und Nationalismus, eine Kombination, die in der Luft liegt; man darf wohl Unold's Bücher, wie allen Büchern, die etwas in der Luft Liegendes zum erstenmal aussprechen, eine Zukunft prophesieren. P. N. C.

Katholische Welkeitritik.

Dr. August Caselmann, Karl Guskow's Stellung zu den religiös-ethischen Problemen seiner Zeit. Augsburg, J. A. Schlosser (J. Schwab).

Das Buch ist mit durchaus unzureichenden Kenntnissen von Guskow's Bildungsgang und Leben geschrieben; daraufhin kann man es gar nicht prüfen, ohne Schritt für Schritt auf Irrtümer zu stoßen. Die Weltanschauung eines selbst bedeutenden Menschen interessiert uns nicht, wenn wir nicht zugleich sehen, wie er dazu gekommen, welche Kämpfe er durchgemacht. Die Resultate des Buches treffen gleichwohl meist das Richtige, da sie aus einer anerkennenswerten Übersicht der Werke Guskow's gewonnen sind. Grundlegend für Guskow's Ideengang aber ist die Ausgabe letzter Hand nicht. Interessant ist mir das Buch nur als Symptom dafür, daß sich das Interesse wieder für einen Schriftsteller zu

regen beginnt, der es mehr als aiele andere verdient, dem deutschen Volke nahe gebracht zu werden. Heinr. Hub. Houben.

Theatergeschichte.

Dr. Siegmund Friedmann, Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts in seinen Hauptvertretern. I. Bd. Autor. Uebersetzung von Ludwig Weber. Leipzig, Carl Reyer's Graphisches Institut.

Das Buch ist gewiß eine tüchtige Leistung. Es gewinnt noch, wenn man bedenkt, daß es ursprünglich nur geschrieben worden, um die Italiener mit dem deutschen Drama bekannt zu machen. Es steckt Gehalt darin. Wenn auch manche Stellen an Vulthaupt's „Dramaturgie der Klassiker“ erinnern, so bewahrt sich Friedmann doch sein eigenes bündiges Urteil, das freilich nicht immer unanfechtbar ist. — Kleist bewahrt er mit allem Nachdruck davon, daß er der romantischen Schule angehöre, acrtedigt scharf und sicher einige oft angegriffene Stellen im „Prinzen von Damburg“ und in der „Hermannschlacht“. Nicht zu verteidigen aber ist, so sehr sich Friedmann auch darum Mühe giebt, die gratesst übertriebene romantische Treue des „Käthchen von Heilbrunn“ und daß der Vater Theobald uns am Schluß als Dahnrei, der Kaiser gar als Ehebrecher präsentiert werden. Und das alles nur, damit die Ehe des Grafen aom Strahl eine rechtsgiltige wird und er seine erträumte Kaiserstochter bekommt — wenn auch eine illegitime. Hier hat der Adelomensch in Kleist dem Dichter diltiert. — Grabbes nimmt Friedmann sich mit besonderer Wärme an, er nennt ihn: „ein Genie, dem das künstlerische Maß fehlte“. — Verändern muß es, daß eine Stelle über Hebbels „Marie Magdalena“ unbedenken aus Vulthaupt's „Dramaturgie“ übernamennt wird. Dieser meint, Meißner Antan ginge darin zu weit, daß er Klara an der Leiche der Mutter schwören läßt: Sie wolle ihm nie Schande machen. Beide, sowohl Friedmann wie Vulthaupt, scheinen sich gar nicht in diese Situation hinein verlesen zu können. Jeder, dem nur solch harter, ernster Charakter einmal im Leben begegnet ist, wird gerade in dieser Scene des Zusammenbruchs jeden Augenblick erwarten, daß der Vater ihr die Schuld auf den Kopf zusagt, nur weil sie ihm nicht schon bei seiner ersten halben Frage eine wegwerfende Antwort entgegen schleuderte; gerade so zweifelt er keinen

Moment an der Schuld seines Sohnes. In dieser wütenden inneren Aufregung, die den sonst so ruhigen Mann durchfährt, gehen die Worte nicht zu weit. Sie sind ganz dem Charakter und der Situation angemessen, sie bilden den wirkungsvollen Abschluß des ersten Aktes und zugleich den dramatischen Höhepunkt des ganzen Stückes. Erfreut hat mich das uneingeschränkte Lob, das er den „Niketungen“ zollt und dahin zusammenfaßt: „Wie Sophokles und die alten Tragiker Griechenlands hat der moderne Dichter der alten Sage seines Volkes eine Trilogie entnommen, welche verdient, daß wir ihr dieselbe Bewunderung zollen, die wir den Werken der Antike zu teil werden lassen.“ — Abgesehen von „Medea“, über die er eine reiche Litteratur beibringt, sagt er von Grillparzer nichts anderes als Sauer, Laube u. a. schon gesagt haben. Natürlich sucht auch Friedmann ihn von den Dichtern der Schicksalstragödien eudämonisch zu retten. Ich denke, wenn Gottschall noch immer nicht davon lassen will, weil die „Ahnfrau“ den „meisten Erfolg hatte und eine Schicksalstragödie“ ist, soll man ihm das Spezialvergnügen gerne lassen. Dramen wie „Sappho“, „Der treue Diener seines Herrn“, „Das goldne Vließ“ u. s. w. sind und bleiben eines großen und größten Dichters deutscher Zunge vollaus würdig.

Fritz Staenhanzen.

Heinrich Bischoff, Ludwig Tieck als Dramaturg. Bibliothèque de la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liège. Fascicule II. Bruxelles.

Ludwig Tiecks „Dramaturgische Blätter“ müssen als ein Markstein in der Geschichte der deutschen Dramaturgie gelten und werden immer ihren Wert und ihre Bedeutung behalten. Was Tieck als Dramatiker geleistet hat, ist längst der verdienten Vergessenheit anheimgefallen, während die in seinen verschiedenen Schriften zerstreuten Elemente seiner Kunstlehre noch heute von Interesse sind, so, wenn er irgendwo sagt, man solle nicht mit vorgefaßten Regeln an ein Kunstwerk herantreten, — die neue Dichtung erzeuge neue Kunstgesetze oder die schon bekannten erlitten eine neue Anwendung. Bischoff versucht in seiner mit großer Sachkenntnis geschriebenen Arbeit eine Art Ehrenrettung des Dresdener Dramaturgen und hält sich mit Recht darüber auf, daß z. B. C. Wolff in seiner

„Gegenwart“ (Leipzig 1896) beim Ueberblick über die Geschichte der deutschen Dramaturgie Tiecks mit keinem Worte erwähnt. Er sucht die auffallende Unterföschung, der Tieck schon bei seinen Zeitgenossen ausgesetzt war, aus der Feindseligkeit zu erklären, mit der man Tieck als dem Haupte der romantischen Schule gegenüber stand. In der neueren Zeit habe man Tieck nicht recht zu würdigen verstanden, weil man keinen Unterschied mache zwischen dem Dramatiker und dem Dramaturgen, weil man seine dramatischen Werte für die Praxis seiner Theorie des Dramas halte, während in Wahrheit ein greller Gegensatz zwischen Tiecks dramaturgischem und seinem dramatischen Schaffen bestehe. In geistvollen, tiefgründigen Auseinandersetzungen macht Bischoff diesen Unterschied klar: als Dramaturg und Kritiker war Tieck Gegner der romantischen Schule, während seine dichterische Thätigkeit eine bei weitem überwiegend romantische war! Als Hauptverdienst von Tiecks dramaturgisch-kritischer Thätigkeit muß es gelten, daß er zuerst in Deutschland das vor-shakespeareische englische Drama studiert und als der Erste sich mit der Legitimität Shakespeares befaßt hat. Tieck regte die Uebersetzung des großen Briten nicht nur an, er brachte sie auch zum Abschluß, und zwar in neuester gültiger Vollendung. — Im Verlauf seiner Arbeit unterwirft Bischoff Tiecks dichterischen Entwicklungsgang einer eingehenden Analyse, beleuchtet ausführlich sein Verhältnis zu Shakespeare, Calderon und Molière, seine Stellungnahme gegen die französische Tragödie und das Drama der Italiener, seine Beurteilung der antiklassischen Richtung der Klassiker und sein davon stark beeinflusstes Verhältnis zu Schiller und Goethe. Von den Stürmern und Drängern erschien Tieck als der bedeutendste Venz, dessen „Gesammelte Schriften“ er herausgab. (Berlin 1828.) Ein noch weit größeres Verdienst erwarb sich Tieck durch seine Ausgabe der Werke von D. von Aleff. (Berlin 1821.) Für Theodor Körner, den ausgesprochensten Vertreter des Idealismus, hatte Tieck wenig übrig, ebenso zuwider war ihm aber Alflands und Koyebues platte und falsche Natürlichkeit. Er spricht von ihnen fast nur im Tone der beißendsten Ironie. Ebenso streng geht er mit Koyebues Nachahmer Claren ins Gericht, während er Schröder sehr nachsichtig beurteilt. Zum Schluß wird Tiecks Stellung zu Leistung und dem Drama der Romantiker besprochen. Den Anhang des Buches bildet eine Ab-

handlung über Tieck's Theorie der Schauspielkunst, ferner über seine Bedeutung als Vorleser und seine Thätigkeit als Dramaturg des Dresdener Theaters. Interessante Streiflichter fallen auf Tieck's Bühnenaufsichtsbestrebungen, die ihre praktische Verwendung erst in unseren Tagen in der neuen Münchener Schloßtheater-Bühne fanden. Zusammenfassend darf wohl gesagt werden, daß Tischbein in der oorliegenden Arbeit mit glänzender Beherrschung seines Stoffes dem Wirken und der Bedeutung Tieck's ohne Voreingenommenheit für und wider rein sachlich gerecht geworden ist und somit einen äußerst schätzenswerten Beitrag zur Geschichte der Litteratur und des Theaters geliefert hat. Friedrich Roest.

Franz Josef Cramer. Das antisemitische Theater. Leipzig, Verlag von Oswald Rufe.

Der Verfasser giebt eine kurze Geschichte der Entstehung des Wiener Kaiser-Rubikums-Stadttheaters an der Währinger Linie und seiner Entwicklung im ersten Spieljahr. Er zeigt, wie unter der Leitung des oielgeschmähnten und oielgelästerten Direktors Adam Müller-Guttenbrunn dieses Theater mehr als jedes andere in Wien zu einer Pflegestätte echter und deutscher Kunst geworden ist, wie es sich von allem Partei- und Cliquewesen frei zu halten wußte und wie thöricht und ungerecht der Vorwurf der liberalen Presse Wiens sei, daß man es hier mit einem „antisemitischen Sektentheater“ zu thun habe. Gut beleuchtet wird dabei das unquosifizierbare Verhalten der Wiener liberalen Blätter, voran der Neuen freien Presse, welche dem neugegründeten Theater sogar die Aufnahme des Spielplans verweigerte, und die unedle Art dieser Leute, das Theater und seinen Direktor durch Verdächtigungen, Demunziationen und durch eine sinnlose Löffschweigekatzen in den Augen des Publikums zu schädigen. Freilich, wenn der Verfasser hoffte, durch reine sachliche und leidenschaftslose Darstellung moralisch auf diese Blätter einzuwirken, so dürfte er sich ebenso täuschen wie etwa Karl Kraus, der sich seit mehr als einem Jahr oergerlich bemüht, mit seiner heftig lodrenden „Fadell“ in die Klaffen des Wiener Sumpfes hineinzuleuchten. War es dagegen bloß des Autors Absicht, das unparteiische Publikum, besonders des Anstandes, über das wahre Wesen und die Bedeutung des „antisemitischen Theaters“ aufzuklären, so

hat er dies mit seiner kleinen Schrift vollkommen erreicht. G. Roco sp.

Italienische Litteratur.

Betrachtet man den Eifer, mit dem sich deutsche Gelehrte der Geschichte der italienischen Litteratur widmen, und des Opfermutes, den erstklassige Verlagsanstalten an die Veröffentlichung verschwenden, kommt man leicht zu der Meinung, daß italienisches Schrifttum eine nicht oiel geringere Liebhaber-Gemeinde aus deutschem Boden haben müsse, als etwa das französische. Und doch ist diese Meinung irrig. Ich könnte eine ganze Reihe persönlicher Erfahrungen aufmarschieren lassen, wie schwach das Gebiet solider italienischer Litteraturkenntnis in Deutschland ist, sobald man oon der Fach-Philologie absieht. Selbst unter tüchtigen Schriftstellern und Künstlern, denen italienisches Geistes- und Schönheitsleben die Seele mit Sehnsucht erfüllt — wie oiele trifft man da, die etwas Zusammenhängendes und Gründliches von Italiens Litteratur-Entwicklung wissen? Gewiß, was an den großen Geist und Heerstrohen liegt, das kennen sie, wie der Durchschnittsreisende die berühmten Sehenswürdigkeiten der Landschaft, der Städte, der Kirchen, Museen, Ruinen, die im Bodensee, Mezer oder Gsellfeld mit Sternen ausgezeichnet sind. Man hat im Boccaccio gelesen, im Dante geblickt, Prachtausgaben durchgeschmökert, man weiß durch Goethe etwas von Tasso, durch Schillers Turandot behielt man den Namen Gozzi, man spricht bewundernd von Manzoni's „Verlobten“ u. s. w. u. s. w. Und von den Neuesten und Allerneuesten ist man entzückt. Gabriele d'Annunzio, oie Wetter ja, eine erste Größe, in seiner Art ein Unikum! Und als man oon seinem trogischen Liebesoerhältnis mit der Duse — man denke doch, die erste Schauspielerin und der erste Schriftsteller! wie pikant! — durch die Zeitungen erit und durch die Litteraturblätter und dann durch d'Annunzios eigenen Ausplauderer-Roman erfuhr, daß schloß man in dem Einen die ganze italienische Moderne ins Herz. Die Bajazzi Leoncavallo's und Mascagni's Cavallerio hatten ja jahrelang musikalisch Stimmung für den herrlichen italienischen Barismus gemacht! Ob man seine Italiener kannte als deutscher Gemüts-mensch, corpo di baeco!

Zu diesem hohen Wahn, ihr Italien oollständig im Kopf zu haben, leben die Deutschen übrigens schon seit Goethe's Zeiten. Wichtig ist bloß, daß einzelne deutsche Ge-

lehre, wie Gregorovius, in ihrem Fache für die Erkenntnis und den Ruhm Italiens sozial geleistet haben, wie die besten Italiener. Aber das gebildete große Publikum Deutschlands weiß im allgemeinen von der Literatur Italiens auch nicht viel mehr, als die gebildeten Italiener an der Literatur Deutschlands. Und das geht nicht über die historischen und zeitgenössischen Namen und Werke hinaus.

Von den italienischen Literatur-Geschichtswerken deutscher Verfasserschaft, die mit gründlicher Beherrschung des Materials niemals aus zweiter Hand, sondern stets aus den Quellen schöpften, haben die Schriften des ausgezeichneten Forschers und Darstellers Morfus Londau sich längst einen ersten Platz errungen. Das sind Leistungen besten alten Schlags: gründlich, gewissenhaft, unbeeinflusst durch Klique- und Madengeist, charaktervoll. Seine neueste Veröffentlichung, Geschichte der italienischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert, reiht sich den früheren Arbeiten würdig an.

Eine ganz hervorragende Leistung ist Dante an Karl Federn, hinsichtlich der Zusammenfassung der Forschungs-Resultate und der plastischen kulturhistorischen und persönlichen Milieu-Schilderung einfach ein musterbildendes Werk. Es ist als dritter Band der von Rudolf Lothar herausgegebenen Serie „Dichter und Darsteller“ im Seemannschen Verlag zu Leipzig erschienen. Eine Unmenge reizvollsten Wissens ist auf zweihundert Seiten mit künstlerischem Geschmaack ausgebreitet. Der reiche Illustrations-Schmuck ist mit überraschender Kennerhaft der bildenden Künste, soweit sie sich mit Dante und seinen Problemen beschäftigten, ausgewöhlt, italienische, deutsche und französische Darstellungen weiterfern, uns in die Mystikerien des Danteschen Genieus einzuführen.

Die Krone aller illustrierten Literaturgeschichten ist die von dem berühmten Bibliographischen Institut in Leipzig herausgegebene Serie, die bis jetzt Deutschland, England, Frankreich und Italien umschließt. Der italienische Band umfaßt über sechshundert Seiten, bringt 168 Abbildungen im Text und 39 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung. Weiter läßt sich bei dem aerhältnismäßig billigen Preise der Ausstattungs-Luxus kaum mehr treiben. In die Herstellung des Textes hoben sich die Herren Dr. Berthold Wiese und Prof. Dr.

Erasmus Percepa geteilt, ein Vollenfer und ein Neopolitaner. Sie liegen nicht aus dem Auge, die Entwicklung der Literatur im Zusammenhange mit dem nationalen und staatlichen Werdegang der italienischen Völkerschaften darzustellen und dabei Gründlichkeit mit Gemeinerständlichkeit zu erreichen. Auch die Einwirkung der Dichtkunst auf die bildenden Künste ist nicht außer Acht gelassen. Meisterhaft sind namentlich die toskanische Periode und die Renaissance geschildert. Etwas zu kurz ist die Periode des Wiederauflebens (1750—1850) nach der genügend ausführlich behandelten Periode des Verfalls (1580—1750) gekommen. Ueber die Dotierung dieser Perioden ließe sich streiten, oder die Verfasser haben mit guten Gründen diese Einteilung genommen. Die om meisten zu Bedenken und Wünschen Anlaß gebende Partie des Monumentalwerkes ist hier wie überall die leidige Gegenwort. Ueber eine summarische Aufzählung von Namen und Werken mit kurzer Charakterisierung, ohne jede irgendwie eindringende Schilderung der Zusammenhänge mit den fremden Literaturen und den europäischen Geistesströmungen überhaupt, kommt dieser Teil nicht hinaus. Wir werden mit Andeutungen und Hinweisen entlassen, die in ihrer Allgemeinheit nur Phrasenwert haben und keinen deutlichen plastischen Eindruck gewöhren. Was soll es z. B. für die Würdigung der Künstlerhaftigkeit Gabriele d'Annunzios austrogen, wenn es bei einem seiner merkwürdigsten Namane (Trionfo della morte) heißt, er gehöre seiner zweiten Richtung an und nehme statt der Russen die deutschen, englischen und französischen Namonschriftsteller zum Vorbilde? Mit solchen allgemeinen Lebensarten ist natürlich niemand gebient. Aber, wie gesagt, das ist die gewohnte regelmässige Erscheinung, daß die Kraft und Kunst der Darstellung bei allen derartigen Geschichtswerken in dem Maße aerfällt, als sie sich der Gegenwort nähern. Bei der italienischen Geschichte ist das Bedauern über das Verliegen der darstellenden Energie gegen den Schluß besonders lebhaft, denn es steht in zu großem Gegensatz zu dem wahrhaft übersäumenden Geist und Leben der modernen Literatur. Und manches Interessante für unsere deutschen Beziehungen zu den Italienern kommt gar nicht zur Aussprache, z. B. die eigentümliche Stellung zu Goethe oder Meine. Bei der Erwähnung Imbricinis auf S. 623 erschauern wir z. B. nichts, als daß er Studien über Dante und die Volkskunde aeröffent-

licht und den Faust in einer haarsträubend deutschreiferischen Weise zerpflückt, eine Thatsache, die für uns doch interessanter ist, als seine Dante-Studien, die der Art sind, wie sie sich in Italien schließlich jeder Primaner leistet. Doch den Wert des Monumentalen dieser Litteraturgeschichte können diese kleinen Ausstellungen nicht schmälern. R. G. Courad.

Englische Litteratur.

„John Street Nr. 5“ aan George Whitening. Tauchnitz-Ed. Nr. 3357.

Das Buch soll die Erlebnisse eines jungen englischen Aristokraten schildern, der aus Witzbegierde und um sich oon dem Leben und den Anschauungen der untersten Volksschichten ein Urteil bilden zu können, das üppige Treiben der Londoner seasons und sein bisheriges Leben mit „15 thousand the year“ verläßt. Er siedelt nach Annahme eines „Hilfschreibers“ und später eines Partierspastens, mit dem wöchentlichen Einkommen von 18 Schillingen, in die „slums“ Londans über, wo er in der John Street, Nr. 5, sein Quartier nimmt.

Insofern bietet das Buch weder dem Gedanken noch der Anlage nach etwas neues. Der größte Vorwurf, der dem Verfasser gemacht werden muß, ist aber der, daß er die Verhältnisse der untersten Volksschichten Londans mit zu großem Idealismus behandelt. Dies tritt besonders in der Schilderung der seruellen Beziehungen und der weiblichen Empfindsamkeit seiner Heldinnen hervor.

Im übrigen kann man dem Buche gewisse Vorzüge nicht absprechen. Nicht der geringste ist der, daß der Verfasser im Gegensatz zu so vielen neueren englischen Schriftstellern, sich bemüht, stat zu schreiben.

In vielen Punkten vorzüglich geschildert ist die Figur der Hauptperson Cocon, des Freundes des aristokratischen Abenteuerers, den er — was allerdings, bei der fast sprichwörtlichen suspensions nass, der Argwöhnigkeit, und zwar nicht nur des englischen Proletariats gegenüber gebildet Sprechenden und infolge der Erziehung anders Denkenden, recht unwahrscheinlich klingt — sofort bei seinem Eintritte in die „slums“ feuern geternt hat, und der ihm seine Freundschaft bis zuletzt bewahrt.

Das Gemisch von Gutmütigkeit und stupider Raffheit, das besonders dem englischen Proletariat eigen ist, der seine Raststunden mit Partiebe mit Berichten aan „Boxing-Matches“ und Palzschlaubalen

blutigster Art würzt, kommt in ihm gut zum Ausdruck.

Beizend aber treffend ist die Satire, mit welcher der Verfasser die sozialen Beschränkungsanfänge der englischen oberen Zehntausend und deren hochmütige Selbstgerechtigkeit auf Grund vermeintlicher Erfolgs dieser mit lächerlich kleinen Mitteln unternommenen Karalisierung geißelt.

Im großen und ganzen ist das Buch gut gemeint und insofern beachtlich und lesenswert, wenn auch der gewählte Rahmen der Handlung — Verfasser will das Leben auch der unteren Volksschichten studieren, um dem Parlamente einer winzigen Karaffeninsel im stillen Ozeane einen Bericht über englisches Leben und Treiben anlässlich des diamantenen Jubelfestes der Königin zu senden — nicht glücklich gewählt ist.

Percy White, „Mr. Bailey-Martin“, Tauchnitz-Ed. Nr. 3421. In „Mr. B. M.“ aeröffnetlich Percy White ein recht beachtenswertes Buch, das nicht mit wenigen Worten abgethan werden kann.

Mr. B. M. junior, eben der Held, der seine Autobiographie giebt, ist der Sohn des ehemaligen Ladeinhabers, späteren Gründers und Großkaufmanns Martin, der seinen Namen, um sich ein grafartiger klingendes Epitheton zu geben, mit dem seiner Ehefran, zu Valley-Martin zusammengezogen hat. Man muß an dem Werke zwei Teile unterscheiden: B. M. als Jungselle und sein Leben als Ehemann.

Köstlich wird im Anschlusse an die Schilderung der Knabenzeit des jungen B. M. der Standpunkt seiner ilterlichen Familie durch seine eigene Aeußerung wiedergegeben, daß er und seine Angehörigen damals das Leben glücklicherweise nicht mit den Augen William Katepiece Thaderans angesehen hätten, der ein Buch über „snobs“ geschrieben habe, in dem seiner van ihnen auch nur eine Spur von Witz hätte sehen können. Ja, hier sind sie geschildert, der wahre englische snob und kein Willen, aus welchem den Helden sein Verkehr und die in England bei solchen Familien übliche Talmierzüchtung allmählich, aber auch nur äußerlich herausheben. Durch das ganze Buch zieht sich, besonders in den Eitern B. M.s. vorzüglich charakterisiert, die überliche Großmannshucht des glücklichen Spekulanten, der den Zitter feuer zusammengekrastten aberhällischen Bildung mit dem Glanze zu ergänzen sucht, den aristokratischer Verkehr in seinem Lande ja sehr als in England wiedererlaubt. Es ist eigenartig,

daß gerade das politisch liberalste Land unseres Erdteils in Beziehung auf seine Aristokratie den feudalsten Anschauungen huldigt. Der Glanz des Familienaberhauptes, durch das Prinzip des Rajarats unterstellt, scheint auf alle seine Angehörigen und Verwandten bis in das dritte und vierte Glied nieder. Ein aristokratischer Verwandter gilt aiel und erwirkt noch mehr, gleichgiltig ob in der Gesellschaft oder im Staatsleben. Und wo man nicht mit solchen Verwandten dienen kann, da hilft man sich durch den Verkehr mit adligen Personen. Der Mangel an Stolz in dieser Beziehung ist im englischen besseren Bürgerstande ebenso auffällig als unbegreiflich. In dieser Beziehung sind die Eltern des Helden typisch.

Rum dieser selbst: Begabt und mit dem aieslach Söhnen derartiger Eltern eigenen mimischen Talente für bessere Manieren behaftet, ist Mr. B. M. zu geist, um bei der bloßen Bewunderung seiner Eltern für Leute höheren Standes stehen zu bleiben: er erwiebt sich deren Bekanntheit, um sie auszunützen. So weiß er sich früh dem stupiden und nur dem Sport und der Lebenslust zugethanen jungen Lord Nighton unentbehrlich zu machen. Selbst Geldtransaktionen sind ihm nicht zu gering, um sich den Aristokraten zu sichern. Durch ihn macht er die Bekanntheit seiner Schwester, der Lady Gertrude Marlington, der er sich gleichfalls nützlich zu zeigen bemüht ist, bis sie auch geistig adlig aan ihm abhängt.

Der Charakter der Lady Gertrude ist neben dem des Helden der am besten durchgeführte des Buches. Sie glaubt, adlig über die konventionellen Anschauungen des täglichen Lebens erhaben zu sein und ist, als sie den Helden kennen lernt, ganz ausgegangen in ihren blaustrümpfigen Ideen oon Volksbildung und Volkserziehung. Ihre sogenannte Philosophie ist ein wirres Durcheinander mißverständener Kant'scher und Spencer'scher Ideen. Sa hat sie sich eine eigene abstrakte Welt gebildet, in der sie lebt, als sie den Helden kennen lernt. Dieser weiß sie in ihren oormorrenen und unklaren Ideen zu unterstützen und tritt ihr, besonders nachdem er gemeinsam mit ihr das Blatt „Der Zeigzeit“ gegründet hat, allmählich so nahe, daß er ihr die Ehe anbietet, angeblich um ihren idealen Bund lediglich der Welt gegenüber zu legitimieren, in Wahrheit aber durchdrungen von der Ueberzeugung, daß dort, wo eine aristokratische Verwandtschaft nicht möglich

ist, Verschwägerung immer noch genug wirkt.

Vom Momente der Heirat ab vernachlässigt B. M. sein Weib vollständig. Ueberhaupt ist der allmähliche Niedergang in B. M.'s Charakter unter der Einwirkung des kraßesten Materialismus gut gezeichnet und überzeugend begründet. Für ihn ist das erstrebte Ziel mit dem äußeren Bande mit Lady Gertrude erreicht, während in ihr, die ihn aufrichtig liebt, das Weib erwacht. Mit Verzweiflung klammert sie sich, aan ihm beständig oerlacht und oerhöhnt, an ihre Philosophie, aber unter den schwersten Qualen der Eifersucht, zu der er ihr reichlich Nahrung zuzuführen bemüht ist, wehlt sie, an sich schon heftig oerantagt, allmählich dahin, nicht ohne ihn vorher in der Gesellschaft und in seiner politischen Stellung als Parlamentsmitglied unmöglich gemacht zu haben. So bietet ihre Erscheinung wahrlich eine harte, aber psychologisch gut begründete Lektion für die Barschter der Frauenemanipation. Die Veranlassung zu der endlichen Katastrophe im Eheleben des Helden bietet die gut dargestellte, leichtlebige junge Amerikanerin Nimi, die Frau eines Mr. Silas A. Todd, des Prototyps eines mari trompé. Sie gewährt schließlich, selbst oerwitwet, dem oerlassenen Helden unter für diesen recht verächtlichen Verhältnissen Unterkunft. So schließt das Buch. Wir oerlassen den Helden am offenen Fenster einer Mrs. Todd gehörenden Villa an der Riviera sitzend, wo er zur Erbauung gleichgünstiger Gemüther seine Memoiren niederschreibt, während Nimi — im Garten oar seinen Augen und mit seiner Zustimmung mit dem russischen Prinzen Grossenski flirtet.

Soweit das Gerippe der Handlung: Alle Einzelheiten des ausgezeichnet durchdachten Werkes darzulegen, ist hier nicht möglich. Neben der unsympathischen Erscheinung des Helden hebt sich vorteilhaft die kernig skizzierte Person seiner Schwester Florene ab, die schließlich die einzige Freundin der gemarierten Lady Gertrude bleibt. In Blanke ist der jeden Charakters bare und gewissenlose aber degabte Zeitungs-skribent gut wiedergegeben. Nachdem dieser durch die raffiniertesten, in England aber keineswegs unmöglichen Wahl-Verstümmelungsmittel dem Helden einen Parlaments-sitz oerschafft hat, schwankt er unter dem Einflusse besserer Beziehung aan Helden ab und geht in das Lager seiner Widersacher über, zu denen sich auch der ehemalige Lord Nighton, jetziger Carl of Marlington, ge-

stellt hat, und wirkt so mit an dem Sturze des Helden.

Wenigleich nicht zu verkennen ist, daß der erste Teil des Buches besser motiviert und deshalb dort die Handlung wahrscheinlicher ist, so nimmt doch das Werk auch als Ganzes einen hervorragenden Platz unter den neuen Erscheinungen der englischen Litteratur ein. Seit Thackerays unerreichtem Werke *Banbury Fair* ist eine derartige glänzende Schilderung des englischen Geldparasitenums mit seinen lächerlichen Kleinlichkeiten kaum wieder gegeben worden.

Hans Vrenemann.

Sechste Redaktion.

Im ersten Noemberheft der „Gesellschaft“ hat Edgar Alfred Regener den Roman von Robert Jassé „Abasver“ unbarmherzig „vermöbelt“, wie man zu sagen pflegt. Da ich schon anderweitig für das Buch eingetreten bin, so gestatten Sie mir wohl an dieser Stelle ein paar Worte der Verteidigung.


Der Kritiker hat manche Schwächen dieses Anfänger-Werkes schonungslos aufgedeckt. Aber es ist mir schwer verständlich, wie er gerade die „Feinheit“ vermissen konnte. Ich finde davon nur viel zu viel in diesem Werk, eine Sensibilität, die eine einigermaßen robuste Natur manchmal zur Verzweiflung bringt. Was ich dagegen mitunter oermisse, ist die Kraft, etwas von jener Jola-Kraft und Jola-Paukt, ohne die ein Zeitroman nun einmal nicht zu bewältigen ist. Und dem entsprechend schilt dem Verfasser wohl auch die eigentlich epische Plastik der Darstellung. Er ist mehr ein lyrisch-analytischer Psychologe, und wenn sich nun doch die Außenwelt hineindrängt, dann ergiebt sich jenes Ringen mit dem Ausdruck, das mehr als einmal zu sprachlicher Entgleisung führt.

Aber, und darin weiche ich von dem Kritiker ab, der Roman behandelt eine bisher noch nicht beachtete Seite der Judenfrage. Jacobowski hat in seinem

Roman „Werther der Jude“ den klassischen Ausdruck für die Stimmung eines jungen Juden gefunden, der Deutscher ist und sich als solcher fühlt auch gegenüber seinen antisemitischen Gegnern. Aber das Haus, aus dem er herkommt, ist noch ein ganz jüdisches Haus auch im schlechten Sinn des Wortes, und da Vater und Sohn nun einmal zusammenhängen, so wissen die Gegner den Sohn mit der vollen Verantwortlichkeit für die Schuld des Vaters zu belasten. Und daran geht der junge Jude zu Grunde. Ich habe diesen gewiß ergreifenden Konflikt nur aus Jacobowski's Roman kennen gelernt. Einen anderen, wenn auch vielleicht weniger typischen erfuhr ich am eigenen Leibe. Vielleicht nämlich hängt schon die vorhergehende Generation nur noch ganz lose mit dem Judentum zusammen, und der Knabe wächst in einem Haus auf, in dem er von frühester Kindheit an nur deutsche Bildung und darum auch Gesinnung einatmet. Nun tritt er in das Leben, und auf einmal erfährt er, daß er gar kein Deutscher wäre. Sein Gefühl sträubt sich dagegen, und seine Phantasie wird berückt von geistvollen Rassen-theorien und sozialromantischer Dichtung jeder Art. Er besigt dabei durch seine Erziehung reichlich genug Diktanz zum Judentum, um auch jüdische Fehler nicht zu übersehen. Und so entsteht ein ganz eigenartiger Seelenkonflikt in ihm, der im Grunde eine große Innatur ist, da er sich mit Theorien herumschlägt, statt seinem innersten Gefühl zu folgen. Aber ohne Schmerzen geht es trotzdem nicht ab, und wer das durchgemacht hat, der wird herausfühlen, daß Robert Jassé in seinem „Abasver“ für diese Seelenkämpfe oft genug einen tiefen und vibrierenden Gefühlston gefunden hat, der immer wiederkehrt und durch das ganze Buch zieht. Wer den einmal veruommen hat, setzt sich über die allerdings oft bedenklichen Schwächen des Anfängers gern hinweg.

Ergebnis S. Lublinski.

Der heutigen Nummer der „Gesellschaft“ liegt ein Prospekt des Verlags von Franz Wunder in Göttingen bei.

 Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Gewähr. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Sprechstunden nur Montag und Donnerstag, Nachm. 4 bis 6 Uhr. Berlin, Frobenstr. 16, III.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin W. 30, Frobenstr. 16.
Verlag und Druck der „Gesellschaft“: G. Pierjans Verlag (K. Rindt) in Dresden.





Julius Jacobson



Band IV. ❁ 1900. ❁ Heft 6.
 ❁



An Ludwig Jacobowski.

(Phantasie auf ein Wäckerzeichen.)

Motiv: Landschaftliches Nachtstück, Mond mit Totenmaske,
 am Boden Buch und Leier.

Nächtlich Schweigen, Schädelgrinsen
 Aus des Mondes fahler Scheibe,
 Ein Gestorbensein im Schille
 An umbüschtem Teichesrande,
 Keines Luftzugs Seufzer weinet,
 Keines Vogels traumverlor'ner
 Laut, dringt aus erstarrtem Laube;
 Schlummertrunken Erd' und Himmel,
 Schlafestod und gottverlassen
 Scheint die Welt.

Plötzlich kräuseln sich die Wasser —,
 Wonnic zittern Strauch und Halme
 Unter mystischem Berühren —,
 Und des Mondes Totenschädel
 Zeigt das alte Schelmenlächeln;
 Wie mit Faun entflieh'nem Lauschen
 Nach der lieblichen Dryade,
 Merkt er auf, wie's singt und rauschet
 Durch die Luft, die wieder atmet
 Froh der Welt!

Feinen Lichtstrahls leuchtend Spreiten
 Hebt des Buches Deckel leise,
 Das am Boden, ein verloren
 Apollonisches Orakel,
 Bei des Gottes Leyer, schweiget;
 Und aus den beschrieb'nen Blättern
 Eine Menschenseele gielet,
 Losgebunden schwebt und webet,
 Lacht und weint sie götterselig
 Durch die Welt!

Wieder „idealbethört“
 Dank dem Dichter! uns das Leben
 Neu und jugendfrisch umspielt;
 Buch und Saitenspieles Geister
 Löste mit des Genius-Zauber
 Er vom Banne stummen Fühlens;
 Über Todesfurcht und Mahnung,
 Über Sterben und Vergehen,
 Trägt sein Sang uns siegesheiter
 Ob der Welt!

Löne Leyer! Weisheitsprüche
 Klinget mit prophet'scher Wahrheit
 Durch die Erd- und Himmelsweiten!
 Sonnig Herze unsres Dichters
 Sei bedankt für der Lamöne
 Herrlich Beten, das vom Munde
 Dem Dir sangesreich geweihten,
 Heilig gehet — weich versöhnend
 Mit dem grössterfahr'nem Leide
 Dieser Welt!

Paris.

Roma Roman.





Ludwig Jacobowski.

Gestorben am 2. Dezember 1900.

Wir haben ihn wachsen sehen, in den letzten Jahren, wachsen an Schaffensfreude und Kühnheit immer neuer Pläne, wachsen an künstlerischem Vermögen, an geistiger Kraft und innerer Klarheit. Wir mußten den Schmerz erleben, dieses Wachstum jäh, grausam — abgeschnitten zu sehen. Am 2. Dezember mußten wir ins leere, öde Nichts all die frohen, stolzen Hoffnungen versenken, die wir an die Persönlichkeit Ludwig Jacobowskis knüpften. Wer in der letzten Zeit mit ihm von seinen Plänen, von seinen Erwartungen sprechen konnte, der allein hat eine Vorstellung davon, was das deutsche Geistesleben an diesem Manne verloren hat. Er war einer von den Menschen, von denen man sagen darf, der Umfang ihrer geistigen Interessen reicht so weit wie das geistige Leben überhaupt. Und es lebte eine Energie in seiner Seele, eine unermüdbliche Schaffenslust, die bei seinen Freunden den festen Glauben erzeugte: der kann, was er will. — Er hat schwer mit dem Schicksal ringen müssen. Außer dem Tode ist wohl nicht vieles, was ihm dieses Schicksal ohne schweren Kampf zuteil werden ließ. Und von seiner ganzen Kunst darf man sagen, was er seiner letzten Schöpfung „Glück“, einem „Akt in Versen“*), voransetzte:

Es war wie Sterben, als ich's lebte!
Es war mir Tröstung, als ich's schrieb!
Wer je in gleicher Bängnis bedte,
Der nehm' es hin und hab' es lieb!

*) Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag, 1900.

Die inneren Kämpfe gehörten zu Jacobowskis Natur. Er fühlte Kräfte in sich, reich und herrlich, aber nur von einer schwer ringenden Seele zum Dasein zu bringen. Die Stunden waren wohl seine bittersten, in denen ihm die Zweifel darüber aufstiegen, ob er denn im Stande sein werde, aus Licht zu holen, was tief unten verborgen in seinen Geistes-schichten ruhte. Und er hatte nicht wenige solcher Stunden. Aber seine Kraft wuchs am meisten dadurch, daß er sich den Glauben an sich nicht leicht machte. Nach dieser Richtung hin steckte der höchste Idealismus in ihm. Nicht ein Idealismus, der an Träumen hängt, sondern ein solcher, der raslos nach Erweiterung, Vervollkommnung des Daseins drängt. Kein Idealismus, der zur pessimistischen Entfagung, sondern ein solcher, der zur Arbeit treibt.

Zwei Ereignisse seines Jugendalters nannte Ludwig Jacobowski, wenn er davon sprach, was auf sein Leben einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt hat, den Tod eines Schulfreundes und die erste Lektüre von Schillers Werken. Es ist noch nicht fünf Wochen her, da sprach er mir von beiden Ereignissen als von Erinnerungen, die ein ganz hervorragendes Dasein in seiner Seele führten. „Meinem Schulfreunde setze ich noch einmal ein dichterisches Denkmal“ sagte er. In den kurzen Lebensaufzeichnungen, die er im Oktober 1889 aus äußeren Gründen verfaßt hat, findet sich der Satz: „Als ich zwölf Jahre zählte, starb meine Mutter. Diesem harten Schlage sowohl, wie einem schon verstorbenen Freunde, namentlich aber dem Einfluß der Lektüre unserer Literatur hatte ich es zu verdanken, daß ich ein anderer Mensch wurde“. Wer psychologischen Blick hat, sieht es diesem Satze an, daß er aus einer Seele stammt, deren Empfindungen ebenso tief, wie ihre Ziele, weit sind. Als Neunzehnjähriger schrieb Jacobowski diese Zeilen. Er hatte schon damals Zeiten hinter sich, in denen der Ernst des Lebens in seinen schwärzesten Farben an ihn herangetreten war. Aber er hatte ebenso die Stunden hinter sich, in denen ihm seine starke Energie und der Wille, nur auf die eigene Kraft zu bauen, Trost und Hoffnung gab. Früh suchte er „Tröstung“ in dem, was er schrieb. Zwanzig Jahre zählte er, als seine erste Gedichtsammlung „Aus bewegten Stunden“ erschien. In einem der ersten Gedichte des Büchleins lesen wir die für sein Wesen tief bezeichnenden Worte:

Es strebt der Mensch, das Wesenlose zu ergreifen,
 Des Weltalls Rätsel sich mit Denkerkraft zu lösen,
 Aus dumpfen Nächten kühn zum Licht emporzugreifen,
 Hinabzutauschen nach dem Uegrund aller Wesen,
 Und über Labyrinth tiefgeheimer Fragen
 Rollt majestätisch seines Geistes Siegeswagen.

Was Goethe einmal zu Eckermann sagte, das hat Jacobowski frühzeitig empfunden: „In der Poesie ist nur das wahrhaft Große und Reine förderlich, das wiederum wie eine zweite Natur dasieht und uns entweder zu sich heraufhebt, oder uns verschmäht“. In seinen „bewegten Stunden“ spielten sich Stimmungen ab, die ihn emporhoben auf den großen Schauplatz, auf dem die höchsten Angelegenheiten der Menschen zur Entwicklung kommen, und solche, die ihn wie einen Verschmähten erscheinen ließen, der nicht Kraft genug hat, mitzuthun bei diesen Angelegenheiten. — Er hat sie uns treulich geschildert später diese zwei Stimmungen, in seinem Roman „Werther der Jude“ (1892) und in dem Drama „Diab, der Narr“ (1895). In dem Roman kommt die eine Seite von Jacobowskis Wesenheit zur Darstellung, die fein empfindende Seele, die zerquält wird von Widerwärtigkeiten des Daseins, die herbe Schmerzen ertragen muß, weil sie zart und reizbar ist. In dem Drama schildert sich die Willensnatur des Dichters, die denen sich überlegen fühlt, die ihr Schmerz bereiten, die aus sich holt, was die Außenwelt versagt. Und wie viel diese Natur aus sich zu holen hatte, das trat in bedeutender Kunst vor die Welt in dem Buche „Loki. Roman eines Gottes“ (1898). Jacobowski hat mit dieser Schöpfung etwas erreicht, was man nur durch Zusammenwirken dreier Geisteskräfte in der Persönlichkeit erreichen kann: durch Kindlichkeit, Künstlertum und Philosophie. Einfachheit in der Auffassung der Welterscheinungen, Harmonie in der künstlerischen Gestaltung und Tiefe in der denkenden Betrachtung der Natur und des Menschen: in der Durchbringung dieser Dreieit lag der Wesenskern Jacobowskis. Ich habe durch diese Dreieit seine Natur charakterisiert, nachdem er uns in seinen „Leuchtenden Tagen“ seine letzte Gedichtsammlung vorgelegt hatte. Es gehört zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens: wie ich seine Augen leuchten sah, als ich ihm meine Besprechung seiner „Leuchtenden Tage“ übergeben konnte, und er die obigen Worte darin las. Er glaubte sich erkannt. Er sagte als Künstler die einfachsten Formen. Und in dem Erreichen der vollstimmlichsten Einfachheit durch die höchsten Mittel sah er wohl das Ziel der Kunst. Aber er wollte diese Einfachheit nie ohne Tiefe haben. — Alles künstlerische Raffinement verschmähte er. Er brauchte keine Seltsamkeiten aufzusuchen, wenn er das Leben in seiner wahren Bedeutung zeichnen wollte. Ihm trat die Poesie entgegen aus den kleinsten Erscheinungen des alltäglichen Lebens. Er verstand, in großen Linien zu sehen.

Jacobowski war ein Mann, der in seinen einsamen Empfindungen allen Geheimnissen des Daseins nachging. Die Irrgänge und die Leucht-

türme des Daseins hat er in seinem „Loki“ hingezeichnet. Aus trüben Erfahrungen heraus hat er sich zu der harmonischen Lebensauffassung seiner „Leuchtenden Tage“ durchgerungen. Auf seine bitteren Erlebnisse fiel zuletzt das Licht, aus dem die Verse stammen:

Nach, unsre leuchtenden Tage
Glängen wie ewige Sterne.
Als Trost für künftige Klage
Glüh'n sie aus goldener Ferne.

Nicht meinen, weil sie vorüber!
Lächeln, weil sie gewesen!
Und werden die Tage auch trüber.
Unsre Sterne erlösen!

Und der Mann, der also mit sich rang, war zugleich befeelt von der Begierde, an der Hebung der Geisteskultur unablässig mitzuarbeiten. Seine Zehnpfennighefte „Lieder fürs Volk“ und die Sammlung „Deutsche Dichter in Auswahl fürs Volk“ (Verlag von G. E. Kippler, Berlin, zum Preis von 10 Pf.) entsprangen einem tief sozialen Zug in seiner Persönlichkeit. Er hat durch diese Unternehmung eine große Freude erlebt. Er sprach gern von dieser Freude. Dem Geiste des Volkes wollte er dienen; und er hatte noch deutlich sehen können, wie tief das Bedürfnis und die Empfänglichkeit im Volke für geistige Schöpfungen ist. Von allen Seiten her kamen die Rundgebungen an ihn heran über den Erfolg seiner Bestrebungen auf diesem Gebiete. Er wollte die Erfahrungen, die er in dieser Richtung gemacht hat, in der allernächsten Zeit schildern. Wie so viele seiner Pläne, hat auch diesen ein grausames Geschick zerstört.

Unüberschbar sind die Vorarbeiten, die Jacobowski zu einem großen Werke über die Entwicklung der Volkspoesie hinterlassen hat. Das Werden des menschlichen Geistes im Denken und künstlerischem Schaffen hat er dereinst auf umfassender Grundlage darstellen wollen. — Seine Liebe zur Volksdichtung hat das schöne Werk „Aus deutscher Seele“ gezeitigt, ein „Buch Volkslieder“ (Minden in Westf. 1899). Und während er sich einerseits in die Volksseele vertiefte, stieg er andererseits in die einsamen Höhen der romantischen Dichtung hinauf. Mit Oppeln-Bronikowski zusammen gab er vor kurzem „Die blaue Blume“ heraus, eine „Anthologie romantischer Lyrik“. (Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig.)

Jacobowski's Freunde wußten noch von einem Plane, der ein Lebenswerk zeitigen sollte. Eine künstlerische Gestaltung der kosmischen Geheimnisse strebte er in einer Dichtung „Erde“ an. Es waren die höchsten

Anforderungen, die er bei dieser Schöpfung an sich stellte. Er dachte an die größten Anstrengungen, um für dieses Werk reif zu werden.

Man muß das alles sagen, um ermessen zu lassen, wie tief diejenigen seinen Verlust empfinden, die Ludwig Jacobowski nahe standen. Für sie ist es niederdrückend, von solch zerstörten Hoffnungen sprechen zu müssen. Es kann sie über den Schmerz nicht das Bewußtsein hinwegführen, daß auch durch das, was Jacobowski geleistet hat, sein Name tief eingegraben sein wird in die Annalen der deutschen Geistesgeschichte. Denn für sie ist dieses Bewußtsein mit dem bitteren Gedanken verknüpft, was dieser Name bedeuten würde, wenn eine Geisteskraft, die für ein langes, überlanges Leben ausge reicht hätte, nicht in der ersten Blüte zerstört worden wäre.

Rudolf Steiner.



Eines der letzten Gedichte Ludwig Jacobowskis.

Ich hab' einen Brief von ihrer Hand,
Den geb' ich nicht her um ein reiches Land,
So schwer ist seine Seele und sein Segen.

Strecke ich einst meine Ellbogen aus,
— Ich stoß mich sonst in dem Bretterhaus —
Sollt Ihr ihn mir über die Augen legen.

Wie bitter ist so ein dunkles Grab!
Kein Nöslein und Schwälblein plaudert hinab,
Sie fürchten die stillen Ränne.

Ich aber schlaf zufrieden ein,
Meine Augen werden voll Thränen sein,
Und voll von Dir meine Träume.

Geschrieben am 25. Oktober 1900, im Bett.



Die Falte.

Von Ludwig Jacobowski.

(Berlin.)



Mein, Schlächter konnten keine guten Menschen sein. Und weit im Bogen schlich ich vorbei, wenn der Fenker der Tiere breitbeinig vor der Thür seines Ladens stand, die weiße, gestraffte Schürze über dem plumpen, gewölbten Bauch; das Schärfeisen klirrte dann gegen das rechte Bein und die roten, blutroten üppig gerundeten Hände strichen die Schürze glatt in unendlich gesättigtem Behagen. Immer hing mein furchtsamer Blick an seinen Augen. Und grell und rot schien es herauszuleuchten, und wenn er um sich sah, dachte ich, er würde jetzt mitten hinein greifen in die Herde der Kinder und Frauen, die vor dem Laden schwagten, und . . .

So kam es, daß ich nie dem Erzvater Abraham liebe Gedanken weihen konnte. Er hatte Schlächterinstinkte. Und selbst wenn er es Gott zu Gefallen that, — ich zitterte vor Pängnis und Entrüstung — Gott konnte kein Freund der Schlächter sein.

Und ich war doch fromm. Fromm, wenn ich am Krankenbett der Mutter saß und ihre abgewelkte magere Hand strich und kein armseliges Wort herausbringen konnte vor überhafter Empfindung und sprechschwerer Zunge. Fromm, wenn ich an der Kirche vorbeiging und der Abend seine grauen Spinnewebe um Haus und Garten, Himmel und Erde wob. Dann lehnte ich das horchende Ohr an das kalte Gemäuer, um den Engelgesang der Mädchenstimmen einzuschlürfen mit der endlosen Oier der jungen Seele, die vor den Wundern des Herren erzitterte. Dann schien das klanglose Gestein der roten Mauer mitzuklingen, mein Ohr bebte mit und die Tonwellen wankten und taumelten jauchzend mir ins beseligte Herz, daß ich nahe fühlte den Herrn der Heerscharen, den Herrn Zebaoth.

Was weiß ich heute vom Herren der Heerscharen?

Weil er kein Herr der Heerscharen auf Erden war, habe ich ihn vergessen. Und mein kluger Kopf hat ihn ausgelöscht und sich selbst auf seinen Thron gesetzt. Frech und vermessen, breit und höhnisch steht meine kalte Vernunft auf seinem Thron, und wenn wie aus Nebeln und Dampf verschämtes Jugendgedenken emporsteigt, bringe ich es um, wie einen Ver-

räter. Ich laß ihm das Haupt abhacken, den Körper vierteilen und in den Strom des Vergessens versenken. Ich habe meinen Glauben hingeschlachtet.

Ja, ich haße die Schlächter nicht mehr. Sie haben ein reinliches und rotes Handwerk. Nein, nicht Handwerk. Sie sind Künstler und ich liebe ihre Kunst, nicht wie ein Stümper, sondern wie ein gauzer, echter Könner.

* * *

Doch gestern bin ich wieder fromm gewesen, ich, der ich schon drauf warte, ob nicht ein graues Haar sich durch meine Locken drängt. Und niemand war schuld als du.

Freit und goldig behute sich der Platz vor der St. Annenkirche aus. Über den schwarzen Dächern schoß die rote Sonne, kletterte blitzschnell die ehernen steilen Wände hinab und glitt warm und hell über die Granitsteine der glatten Straße. Und wir gingen dahin, Arm leise an Arm geschmiegt, manchmal Hand in Hand, wenn es niemand sah, mitten hinein in das rauschende Gewühl sonntäglich gepuppter Menschen, an lärmenden Kindern vorüber, die sich jagten, an kleinen Mädchen, die ihre steifbreiten Schürzen mit offenem Mund anstauten, an jungen Soldaten, deren Helme extra blank glitzerten über den gebräunten Stirnen und den lustigen, lachenden Blicken. Und Damen in hellen Gewändern wandelten an uns vorüber, Mütter mit strengen, hungrigen Blicken, Männer mit stumpfen Mienen und steifen Stehtragen.

Nun hallten die Glocken schwer, und die Lüfte erschütternd, über uns dahin. Ich fühlte das Wallen der Luft mit geschärftem Ohr und stand still und hob den Blick. Oben glitzerte die grünsüchtige Kuppel im blanken Sonnenschein und darüber rechte sich das stolze Kreuz erhaben in die einsame Luft der Höhe.

„Ich gehe jetzt zur Kirche!“ Sie hob den blonden Kopf, und aus dem schmalen Gesicht mit dem treuen, warmen Mädchenblick las ich eine stumme Frage.

Ich lächelte.

„Wenn ich auch nicht deines Glaubens bin, so bin ich doch deines Gottes. Und ich gehe mit dir.“

Das klang so wunderbarlich, fast biblisch. Der Klang der ehernen Glocke mußte meine Seele berührt haben. Und ich hörte wieder seltsame Töne um mich, als schrien und sprächen die Donnerschläge der Kirche allein für mein glaubensleeres, gottloses Herz. Und im Schweigen, mit halbgeschlossenen Augen ging ich neben ihr dahin. Zaghaft schritt sie mir zur Seite. Und unbewußt, als wäre ihre Liebe zu mir ein leises Verbrechen

vor Gott ihrem Herrn, ließ sie einen winzigen Zwischenraum zwischen uns. Die Maiensonne konnte jetzt zwischen uns hindurchwehen, eine unsichtbare Mauer konnte sich zwischen uns aufrecken, und sie allein hätte es verschuldet. Sie fürchtete sich, sie schämte sich vor Gott.

Nun standen wir hoch oben in der Galerie der katholischen Kirche. Wie fremdartig . . .

Sie bekreuzte sich, sie kniete hin. Sie erhob sich wieder. Sie murmelte. Sie betete. Mit ihren dunkelroten vollen Lippen, die schmal erschienen unter der geheimen Wucht ihres lautlosen Gebetes.

Da überfiel mich eine unendliche Hilflosigkeit.

Von ihren Gebräuchen wußte ich nichts, von ihren Gebeten hörte ich nichts, der Klang des Priestermundes unter uns drang kaum in mein Ohr. Nur die Lichter, die durch die bunten Fenster glitten, sah mein träumendes Auge, die roten, leuchtenden, brennenden, tiefwarmen Flammen, die erhebenden, freundlichen, mitleidigen, seligenblauen Fenster, und die harten, schreienden, stumpfen, gelben Töne.

Und ich höre nichts. Keinen Ton, keinen Laut.

Nur stumme Welt um mich herum, unendliche Stille, unübersehbare Wüste, ewiges Schweigen.

Und immer hilfloser wird mir zu Sinn. Und unendliche Sehnsucht steigt in mir auf und Bangen und wieder Sehnsucht. Nach einer Hand, die ich umpressen, nach einer Brust, an die ich mein Haupt legen, nach einem Arm, den ich umfassen kann.

Und langsam, wie tastend, strecke ich die Rechte aus, vorsichtig, in bangem Zittern vor einem Geräusch und taste, taste . . .

Wie kalt die Wand, schlüpfrig graufig kalt.

Und weiter taste ich . . . vorsichtig. Ah . . .

Ein leises Rauschen wie von einem Kleide, unhörbar für alle, hörbar nur für meine hilflose Seele und mein dürstendes Ohr.

Und nun hab' ich sie und halte sie, die Falte ihres Kleides, und will sie festhalten hier in meiner Not und Fährde.

O süßes Glück!

Ich fühle sie, ich fühle dich. Und langsam steigt es heiß in mir auf. Aus der Falte in die kalten, zitternden Finger, langsam und langsam bis gerade in mein Herz. Und nun höre ich ein seltsames Tönen und Singen durch die Stille, Mädchenstimmen jauchzen so süß und selig, Donnerworte drängen sich heraus aus eifrigem Priestermund und hoch oben schweben sie dahin, als wollten sie die Wände durchbrechen und am Kreuz des Ewigen emporflattern zum alleinigen Gott.

Die ganze Welt tönt und jubelt zu Gott empor, und mit hilflosen Lippen stammle ich mit die frommen Worte, die an mein Ohr schlagen, und fühle des Herzens tiefste Tiefen beben vor der Donnergewalt des allmächtigen Gottes.

Ich bin wieder fromm geworden.

O Weib! Steh still, denn gingst du jetzt hinunter in den Beichtstuhl der Kirche, ich ließe die knisternde Falte deines weißen Kleides nicht und folgte dir blinden Blickes durch die mächtigen Säulen gerabehin zu den Füßen des Priesters.

Ich bin gottlos gewesen. Da habe ich dein Kleid berührt und bin fromm geworden.

Ich bin taub gewesen. Da hat mich die Falte deines Kleides hörend gemacht. Nun höre ich nur noch den Ewigen reden in tausend Zungen zu mir. Wohl mir, mein Gott! Weh dir, du Weib!



Ährenfeld.

Von Ludwig Jacobowski.

(Berlin.)

Ärgerlich, mit schwerem Kopf, hoben sich die Ähren empor und streckten den goldgelben Hals kerkzengerade in die Luft. Als ob sie jetzt erst ihren ganzen natürlichen Hochmut wiedererlangt hätten, nachdem die stolzen, festen Schritte des schlankgewachsenen Mädchens im weiten Weizenfeld verklungen waren. Nun raunten und rauschten sie, bogen sich tuschelnd und zischelnd vor, um dann wieder den Kopf hochzutragen und in Ent-rüstung hin und her zu wiegen.

Es war auch zu arg! Die helle, freundliche Sonne stand gerade über ihnen, daß ihre warme, strahlende Blut an den schlanken Halmen und Schäften entlangglitt, bis sie wohlig, aber unmerklich zitterten, von der tiefen, feuchten Wurzel an bis zum goldgefüllten Hals und runden vollen Haupt. Dann standen sie still und horchten auf die flüsternden Stimmen der Runde. Und nickten sich zu mit rosigem Stolze und reckten

und streckten sich und zierten und schmückten sich mit dem Goldneß der Sonne. Und horchten auf die rauhe Stimme des alten greisen Windes, der grämlich über die vollen Felder tapste, oder hoben den Kopf und lauschten auf den tiefen Brummbaß des nahen umfriedeten Parks, der wie aus fremder Kehle herüberschrie, daß es ihnen ängstlich bis in die dünnen Beine rann. Oder sie wisperten über den purpuroten Mohn, dem sie mitleidig Obdach gewährten, indes dieser weit und voll sein Kleid ausbreitete, um Aufmerksamkeit zu erregen. Freundlich nickten sie der blauen Kornblume zu. Die that nicht groß und breit, drängte sich nicht mit hoher Stirn und glühenden Farben hervor und war dankbar, wenn sie an einer schlanken Ähre empor schauen konnte.

Aber in einem Haß standen sie sich alle bei.

Mittags, wenn die Sonne so hoch stand und glühte, daß kein weicher Schatten über den grauweißen heißen Boden glitt, hörten sie schwere Tritte. Von dem Dorfe her klapperten sie.

Dort schlief alles, jeder Bauer, jede Kuh, jeder Hund, jede Fliege.

Kein Laut drang herüber. Wenn eine Faust gegen die Kirchenglocke gestoßen hätte, sie wäre vor der Hitze des Metalls zurückgefahren, und der Ton wäre müde und ungehört in der heißen Luft hängen geblieben, aufgelogen förmlich, wie die Tropfen in der Entenpfütze vorm Schulhaus des Lehrers.

Tapp—tapp—tapp—klang und klappte es daher. Über den schmalen Holzsteg des Gänseteichs, über die heiße graue Landstraße, die sich hinten vor Glanz und Staub in einen Eichenwald verkroch, tapp . . tapp . . . Jezt mitten hinein in die vollen Weizenähren.

Nun knirschten und knackten sie ächzend unter den festen Schritten; rechts und links raschelten sie vor Ärger und schoben sich weit zurück vor den kräftigen, nackten Armen der Dirne; hin und wieder riß das nachflatternde Ende des weißen Hüftentuches einem Halm das Haupt ab, daß die Nachbarn vor Entsetzen zitterten und keinen Laut wagten.

Und nach langer Zeit erst, wenn die Schritte weit ins Feld hinein verklungen waren, hoben sich die niedergeschmetterten Halme langsam empor, wankend und bebeud griffen sie um sich, wie um eine Stütze zu erlangen, bis sie in sich selbst Halt fanden und sich zitternd und jagend auf die Füße stellten.

Nun raschelte es wieder. Das klang von der andern Seite her. Die Ähren hielten an im Klüstern; wer sich eben ein Wassertröpfchen aus der Erde zum Trinken geschöpft hatte, vergaß es fast und hätte es kaum bemerkt, wenn es wieder in die Tiefe zurückgeglitten wäre.

Still horchten sie.

Aber sie hörten nur ein Rascheln und Knistern, wie wenn drüben ihre Brüder auch unter den Tritten eines fremden Wesens ihre junge Seele ausschrien. Und sie reckten sich und hoben sich, aber sie sahen niemanden; nur irgendwo, da flüsterten zwei fremde Stimmen, wie es nie aus ihrer goldgepanzerten, schmalen Brust gekommen.

Und seltsame Worte klangen und verklangen, ein weißes Tuch leuchtete auf und verschwand im wogenden Ährenfeld, als wär' es in die Erde gekrochen, wie ihre schlanken, feuchten Wurzeln.

Dann war es still.

Die Sonne glühte.

Blau, blank und heiß dehnte sich der Himmel.

Der rote Mohu spreizte sich und zeigte sein purpurnes Kleid von allen Seiten. Ein paar grüngepanzerte Käfer krochen um ihn herum. Schüchtern stand die blaue Blume daneben. Und die Ähren lächelten und nickten gönnerhaft, wie die reichen Leute, die den Armen unbekannte Dinge vorsetzen.

Dann hoben sie sich plötzlich wieder, wie auf Zehenspitzen empor. Weit hinten verschwand das weiße Kopftuch im Feld und drüben huschte eine dunkle Gestalt in Eilschritten nach der andern Seite über die graue Landstraße in die Weite. Der Park rauschte eben drohend daher und sein Brausen schob über die goldenen Haare der Ähren, daß sie sich duckten. Nun fuhr ein Windstoß hinterdrein.

Sie erbebten. Und schwankten hin und her.

Und dann Mittagsonnenglut . . .

* * *

Gestern war ein anderer gekommen. Der hatte blanke große Knöpfe an der blauen Jacke, und wenn die Sonne mit einem Strahl darauf tippte, dann glühten sie blißblank, förmlich stolz vor Freude.

Das war ein anderer Kerl.

Wie vorsichtig er auftrat! Obgleich er auch große, grobe Stiefel schleppte. Erst bückte er sich, als suche er einen Weg mitten durchs Feld. Dann bog er rechts und links die Halme vorsichtig und sacht bei Seite, daß sie erstaunt über so viel Güte hin und her schwankten. Keine einzige knackte und knirschte ingrimmig. Ganz leise, ganz bedachtsam schob er die Ähren zurück, und vergnüglich, zutraulich streichelten sie seinen blauen Rock und die blanken Knöpfe. Die mochten wohl so goldig sein wie sie selbst.

Nun stand der Fremde ratlos da und sah sich um. Und suchte . . .
und suchte . . .

Ah . . . ah . . .

Vielleicht suchte er die beiden andern? Die tagtäglich kamen? Mit plumpen, tapsenden Schritten, mit harten Händen und mordenden Ellbogen?

Und sie raunten es sich einander zu und rauschten. Und eben ging ein starker Wind über sie dahin, und sie bückten sich, um sich die Entdeckung zuzulüftern.

Mit zusammengekniffenen Lippen schlich der Fremde fort, durch das Feld dahin.

Sie sahen ihm zärtlich nach. Er war gut und ihr Freund. Und in Dankbarkeit schwoll ihnen die schlanke Seele. Sie beschloßen, ihm beizustehen.

Des Nachts hatte der Himmel eine Wolke über das Feld ausgegossen. Die durstige Erde hatte den Regen brünstig eingesogen, aber viele Halme trugen noch blinkende Wasserkronen auf dem zierlich-stolzen Köpfchen.

Wie in Erregung standen sie kerzensteif da und hartten des Fremden.

Eben hatten die Zwei sich im Felde die Hände gedrückt und gelacht. Über tausend Ähren waren sie hinweggetaumelt, mit Zauchzen und Zubern, aber keine einzige hob sich empor und reckte den Hals; immer tiefer stampften sie, daß die Halme brachen und knackten, aber keiner half sich empor und flehte den Nachbarn um Hilfe. Regungslos, mit tief gekrümmtem Rücken lagen sie da, zitternd vor Erwartung, daß der Fremde kommen sollte.

Und er kam.

Leise . . . langsam . . .

Wie sein Auge glänzte . . . Wie er sich umblickte . . .

Und dann sah er die Stelle, wo die Halme gebückt und gebeugt am Boden kauerten wie vor ihrem Herrscher.

Und leise schlich er weiter . . . Die umgebogenen Ähren führten seinen leisen Fuß lieblosend vorwärts.

Weiter und weiter.

Und leise . . .

Da . . .

Ein greller Schrei . . .

Ein Blitzen von Stahl in durchsonnter Luft . . .

Dann wieder ein heller Schrei.

Und ein Hasten durch Halme, die im Todeskampfe brechen, durch Ähren, deren Häupter unter rasenden Tritten knirschen und zermalmt hinfinken.

Regungslos stehen die andern still. Und achten nicht, daß große dunkelrote Tropfen an ihren Halmen hängen.

Tropfen, rot, wie die Blätter des purpurnen Mohnes.

Sie flüsteru jetzt. Das klingt wie Triumph.

Die schweren Holzschuhe und die plumpen Füße des Mädchens werden ihnen kein Weh mehr anthun.

Die liegen zwischen ihnen . . . regungslos.

Und thun keinen Schritt mehr.

Und die Halme zittern und beben. Und in blutroten Tropfen glüht die goldene Sonne.



Silhouetten aus einem Berliner Klub.

Von Ludwig Jacobowski.

(Berlin.)

Johannes Schlaf. Wir haben ihn alle gern. Daß er sein Magdeburg verlassen und hier in Berlin einen Kreis gefunden, der seiner tiefen Eigenart jene Ehrfurcht entgegenbringt, wie sie jedes Naturgeheimnis abzwingt, ist ein Glück für ihn, eine Freude für uns. Er ist kein regelmäßiger Gast, er ist kein gewandter Sprecher. Er schweigt gern und lacht noch lieber mit seinen Nachbarn, um dann plötzlich, ohne Lebenswohl, zu verschwinden. Und doch — wenn ich die Präsidentenglocke schwinde und Schlaf sich zu mir an den Vortragstisch setzt, hat er eine jähe Energie gewonnen. Sein Dichterwerk reißt ihn hin, so sehr hin, daß er auf niemanden achtet, nur auf das Wogen seiner Sätze und den Ton der Stimmung. Eine verhaltene Trauer liegt in dieser Stimme, die uns alle im Banne hält, selbst wenn das, was sie hinhaucht, nichts von robuster Handlung enthält, sondern nur Stimme der besetzten Natur, erstaunt aufgefangen und beglückt wiedergegeben.

Soeben ist sein Buch „In Dingssda“ in zweiter Auflage erschienen (Minden i. W., J. C. C. Bruns. 8°. 160 S.). Der Hauptmanns

Verlag von S. Fischer brücte die Johannes Schlasscheu Ibsollen tot. Es war gut, daß sie in westfälischer Luft ihre alte Farbe wiedergewannen. Wieviel berauschte Jugend zittert in diesem Buch, wieviel zarteste Poesie, wieviel tiefes kosmisches Empfinden! Es wird immer ein köstliches Bekenntnis deutschen Naturgefühls bleiben, zu dem die Technik des Früh-naturalismus Pathe gestanden hat. „Ich fühle die Liebe einer Schwester für diese Pflanzen“ sagt die liebliche Sakuntala zu den Blumen. „So bin ich euch Bruder!“ würde Schlaf hinzufügen.

* * *

Anselm Heine. Ein feines Nasengesicht mit schönen, zarten Linien, eine gelassene Stimme, die nicht zu Befehlen, nur zu Wünschen geeignet scheint, ruhige Bewegungen, die ihre Linien aus Kultur und feinsten Bildung herholen. Dabei eine Milde in Welt- und Menschenauffassung, die wohlthut, wie das Streicheln einer mütterlichen Hand, ein gütiges Verstehen, so tief und blickartig erfassend, wie es nur Kulturmenschen apartester Psyche besitzen. Wir beide, glaube ich, haben Sympathien für einander. Ich weiß positiv, daß sie Mondschein aus Lilienkelchen trinkt, und sie schwört, daß ich blutig rohes Fleisch mit den Händen zerreiße und dann äße. Als ich von irgend einem Dichter behauptete, man müsse ihn tottreten, erschrak sie zwar vor meinen Verferker-Instinkten, fand aber Ausdruck und Thatsache meiner angemessen.

Jene Kultur und vornehme Menschlichkeit, die ihr Wesen adelt, steckt auch in dem neuen Buche Selma Heines „Auf der Schwelle“ (Berlin, Gebr. Paetel. 8°. 263 S.). Es ist leider ungleich. Der gute Ostseefischer mit der phänomenalen Stimme, der zum Sänger wird und dann wieder in seine Heimat ausrückt, der alberne Phrasendichter, dessen Egoismus ein Mädelchen mit seinen Tiraden fast umbringt, beide hätte ich gern vermist. Aber die andern acht Novellen sind voll feinsten Menschenkunde, ganz Kultur, ganz Großstahtempfinden, aber doch durchzittert von Tragödien, die ans Herz greifen, von Schicksalen, deren geheime Bängnis den Atem beben macht. Alles Helden, die keine sind; keiner, der ein Ziel erreicht, nicht im Leben, nicht in der Liebe; komplizierte Naturen, die für einfaches Glück kein Organ haben und deren Schwere sie nie tanzen, immer nur stolpern und fallen läßt. Manchmal ist mir die Struktur des Empfindens zu fein für das grobe Leben und seine groben Forderungen. So in der Skizze „Der Babelsfluch“ (S. 223). Der Geliebte ist beglückt, weil die Seele seiner Liebsten seine Sprache spricht. Ein paar Wendungen der Liebenden, dann Schweigen. Sie steht vor ihm am Fenster und schaut

hinaus. Er will sehn, wohin sie blickt, und beugt den Kopf herab. Da bemerkt er, daß ihr eigenes Bild im geöffneten Fensterflügel sie beschäftigt. „Da sah er plötzlich, daß auch sie eine Fremde war!“

Der Mann ist kein Frauenkenner, sondern ein — Esel!

* * *

Abele Hindermann. Eine Westfälin aus Minden. Frische und sympathische Züge. Mit dem ganzen Schrecken der Provinzialin vor der Moderne und doch voll Sehnsucht nach ihren Offenbarungen. So lebt sie im Winter oft im sündigen Berlin, verliert die roten Backen, gewinnt tausend neue Eindrücke, um im Sommer, wenn sie über die rote Erde wandelt, die ganze Verachtung der Provinz gegen das dumpfige Berlin zu empfinden.

Sie hat eben eine Erzählung veröffentlicht: „Bühnenvölkchen“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8°. 280 S. M. 3,—). Eine junge Sängerin, die ihr erstes Theaterjahr erleidet, erlebt und besingt, und eine sorgende freundliche Schwester, die das ganze Kulissengetriebe ansieht und wiedererzählt, das sind die Heldinnen dieser schlichten und flott hingeworfenen Erzählung. Von dem Zauber der Kulissen lebt ungleich mehr in dem optimistischen Gemüt der Schriftstellerin auf als von dem Leid. Diese junge Sängerin hat nur die Sonnenseite des Bühnendaseins erlebt und genossen. Von der Mutter ins Leben hinausgelassen, von mütterlichen Armen wieder behütet, war das erste Jahr ein Jahr der künstlerischen Siege und des Rausches. Die Scheu der Verfasserin vor dem Häßlichen giebt dem Buche zuviel „süße“ Weichheit; dennoch fesselt seine Frische, erfreut manch kluges Wort einer gereiften Lebenskenntnis und in manchen Partien eine wirklich litterarisch anmutende Erzählungskunst.

* * *

Unvollendet geblieben.





Weihnachtswunder.

Eine Klosterlegende von Uxel Delmar.

(Berlin.)

Es steht ein Haus wie eine Bahre
auf winterweißem Bergesfeld;
die Mauern schwarz, wie vom Calare
urew'gen Weltenleids verhält.
Aus Schatten scheint gefügt der Bau,
von seiner Zellen kalten Fliesen
bis hoch hinauf, wo noch das Blau
verdüstern feine Turmestriefen!
Und Schatten äugen aus dem Thor
und träumen in den Wölbegängen —
im Hof nur, wo am Brunnentrohr
krySTALLNE Scepter niederhängen,
da blinkt ein Fleck, wie Gram so bleich,
— nicht Mondenschimmer mußt Du
meinen —
es ist ein stiller, starrer Teich
von vielen weißen Heil'genscheinen!
Kein Laut — nur wenn ein Glockenschlag
vom Turm im Grunde wiederdröhnt
bebt klingend mancher Sarkophag,
und manches stumme Schnitzbild stöhnt!
Dann raschelt's, schlurft es mit Laternen
und wankt zur mitternäch'tgen Mette —
ein Häuflein von gefang'nen Sternen
an langer Wandelschattenskette.
Sie reihen sich im Kirchengestühle
und hauchen lauen Dämmerchein
in diese gräberdumpfe Kühle — — —
nur eins breunt ferne und allein.
Alm fernsten von dem Altarbisde,
das rauchgeschwärtzt und zeitgedunkelt
und schattenhaft, doch lieblich milde
wie ein gemaltes Ainen funkelt

und wie von Jenseitsgrüßen zittert
nach ruhvoll mächt'gem Kirchengsang...
Und dorten ächzet wie zerplittert
ein Stimmchen von der Sünderbank:

„O Heiland, süßer Heiland mein,
o hilf mir doch zum Frieden ein!
Die Jähren haben weggeschwemmt
vom Antlitz holde Farben,
es wuchs das harte Härenhemd
in meine Geißelnarben —
die junge Seele tief sich müht
in Heiligkeit zu enden —
von meinen heißen Lippen glüht
das Kreuz in meinen Händen.

Mein süßer Heiland starbst Du mir
von Speer und Dorn zerrissen —
ach, wärst Du einmal, einmal hier,
mein Sehnen nur zu wissen!

Du rührtest an die Stirne weiß
und nühmst ihr wehes Simmen
und küßtest leis, und küßtest leis
mein bräutlich Herz von hinnen!

O Heiland, süßer Heiland mein,
o hilf mir doch zum Frieden ein!“

Und wie sie feufzt, wallt Weihrauch nieder,
verharrt am Altar stufengleich,
und aus der Engel Raufschgefieder
weh'n Friederspalmen licht und weich!

Wie junge Schöpfung strahlt das Bild
des Heilands durch die Heil'ge Nacht —
sein Blick den Raum mit Sonne füllt,
sein Lächeln selig weinen macht!

Der Rahmen wird ein Himmelsthor —
die Orgel braust, es starrt der Chor
mit wunderfroh verzückten Mienen
auf Christi klare Wundernuben,
und schaut, wie von der Sünderbank
mit festem Schritt den Mittelgang

die junge Väherin durchmiszt
und aufwärts steigt zu Jesu Christ ... —

Dann dämmerfhattets gleich zuvor,
das Bild glänzt wie ein Träumemeer,
die Orgel schweigt, es starrt der Chor
zur Sünderbank, wo's still und leer. —
Nur einsam flimmert ein Laternchen
wie ein gefang'nes Sternchen.



Friedrich Raumann, „Demokratie und Kaisertum“.

Eine Einleitung von Dr. Robert Wilbrandt.

(Berlin.)

(Schluß.)

Friedrich Raumann, als „Pfarrer Raumann“ bekannt, obwohl er schon jahrelang nicht mehr Pastor, sondern nur Politiker ist, that diesen Schritt aus der Gemeinde ins Volk um der Gemeinde, um des Volkes willen. Er wollte den um Gerechtigkeit und um ihr volles Menschentum kämpfenden unteren Klassen beistehen. Er gründete seine Wochenschrift „Die Hilfe“. Um seiner Gemeinde nicht untreu zu werden, schrieb er in jeder Nummer auch eine Andacht und hat bis jetzt daran festgehalten. Er blieb in dieser Hinsicht Pfarrer, und als er dann, in stark nationalem Gefühl und klarem Erfassen des Notwendigen, lebhaft für die größere Flotte eintrat, wurde er als der „Marinepastor“ verspottet; seine giftigsten Feinde, die Redakteure des „Vorwärts“, haben ihm seit seinem offenen Eintreten für das „Kein Pardon“ gegenüber den nie Pardon gebenden Chinesen, das vom Kaiser in der „Sonnenrede“ ausgesprochen wurde, den Ehrentitel des „Sunnepastors“ beigelegt.

Er ist, wie einst Bismarck, der am meisten und der am besten gehaßte Mann im Lande: von links von den orthodoxen Sozialdemokraten, die um ihre Parteiherrlichkeit besorgt sind, von rechts von Agrariern und Industriearbentern. Der Erfolg reißt langsam, und es gehört eine von innerster Religion erfüllte Kampfnatur wie die Raumanns dazu, um es durchzukämpfen. Gegenüber all den Mißdeutungen und Anwürfen, und angesichts des noch nicht erreichten Erfolges, kann er aber seinem Gott gegenüber das Gefühl in sich tragen, mit aller Kraft für die rechte Sache einzustehen, und das ist mehr Lohn als aller Erfolg. Aber schwerer als alle äußeren Kämpfe muß für ihn innerlich der Zwiespalt zwischen seinem ehrlichen, tiefgefühlten Christentum und der Macht- und Kampfpolitik sein, die er als notwendig erkennt. Die Jesuslehre, die selbstlose Anstrengung als das Einzige was innerlich Frieden giebt, wahr für alle Zeiten und klar in allen Denkern und Helden, stößt hart zusammen mit dem notwendigen Daseinskampf der äußeren Wirklichkeit. Die Selbstlosigkeit verlangt nichts für sich, sie liebt Gott über alles und den Nächsten wie sich selbst. Sie kämpft aber für Gott, für das Gute, nicht für sich selbst. Sie überwindet das kleine und kleuliche Ich, sie ist im Streit mit sich und mit der Welt — aber nicht, um für sich etwas zu nehmen, sondern um die Menschen zu heben. Das ist Christentum. Die Politik aber, ebenso wie Erwerb und Geschäft, ist ein Nehmen — im besten Fall ein Nehmen, wie das des edlen Räubers, der den Reichen nimmt, um den Armen zu geben —, es ist ein Stoßen und Drängen um die besten Plätze, seien die darum Streitenden nun Einzelne, Klassen oder Völker. Es mag das zur Ausspannung aller Kräfte, zum Fortschritt, und, bei der Ungleichwertigkeit der Menschen, auch zur Gerechtigkeit nötig sein. Es kann dadurch geabelt werden, daß der Tüchtigere, Würdigere den Schlechteren verdrängt — die Wirklichkeit zeigt oft auch das Gegeuteil. Auf jeden Fall bleibt es im Widerspruch mit dem Christentum, am augenfälligsten bei der kriegerischen Machtpolitik, die Raumann mit vollem Recht für notwendig hält. Gewiß ist sie mindestens ebenso berechtigt wie der Kampf ums Dasein mit den ebenso tödlichen, ebenso grausamen Waffen des Geschäfts, die nur etwas weniger Helbentum verlangen, und ebenso berechtigt wie der Kampf der untern Klassen um den ihnen vorenthaltenen Anteil, von dem sie durch die Besitzenden ausgeschlossen sind. Aber die kriegerische Machtpolitik, auch in Ausübung eines innern Rechts, bleibt doch ein schreiender Widerspruch mit der Lehre des Christentums, ein Widerspruch, der von den Sozialdemokraten in die Bezeichnung „Revolverchristen“ zusammengefaßt wird. Es zeigt sich wieder das in der Menschen-

natur liegende Schicksal: mit keinem andern stimmt man ganz überein, aber am schwersten ist es, mit sich selbst übereinzustimmen. Und es ist daher zu wünschen, daß die Andachten in der „Hilfe“ ihre Euthanasie, ihren schönen Tod, durch das Aufgehen der „Hilfe“ in eine nationalsoziale Tageszeitung finden werden.

Ganz frei von Einmischung des Religiösen ist Raumann in der Politik; so auch in seinem politischen Handbuch „Demokratie und Kaisertum“. Die Politik ist ihm eine Frage der Machtverhältnisse, das betont er so sehr, daß das moralische Recht, in ihm selber die treibende Grundkraft, fast zu wenig hervorgehoben wird. Politik ist ihm, mit Bismarck, Sache des Verstandes, nicht des Gefühls. Es handelt sich um Interesselämpfe, und was dem Interesse unseres Volkes entspricht, das hat unsere auswärtige Politik zu thun, unbeeinflusst durch Sympathie für das eine oder das andre fremde Volk. Ebenso soll man in der innern Politik nicht dem Gefühl folgen, sondern taktisch klug dasjenige thun, womit man am meisten erreicht. So soll der Arbeiterstand — bei dessen Emporstreben Raumann mit dem ganzen Herzen dabei ist — sich nicht mehr vom Gefühl und marxistischen Theorien leiten lassen, sondern vom Verstand: er soll so vorgehen, wie er am meisten erreichen kann.

Und hier kommt nun die andere Seite der Medaille: Raumann begreift die Unversöhnlichkeit der Arbeiter vollständig, aber in ihrem eignen Interesse verlangt er, daß sie sie aufgeben, wenn eine verständnisvolle Regierung die Möglichkeit dazu bietet, daß sie national werden und Heer und Flotte, Macht- und Weltpolitik als nationale Notwendigkeiten erfassen lernen, damit die Regierung diese Notwendigkeiten auch von ihnen bewilligt erhalten und dann mit ihnen regieren kann. Denn das ist eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt: so lange die Regierung nicht freiheitlich und wirklich arbeiterfreundlich wird, so lange bleiben die Arbeiter in ihrer Verbitterung; so lange aber die Sozialisten für Heer und Flotte „keinen Mann und keinen Groschen“ bewilligen wollen, so lange kann die Regierung unmöglich an ihnen ihre Stütze haben, so lange muß sie sich an die rechte Seite des Hauses halten, an die Agrarier und Großindustriellen, und zum Dank für die bewilligten Schiffe und Kanonen muß sie ihnen hohe Getreidezölle und Arbeiternebelungsgesetze geben. Wenn aber der Augenblick wiederkommt, den die Linke des Reichstags unter Caprivi so schmähslich versäumt hat, dann sollen die Sozialdemokraten und Freisinnigen diesmal zugreifen: wenn die Regierung noch einmal auf freiheitlich-sozialem Wege entgegenkommt, dann soll man die gebotene Hand ergreifen und festhalten. Dann kein Zögern, ihre Welt-

politik, wie sie durch Deutschlands mächtige Industrie und anschwellende Bevölkerung geboten ist, voll zu unterstützen. Und zur äußeren Politik, vor allem zu einer Handels- und Machtpolitik, brauchen wir eine starke Regierungsgewalt, das Kaisertum; ebenso wie auch in der Industrie die monarchische Leitung des Unternehmers für das Kaufmännisch-Technische berechtigt ist. Aber beide Mal tritt gleichberechtigt dem monarchischen das demokratische Prinzip gegenüber: in der Verfassung der Fabrik, wie in der des Staats, muß der Regierung ein starkes, demokratisch gewähltes Parlament die Wage halten, im Staat die Volksvertretung, in der Industrie die Gewerkschaft. Es ist der konstitutionelle Gedanke, der den absolutistischen überwindet. Das ist der Sinn von Demokratie und Kaisertum: die Demokratie ist das natürliche Prinzip der aufstrebenden Volksmasse, das Kaisertum ist die zusammengeballte Macht des aufstrebenden deutschen Reichs, sie ergänzen und bedürfen einander, denn die Masse bedarf gerade für ihre wirtschaftliche Befriedigung einer Industrie- und Weltpolitik und dazu des Kaisertums und der starken Flotte, und der Kaiser braucht zu einer großen, weit ausgreifenden Politik ein national gefinntes Volk. Der Kaiser und die Masse sollen sich vereinigen und die herrschende Aristokratie, die Großgrundbesitzer, die Schlotbarone und den Klerus, aus dem Sattel heben. Dazu gehört von oben eine freiheitliche und wahrhaft soziale Politik, aber von unten her zugleich eine kraftvolle Unterstützung der Weltpolitik, vor allem durch die Bewilligung der dazu nötigen Schiffe und Soldaten. Das sollen die Sozialisten und Demokraten endlich erfassen, sich von ihren Dogmen befreien und das werden, was uns im Reichstag nothut: ein regierungsfähiger Liberalismus, eine nationale und soziale Linke.

Das ist Naumanns politisches Ziel. Aber besteht die Aussicht, daß das möglich wird? Haben wir eine Regierung, von der wir eine soziale Richtung erwarten können? Nach allem, was wir von Graf Bülow wissen: Ja. Und gerade ein Buch wie „Demokratie und Kaisertum“, gerade Naumanns unermüdete Aufrüttelung der sozial gleichgültigen oberen Klassen soll dazu beitragen, eine Wendung zur Sozialreform wieder herbeizuführen. In erster Linie handelt es sich jetzt natürlich um den Kampf gegen den Brotwucher der großgrundbesitzenden Agrarier: um die Handelsverträge, die entweder dem arbeitenden Volk das Brot verteuern und die Exportindustrie schädigen oder, wenn sie wirkliche Handelsverträge sind, den Zorn der Agrarier entfesseln müssen. Da muß es sich entscheiden: entweder konservativ-reaktionär mit den Agrariern, oder freiheitlich-sozial mit den Arbeitern, eins von beiden muß die Regierung wählen. Und

wenn die erste Zeit der neuen Kanzlerschaft, unter den vorgefundenen Verhältnissen, agrarischer aussehcn mag, als uns lieb ist, so glauben wir doch nicht fehl zu gehen, wenn wir behaupten: Graf Bülow ist kein Agrarier.

Eins freilich, das erkennt Naumann klar, ist unvermeidlich: ohne das Zentrum ist eine Mehrheit nicht zu bilden. Es muß daher zunächst mit in Kauf genommen werden, so sehr es uns zuwider ist. Und wenn ihm Zugeständnisse gemacht werden müssen — das Schädlichste, was unserer Volksseele geschehen kann — so trifft die Schuld daran die, die das Zentrum so groß haben werden lassen. Jetzt ist es da, mit dem Vorhandenen muß man rechnen, und so muß es, im besten Fall, die Brücke bilden, auf der die Herrschaft von der rechten auf die linke Seite des Reichstags übergeht. So rechuet Naumann, und je mehr seine Bemühungen gelingen, je nationaler die Sozialisten und je sozialer die nationalen Kreise unseres Volkes werden, um so näher kommen wir dem Augenblick, wo wir endlich die Ultramontanen entbehren und ihre Herrschaft abschütteln können.

Soll ich jetzt noch an einzeInem etwas Einseitigen und weniger Gelungenen des Buches kritisieren? Soll ich ausführen, daß das über die Persönlichkeit des Kaisers Gesagte mir sehr optimistisch erscheint, soll ich erörtern, daß ich nicht den Wunsch von Naumann teile, bis an die russische Grenze keine Gutsbesitzer, sondern nur noch Bauerngut an Bauerngut zu sehen? Ich wünsche die Blüchers und Moltkes, Bismarcks und Roons nicht vom deutschen Boden verschwinden zu sehen. Aber solche Wünsche und Ziele sind weltensfern, und die Richtung, in der Naumann vorgeht, ist die rechte: es gilt, den Arbeitern und Bauern den Anteil an „Besitz und Bildung“ zu erringen, die ihnen die Junker und Industriearone verwehren wollen. Dem gegenüber ist die Kritik an EinzeInem nebensächlich, ich überlasse sie dem einzelnen Leser. Denn nicht das Buch zu ersetzen, sondern darauf hinzuweisen ist der Zweck dieses Aufsatzes. Die Fülle von geschichtlicher und politischer Einsicht, die Wärme und Kraft des Tones, die das Buch enthält, möge noch von Tausenden von Lesern empfunden werden.

Und auch das Buch selbst möge seinen Zweck erfüllen: es soll dazu beitragen, unser Volk innerlich wieder zu einen, unsere Arbeiter wieder zu Deutschen zu machen — aber nur, indem es für ihre Befreiung streitet, indem es ihnen hilft, Gerechtigkeit und Menschendasein zu erringen.





Houston Stewart Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts

von H. C.

(Berlin.)

(Schluß.)

Wer anderer Meinung ist, als er, findet vor Chamberlains Augen keine Gnade. Es ist eine milde Art der Mißbilligung, wenn er von „Herrn Birchow“ (S. 266^{*)} oder „Herrn Leopold von Ranke“ (S. 142^{**}) spricht, Renan und Bismarck müssen sich z. B. gefallen lassen, daß ihre Ehrlichkeit angezweifelt wird. So heißt es z. B. (S. 218 Num. 1): „wie soll man es z. B. erklären, daß Renan, der in seinem 1863 erschienenen *Vie de Jesus* sagt, es sei unmöglich, auch nur Vermutungen aufzustellen über die Nahe, der Christus durch sein Blut angehörte (siehe Kap. II), in dem 1891 vollendeten fünften Band seiner *Histoire du Peuple d'Israël* die kategorische Behauptung aufstellt: „Jésus était un Juif“ . . . Sollte nicht die Alliance Israélite, mit der Renan in seinen letzten Lebensjahren in so eifrigem Verkehr stand, hier ein Wort mitgeredet haben? . . . Der frühere Zwang konnte, bei allem bitterm Unrecht, den Charakter stärken, der neue, der nur von Geld ausgeht und nur auf Geld hingsieht, entwürdigt zur niedrigsten Sklaverei.“ — Dabei citiert er Renan an ein paar Duzend Stellen. War dieser 1891 bestochen, so konnte er es 1863 ebenso gut sein. Es sollte das KVC schriftstellerischer Keuschheit sein, jemand, den man als bestochenen Schuft hinstellt, nicht als Kronzeugen zu verwenden; wie es für bürgerlich unstatthaft gilt, solche Behauptungen aufzustellen, oder solche Andeutungen zu machen, ohne Beweise beizubringen. —

^{*)} Die Gleichheit, vor der Herr Birchow seinen Wenzendienst verrichtet ic.

^{**}) Zur Charakterisierung des 19. Jahrhunderts sei das Urteil seines angeblich größten Historikers angeführt. Herr Leopold von Ranke urteilt ic.

Über Bismarck heißt es (S. 336):

„(Der Hohenstaufe Friedrich II.) . . . wies warnend darauf hin, daß, wo man auch den Juden zur Gewalt zuläßt, er sie mißbraucht . . . nicht unähnlich hat Fürst Bismarck, als er noch offen reden durfte, sich im Landtag (1847) geäußert.“ —

Weshalb durfte Bismarck später nicht offen reden? Mit Rücksicht auf das Staatsinteresse? Dieses hätte im Gegenteil ein offenes Reden erfordert. Es liegt also in Chamberlains Worten, vielleicht ohne daß er es wollte, unzweifelhaft die Insinuation, Bismarck habe aus persönlichen Gründen nicht sagen dürfen, was das Staatswohl zu sagen erfordert haben würde. Wie es ja denn überhaupt eine merkwürdige Gepflogenheit der Deutschen ist, ihr Deutschtum dadurch erweisen zu wollen, daß sie Bismarck als einen bestochenen Judenknecht hinstellen. —

Und weshalb so dunkle Vermutungen? Daß Bismarck 1878 anders sprach als 1848 und Renan 1891 eine andere Meinung äußerte als 1863, ist sicher weit leichter erklärlich, als daß Chamberlain S. 122 etwas anderes behauptet als S. 121 oder S. 131 etwas anderes als S. 129.

Mehrfach bieten entstellte Citate die Grundlage Chamberlainscher Polemik, wie die folgenden Beispiele erweisen:

1. Leroy-Beaulieu, *Israël chez les nations*:

„Ob Leroy-Beaulieu dies selber ernstlich glaubt, weiß ich nicht . . . Jedenfalls wurde er viel gelesen und viel citiert; die meisten lasen ihn aber nur bis dahin, wo er dargethan hat, es gäbe keine Juden; eine weitere Bemühung hielten sie natürlich für überflüssig. Schade, denn im folgenden Kapitel hätten sie eine reizende Anekdote gefunden, die Leroy-Beaulieu als unlösbares Problem zum Besten giebt*): wie nämlich seine Enkelin, eine junge Dame im vierten Lebensjahr, die also gewiß von Rassen und Religion nichts weiß, stets und ausnahmslos jämmerlich zu heulen anhebt, sobald im Jardin du Luxembourg ein Jude oder eine Jüdin in ihre Nähe kommt; und zwar sollen die gepflogenen Erhebungen zu der Überzeugung geführt haben, daß dieses an Erfahrung noch so bettelarme kleine Wesen sich nie täuscht!“

Kein Wort hiervon ist wahr! Die Unterlage der Chamberlainschen Phantasie bildet augenscheinlich folgende Stelle aus Leroy-Beaulieu, die übrigens aus den Artikeln der *Revue des deux Mondes* unverändert

*) Hierzu bringt Chamberlain die Anmerkung:

„In dem aus Artikeln der *Revue des deux Mondes* zusammengesetzten Buche ist es mir nicht gelungen, die Anekdote wiederzufinden; vielleicht hat sie der Autor inzwischen unterdrückt.“ (S. 498.)

in das Buch *Israël chez les nations* übergegangen ist: *Pourquoi ne jouez vous pas avec cette petite fille? entendais-je, un jour, au parc Monceau, demander à des enfants. — Maman, parce qu'elle est juive. De quel côté, surtout, vient l'exclusivisme aujourd'hui? Dans la plus grande partie de l'Europe il semble moins venir du juif que du Chrétien.* Die Stelle besagt, daß man dem Juden zu Unrecht vorwirft, er schließe sich von seinen Mitbürgern ab, während man sich in Wahrheit von ihm abschließe. Als bezeichnend führt Leroy-Beaulieu an, daß schon Kinder nicht mit einem jüdischen Mädchen spielen wollten. Davon, daß sie die jüdische Abstammung des Mädchens aus Instinkt erraten, steht kein Wort. Kein Wort davon, daß es sich um eine Enkelin Leroy-Beaulieus handeln soll. Kein Wort von dem anderen Beiwerk der Chamberlainschen Erzählung. Den Parc Monceau — die einzige, gegenständliche Angabe bei Leroy-Beaulieu — hat Chamberlain durch den Jardin du Luxembourg ersetzt. Wenigstens handelt es sich in beiden Fällen um einen Park, das ist die einzige Ähnlichkeit, die übrig bleibt. Sogar den Namen des Verfassers giebt Chamberlain falsch an, indem er Paul Leroy-Beaulieu das Werk *Israël chez les nations* zuschreibt, welches in Wirklichkeit von dessen Bruder Anatole verfaßt ist.*) Und auf Grund dieses falschen Citats leistet sich Chamberlain die verleumderische Instinaution: „Ob Leroy-Beaulieu dies ernstlich glaubt, weiß ich nicht“ . . .!

2. Spinoza wird von Chamberlain nicht ganz so übel mitgespielt, wie Leroy-Beaulieu.

Wenigstens sind hier die Worte richtig wiedergegeben, allerdings aus dem Zusammenhange gerissen, so daß etwas ganz anderes herauskommt, als was Spinoza sagt. Von ihm sagt Chamberlain folgendes (S. 170/171):

„. . . ein einziger Blick auf die Rechtsfäße des größten jüdischen Denkers, Spinoza, löst das Rätsel. Im politischen Traktat (II, 4 und 8) lesen wir:

„Ein jeder hat soviel Recht, als er Macht besitzt.“

Hier könnte man allenfalls glauben, es handle sich lediglich um eine Feststellung thatsächlicher Verhältnisse, denn dieses zweite Kapitel ist überschrieben: *„Vom Naturrechte“*.**) In der Ethik jedoch (7, IV, Anh. 8) steht schwarz auf weiß:

*) Anatole Leroy-Beaulieu hat am 8. Oktober d. J. gegen Chamberlains gefälschtes Citat an die „Frankfurter Zeitung“ eine Erklärung gesendet, die dort am 13. Oktober zum Abdruck gelangte.

**) Hierzu bemerkt Chamberlain: „Was für Augen hätten Cicero und Seneca, Scävola und Papinian zu einer derartigen Auffassung des Naturrechts gemacht“.

„Nach dem höchsten Recht der Natur ist einem jeden Menschen unbeschränkt das zu thun gestattet, was nach seinem Urtheil zu seinem Nutzen gereichen wird“;

und in der Abhandlung von der wahren Freiheit heißt es:

„Um das, was wir zu unserem Heil und zu unserer Ruhe fordern, zu erlangen, bedürfen wir keiner anderen Grundsätze, als allein, daß wir das beherzigen, was zu unsem eignen Vorteil gereicht.“^{**})

„Daß ein so edler Mann nicht verlegen ist, auf derartigen Grundlagen eine reine Morallehre aufzubauen, stellt seinen angeborenen kasuistischen Gaben das schönste Zeugnis aus; man sieht aber, auf jüdischem Boden hätte römisches Recht nicht wachsen können, sondern höchstens ein simplifiziertes Gesetzbuch, wie es etwa König Tippu-Tip am Kougo brauchen mag.“

Spinoza erklärt den Egoismus als einen Naturtrieb. Der Egoismus indessen, der von der Vernunft geleitet werde, begehre nichts für sich, was er nicht für andere begehre, so führt Spinoza weiterhin aus. Naturrecht heißt bei Spinoza etwas ganz anderes als bei Seneca, Papinian u. d. d. Dort diejenigen Rechtsgrundsätze, die jedem Recht eigentümlich seien. Also die natürlichen Gesetze, während es sich bei Spinoza um die Naturgesetze handelt (cf. Pol. Traktat II, 4): „Unter Naturrecht^{**}) verstehe ich die Naturgesetze selbst, oder die Regeln, nach welchen alles geschieht, d. h. eben die Macht der Natur“. — Anders als diese werthe die menschliche Vernunft (Pol. Traktat II, 8): „... während doch das, was die Vernunft für schlecht erklärt, hinsichtlich der Ordnung und der Gesetze der gesamten Natur keineswegs, vielmehr bloß hinsichtlich der Gesetze unserer Natur schlecht ist“.

Die menschliche Vernunft — im Gegensatz zum bloßen Naturtrieb — lehrt nach Spinoza (Anm. zu Lehrf. 18, Ethik IV): „... hieraus folgt, daß die Menschen, welche von der Vernunft geleitet werden, d. h. die Menschen, welche nach der Leitung der Vernunft ihren Nutzen suchen, nichts für sich begehren, was sie nicht auch für die übrigen Menschen wünschen, und daß sie also gerecht, treu und ehrenhaft sind“. —

Der Humor von der Sache ist, daß gerade diese Auffassung Spinozas, die Natur kenne kein gut und böse, sondern diese Bewertung komme erst aus unserem Innern, von Chamberlain anderweit (S. 937) als spezifisch

Dierzu bringt Chamberlain die Anmerkung:

^{*)} „Die Ähnlichkeit zwischen den Prinzipien (nicht den Folgerungen) Spinozas und Nietzsche ist auffallend genug, um die Aufmerksamkeit zu erregen.“

^{**}) ins natural — nicht ins naturale.

germanisch, als der Inbegriff der modernen Chamberlainschen Weltanschauung, erklärt wird.

Hat sonach Chamberlain einzelne Worte aus Spinoza richtig mitgeteilt, so hat er den Sinn seiner Ausführungen zweifellos entstellt wiedergegeben.

3. Bei der nun folgenden Stelle aus Buckles Geschichte der Civilisation Englands sind die Worte wieder falsch mitgeteilt. Chamberlain schreibt (S. 706): „Der unvergleichliche Tausendkünstler auf diesem Felde war Henry Thomas Buckle, der die geistigen Eigenschaften der Indier durch ihr Reisessen erklärt“ . . .

„Da die ägyptische Civilisation, wie die indische, ihren Ursprung in der Fruchtbarkeit des Bodens und in der großen Hitze des Klimas hat, so traten auch hier dieselben Gesetze ins Spiel und natürlich mit denselben Folgen“; so schreibt Buckle.

„Nun wäre es aber schwer, sich zwei verschiedenere Kulturen zu denken, wie die ägyptische und die brahmanische . . . Buckle glaubt allerdings diesen Einwand, den er vorausgesehen zu haben scheint, durch die Behauptung widerlegen zu können: die ägyptische Civilisation verhalte sich zur indischen, wie Datteln zu Reis! Woraus sich ein unterhaltendes Gesellschaftsspiel entwickeln ließe: welche Menschen verhalten sich wie Schweinefleisch zu Knoblauch? Deutsche und Italiener . . . doch wird eine derartige Verirrung bei einem so hervorragenden und gelehrten Mann eher zu melancholischen Betrachtungen als zu Scherz anregen.“ —

Diese Melancholie ist gar nicht am Platz, denn Buckle hat einen solchen Unsinn gar nicht geschrieben. Buckle kennt nur Nationen, nicht Rassen. Er hebt hervor, daß in Ägypten wie Indien warmes Klima und fruchtbarer Boden schnelle Vermehrung der Bevölkerung zugleich mit Ansammlung von Reichtum bewirkt habe. Daß das natürliche Hauptnahrungsmittel einer solchen Bevölkerung dem Pflanzenreich angehöre und daß die Wohlfeilheit dieser Kost und der ganzen Lebensweise, welche geringere Aufwendung für Kleidung, Wohnung u. erfordere, zu einer schlechten Verteilung der gewonnenen Reichtümer, zu einer großen Menge Armer neben einigen Reichen, somit zur Sklaverei führe u. — Dieses Nahrungsmittel sei in Indien der Reis, und was für die Civilisation Indiens der Reis bedeute, bedeute für Ägypten die Dattel.*) Daß es sich

*) „It may be said, that dates are to the first civilisation what rice is to the second.“ Buckle vol. 1 Chap. 2. Wie Chamberlain auch sonst Buckle mißverstanden hat. Vergl. S. 149.

um zwei Civilisationen handle, die sich verhalten wie Reis und Dattel, ist einfach eine Chamberlainsche Erfindung.

Den unklaren Gedanken entsprechen schlecht gewählte Bilder. Die „Hand am Steuerruder“, „welche das Schiff zwischen der steilen Scylla der reinen Wissenschaft (einzig den ihr Geweihten erreichbar) und der Charybdis der Verflachung sicher hindurchzusteuern vermag“ (S. IX), könnte Bippchens Neid erregen, so vielseitig schief ist das gewählte Bild*). Dabei steht dieser Satz im Vorwort, auf das ersichtlich besondere Sorgfalt verwendet ist. Auch zum Beispiel die Sätze (S. 495): „oder aber wir müssen auf den nabelscharfen Spitzen der Dogmatik von einem Gipfel zum anderen springen und fallen heute oder morgen in den Abgrund hinunter“, und (S. 5) „der Schatten, den die Gegenwart im Licht der Vergangenheit wirft“ zeigen, daß Chamberlain seine Bilder sich ausdenkt, aber nicht sieht.

Chamberlain hat den Brustton der Ueberzeugung. Wenn er zum Beispiel den Protestanten Wolfgang Menzel zum Katholiken macht, spricht er nicht vom Katholiken Menzel, sondern dem strengkatholischen Wolfgang Menzel (S. 653), so daß man glauben möchte, er sei einer von Menzels intimsten Freunden gewesen. Ähnlich wird bei ihm der freigeistige Claude Montefiore der orthodoxe Jude Montefiore (S. 229). Chamberlains Werk ist in ungewöhnlichem Maße subjektiv. Dies zeigt sich nicht nur in dem ungewöhnlich häufigen Gebrauch der mit „ich“ eingeleiteten Sätze, trotzdem Chamberlains „ich“ mit den Grundlagen des 19. Jahrhunderts doch nur wenig zu thun hat. Das Vorwort enthält vielmehr ein Bekenntnis fast schrankenloser Subjektivität. — Es heißt dort (S. X): „Nebod er durfte und er mußte sich sagen, daß es etwas giebt, höher und heiliger als alles Wissen: das ist das Leben selbst. Was hier geschrieben steht, ist erlebt. Manche thatsächliche Angabe mag ein überkommener Irrtum, manches Urtheil ein Vorurtheil, manche Schlußfolgerung ein Denkfehler sein, ganz unwahr ist nichts; denn die verwaiste Vernunft lügt häufig, das volle Leben nie: ein bloß Gedachtes kann ein lustiges Nichts, die Irrfahrt eines losgerissenen Individuums sein, dagegen wurzelt ein tief Gefühltes in Außer- und Ueberpersönlichem, und mag auch Vorurtheil und Ignoranz die Deutung manchmal fehlgestalten, ein Kern lebendiger Wahrheit muß darin liegen.“ —

Hier ist in mystischer Unklarheit „das Leben selbst“ mit Chamberlains Gefühlsmomenten verwechselt. Es schlägt dem gegenüber nichts, daß

*) a) Die steile Scylla, b) die erreichbare Scylla (!), c) die Scylla der Wissenschaft, d) die Charybdis der Verflachung, e) das Schiff, das zwischen oben und unten (steil und flach) sicher hindurchgesteuert wird.

Chamberlain seine Liebe zur Wissenschaft, den tiefen Eindruck ihrer Methodik auf ihn und die unbedingte Achtung vor den Thatsachen betont, welche die Naturforschung ihren Jüngern einprägte, es gehört das zu den vielen richtigen Grundsätzen, die er aufstellt, ohne sie zu befolgen. In Wahrheit springt gerade Chamberlain, wie wir gesehen haben, durchaus willkürlich mit den Thatsachen um, und ein wenig von jener wissenschaftlichen Methodik würde ihn vielleicht auf den Gedanken bringen, daß ein Geistesfranker, der sich für den Kaiser von China hält, seine fixe Idee noch ganz anders erlebt hat, als Chamberlain sein Werk. Oder daß Leute, welche genau die entgegengesetzten Anschauungen haben, wie er, diese wahrscheinlich ganz ebenso erlebt haben, wie er die seinigen. Der Kritiker konnte auch nachweisen, daß Chamberlain selbst manches als schwarz erlebt hat, was er an einer anderen Stelle seines Buches als weiß erlebte. Seine Lehrer und seine Umgebung haben Einfluß auf ihn ausgeübt, er hat aber nicht verstanden, diese Einflüsse auszugleichen, ein einheitliches Bild des Lebens zu gewinnen. Seine Ideen liegen deshalb unorganisch über einander, in ihren verschiedenen Schichtungen sichtbar, wie die Schichtungen eines Gesteins. Beim Knaben die christliche Erziehung, beim Jüngling die wissenschaftliche, beim Manne der Einfluß des Wagner'schen Kreises, der einerseits in der Art seiner Würdigung der Musik zu Tage tritt, andererseits in seinem pseudo-wissenschaftlichen Antisemitismus. Hier gelegentlich gemildert durch den Respekt des Knaben Chamberlain vor der Bibel und vielleicht durch die Rücksicht des Mannes auf die semitische Abstammung seiner Frau. Daher die vielen Widersprüche des Werkes.

Chamberlain spricht die Hoffnung aus: „wenn aufopferungsvoller Fleiß dem Ganzen den Stempel ehrlicher Arbeit ausdrückt, dann darf der ungelehrte Mann ohne Scheu eingestehen, was ihn beschränkt, und dennoch auf Anerkennung hoffen“. (S. 14.) Das Lob, daß er fleißig gewesen, darf man ihm zollen. Auch ehrlich ist er, soweit Ehrlichkeit mit dem Temperament eines Fanatikers vereinbar ist. Aber wir haben es nicht mit seiner Person zu thun, sondern mit seinen Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts, nicht was er gewollt, sondern was er gekonnt, ist für uns maßgebend. Der schmutzigste Kerl, der rein spielt, ist uns lieber als ein bürgerlich achtbarer Dilettant, der unrein in die Saiten greift. Chamberlain rühmt sich in der Vorrede seines Dilettantismus, aber er weiß selbst nicht, in welchem Maße er Dilettant ist. Er hätte vielleicht ganz reizvolle Bekenntnisse eines Kindes des neunzehnten Jahrhunderts schreiben können. — Religiöse Erziehung, Zweifel, Erlösung durch

die Kunst! — Zu seinem Unglück hat er bei künstlerischen Anlagen eine Gymnasialerziehung erhalten, die er nicht verdaut hat. Er ist dadurch doktrinär geworden, er hält seinen Leser am Rockknopf fest und sucht ihm seine unklaren Gefühle als wissenschaftliche Norm aufzureden. Er überschüttet ihn mit Ideen, die nicht immer richtig und mit Citaten, die gelegentlich falsch sind, und wenn Jemand anderer Meinung ist als er, erklärt er ihn für einen Cretin oder einen Schuft. Aber darum wird immer nicht mehr daraus, als die unklaren Gefühle Chamberlains, und in diesen Gefühlen die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts zu sehen, war wohl nur denen beschieden, denen der Ausblick in die Wirklichkeiten des Lebens durch den schöngeistigen Dunst der Gymnasien oder höheren Töchterschulen getrübt war. Kurz, es ist ein schlechtes Buch, unklar und unlogisch im Gedankengang und unerfreulich im Stil, voll falscher Bescheidenheit und echtem Hochmut, voll echter Unwissenheit und falscher Gelehrsamkeit. Der buchhändlerische Erfolg des Werkes darf an diesem Urtheil nichts ändern. Denn, wie Goethe sagt, „man braucht nur etwas auszusprechen, was dem Eigendünkel und der Bequemlichkeit schmeichelt, um eines großen Anhangs in der mittelmäßigen Menge gewiß zu sein.“



Gedichte von Otto Reuter.

(Köln a. Rh.)

Gingang.

In jenen Gärten märchenhaft und tief,
Dem Lärm des Tages fremd und abgelegen,
Wo Pan aus bunt verwilderten Gehegen
Sein Lachen wirft, wenn eine Dryas schlief,

In jenen Gärten hebt sich hoch und weiß
Die Griechengöttin aus dem Weingeranke,
Und fern winkt Hylas, dessen Knabenschlanke
Gestalt sich kränzt mit dunklem Lorbeerreis . . .

Die hohen Ulmen breiten ihre Wucht
Zu dichtem Schatten auf die Wege nieder,
Nur manchmal tönt ein Rufen her und wider,
Wenn wo ein Vogel die Gespielin sucht —

In jenen Gärten sah ich goldenes Haar
Auf schmalem Nacken, weiße Mädchenfüße,
Ein weißes Kleid, und unnenmbare Süße
Strahlte aus Augen freud und wunderbar.

Der Park erkant, der weiße Schleier winkt
Und schwindet langsam zwischen Lorbeerbäumen,
Und nun beginnt ein wunderbares Träumen,
Ein Märchen, das von lauter Schönheit singt —

O süße Poesie, o Drang voll Licht —
Wie du aus tiefsten Gärten mir erschienen,
So glänzt dein Bild den lichtgebräunten Mienen,
Die Seele schweigt, bis sie in Knospen bricht.

Frühling.

In jungen Nächten, wenn die blauen Flammen
Der Sonnwendfeuer sich zum Lichte heben,
Reckt sich tiefab im Erdenschloß das Leben
Und schauert fremd und wunderbar zusammen.

Wer will sich heut' zu Qualen noch verdammen?
Wer will den Weg des tiefsten Grauens schweben?
Uns alle drängt ein ungenanntes Streben,
Die wir aus Baldurs reinem Lichte flammen.

Schmück' deine Stirn mit neuen Frühlingkränzen,
Vom heiligen Wein des Lebens sollst du trinken,
Des reinen Lichtes süßen Drang verstehen:

Dann wird die Erde um uns beide glänzen,
Wenn alle Hüllen unserer Seelen sinken,
Und lächelnd Hand in Hand ins Licht wir gehen!

Herbst.

Wie sich gelb die Birnen drängen,
Alle sind von Kraft geschwellt!
Ebereschenzweige hängen
Rot von Beeren in die Welt.

Von den lehten Sommergarnen
Sind die Hecken übersäumt,
Über goldenen, breiten Garnen
Weiße Göttin steht und träumt.

All die Farben wilder, sätter
Starkem Herbststuch zugesellt,
Nascheln tausend rote Blätter,
Goldener Regen, blaue Welt.

Und der Herbst nimmt seine Geige,
Wilde Weisen spielt er nur,
Schreit der Häher im Gezweige,
Schlägt am Schloß die Zeigeruhr:

Blauer Jüngling, braune Locken,
Geigenlied und Sturmgebraus —
Mädchenlocken, Märchenglocken
Klingen still und selig aus . . .

Stromzauber.

Die weißen Villen leuchten von den Hängen,
Spätsonnenfenster lodern überm Forst.
Lanzende, goldbesäubte Träume drängen
In blauen Schleiern durch die Uhlenhorst.

Die Mäster ruht und unsere Ruder glänzen.
Das ist ein märchenhaft verträumter Glanz,
Der will mit rotem Mohr die Erde kränzen,
Und legt auf dein Haar seinen schwersten Kranz.

Von jenen Zaubern träumen wir zur Nacht, —
Wenn schwarze Rosen schweren Duft versenden,
Wir beten angstvoll still mit scheuen Händen;
Und schmerzhaft zitternd sind wir aufgewacht, —

Von jenen Zaubern, die wie Thränen sind,
So voll des Glücks und wirrster Seelenfragen,
Daß wir den Blick nicht aufzuheben wagen,
Nur leise fühlend, wie die Nacht verrinnt . . .

Madonna.

Wie zur Madonna heb' ich meine Hand,
Wenn ich traumnächtens deine Stimme höre,
Und staune aufwärts, reglos, unverwandt,
Daß ja kein anderer diesen Traum zerhöre.

Du bist so schön, wie nur Madonnen sind,
Wenn sie zum Jesuskind sich herzlich neigen,
O sieh auf mich, denn sieh, ich bin dein Kind,
Ich harre dein in Bangen und in Schweigen.

Du weißt es wohl, ich weinte oft um dich,
Ich nahm den Epheu still von deinem Grabe,
Und wenn mein Leben tief durch Dunkel strich,
Du schenkest Rosen meinem Wanderstabe.

Ich hab' dich nie gekannt, wie Menschen thun,
Wenn sie die Hand sich geben und sich meiden,
Und doch im Wirken, Wachsen und im Ruh'n,
Du warst um mich und Friede in uns beiden.

Wie zur Madonna heb' ich meine Hand,
Und dir entgegen wächst mein ganzes Sehnen,
Ich schau' dich an, so reglos, unverwandt —
O komm', denn meine Augen seh'n in Thränen.



Deutsche Lyrik.

Weihnachten.

Von Westminster die hellen Glocken
Klingen in die Winternacht,
Rollende Wagen, silberne flocken . . .
Habt ihr mein gedacht?

Über der Themse die langen Brücken,
Hoher Laternen ewiges Licht,
Hastende Menschen mit heimlichen
Blicken —
Ach, ich kenne sie nicht!

Wieviel Glück und frohes Erwarten
Huschen an mir vorbei,
Hockt eine Alte bei ihren Karten —
Sei es, was es sei!

Und die schmutzigen Finger heben
Scheu die Kappen vom Tisch:
Goldene Schlösser, langes Leben,
Sagen jeder Wisch.

Und sie spricht von Gottes Sohne,
Seinem unschuldigen Blut,
Wußte nicht, daß eine halbe Krone
Solche Wunder thut.

Unter den schwarzen Brückenbogen
Rauscht es dumpf und schwer,
Rollten der Themse trübe Wogen
Weit hinab ins Meer.

Von Westminster die alten Glocken
Rufen durch die Nacht,
Und die flocken, die weißen flocken
Fallen so sacht, so sacht . . .

London.

Martin Boelig.

Das Christusbild.

Das Christusbild, das groß am Wege stand,
Zur Nachtzeit brach's des Sturmes starke Hand.
Gleich einem hohen, blitzgefällten Baum,
Lang hingestreckt liegt es am Wegesaum.

So preßt der Gottessohn den bleichen Mund
Voll Inbrunst in der Erde dunklen Grund,
Und sehrend breitet er die Arme weit,
An ihrer Brust zu ruh'n — in Ewigkeit.

Berlin.

Ernst Kiffauer.

Memento mori!

Ich saß im Kreise lieber Gefährten.
Laut erscholl
Kraftfroher Jugend männlicher Sang
Von Freiheit und Glück und Liebe und Leben.
In meinem Herzen klang es wieder,
Das Lied vom Leben,
Wie ein helles Echo im Waldgebirge,
Wenn lustig der Jagd vielstimmiger Ruf erklingt.
Heiteren Sinns
Nahm ich den Becher.
Doch als ich ihn zum Munde führte,
Sieh, da erblickt' ich vor mir ein Antlitz
Mit tiefen, dunklen, ernstestn Augen.
Kein holdes Lächeln,
Kein finst'res Droh'n.
Ernst und starr, gebieterisch flammend,
Blickten die tiefen, dunklen Augen mich an.
„Willst du mich mahnen
Mitten im Jugendlenz,
Mitten im Lebensglück,
Mitten im Weihegesang der Kraft,
Willst du mich mahnen
An nächtliches Schweigen?
Ich hab' dich nicht gerufen,
Kein Gedanke meiner Seele
Dachte an dich.
Ich hab' dich nicht gesehen und kenne dich doch:
Du bist der Herrscher,
Du bist der Tod.“
Und langsam entsank das Glas meiner Hand,
Eh' ich getrunken.

Und leise grüßte das ernste Antlitz
 Und schwand dahin. —
 Laut scholl im Kreise
 Das Lied vom Leben,
 Aber im Herzen klang es nicht wieder.

Hamburg.

Heinrich Brömse.

Herbst.

<p>Zwischen öden Stoppelfeldern Tanzt der Straße grauer Staub, Und des Herbstes totes Laub Rauscht von fernen Buchenwäldern.</p>	<p>Stunden kommen — zögern — gehen, Und die Wolken wogen grau, Winde zerren sie so rauh, Ohne Freude ist ihr Wehen —</p>
---	---

In dem fernem Horizont
 Sinkt der Straße trüber Lauf .
 In die große Ewigkeit,
 Die dort schwarz und finster thront:
 Alles Leben saugt sie auf,
 Alle Menschenfröhlichkeit.

München.

C. Hans von Weber.

Das Leid.

<p>Wenn die Nacht sich tief und tiefer senkt, Und das Herz ganz still und einsam ist, Kommen Dinge, die man sonst nicht denkt, Über denen man den Tag vergißt.</p>	<p>Tiefsten Sehnsens Traurigkeiten finds, Unter denen leis die Seele weint; Und der müde Hauch des Abendwinds Sich mit ihren Seufzern seltsam eint.</p>
---	--

Und doch ist uns dieses Leid vertraut,
 Ist mit einem höchsten Glücke eins,
 Unerinnerungen werden laut:
 Wir sind in der Heimat unsres Seins.

Leipzig.

Friedrich Selle.

Walbgrab.

Wie ein Abenteuerer über Totenfelder,
 Über Berge und verdorrtes Land
 Ritt ich aus — da ward mein Fuß gebannt
 Von dem dunklen Dickicht heil'ger Wälder —
 Sie umwipfelten den Meeresstrand.

Diese Haine, von der See umschlungen,
 Sollten meiner Fahrten Ziele sein.
 Hier erstarb der ferne falscher Schein,

Und ihr Truglied ward vom Meer verschlungen,
 Jeder ungestüme Drang schloß ein.

Silbern wie auf Mövenschwingen flogen
 Hier die Stunden — o mein Waldgrab du!
 Kein Begehren kam in diese Ruh,
 Blendend rauschten unten weiße Wogen,
 Höh'nwärts ging's der großen Stille zu . . .

Berlin-Südende.

Felix Lorenz.

Frost der Mansarden.

Still hinter hohe Dächer sank der Tag,
 Die Tauben irren um die grauen Schlöste.
 Aufseukend taucht ihr schwerer Flügel-
 schlag
 Sich in den Widerschein der Abendröte.

Im tiefen Hof erwacht ein freches Lied
 Und Federjubil feiernder Gefellen,
 Und über Lärm und müde Unrast zieht
 Die Nacht heran in großen, stillen
 Wellen.

Und wer am Tag im heißen Winde trieb,
 Des Pöbels und der Gasse Bier zum Raube,
 Den überströmt sie lässig, lind und lieb
 Und badet ihm die Seele rein vom Staube.

Köln a. Rh.

Otto Oppermann.



Weihnachten im Elsass.

Von Jules Hoche.

(Paris.)

Die Kinder sind zu Bett gebracht. In dem tiefen Schweigen, welches um den erloschenen Baum, um die im Moose eingeschlafenen Spielsachen herrscht, erzählt Freund Jacques seine Geschichte, einfach, ohne lange Erläuterungen, wie wenn es sich um einen andern gehandelt hätte:

— Ich war noch ganz klein, als das Schreckensjahr hereinbrach . . .

Im Alter von zehn Jahren wurde mein Leben entzwei geschnitten durch die unter den Mauern Straßburgs donnernden Kanonen, die Schrecken der Belagerung, die Scham der Annexion. Und einige Monate später erwachte ich als Pariser. Pariser! Diese furchtbare Katastrophe, das Unglück eines ganzen Volkes, war nötig gewesen, um einen meiner Liebblingsträume zu verwirklichen.

Die Kinderseelen sträuben sich gegen große Schmerzen. Das Gefühl meines neuen Geschickes eroberte mich ganz, überflutete das Bedauern, dämpfte die Erinnerung. Ein schwacher Trauernebel nur blieb in dem Winkel der Seele, wo das Bild des Geburtslandes schlief.

Die Jahre flossen dahin. Ich machte die schweren Lehrzeiten des Lebens durch, ich wurde ein Mann. Mein Geschick bestimmte sich, meine Zukunft nahm feste Formen an, und dennoch war ich nicht glücklich. Tief in meinem Innern lebte etwas Trauriges und Unsicheres, etwas, das ich nicht hätte nennen können, das alle meine Freuden auffog, alle meine Hoffnungen zerstörte . . . Schließlich glaubte ich an einen nervösen, rein physischen Druck, als ich auf einmal, letztes Jahr, über die wirkliche Natur meines Übels aufgeklärt wurde.

Es war gegen Weihnachten. Das Bedürfnis zu arbeiten, niemand zu sehen, vielleicht auch eine Neigung zur Misanthropie hatten mich Paris fliehen lassen. Mitten im Dezember fand ich mich in einem unheimlichen, verlorenen Winkel des Reichsbildes der Stadt, zwischen Fleury und Mendon. Ich lebte allein dort, ganz allein mit einem Hund; und der Schnee hatte alle Wege rings herum begraben, und man sah niemand mehr, und man hörte nichts mehr, und es war mir, als ob das Leben der Dinge, alles Leben, außer dem meinigen, für immer still stände.

Und dennoch fing eines Morgens die Sonne an zu scheinen, der Schnee schmolz; ich ertappte mich dabei, mir, ich weiß nicht warum, meine Einsamkeit und die Überflüssigkeit meines Lebens vorzuwerfen. Ich schaute durch das Fenster, ein Fenster, welches auf eine Landschaft sich öffnete, an die ich mich nicht mehr erinnerte, seit der Zeit . . . Und plötzlich fing mein Herz an zu schlagen; eine Bewegung lief durch meine Adern, ich sah wie durch einen Schleier . . . Ein kleiner, verlassener, furchtbar trauriger Park hing sich an die Umfassungsmauer meines Gartens an. Inmitten dieses Parkes trug eine wie abgeschälte Erhöhung einen Busch Tannen, wirkliche Tannen, schlank, mit glänzenden, noch mit etwas Schnee bestreuten Nadeln, Tannen, wie ich keine gesehen hatte seit dem Elsaß. Und da, plötzlich erstand das ganze Land der Kindheit, mit den lieben Erinnerungen, den unsagbar süßen Sagen, der grausamen Trauer, die meine ersten Jahre umgaben. Und ich begann zu denken, daß es ebenso auf mein Herz geschneit hatte, wie es auf jene Tannen geschneit, und daß hier vielleicht die Ursache meiner selbstquälerischen Pein lag. Die vergessene Heimat rächte sich: ich hatte Heimweh, ohne es zu wissen.

Ich schüttelte meine Träumerei ab, ich lebte meine Kindheit wieder, die geheimnisvolle Mechanik meines Gedächtnisses läutete eine nach der

andern der todestraurigen Stunden von ehemals wieder. Ich sah im Geiste den Abend des 24. Dezember 1870, unser letztes Christkindel im Elsaß, das schauerliche Wachen um die von Lichtern besetzte Tanne, unser großes, gewöhnlich so lustiges Kinderfest, an jenem Tage verbunkelt durch die Sorgen der nahen Abreise nach Frankreich und durch das wie Todesgeläute klingende Schreiten der deutschen Patrouillen auf der Straße.

Ihr wißt nicht, was das Christkindel ist im Elsaß, die reizenden Erinnerungen, die es wieder aufleben läßt, die lustigen Geheimnisse, zu denen es Ursache ist. In Frankreich und in den meisten Ländern Europas ist das Weihnachtskind eine sagenhafte Persönlichkeit, welche nie ein Kind angerührt hat, ein bloß dem Namen nach existierendes Wesen, dessen typischer Charakter die Unsichtbarkeit ist. Im Elsaß aber ist es ein Geschöpf, von Fleisch und Blut, von bestimmtem Geschlecht, an dem ihre weibliche Kleidung keinen Zweifel aufkommen läßt.

Ja, es kann Euch sonderbar scheinen, und für mich wenigstens ist es ein unbegreifliches Ding geliebt, aber das elsässische Christkindel, auch Jesus Kindlein genannt, ist eine Frau, eine Frau meistens als Kommunikantin gekleidet, in einen weißen Musselinschleier gehüllt, die Stirn mit einem Diadem geschmückt, in das man angezündete Kerzen steckt. Die Christkindel, die die Kinder der Reichen besuchen, haben sogar Flügel am Rücken. Man sieht es nicht kommen, man hört es nicht gehen, das göttliche Geschöpf, eine kleine, silberne Glocke klingelt in der Stille des Abends, und es erscheint auf einmal mitten im Familienzimmer, streicht die kleinen bestürzten und doch entzückten Blondköpfe, teilt den Mädchen Puppen aus, den Knaben Soldaten, den Erwachsenen verschiedene Geschenke, all dies begleitet von Ermahnungen zum Guten, mit jener holden, ein wenig zitternden Stimme ausgesprochen, die, wie es heißt, die wahre Stimme der Engel des Himmels ist.

Es hat einen merkwürdigen Gefährten, dieses Christkindel, einen großen Kerl mit Ruß beschmiert, mit einer eisernen Kette an den Handgelenken und mit einer Art umgestürzten Dreifuß geschmückt, was ihm Hörner auf dem Kopfe macht. Neben seiner weißen Gefährtin, die den Genius des Guten darstellt, verkörpert er eine Art Lucifer, einen Abgesandten des Teufels, einen biblischen Bumann; und er hat als Zeichen eine Rute aus bunten Ästen, mit welcher er den Kindern droht, die dazu veranlagt scheinen, die dem Christkindel gemachten Versprechen nicht zu halten. Sein Name ist Hans Trapp, und er spricht nur den elsässischen Dialekt.

Nun denn, während ich die mir gegenüberstehenden Tannen beobachte, krampfte mir der Gedanke das Herz zusammen, daß ich nie mehr die lieben Christkindel meiner Kindheit sehen würde, weil ich sie in Feindeshänden verlassen hatte und sie gewiß vor Schmerz darob gestorben waren. Und vielleicht war es deshalb, daß sie mir manchmal im Traum erschienen, des Nachts, wenn Weihnachten nahte, und daß sie mich mit ihren großen Augen ansahen, die die Farbe des Rheines hatten, und in denen eine Thräne glänzte, und deshalb, an den Tagen, an denen ich Kopfweh hatte, satanische Hans Trapps in meinem kranken Kopfe den bösen Traum ihrer Galeerenfellen schüttelten.

Oh! könnte ich ein solches Weihnachtsfest von ehemals wieder erleben, es dort erleben, in der Heimat, mit ganz kleinen blonden Kindern, armen Kinderchen der Annetierten, denen ich Spielsachen aus Paris bringen würde, und die mich einfach für ein altes Christkindel halten würden, das das Unglück gehabt hätte, das Geschlecht zu wechseln, aber das Glück bewahrt, Franzose zu bleiben! Und je mehr ich die Tannen ansah, je mehr wuchs dieser Gedanke und ließ mich nicht mehr los . . . Endlich sah ich ein, daß ich fort mußte, daß ich es sollte, daß dies die Bedingung für meine Ruhe sei, für die meinige und für diejenige der Manen aller Christkindel der Vergangenheit.

Man schrieb den 22. Dezember. Des andern Morgens, um 8 Uhr 40 Minuten, stieg ich in den Schnellzug nach Basel. Der Paßzwang war eben ausgeführt worden. Der Statthalter von Hohenlohe errichtete eine Chinesische Mauer auf der Grenze der Vogesen; Elsaß-Lothringen war den Fremden verschlossen, den Landeskindern besonders, die einst für Frankreich optiert hatten. Glücklicherweise giebt es immer Umwege, die ein bißchen überallhin führen, trotz aller Grenzen, trotz aller Restripte, trotz aller Chinesischen Mauern der Erdkugel. Die Linie Paris—Basel, in das Großherzogtum Baden mündend, war einer jener Wege.

Am selben Abend schlief ich in Freiburg, einer der großen Stationen der badischen Eisenbahn. Ein Schnellzug ging des andern Morgens um 11 Uhr nach Straßburg ab, er hielt in Kehl, einem befestigten Orte auf dem badischen Rheinufer, Straßburg gegenüber. Mein Plan war, in Kehl auszu steigen, meinen mit Spielzeug vollgepfropften Handkoffer dortzulassen, zu Fuß die alte Schiffsbrücke zu überschreiten, und dort ruhig, wie jemand der umherbummeln würde, in die kleine Dampffraßenbahn zu steigen, die mich in zwanzig Minuten mitten in die große elsässische Stadt führen würde. Dies hob jede Paßfrage auf.

Dieser Plan gelang wunderbar. Ich stieg in Kehl aus, gegen 1 Uhr, unter dem vertrauensvollen Blick des dienstthuenden Schutzmannes. Da war der Rhein, wie ehemals seine grünen und eiskalten Fluten zwischen seinen beiden mit Nebel umhüllten Ufern rollend. Darüber ein bedeckter Himmel, Schnee in der Luft, Schnee und ein Tabaksgeruch, jener unbestimmte Geruch der deutschen Zigarre, der einen überall verfolgt, von einem Ende des Reiches zum andern. Das Herz schlug mir etwas, aber ich fühlte mich so leicht, wie mit zwanzig Jahren. Die Grenzen existierten nicht für mich, ich hatte der Polizei und den Gesetzen des Reiches getrotzt, ich dachte nur noch daran, meine Rolle eines frommen Romanhelden, zu Besuch auf der Bühne seiner Kindheitsheldenthaten zu sein, gut zu spielen. Auf dem Grunde unserer ehrlichsten Gefühle ist immer etwas Schauspielerei.

Am Ende der Brücke war die kleine Straßenbahn, welche auf mich zu warten schien. Ich stieg ein, durchdrungen von dem Gefühl meiner Wichtigkeit. Auf den Bänken saßen einige badenische Bauern mit langem Rock, kurzer Hose und Pelzmütze, — dieser Sonntagsstaat war erklärlich, da es Heiligabend war. Die Maschine der Bahn rauchte leise, wie ein Wesen, das sich ausruht. Und immer dieser infernale Zigarrengeruch, — als ob ihre Seiten Kehler Tabak statt Kohle verbrennten.

Zwanzig Minuten später stieg ich auf dem Musterliß-Platz aus, schon ganz traurig, mich fremd zu fühlen wegen neuer Fassaden, eines fremden Dialektes, Säbelgellirrs. Ich saßte die erste beste Wirtschaft ins Auge und bestellte einen „lunch“, während man meinen Handkoffer in Kehl holen sollte.

Das Schwierigste blieb noch zu thun: einen gastfreundlichen Ort finden, wo ich nach Herzenslust mein Christkindel feiern könnte, ohne als verrückt oder als verdächtig — was schlimmer gewesen wäre — zu gelten. Ich hatte nur einige Stunden vor mir, denn um die Nacht in irgend einem Gasthof zuzubringen, hätte man eine „Erlaubnis“ zeigen müssen, und ich hatte keine. Was anfangen? wo anklopfen? Kein Mensch erwartete mich irgendwo; und der Gedanke, ehemalige Kameraden, die sich meiner vielleicht nicht mehr erinnerten, zu kompromittieren, war mir unerträglich. Unentschlossen, die Stirn an der Fenster Scheibe, musterte ich den alten kleinen Platz, der sich schon verdunkelte. Es schneite jetzt. Dies freute mich. Alle meine Christkindel-Erinnerungen waren mit Schnee bestreut; mein Versuch einer Wiederherstellung würde nichts zu wünschen lassen, der Himmel selber wachte über die Treue der Dekoration.

Plötzlich dachte ich an die Mutter eines meiner Kameraden, der auch weggezogen war, und der mir oft von der armen Frau erzählt hatte,

von der er sich hatte trennen müssen, weil sie sich vor dem Ortswechsel, dem Umsturz aller Lebensbedingungen fürchtete, und weil sie in diesem Straßburg, in dem sie geboren war, das sie nie verlassen hatte, sterben wollte. Sie wohnte dort, ganz uah, in der Straße, welche die alten Wälle entlang führt . . . Das war wohl schon lange her, aber sie hatte gewiß an der Unbeweglichkeit, dem Verharren dieser Provinzialstädte teilgenommen, in denen ein Umzug ein selteneres Abenteuer ist als eine schwere Krankheit und eines, das man nur ganz gegen den eigenen Willen unternimmt.

Ich lief hin. In der That, sie war dort, auf der gleichen Stelle und in demselben Lehnstuhl, wo ich sie zum letzten Male gesehen hatte vor zwanzig Jahren. Sie hatte sich kaum verändert, war nur ein wenig dünner, hatte nur trübere Augen, Augen wie die der Daguerreotypbilder, die da sehen, als schauten sie jeden und keinen an. Und ihre Haare schienen wie weiße Seidenbinden, diese gleichen Haare, die ich blond und die Sonne zurückstrahlend gefannt hatte.

Erkannte sie mich, oder that sie so? Ich habe es nie wissen können. Sie war so stolz über diesen Besuch eines Herrn aus Paris, der sich ein Freund ihres Sohnes nannte. Wir sprachen von ihm; dann unterbreitete ich ihr mit wenig Worten meine Absicht. Na, sie war etwas schwerhörig, und die Notwendigkeit, mein Geheimnis auszusprechen, nahm ihm seinen ganzen idyllischen Reiz, vermischte damit sogar etwas Burleskes, worunter ich bitter litt. In Gefühlsachen ist eine falsche Betonung unfehlbar lächerlich. Glücklicherweise konnte uns niemand hören, denn das Häuschen hatte keinen anderen Bewohner.

So bald sie verstanden hatte, strahlte ihr Gesicht ganz verklärt. Mein Gedanke entzündete sie. Es war so lange, seit sie einen Weihnachtsbaum und Kinder um sich her gesehen hatte. Sie nahm von tiefstem Herzen teil an meinem Vorhaben. Übrigens, in ihren jungen Jahren war sie selber Christkindel gewesen, und wer weiß, gut gepudert, in ihrem Hochzeitsstaate, den sie sorgfältig aufbewahrt, könnte sie noch vielleicht die Illusion eines Jesuskindleins geben, das nicht zu sehr „heruntergekommen“ wäre . . . Arme, liebe, alte Frau! Ich hätte sie beinahe geküßt für das unglaubliche Dialektwort, mit dem sie das ausgedrückt hatte, für den Blick, mit dem sie mich ansah, für das zärtliche, unaussprechliche Lächeln, ein bißchen düster zwar, mit denen sie um Gnade bat, für ihre Jugenderinnerungen . . . Ich begnügte mich, ihr mit donnernder, schon an ihre Schwerhörigkeit gewöhnte Stimme zu danken, und wir begaben uns an's Werk.

Eine Stunde später breitete eine prachtvolle Tanne, die in der Nachbarschaft gekauft war, ihre festlichen grünen Zweige unter der so niedrigen Zimmerdecke aus, daß der Engel mit schwingenden Flügeln, der am Wipfel des Baumes glänzte, seinen Wahlspruch: „Gloria in excelsis“ aus der Gipsrossette, welche seinen Flug hemmte, zu ziehen schien.

Gegen sieben Uhr war alles bereit, die Zuckerfächer und Gebäckwaren am Tannenbaume aufgehängt, der Tisch für die Geschenke mit seinem weißen Damastischtuch bedeckt, auf dem durcheinander alle Schätze meines Handkoffers lagen: die Küchen, die Schäfereien, der „Soldat“. Es war dieser Soldat ein prächtiger Fahnenträger, die französische Fahne an seine Brust drückend, eine Fahne, die meine eigenen Hände mit schwarzem Crepestoff umbunden hatten, um gegen das Gesetz der Union zu protestieren, was hier daraus ein Sinnbild der Empörung machte. Nach so viel Jahren des Vergessens, mit Hilfe der Gewissensbisse, war ich auf ein Mal von Patriotismus verheert.

— Jetzt gehen Sie und suchen Sie sie! sagte das alte Mütterchen, als nur noch die rosenroten Kerzen des Baumes anzuzünden waren, und bringen Sie sie in einer halben Stunde mit her, ich werde fertig sein. — Und sie selber wußte nicht, wen ich mitbringen würde, denn sie kannte keine Kinder mehr.

Ich lief hinaus, die Vorsehung anflehend; ich stand endlich vor der Erfüllung meines Herzenswunsches: durch mich würden arme annegierte Kleine ihr Christkindel haben, und ich selber, ich würde mein Herz an ihrer Freude erwärmen, ich würde all' die liebe Nührung von ehemals wieder erleben, wie vor dem Schreckensjahr . . . Jetzt schneite es fürchterlich. Vom Straßenpflaster bis zum Himmel war es nur ein ausgelassener Niesentanz von weißen Schmetterlingen, denen der Sturmwind unenbliche, wirbelnde Zickzackfälle bereitete. Ein Wetter, um kein Christkindel vor die Thüre zu setzen!

Zu der That, ich traf nicht eines. Und da war ich, der ich einst zu gleicher Stunde die Straße ganz dicht bevölkert von Christkindels und Hans Trapps erträumte, die den Fußsteig entlang glitten, um vor den Thüren halt zu machen, wo die göttlichen Gesanten erwartet wurden . . . Es waren sogar keine Kinder unterwegs . . . Bisweilen suchte ich zusammen, das geheimnisvolle Glöcklein, die schweren klirrenden Ketten zu hören glaubend, aber es war nur die reine Hallucination . . . Wie sehr das Leben einen verändert! Man wird alt und die Götter verschwinden, es giebt keine Christkindel mehr, sondern Evasstöchter, die dieser heiligen Rollen unwürdig sind, weil sie sich fürchten vor der Kälte, der Nacht, sich

fürchten, ihre Ballschuhe zu verlieren auf der vom Himmel gefallenem weißen Decke . . . Es giebt sogar keine Kinder mehr, um an dies alles zu glauben und sich darüber zu freuen.

Schon seit einer halben Stunde ging ich, Straßen, eine öder als die andere, durcheilend. Endlich, der fruchtlosen Bemühung überdrüssig, schlug ich wieder den Weg auf den Ball ein, wütend und trostlos, wütend, daß es keine Christkindel mehr gab, trostlos, daß es keine Kinder mehr gab, wenn ich ganz allein ihretwegen von Paris her kam.

Plötzlich erblickte ich eine Hôtel-Restoration, einen eleganten Hof, glänzend erleuchtet, in den feine, gepuhte Leute eintraten, — eine Hochzeit vielleicht, — und unter dem Thorweg, an einen niedrigen Prellstein angelehnt, ein kleines eingeschlafenes, blondes Mädchen mit einem Packet in den Armen. Zwischen seinen Knien war eine Art Korb, worin zwei oder drei Beischensiräufche hinwelkten. Ich näherte mich ihm, da ich sofort begriffen hatte, daß es die Vorsehung war, die es mir schickte, dieses eine, und daß ich es ohne weitere Erörterungen mitnehmen sollte. Es konnte acht oder neun Jahre alt sein, und das Packet, welches es in seinen Armen hielt, war ein noch jüngeres Mädchen, sein Schwesterchen ohne Zweifel, welches, in ein Tuch eingewickelt, schlief.

— Komm mit mir, sagte ich ihm, komm, das Christkindel sehen.
— Christkindel! murmelte es, und eine Freude verklärte seine leidenden Armenkinderzüge.

Es nahm die Hand, die ich ihm entgegenstreckte und folgte mir willig. Unterwegs traute es mir sein Packet an, — und auch dies geschah stillschweigend, denn der Atem wurde einem abgeschnitten von dem Wind und dem Schnee. Endlich kamen wir an. In der dunklen Hausflur hustete ich, man antwortete mir ebenso. Das war das verabredete Zeichen, alles war bereit.

Da öffnete ich die Thür, und, von einer Lichterflut begrüßt, traten wir zusammen ein in das strahlende Feenreich des Tannenbaums. Der Baum mit seinen hundert Lichtlein ergoß Ströme von Licht auf alle Dinge; das Licht strahlte sogar von den Radeln eines alten Ofens, indem ein unsichtbares Holzfeuer knisterte, zurück. Und es roch gut nach Tannenduft, nach Harz, nach Gebäck und nach dem Firnis der neuen Spielsachen. Auf einmal bewegte sich das Kind in dem Tuch, geblendet von dieser unwahrscheinlichen Weihnachtssonne. Ganz sicher glaubte es zu träumen, oder im Himmel zu wachen. Ich stellte es behutsam auf den Boden. Seine Schwester, welche noch immer nichts sagte, umschlang es mit ihren

beiden Armen, und beide blieben eine Weile so, eines an das andere geschmiegt, unbeweglich stumm, erstarrt vor Staunen, vor Entzücken.

Die Große fand zuerst die Sprache wieder, und da ergab sich für mich eine ironische und grausame Gewißheit:

— Ach, lieber Gott! rief sie aus, das ist aber wunderschön!

Sie hatte die reine Berliner Aussprache. Es war eine kleine Deutsche, es waren zwei kleine Deutsche . . . Mein Christkindel aus Frankreich war in Feindeshände gefallen. Ja, diese dem Baum entgegen-gestreckten Paischhändchen, diese vor Frost blauen und wundten Fingerchen, es waren „Feindeshände“.

Während die ganz Kleine jetzt vor Freude hüpfte, ging ich durch ein paar Fragen der Sache auf den Grund. Sie waren ein Jahr vorher mit ihrem Vater, der in den annektierten Ländern sein Glück zu machen hoffte, von Berlin gekommen. Er wurde innerhalb dreier Monate von einer Brustkrankheit dahingerafft, und die Waisenkinder, damals von den Nachbarn aufgenommen, lebten jetzt von der öffentlichen Mildthätigkeit.

Jedoch die älteste sah mich groß an, wie erstaunt, mich ihre Sprache sprechen zu hören.

— Du bist ein Franzose, nicht wahr?

Ich antwortete bejahend. Ein Lächeln, ein unaussprechliches, schelmisches Lächeln leuchtete in ihren violetten Augen, Augen von einem so zarten Violett wie die Sträußchen ihres kleinen Korbes, und sie sagte nichts mehr; aber ihr leuchtender Blick blieb an dem neben der Puppe stehenden Soldaten haften, der krampfhaft seine trauernde Fahne umschlang.

In diesem Augenblick klingelte das geheimnißvolle Glöcklein und die Thüre ließ das Christkindel herein! ein altes gepubertes Christkindel, so gepubert, daß es mit dem Kopf in den Schnee gefallen zu sein schien, und auch so gerührt, daß es sich bei jedem Schritt in seinen Musselinschleier verwickelte und mehr zitterte als die Kinder selber. Eine furchtbare Angst erfaßte mir das Herz. Wenn sie gewahr werden sollte, daß das Mädchen die Sprache der Sieger spräche, die Sprache jenes kaiserlichen Deutschlands, dessen Verbannungsgesetze sich für immer zwischen ihr und ihrem Sohne erheben?

Aber ich vergaß, daß sie schwerhörig war. Sie kam näher, streichelte die beiden blonden Köpfe, fragte nach ihren Namen — Gretchen! Lili! — und die himmlische Friedensverkündigung kam von ihren Lippen. Und in diesem Augenblicke fühlte ich, daß es für Kinderherzen weder Grenzen, noch Erbfeind, noch politischen Haß giebt, und daß ihr Himmel — jenes

Paradies das der Grundbegriff ihres Glaubens iſt — ein internationales Aſyl bildet, geöffnet für alle.

— Spricht es denn nicht hochdeuſch, das Chriſtkindel? fragte mich Gretchen, welches den Dialekt der alten Elſäſſerin nicht verſtand.

Ich antwortete ihr ausweichend, daß die Chriſtkindel wie die Menſchenkinder die Sprache ihres Heimatlandes ſprechen, dann, da ihre Blicke ſich wieder auf die Spielfachen hefteten, ſagte ich ihr: „Wähle, Gretchen, alles dies gehört Euch beiden.“

Sie wurde kühner, legte die Puppe in die Arme ihres Schweſterchens und nahm den franzöſiſchen Soldaten. Einen Augenblick hielt ſie ihn vor ſich, betrachtete ihn, den Mund geöffnet zu einem Lächeln der Bewunderung, dann errötend, mit einem Seitenblick für mich, küßte ſie ihn ſchnell auf die Stirn. Da nahm ich ſie in meine Arme, die arme kleine Deuſche, und Ihr mögt mir glauben oder nicht, und ich küßte ſie wieder und wieder, wie ich niemals ein franzöſiſches kleines Mädchen geküßt habe. Sie gab mir ihren Kuß mit echt germaniſcher Herzengingabe zurück.

— Danke schön, ſagte ſie, und etwas ſehr Inniges, etwas echt Weibliſches ließen ihre Weiſchenaugen erſtrahlen. Wofür bedankte ſie ſich, für den Soldaten, für die Spielfachen, für dieſen leuchtenden, für ſie angezündeten Tannenbaum, oder einfach für den Friedenskuß, den ich ihr ſoeben gegeben?

Ich habe es nicht wiſſen wollen. Als ſie die Schüchternheit abgeſtreift hatten, wurde die Freude der beiden kleinen Mädchen mittelſam, lärmend, ausgelaffen. Ich benützte dieſen Augenblick, um zu verſchwinden, mich zu verſchlüchtigen, zu verduften, ganz wie jeder gute Genius, deſſen Miſſion erfüllt iſt.

Übrigens hätte zu dieſer Stunde vor dem Herodes des Landes Jeſus ſelber nicht Gnade gefunden, wenn ihn die Laune ergriffen hätte, ohne Erlaubnis, und ohne Paß durch die Straßen zu ſpazieren.

Allein, mit einem Male ſehr alt geworden, begab ich mich wieder zu Fuß durch den dichten Schnee auf den todesdüſteren Weg nach Baden . . .

(Überſetzt von Suzanne Braeutigam-Romane.)



Aphorismen.

Von P. Hausfe.

(München.)



Die Mehrzahl unserer Worte und Chatsen springt uns oft unbewusst aus dem Impuls der Gefallsucht hervor. — Ein steter Irrtum ist, dass wir dies Effektspiel nach unserer eignen Beurteilungsweise einrichten, nicht nach der des anderen; wir vergessen zu projizieren.

Leichtigkeit der Sprachbehandlung und Stilgefühl sind oft auch dem Flachkopf eigen, erst die zutreffende Wertung der Begriffe durch Ausdruck und Satzform kündigt Intelligenz an.

Falls eine Überzeugung noch fehlt, halten wir oft von der Meinung anderer mehr als von der eignen. Denn da jene für uns etwas Abgeschlossenes ist, kennen wir nicht ihre chemische Zusammensetzung, die Zuthat von Chorheit und Zweifel — die wir uns über die fragwürdige Entstehungsgeschichte der eignen nur zu klar sind.

Nichts gesellt sich lieber als Gemütsiefe und Gedankenflachheit.

Der Spender überschwenglichen Lobes verwirkt bei dem Ausgezeichneten nur seinen geistigen Kredit.

Es giebt zwei Arten von Dichtern. Bei den einen ringen die Motive nach dichterischem Ausdruck; das sind die Dichter von Beruf. Die andern ringen nach Motiven, um sie dichterisch auszudrücken; sie dichten aus Liebe zum Dichten.

Ein phantasiereicher Schriftsteller, der sich von einem schönen, aber entbehrliehen Worte trennt, giebt eine Probe von Willenskraft.

In der Haltung scheuer, aber selbstbewusster Menschen lösen sich Gedrücktheit und Herausforderung ab, je nach dem Übergewicht der natürlichen Belangenheit oder des Willens ihrer Bekämpfung, der in das entgegengesetzte Extrem reisst.

Wenn der Psychologe im gegebenen Augenblick bei sich selbst zu analysieren anfinge, so würde ihm der Bissen im Gaumen stecken bleiben.

Was als vermeintliche Gabe anhänglicher Dankbarkeit eine freudige Regung verursacht, entstand oft unter dem peinlichen Eindruck der Verpflichtung.

Die garstige Persönlichkeit setzt ihren Stolz darin, sich nicht durch Überzeugungen überzeugen zu lassen, sondern nur durch Gründe.

Ein voll betriedigender Ausdruck erweckt eine Art von physischem Behagen.

Bevor die kleinen Querulanten Herz und Gemüt im Bette liegen, kann die Wahrheit nicht zu Worte kommen.

Zu spät verstandene Witze pflegt man zu missbilligen.

Es giebt tapfere Abenteurernaturen, deren anspruchsvoller und eingeweihter Intellekt lange Zeit bei keiner Überzeugung Genüge findet. Aber abnehmende Widerstandskraft gegen die Unbilden des hohen Meeres und das Bedürfnis einer geistigen Heimat bestimmt endlich auch sie, an bescheldener Küste anzulegen.

Jede Erweiterung unserer geistigen Perspektiven betrachten wir durch ein Vergrößerungsglas, ihren früheren Umfang aber durch dessen Kehrseite.

Zuweilen waren die „überwundenen“ Anschauungen doch die stärkeren, wir hatten sie nur hinterrücks getötet.





Vom Dresdner Schauspiel.

Dresden ist heute wieder Premierenstadt. Das königl. Schauspiel arbeitet in dieser Winteraison mit lobenswerter Energie und brachte lethrin schon fast jede Woche eine richtige „Première“ heraus. So gab es im Noaember zum allererstenmale die beiden Lustspiele aan Friß Lienhard: „Rüschhausen“ und „Der Fremde“. Kein wizeindef, sondern ein frühliches Lustspiel wollte Lienhard in seinem „Rüschhausen“ uns geben, ein Lustspiel, das unter freundlichen Scherzen tiefen Ernst birgt. Er wollte die deutische Rüschhausengestalt aerebeln, aus dem Lügner einen Dichter, aus dem Phantasten einen Philosophen machen und schließlich zeigen, wie dieser großartige Fabulierer, dieser phantastierende Dichterphilosoph mitten in einer Welt gemeiner aber doch gewöhnlicher Lügen steht, so daß er zuletzt als wahrer Held, als echter Edelmann erscheint und, ein „Lügner“, über die Lüge den moralischen Sieg daaanträgt. — Ort der Handlung ist Rüschhausens Schloß, Zeit das achtzehnte Jahrhundert. Der alte Freiherr wird aan seinen Freunden auf etwas feinere Art, aan seiner Dienerschaft — der krumme Gärtner, auch so etwas wie ein Philosoph, und darin ein Penchant zu seinem Herrn, bildet die Ausnahme — mehr oder weniger gröblich betrogen. Die Freunde haben sich den ledten Scherz erlaubt, drei Bettlern aus Thüringen als Goethe, Laaater und Cagliostro einzuführen. Rüschhausen durchschaut bald den Betrug und hält die Betrüger auf geniale Weise zum Besten. Näher geht ihm schon, daß Ingrid, die schöne Hausdame aus dem Norden, die er zur Baranin machen will, schon im Einaerständnisse mit seinem Freunde Darndusch ist. Aber er überwindet tapfer diese Enttäuschung, ebenso wie er seinen armen Verwandten Hans mit der blinden Lisbeth glücklich werden läßt. Den sächsischen Pariser Jean und die Maggarin Warka, die mit Zigeunern sein Gut aerpoffen, jagt er zum Teufel. — Frei und einsam steht der alte Rüschhausen da. Freilich, Hans und Lisbeth wollen „felsenfest zu ihm halten“, bis er „hinüberwandert in die endlosen Jagdgründe der ewigen — Türkei“.

Ein Dichter, und zwar ein grunddeutscher Dichter hatte da zu uns gesprochen — das stand außer allem Zweifel. Van Bühnentroutine und theatralischem Geschick besitzt der prächtige Friß Lienhard aarläufig kaum ein Cuentchen. Sie wissen ja, wie niedrig ich im allgemeinen die rein handwerkliche Seite der Dramendichtung zu aeraanschlagen geneigt bin. Aber selbst mir will bedanken, der „Rüschhausen“ sei bis tief in den zweiten Akt hinein zu sehr reizvoll bewegte Plauderei, gar zu wenig „Theater“. Auch ein besseres Publikum aerlangt aan Bühnenwerken etwas mehr „Geschichen“. Und das Dresdner Publikum war tray aller Verlags-Reklame zu wenig aarbereitet. Es war nicht richtig aarbereitet. So aermachte es nicht die romantische Ironie zu erkennen, die das ganze Stück durchzieht und geraden Weges zu den älteren Romantikern hinüberweist. Sa entging ihm die Symbolik Lienhard's, die sich in einzelnen, poetisch empfundenen Episaden — ich erinnere an den coreus, der nur eine einzige Nacht blüht — wie auch in dem sinnierenden Zuge der ganzen Dichtung bedeutsam hervorragt. Endlich würdigte man wohl kaum den großen und freien Standpunkt, aan dem aus Friß Lienhard die

Menschen seines Dramas erschaut hat. — Die Meister der altenglischen und hispanischen Komödie hat Wienhard in seiner Schrift gegen die Barberrschafft Berlins als Muster für das neue deutsche Lustspiel hingestellt. Aber diese Dramatiker (besonders die Spanier) boten nicht nur Scherz, Fröhlichkeit und Tiefinn — sie waren auch glänzende Techniker. Darf Wienhard in letzterer Hinsicht nicht mit ihnen in die Schranken treten, so gilt doch auch von ihm, daß sittliche Gesundheit der Mutterbuden seines Humors ist.

Den Titelhelden der Komödie verkörperte Herr Müller in sehr erfreulicher Weise; nur hätte er den Hauch von Tragik, der diese Münchhausengestalt doch merkbar umwittert, etwas mehr zur Geltung bringen sollen. — Dem „Münchhausen“ ging, wie erwähnt, ein kleiner Einakter des gleichen Autors voraus: „Der Fremde“, Schelmenpiel in einem Aufzuge. Ein überaus frisches und liebenswürdiges Ding, dieses kurze Schelmenpiel, offenbar in einer glückseligen Laune, in einem Zuge niedergeschrieben. Auch hier ist die Hauptperson eine Lieblingsgestalt der deutschen Volküberlieferung — Till Eulenspiegel heißt der „Fremde“ — und auch hier ist der überleserte Charakter dichterisch vertieft. Das Stückchen hat Berührungspunkte mit Schnitzlers „Barocelus“; aber ist auch der Wiener der bessere Techniker, so schlägt ihn der Etsfasser durch die edlere Wärme seines Empfindens, und von Frivolität findet sich bei Wienhard auch nicht die schwächste Spur. Die Aufnahme des „Fremden“ war überaus herzlich. Er wurde freilich auch vortreflich gespielt. Herr Fraböfe schlug Töne an, die überraschen und packen mußten. „Der Fremde“ wird seinen Weg über die deutschen Bühnen nehmen. Über das Schicksal des „Münchhausen“ läßt sich nach nichts Bestimmtes voraussagen. Er wurde zwar nicht unfreundlich, aber doch nicht gerade warm aufgenommen, abwaht, aber vielmehr weil er das gewichtigere Werk ist.

Weit weniger Glück nach hatte die Hoftheaterleitung mit dem Erstlingswerke eines homo novus, eines sächsischen Lehrers Namens Dita Erler. Seine Künstlertragödie „Giganten“ spielt im antiken Kleinasien. Der Held Thyrsybulos, Tyrann von Milet, ist zugleich Künstler — Bildhauer — und eine Art von halbfertigen Übermenschen. Was anderen Königen des griechischen Altertums genügen mochte: Schätze, Weiber, Wein und Siegesfreude, davon will der Besieger der Sarder nichts wissen. Er schaut sich nach dem Gättchen im Weibe — den Gättern will er's abtropfen. In seiner Werkstatt steht das Bild einer Göttin, die ihm nächtllicher Weise erschienen, während seine Edten glaubten, daß er mit einer sardischen Sklavin Tage und Nächte durchschwelge. Trunken bringen sie in seinen Palaß, ihr Führer, Kleon, wagt es, den König zu bedrohen. Da schlägt Thyrsybul den Frechen zu Boden. Er würde ein Opfer des Aufstandes, wenn nicht plötzlich eine härtige Riesengestalt, ein langes Kuder in der Rechten, dem Gefährdeten als Retter erschiene. Es ist Patur, der Fischer, von dessen wunderschöner Tochter Dhana der Tyrann bereits gehört hat. Diesen Patur hat einst eine Göttin mit ihrer Gunst beglückt, in einer Sturmnacht hat sie ihn verlassen. Seitdem habert er mit den Gättern. Thyrsybulos eilt, trotz Patur's Warnung, die schöne Dhana aufzusuchen. Sie, die Tochter einer Göttin, muß das erkante Weib sein. Im Fluge erabert er ihr Herz; sie verläßt den finstern Vater, dem sie nie recht zugethan war. Der König führt sie im Triumph heim. Patur bleib in Verzweiflung zurück. Er steckt seine ärmliche Fischerhütte in Brand und schwört dem Entführer Rache. — Fürchtbar schnell kommt für Thyrsybulos die Enttäufchung. Dhana ist nichts weniger als eine Göttertochter — ein liebend Weib ist sie nur, und das genügt dem Könige nicht. An der Wärmemarckschänheit der Mutter gemessen, ist ihr Keiz gering; und ihre Seele ist allzu kindlich. Der Geliebte will sich ihrer entledigen. — Soll Jarnes zertrümmert er dann das trügerisch-verheißungswolle Bildnis der

Göttin-Mutter. Patur erscheint und erschlägt den Fürsten mit seinem Kuder. Thana giebt sich an der Leiche des Königs den Tod.

Das wäre in knappen Zügen der Inhalt des gedankenreichen, aber, man muß es ehrlich sagen, im hohen Grade konfuseu Stückes. Seine Hauptfehler sind die langen Verreden; schon dadurch ist es als die Arbeit eines Anfängers gekennzeichnet, der nicht bloß von der Bühne wenig weiß (was ein rein technischer Mangel und leicht nachzuholen wäre!), sondern auch in Bezug auf die dichterische Darstellung der Affekte und der Situationen noch tief im Dilettantismus steckt. Ferner scheint der Autor noch nicht recht imstande, seinen gedanklichen Absichten den richtigen Ausdruck zu verschaffen. An Philosophie, Pathologie und Symbolik ist kein Mangel; aber entweder sind die Andeutungen so nebelhaft, daß der Zuschauer sie ganz übersieht, oder die Entwicklung der Gemütszustände aerfällt in epische Breite, in jenes saeben gerügte gegenseitige Beschütten mit langen Reden, nach dem berücksichtigten „Sichkonnenssystem“. Das Wesen des eigentlichen Helden, des Künstler-Königs, bleibt trotz vieler hübscher Verse so ziemlich unverständlich. Völlig unmotiviert und daher ästhetisch empörend erscheint der vollständige Umschlag der Stimmung des Helden gegenüber Thana, der er saeben noch einen Tempel erbauen wollte. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist so, wie wir alle wissen, oft nur ein Schritt. Und dieser Schritt scheint beinahe gethon, wenn ein liebevollender, leidenschaftlicher Mann sich nachträglich darüber entrüstet, daß sein Weib im Begriffe ist, ihm Hochkommenschaft zu schenken!

Trägt diese „Künstlertrögdie“ noch Zuschnitt und Ausdrucksweise den Charakter des Epigonen-Dromos, so ist sie doch andererseits von allerhand modernen Einflüssen und Anschauungen auf in wirrer Art durchkreuzt. Nießsüße vor allem (nicht überall richtig verstanden), Jbsen mit seinem „alleinstehenden Stärksten“ und dem „Wunderbaren“ Koros hoben neben Heibel (Gygis) und Grillporzer (Ester) die Dichtungen Erlers nicht unwesentlich beeinflusst.

Kein Geringerer als Paul Wiede spielte den sonderbaren Helden der „Künstlertrögdie“; aber selbst das heiße Lebensblut Wiedescher Darstellungsposie konnte diese konstruierte Figur nicht zu einem glaubwürdigen Charakter umschaffen; der Opferfreudigkeit des großen Künstlers verdankte der Autor einen scheinbaren und äußerlichen Erfolg.

Was dem Lehrer Otto Erlers nicht beschieden war, das errang sein Erzolllege Otto Ernst in überreichlichem Maße: einen unumwundenen Sieg und Triumph. Seine neue Komödie „Flachsmann als Erzähler“ war mit Spannung erwartet worden. Nach dem schier unerhörten Erfolge der „Jugend von heute“ schien ein Rückschlag nicht unwahrscheinlich, und es war nur menschlich, wenn alle Egan Waffs und Erich Voglers einem fröhlichen Hochtogeto mit stillem Vergnügen entgegensohen. Aber es sollte ganz anders kommen. Der Erfolg an „Flachsmann als Erzähler“ war, wenn man eine in Dresden kaum jemals erlebte begeisterte Teilnohme des Publikums als Kriterion der Bühnenwirkung betrachten darf, noch stärker, als es bei der „Jugend“ der Fall gewesen. Also hat sich die Dresdner Kritik doch nicht so vollständig blomierte, als sie mit feltener Einmütigkeit in Otto Ernst einen begobten deutschen Komödiendichter erkannte. Daß die „Jugend von heute“ große Fehler hat, daß besonders der phllisiströse Schluß die Wirkung dieser ledten Satire nicht wenig beeinträchtigt, daß endlich auch hier schon gewisse Konzeptionen an den Herdeninstinkt sich unliebsam bemerkbar mochen — das habe ich, wie Ihnen noch erinnerlich sein dürfte, durchaus nicht aerkannt. Und ich muß leider gleich hinzusetzen: das Phllisiströse und „Herdenmaralische“ tritt in dem neuen Stücke Ernst's nach mehr in den Vordergrund, und das erkört zugleich den ungeheueren Erfolg, den

die hiesige allererste Aufführung zu verzeichnen hatte. Ähnlich wie in Dreyers „Probekandidat“ und in Jabels „Gymnasialdirektor“ wird hier der Konflikt eines kühnen, warmfühlenden Lehrers mit den herrschenden Schuloerhältnissen und Lehrrmächten behandelt. Flemming, der storkörperige Reformator würde in diesem Kampfe den Kürzeren ziehen und in Armut und Elend verkommen, wenn nicht in letzter Stunde ein wunderbarer Schulkat erschiene, der nicht nur Flemmings Bedeutung zu würdigen weiß, sondern auch mit beinahe kriminalistischem Scharfblick entdeckt, daß der Oberlehrer und „Bildungsschufter“ Flachsmann ein gemeiner Schwindler ist, was noch durch einen Brief von Flochsmanns ebenfalls durch den Schulkat entlarvten Spießgesellen Dierks (noch naiofter Bühnentradition), bestätigt wird, sodas nunmehr der Held des Dramas die oakante Direktorstelle einnehmen und seine Giso heimführen kann. Otto Ernst neues Stück ist ois Bühnendichtung oiel besser als die „Jugend oon heute“. Die Komposition ist straffer, die Handlung erfüllt sich gefällig und deutlich in den drei wirksam schließenden Akten, das Ganze ist sozusagen künstlerischer arrangiert: on seinen Beobachtungen, an treffenden Worten ist kein Mangel. Aber Otto Ernst, der hier gewiß eine Fülle persönlicher Erfahrungen niedergelegt hat, Otto Ernst mußte wissen, das es in dieser Welt keine Schulkate oom Schlage Prells giebt; wenn es ober solche giebt, so treten sie den Flemmings nicht im kritischsten Momente ihres Lebens rettungsbringend in den Weg! Dieser deus ex machina Prell bedeutet auch eine Umbiegung der satirischen und kritischen Spitze des Stückes. Otto Ernst hatte den Mut, dorouf hinzuweisen, das die deutsche Schule an so manchem Gebrechen leidet; das viele oon den deutschen Lehrern und Erziehern wie Klaus Niemann oußerhalb der Stunden nie ein Buch zur Hand nehmen, oder jommervolle Pedanten sind wie Emil Weidenbaum; das es ferner Schulkinspektoren giebt wie diesen Bröcke, dessen Ideal ein rofiger Schinken ist. Den einst sogar als „Sieger oon Königgrätz“ gefeierten deutschen Schulmeister einmol oon der Rehrseite zu zeigen, das ist kühn, das ist topser — selbst wenn man die Forben etwas dick ousträgt. Aber nun kommt auf einmal der Regierungsschulkat Prell, und on ihm wird gewissermaßen vom Dichter wieder gut gemacht, was dieser sich gegenüber der Lehrerschaft herauszunehmen mohte. Ich aber sage: Ein System, das die Dierks, Flochsmann, Weidenbaum, Niemann u. s. w. möglich macht, würde einem Prell dos Schicksol Flemmings bereitet haben.

Aber ohne diesen Schulkat hätte die Komödie nicht eingeschlogen. D. Ernst weiß genau, wie weit er gehen kann, ohne irgendwelche Gefühle des Publikums zu verletzen. O du weiser und glücklicher Dichter!

Bodo Wilberg.





II.

Wätte es mit diesem „Geschmack“ und der „Kunststadt München“ doch nur auch immer seine Wichtigkeit in unseren Theatern und in unserem Concertwesen! Da aber läßt's oft gar sehr zu wünschen. Immerhin freut es mich aufrichtig, diesmal nicht nur von einigen absoluten Premidern, sondern auch hinsichtlich der Inszenierung und Darstellung weit Besseres — und zwar sowohl aus dem „Schauspielhause“ wie auch aus dem „kgl. Residenz-Theater“ — mit gutem Gewissen berichten zu dürfen, das heißt, eine wesentliche Einschränkung muß ich allerdings gleich wieder anbringen. Es ist nämlich nachgerade schon Skandalös zu nennen, nicht allein wie sehr eine altmodische, komödiantisch-pointierte Chargenspielerei — dank dem noch immer strahlenden, aufdringlichen Vorbilde des Herrn von Possart in unserem Ensemble — an unserem kgl. Hofschauspiel überhand genommen hat, sondern auch welsch' bis zur Unerträglichkeit stief verbreitetes Übel die rein sprachliche Nachäffung des unnatürlichen Possart'schen Tonfalles der Prosa-Rede bei unseren Hofschauspielern bereits zu werden beginnt. Exempla trahant — nomina sunt odiosa. Aber: videant consules, ne quid detrimenti capiat res publica dramatica! — Anderseits hätten wir die Premiere eines so grundalbernen, unbegreiflichen Stückes wie „Heldenspieler“ am Schauspielhause doch lieber nicht erlebt; von „Novität“ konnte hier, angesichts so altfränkischer, verbrauchter und fadenscheiniger Pöffen-Triebs, jedenfalls nicht mehr gut die Rede sein. Aber merkwürdig: dieses vorstintflutig-polizeiwidrige Zeug hielt sich bei angemessenem Besuch einige 4—5 mal, während wir die Aufführung von Clara Viebig's (in Bremen zuerst gegebenen) „Pharisäern“ gar nicht erst erleben sollten, da die Premiere zugleich Dernière war und ich — freilich, nach dem Buche, schon mit nicht allzu guten Hoffnungen — erst die Wiederholung zu besuchen gedachte.

Relativ glücklicher als die Nebenbuhlerin auf dem litterarischen Parnass Clara Viebig war nicht lange hernach — Helene Böhlau mit einem Drama ihrer Feder, das im „Residenz-Theater“ nach der vielumstrittenen Premiere noch einige Abende spärlich füllte. „Philister über Dir!“ heißt bezeichnender Weise dieses Stück, das gar kein Stück, sondern nur eben die fragwürdige Dramatisierung einer der mit Recht so beliebten „Weimarer Ratsmädchengeschichten“ der Verfasserin ist, zu Anfang des 18. Jahrhunderts im historischem Kostüme spielt und seinen weiblichen Ursprung schon allein dadurch verrieth, daß es ganz abgeschwacht viel — aus der Küche plaudert. Schopenhauer kommt als Weiberfeind „selbstredend“ darin vor und Se. Excellenz der Herr Geheime Rat W. von Goethe „klingen“ wenigstens „an“. In den ersten beiden Akten meint man denn auch lange Zeit, so etwas wie einen neumodischen Kostüm-Schwanz vor sich zu haben und etwa eine „Komtesse Suedert“ — dieselbe Couleur in Hellblond — zu erleben. Daan aber (Akt 3 und 4) wird's schier zu einer „blonden Kathrein“ mit violinspielendem Tod, wie bei Richard Ross. Hier wird das Ganze denn doch zu ernst, je unmotivierter diese Tragik da mit einemmale, als neues eigenes Drama im Schauspiel hereinbricht, und das Interessanteste daran war schließlich nur das feine, schöne und tiefe Spiel des äußerst vielversprechenden und entwicklungsfähigen Fräulein Swoboda. Gleichwohl ist das Ding natürlich nicht eben schlecht zu nennen, bietet vielmehr in einem lebendigen,

stellenweise sogar bedeutenden Dialog mannigfach reiche, geistige Anregung. Aber adlig unfasslich bleibt, wie Frau Wählan die Unaereinarkeit der darin niedergelegten modernen Anschauungen eines „heraischen Pessimismus“ (à la Nietzsche) mit dem angeschlagenen Schopenhauersehen Grundton und romantischen Zeitalarit ja ganz und gar entgegen kamte.

In dieser Zeitanstauung war eine andere erfolgreiche Neuheit des „Residenz-Theaters“ (kurz aarher) ungleich einseitlicher geraten — das moderne Drama „Lebens-hunger“ von einem bisher nach ganz unbekanntem Deutsch-Russen Adalf Fedaraw mit Ramen. Dramaturgisch machte diesem Trauerspiel, das dem „Leibeshunger“ den geistigen Lebenshunger gegenüberstellt, aber dessen Dan Quixoterie im Dichter- und Schriftsteller-Milieu zugleich recht ernst und empfindlich ad absurdum führt, gar manches Ungeachid nachzuweisen und dazu überdies die Unglaubwürdigkeit, um nicht zu sagen: Unmöglichkeit mancher Segenüberstellung wohl anzufreiden sein. Dennoch hatte man bei alledem den wahlthuenden Eindruck, daß es sich um die ansängerhaften Fehler dramatischer Tugenden handle; daß es nicht eine Kat schriftstellerischer Armseligkeit und Dürftigkeit, sondern aielmehr der dichterischen Fülle und des geistigen Reichthums war, was solche Beschwer machte — und dies versöhnt denn und läßt gerne hassen, daß ein fruchtbar wirksames, wenn auch keineswegs neuartiges, Talent der Bühne gewonnen sei.

Die dritte „Première“ der letzten Zeit auf dem Gebiete des Dramas bildete (gleichzeitig mit der Berliner Aufführung des Stüdes) O. E. Hartlebens „Rasen-mantag“, wiederum im „Schauspielhaus“. Nach den Presse-Berichten schien es sich hier in München ja ungefähr um einen achtungsaallen Durchfall gehandelt zu haben. Um ja erstaunlicher also für Ihren Berichterstatter, anlählich der etwa siebenten Wieder-halung ein völlig ausaerkauftes Haus und schlechterdings keine Eintrittskarte für sich mehr vorzufinden. Das sind denn ja Dinge, die man auch niemals erfährt, wenn man stets nur „Premièren reitet“! Nebenbei möcht' ich mir erlauben, auf einen Punkt hin-zuweisen, der meines Wissens noch van keiner Seite ausdrücklich heraaergehoben worden ist. Man betrachte den offiziellen Theaterzettel zu diesem Stüde: Obenan die „Traute“ als „Mensch“ schlechthin; hierauf, dem Range nach abwärts, die Militärs bis zu den Ordannanzen und Offiziersburschen herab; alsdann erst der „Stabsarzt“ Dr. Reichen, und ganz zuletzt bescheidenlichst der „Giallist“ Kammerzienrat und Schwiegervater Schmitz aus Köln. Thue ich dem Verfasser wohl Unrecht, wenn ich mir sage, daß dies nicht ganz ohne Absicht geschehen sein kann und daß hier schon aus dem Personen-Verzeichnis der seine „Schall“ aber der „ernste Satiriker“ Hartleben — je nachdem man eben will — zu uns spricht? „Doch eine Bosheit steckt darin!“ Alle „Frösche“ hüpfen und die Erhabenen freuen sich. — Daß das Ganze als Maratlamädie mit traurigem Ausgang aus dem hübschen dichterischen Proverbe, das Hans in seinen Lebens-Bersen auf den Tod am Schlusse noch zum Besten giebt, van rückwärts gleichsam ent-standen ist, steht mir bei den bekannten epigrammatischen Reigungen des Dichters über-dies bambergsfest!

Auch zu der ganz überraschend wirksam und äußerst sorgfältig inscenierten Auf-führung van Björnsans „Über die Krasi“ (I) am selben „Schauspielhause“, die sich bis heute aartrefflich auf dem Spielplan erhalten hat — auch über sie sei hier die kurze Aussprache einer rein subjektiven Betrachtung gestattet. Des Dichters dramatische Ent-wicklungs- und Gestaltungs-kunst, ja sehr sie ins Theatralische gern abklingt, ist ja auf alle Fälle packend und mit sich fartreibend; seine Metarik überaus interessant, seine Dialektik immer fesslend. Allein das Problem darin ist und bleibt nun einmal falsch gestellt. Alle Argumente müssen zuletzt wie Spreu aar der einen Erwägung zerrieben:

Im Tode sucht doch das Christentum die Erlösung oom „irdischen Jammerthal“ — i. e. das wahre, ewige Lebensheil in absterbenden Tugenden. Diese Religion hat somit, und muß haben, die entschiedenste Tendenz zur Jenseitigkeit. Wie sammt nun aber das Wunder auf dieser Basis — zudem als „Rutter des Glaubens“, nicht etwa als des „Glaubens liebtes Kind“ gefaßt — zur Patenz des Diesseitigen in seinen gewollten Wirkungen? Wie gelangt es dazu, die Taten aufzuwecken, bezw. die Kranken wieder gesund zu machen, statt oielmehr — in Übereinstimmung mit jenen Voraussetzungen — die dem Tode schon sa Nahen aus diesem gedrechlichen Leben und dieser armseligen Welt ödlig hinaus-, gleich ins bessere Jenseits hinüberzuheilen? Wäher nimmt es denn seine Kraft, ein Zeugnis für das „Übersinnliche“ abgeben zu lassen, da es gerade sinnliches Dasein wirkt in seinen, für die Menschenmenge wunderbarsten, oerblickendsten und — überzeugendsten Fällen? Dazu angerufen, dem religiösen Glauben Gott als übernatürlichen „Erlöser“ aan der Schöpfung darzutun bezw. zu bestätigen, beweist und bekräftigt es meines Erachtens weit eher gerade den Gott als „Schöpfer“ dieses vermaledeiten Alls. Ein nicht zu überschender Zwiespalt in der Auffassung! Mit nichten etwa, daß wir modernen, aufgeklärten Menschen der freien Philosophie und Naturwissenschaft das Wunder lähnlich zu aerleugnen, es als aeralteten, überundenen Standpunkt einer naaien Periode der Menschheit zu empfinden brauchten. Aber wir sehen, suchen und finden es eben ganz anderswo, als die religiösen Gemüter des alten Glaubens. Es fällt uns gar nicht ein, sein Vorhandensein skeptisch etwa zu bestritten; nur erkennen wir ganz im Gegenteil heute das „Wunder“ schlechthin im Vorgang des organischen Entstehens, Werdens und Wachsens, auf Grund einer geheimen Zeugungskraft mittels Samens und Keimzelle. Hic Rhodus — hic salta: „punctum saliens“ — kein salto mortale!

Eine ganz ähnliche Uoereinbarkeit zweier Weltanschauungen, im Grunde „Inkonsquenz“, ist mir auch an dem allenthalben und berechtigter Weise ein sa groß Aufsehen erregenden, als das reife Werk bedeutenden meisterlichen Könnens und ernstesten künstlerischen Strebens sanst so überaus beachtenswerten v'Albert-Vulthaupt'schen „Kain“ bald darnach ausgefallen, der als Operu-Première, van achtungsaollem Beifall begleitet, über die etwas schadhast gewordenen Bretter unserer tgl. Hofbühne schritt. Mein Hauptbedenken angefahts dieser Schöpfung ist dieses: daß jener düster-weltchmerzliche Pessimismus durchaus nicht des Komponisten eigenste, persönliche Weltanschauung ist, die er selbst er- und durchlebt hätte: daß er diese philosophische Dichtung also nur auf dem Umwege der Reflexion und der Nachempfindung in schön geistiger, aber nicht eigentlich innerer Anteilnahme in Rusik geseht haben kann. Mein zweiter Kardinal-Einwand der gegen den Text-Verfasser Prof. Dr. Heinrich Vulthaupt: daß er — bei aller Feinsinnigkeit, mit welcher er dem Byron'schen Rasterien-Vorwurfe dichterisch nachzugehen suchte, und bei allem preisenswerten dramaturgischen Geschick, mit dem er hier die Hauptzüge, zum Teil in selbständiger, vereinfachender Umgestaltung, zur knappen Plastik eines Einakters zusammenzudrängen wußte — bei alledem doch den entscheidenden Schritt zu thun und das alte Menschheitsdrama durch beherzten Griff ins moderne Bewußtsein hinein ödlig neu und zeitgemäß zu machen, sich leider scheute. Zwei Wege standen ihm nach meinem Gefühl klar und deutlich offen. Entweder er griff schlicht und stark lediglich zur einfachsten, reinmenschlichen Psychologie des primitiaften Urzustandes, ohne alle modernen Anwandlungen zurück. Dann handelte es sich hier um eine Eifersuchts-Tragödie des in seiner rauheren Art oon Gott und Welt sich zurückgesetzt fühlenden Bruders, der auf den andern, durch sein Wesen schon alle Herzen gewinnenden „Ruster-

knaben" seinen ganzen jähzornigen Haß gewarfen hat, je ahnmächtiger er selbst sich fühlt, es ihm in Lebenswürdigkeit gerade jemals gleich thun zu können. Und damit stände nur in guter Übereinstimmung die, von Wulfhaupt auf Grund eines H. Wagnerschen Ausspruches zur Seebe versuchte moderne Abänderung der Opfer-Substanz der Weiben, im Sinne des heutigen Vegetarismus — denn der Fleischesser ist von derberer Muskulatur und heftigerer Art, wogegen der Pflanzeneresser sanfter und von Herzen freundlicher Natur zu sein pflegt. Oder aber er folgte kühn Byronschen Spuren. Dann aber war Romontif energisch zum Heroismus, Schopenhauer beherzt auch gleich in Nietzsche, der antichristlich-prometheische Trost Kains und sein kräftiger Tauschlog gleich im Sinne des „Herrenmenschen" als Bejahung und Rechtfertigung des Lebens als solchen jenseits von Gut und Böse, sowie zur „diesseitigen" Übernahme des selbstgeschmiedeten Schicksals ohne Götter über der Welt, konsequenterweise umzuwenden. Alsdann mußte Abel gleichsam der erste „Christ" auf Erden sein, in demüthiger Selbstverleugnung und Opferfreudigkeit gegen den durch Fehl seiner Eltern erzürnten Gott, in pessimistischer Verneinung der durch den Sündenfall vom Paradies zum Jammertal umgeschaffenen Welt und todessehnsüchtiger Erlösungs-Bedürftigkeit sein Leben dem Überirdischen weihend — kein oder gerade zum optimistischen, selbstherrlich-freien Segner dieses Lebens ohne allen Gewissenbiss werden, der mit dem Ideal des zu züchtenden „Übermenschen" in der Brust ein oitales Interesse daran hat, diesen Preis der „jenseitigen" Tugenden, dieses im Beten obsterbende, stott in Arbeit wachsende Geschlecht als entwicklungshemmend aus dem Wege zu räumen. So, mein' ich, wäre das Problem klar, modern, podend und überzeugend zugleich gestellt gewesen, wobei es ohne alle ostucelle Aufbringlichkeit, im elementoren Sprachausdruck ganz gut hergehen konnte. Wulfhaupt jedoch hat sich nun glücklich wieder zwischen diese beiden Stühle setzen zu müssen geglaubt, hat dicht daneben gegriffen, ist zoudertnd und unentschieden auf halbem Weg der modernen „Umwertung" schon stehen geblieben und hat damit auch den Kompanisten nicht nur seiner besten, entscheidendsten Wirkungen beraubt, sondern ihn auch nach zwangsvoll — nolens volens — auf Schumannsche „Ransfred"-Stimmungen zurückgeschraubt, wobei denn glücklich „Lucifer", statt dramatisches Agens zu werden, als rein-lyrische Vision im Ragier-Dunkel bleibt. Abel singt im Gegenteil jetzt eine wunderschöne Leibnitsche „Theodicee" zum Preise des Schöpfers der besten der möglichen Welten, und kein endet häßlich maralisch noch der Schrift, als „gezeichnete" Sünder in zerknirschter Reu und weltlächtiger Scheu, statt als pantheistischer Antichrist-Arthosoc unzersetzbaren Lebens, als Dionysos einer „ewigen Wiederkehr des Gleichen", wie es doch sogar schon bei dem, sonst gewiß nicht allzu modernen Weingartner (vgl. dessen „Lehre von der Wiedergeburt" mit dem Mysterien-Entwurf „Die Erlösung"), soweit es Kain betrifft, ungedeutet erschien. . . Kommt noch hinzu, daß d'Albert seinerseits, ast sehr zum eigenen Nochtteil, auch hier wieder seinem, in der „Zukunft" dereinst verkochtenen, künstlerischem Prinzip treu geblieben ist, wonach er eine Mischung von Wagner und Brahms in seinem Stil onstreben will — ohne es freilich zu mehr als einer Kombination des Nebeneinander hierbei bringen zu können, da sich Beides nun einmal nicht omalgomieren läßt. So kommt er denn nicht selten in die mißliche Lage, dort „fortzumuszieren" und eine begonnene Ton-Phrose, mehr als obsoletter Musik, weiterzuspinnen, wa unter scharfer Abhebung und eoentl. selbst schroffer Unterbrechung der charakteristische poetische Ausdruck im Orchester und drohsische oder doch schlogkräftige Deklamation auf der Bühne der Handlung einsetzen müßte. Schenkt er hingegen Wagners Lehren und Beispielen willig Gehör, dann erleben wir, zumal in symphonischen Instrumental-Episoden, bedeutsame,

tiefe und grafsartige Höhenmomente, die zum Bemerkenswertheften und Besten der modernen musikal-dramatischen Litteratur gehören. — Trohdem vermochte das Ganze doch nicht tiefere Spuren bei unserem Publikum zu hinterlassen. Ja nun, den ein en Hauptgrund für diesen Mangel an nachhaltiger Eindringlichkeit glaube ich bereits geschildert zu haben. Allein, wie man Bilder in Ausstellungen tothhängen kann, so vermag man auch Bühnenwerke durch den ganzen Apparat und die besonderen Umstände der Seroirung tothzuschlagen. Es muß leider gesagt werden, daß unsere Münchner Intendanz dieses Kainszeichen dem d'Albertschen Werke gegenüber sich zugezogen hat. Mit einer solchen Neuheit zusammen ein so unglaublich langweiliges und langweilendes Ballett wie „Der Blumen Rache“ zu geben, ist eine unaerzählliche Todsfünde, die gleich derjenigen Kains oder des Judas nicht geföhnt werden kann. Wahrgemerkt: ich bin nicht etwa der Ansicht, daß ein Ballet stets ein „Unterhalt der Kunst“ nur vorstelle. Ein gutes, d. h. künstlerisch wertvolles Ballett mit geistreicher Musik — à la bonne heure: und was ein solches, dem ästhetischen Menschen wirklich befriedigendes Ballett ist, weiß ich nur zu gut aan der glänzenden Dresdner Hasoper her zu würdigen! Jener Todsfünde zur Seite aber trat noch abendrein am Premièren-Abend selbst die aielbepflohene, unaerantwortliche Ungeachlichkeit mit dem Theatervorhang, die den Beifall geradezu marden mußte und die beste Wirkung an entscheidender Stelle abkappte. Aber auch im „Decorationswesen“ zu dieser Urtrögädie der Menschheit sah es (im wärtlichen und übertragenen Sinne) „windig“ genug aus. Ich will nicht daaon reden, daß das Scenische mehr an eine germanische Alpenwelt denn an asiatisches Urland mit tropischer Vegetation erinnerte; aber es ist bei uns immer wieder die alte, leidige Mißère: unsere Hasoperndirigenten sind hier keine Operndirektoren, sie wirken nicht über die Rampe hinaus, auch leitend und tonangebend auf die schauspielerische Darstellung, frei gebietend für den ganzen dramatischen Aktus. Da oben „regieren“ immer wieder nur die Herren aan Passart und Lautenschläger mit ihren decorativen Mäßen aber maschinellen Kuriasitäten. Das bringt unser altes, ruhmvolles Institut nachgerade noch total in Verruf, und das wird, fürcht' ich, auch mit und unter Hermann Junpe und im neuen „Prinzregenten-Theater“ nicht aiel anders werden!

Was sonst allenfalls noch au Erwähnenswertem aus den Theatern besonders hervorzuheben wäre, das ist der mehr als eigentümliche „Onkel Toni“ von E. Karloweis, der als ernste Sittensatirde einsetzt, um als leichtfertiger Schwan! ohne alle satirische Kraft zu enden; „Anatal“-Schnitlers etwas alberne „Frage an das Schicksal“, und Ibsens unendlich frischer „Bund der Jugend“ — alles abermals im „Schauspielhause“; sowie — ein gar gewichtiger Theater-Neubau! Ja, wirklich ein solcher und nichts geringeres! Nämlich: Schmidts berühmtes „Münchner Marionetten-Theater“ — ein Puppentheater aall Humor, Gemüt und Geschmac, so recht nach dem Herzen der Jugend; eine Bühne, welcher Münchner Künstler wie Trapp, Niemeier u. den decorativen Schmuck aersuchen haben und die Kulissen selbstbeigen malen — dieses beliebte Theater hat mit seinem guten alten, Graf Poccischen „Kasperl Larifari“ in seinem modernen Neu-Bau an der Blumenstraße den sidelen Einzug jüngst gehalten. All das aber will genannt und berichtet sein, wenn man Münchens Kunstleben und Geisteskultur im ganzen Umfange rechtlichaffen beschreiben will. — Ganz ausgezeichnet ferner war gelungen und die schönsten Perspektiven für eine gesunde Weiter-Entwicklung der „Münchner freien Volksbühne“ eröffnete die Anfangsvorstellung dieses Vereinsjahres: Angengrabers „Kreuz'schreiber“, wenn auch nur am „Neuen Volkstheater“ in München-Ost. Leider hört man von einem starken Rückgang in der Mitgliedszahl (da sich gewisse Hauptlinge der Bewegung graulend zurückgezogen haben saßen), was sehr

zu bedauern bleibe. Unser „Akademisch-dramatischer Verein“ ist hingegen mit einer, seinem Zweck entsprechenden dramatischen Darbietung in dieser Saison nach nicht an die Öffentlichkeit herangetreten. Vorträge und Rezitationen hielten dort einflussreichen Edgord Steiger und Schauspieler Emil Lied, insbesondere aber Dr. R. G. Canrod über „Nietzsche“, wobei mir an seinen Ausführungen namentlich die einleuchtende Betrachtung des „Zarathustra“ als pathoshafter, reich instrumentierter „Partitur“ sympathisch und an Interesse war, „aus der man den schrillen Piccolo-Triller ‚Vergiß die Peitsche nicht!‘ ohne Rücksicht auf den Gesamtsammenhang tollkühn einzeln herausgegriffen“ habe. „Aber R. hat nicht gesagt: ‚Wenn du zur Mutter deiner Kinder, aber zu deiner eigenen Mutter, zur Schwester, Freundin oder Komradin gehst, sondern wenn du zum Weibe als Sexualmensch gehen willst, sollst du die Peitsche mitnehmen‘. „R. hat auch niemals gesagt: ‚Schmört unentwegt auf meine Warte! Vielmehr er lehrte: ‚Werde, der du bist! — und dies ist nun nicht mehr aus dem Leben und aus der Weltgeschichte auszumergen“. Aber dies sind seine sogenannten „Widersprüche“ lediglich die Widersprüche des stultierenden Lebens selber, nicht die des Konnes und Philantropen wie seiner Psyche.

Van der mittlerweile hereingebrochenen „Hochflut der Concerte“ (der Berliner wird hier löcheln — aber im Verhältnis der Einwohnervahl ist es wirklich erheblich mehr, was der Münchner an Musikobenden konsumiert!), van ihr will ich bald einmal in größerem Zusammenhange sprechen. Für heute nur so viel, daß der „Suga Watts-Berein“ mit einem glänzenden Erfolge der grauen Gustav Kähler'schen „C-moll-Symphonie“ (mit Chor) unter meisterhaft persönlicher Leitung des Komponisten diesmal, gleich zu Anfang der Saison, sehr energisch die Führung übernommen hatte und hierdurch nicht nur seine Daseinsberechtigung an aller Welt imponierend dorthut, sondern daroufhin unaerzütlich auch in eine „Gesellschaft für moderne Tankunst“ weit füngemäßer sich umtoste. (Das will in einer Zeitschrift „Gesellschaft“ doch aermerkt sein!) Sagor das Programm — oon Fritz Erlers Künstler-Hand seinftinnig entworfen — war hier im modernen Geschmoe gehalten; im Zuschauer-Raum — ein sehr erhebender Anblick! — die Eröme zugleich auch der Münchner Geisteswelt (Conrad, Weigand, Ruederer, Dalke, Bierbaum, Bies, G. Kosmer, L. Weber u. o., neben Felix Weingartner, Ludwig Thuille und dem zufällig hier onwesenden d'Albert, Prof. Dr. G. Adler als zugereisten Gost aus Wien u. s. w.) in stattlicher Repräsentation fast oollständig aerfammelt: kurz — „Seceffion“ gleichsom auf der gonzen Linie! Der Erfalg des inhaltsschweren, nur stilistisch nach etwas eklektisch sich gebenden Werkes war so durchschlagend und hinreißend, daß es unsere alte, ehrwürdige „Musikolische Akademie“ 1½ Wochen später bereits wiederholte und, diesmal mit B. Staaenhagen am Dirigentenpulte, selbst dort, also unter veränderten und erschwerenden Verhältnissen zum Siege führte. Im ersten Abonnement-Concert genannten historischen Instituts gab es, ebenfolls unter Leitung des Komponisten, Hons oon Bransforts „Schicksals-Symphonie“ als absolute „Novität“ zu hören. Ein hochonständiges, durchaus respectables und auch überaus oornehm gearbeitetes Tonwerk, aber komponirt gleichsam auf das Lebensprogramm seines Schöpfers: „Sic transit gloria mundi“. „Der Tugendbund in Musiknoten oder der ehemalige Heißsporn als Kommerherr“ möchte man, das Ganze kurz zu betiteln, soft schon versucht sein, wofern man ein loser Spahanzel wäre. Jedenfalls hätte sich Hons aan Bransfort damit den guten Komponisten unter den Herren Intendanten: Karl oon Persoll und Wolk oon Hochberg, durchaus ebenbürtig nun ongereicht, nur daß dieses Endresultat dem ehemaligen Leiter der fortschrittlichen „Guterpe“-Concerte zu Leipzig und Genossen Hans van Bülow's kaum an der Wiege gesungen werden sein dürfte.

Arthur Seidl.





Lyrisches und Episches.

Neue Balladen von Heinrich Bierordt. 2. Aufl. Heidelberg, Carl Winter. 8^o, geb. M. 3,—.

Man kann auch diesmal in den Ruhmes-
franz Bierordts kein neues Blatt einstecken.
Nun scheint mir fast, daß man Bierordt
nicht Unrecht gethan hat, wenn man ihn
schon vor geraumer Zeit in neueren
Litteraturgeschichten seinem Können gemäß
bereits rubrizierte und abwertete. Sonst ist
die Gegendart etwas vorschnell in ihrem
Urtheil, wenn sie zu Lebzeiten des rüstig
schaffenden Dichters aus der Summe seiner
bisherigen Werke schon das Facit zieht und
also mit der Möglichkeit seiner Weiter-
entwicklung nicht mehr rechnet. Aber bei
Bierordt war diese Voreiligkeit nicht ganz
unbegründet. Man stellte ihm ein gutes
Zeugnis aus, das heute noch seine Gültig-
keit hat. Bierordt hätte sich aber noch
entschieden größer entsalzen und das Zeug-
nis hätte besser werden können, wenn er
den Begriff der Ballade nicht so sehr eng
faßte und nicht so großes Gewicht auf die
Erfüllung äußerer Gesetze legte. Bei ihm
deckt sich die Ballade immer noch mit dem,
was man in alten Schulbüchern von anno 50
darüber lesen kann. Jene Anforderungen
erfüllt Bierordt zwar überall; das aber
deutet mir gerade sein Fehler. Wir
modernen Menschen wollen jenen schul-
meisterlichen Maßstab an eine Ballade nicht
mehr anlegen und fragen den Teufel viel
danach, ob eine Ballade diesen alten Normen
entspricht, wenn sie uns nur etwas sagt,
durch ihre innerliche Wichtigkeit unsere
Seele reinigt und ihr höheren Schwung
verleiht. Darum, so sehr ich auch die
Darstellungskunst und Formbeherrschung

Bierordts rühmen muß, wünschte ich doch,
daß er sich nicht in so engem Rahmen be-
wegte und daß er die Thematika mehr aer-
innerlichte, meinetwegen auch auf Kosten
des schönen und musterhaft glatten Ver-
baues.
J. E. Parigky.

Neue Märchen. Aus den Werken
neuerer Dichter ausgewählt von Emil
Weber. Göttingen, Franz Wunder. M. 3,—.

Sechzehn Dichter sind in dem Buche
aerreten, darunter drei Frauen (Isolde
Lurz, Juliane Déry, Ernst Kosmer), die
meines Empfindens den Märchentönen am
besten getroffen haben. Ihnen am nächsten
Richard Dehmel. Die Sammlung ist für
reife Geister, nicht für Kinder und Kind-
köpfe bestimmt.
M. G. C.

Übersetzte Lyrik.

Altdeutsch-lateinische Spiel-
mannsgebichte des zehnten Jahr-
hunderts. Für Liebhaber des deutschen
Altertums übertragen von Kariz Heyne.
Göttingen, Franz Wunder, XXIV und 78 S.

Der unermüdliche Erforscher deutschen
Altertums öffnet uns einen reizvollen Blick
in die deutsch-lateinische Volkedichtung des
zehnten Jahrhunderts. Von den sechs
Spielmannsliedern, die das Büchlein ent-
hält, ist zwar ein großer Teil in weiteren
Kreisen durch die Bearbeitungen von Baum-
bach u. a. dem Stoffe nach bereits bekannt:
was Heynes Sammlung ihren eigenartigen
Stempel giebt, ist gegenüber der oft ver-
wässernden Behandlung, wie etwa Baum-
bach diese Stücke übertragen hat, das strenge
Festhalten an der ursprünglichen Form, das
möglichst starke Betonen des urwüchsigen,
oft genug verben Kalarits der Originale.
Ich fürchte, dieser rauhe Erdgeruch, den

die Gedichte an sich tragen, wird dem Bändchen den Zugang zum Publikum aiel-fach erschließen. Und dann — ist's denn überhaupt sicher, daß die sogenannte wort-getreue Übersetzung im Originalaermaß auch wirklich einen analagen Eindruck hervorrufft, wie ihm das Original wahrstanden nicht auf den modernen Leser, sondern auf die Zeit- und Volksgenossen des Dichters aus-lüfte? (Vergl. m. Bemerkungen Ges. 1900, IV, S. 132 fig.) Daß diese Gedichte stellen-weise auf die Zuhörer des zehnten Jahr-hunderts ebenso schwerfällig gewirkt haben, daß deren Ohr oft ebensa durch Sprache und Rhythmus aeregwaltigende Versbildung beleidigt worden ist, möchte ich bezweifeln. Und wenn vollenbs durch Accente (wie in Nr. V) dem Leser gesagt werden muß, wie er Verse zu betonen hat, dann ist's mit dem ästhetischen Genuß vorbei. Aber die Bedeutung des Wächelns liegt auch nicht in ästhetischem Gebiete. Das Stück ent-fernter Kultur und bedeutsamen Volkslebens, das es aufrollt, das ist das Wertvolle darin, und dafür wollen wir dem Verfasser dankbar sein. Es herrscht in einigen ab-gelagerten Alpenhöllern der Brauch, daß die Leute nur einmal im Jahr Brat baden und dann das ganze Jahr aan diesem Brate essen. Mit dem Beil müssen sie meistens das Steinharte zerteilen. Es sei eine derbe, aber kräftigschmeckende Kost, sagen die Touristen. Wir haben die Spielmannsgedichte Heynes wie dieses Berg-brat geschmeckt.

Lieder aus der Fremde. Freie Übersetzungen aan Karl Knark. 2. aer-mehrte Aufl. Oldenburg, Schuljesche Haf-buchh. 106 S. R. 1,60.

Der erste Teil des Buches enthält Über-tragungen „Aus dem amerikanischen Dichter-walde“, wie der Verfasser nicht sehr geschmack-aall sagt. Die Auslese, die offenbar zum größten Teil durch Zufall zustande gekommen ist, giebt uns indes kein zusammensaffendes Bild der amerikanischen Versdichtung; während bedeutende Namen fehlen, macht

sich in den meisten Stücken flache Mittel-mäßigkeit breit.

Im zweiten Teil („Fremdes und Eigenes“) hat der Verfasser zwischen sarmgewandten Übersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen, Französischen, Chinesischen, Schwedischen zc. in buntem Wechsel Proben eigener Dichtung eingestreut. Das Durcheinander von sa Mannigfaltigem, Fremdem und Eigenem läßt im Leser kein klares Bild von der Persönlichkeit des Verfassers entstehen, und das ist umsa bedauerlicher, als man auch unter den eigenen Gedichten von Knark, vor allem unter den Epigrammen (S. 36 fig.) und Sprüchen (S. 101 fig.), manchen hübschen Gedanken findet. Oder will der aielbeleene Verfasser aall Bescheidenheit durch das Fehlen der äußeren abgrenzenden Gruppierung des eigenen Besitzes sagen, daß auch das „Eigene“ vielfach nichts anderes als fremde Gedanken seien, und daß nur das Gewand, in dem sie auf-traten, von ihm herrühre? Das Buch und sein um die amerikanische Litteratur aiel-fach aerdiener Verfasser — er ist Professor in Caansville, Indiana — trägt für mich zu sehr das internationale Cachet Amerikas.
Emil Ermatinger.

Hugo Salus

aerdffentlich ein Schauspiel in einem Akt „Susanna im Bade“ mit Buchschmuck aan Wilhelm Schulz. München, Albert Langen. R. 2,—. Salus als Dramatiker ist genau derselbe wie Salus der Lyriker. Seine „Susanna im Bade“ hat nur die äußere, nicht die innere Form des Dramas. Es ist ein lyrisches Gedicht, an aerschiedene Personen verteilt. Lauter gute Sprechaffen, das ist zweifellos. Guter aorientalischer Erzählungstan vall Feierlichkeit und Bilder-pracht. Pathetisches Schreiten in Ent-wickeln des Vorgangs. Fabelhafter Ernst in der Auffassung des Myzumen-schlichen in der Susanna-Geschichte. Keine Spur aan Humor, geschweige aan Ironie. Diese kindliche Sittsamkeit könnte auf der Bühne

leicht erheitern wirken, man hält sie beim Lesen schon schwer genug aus. Wenn man sich noch dazu der berühmten Susanna-Bilder von Böcklin oder gar Stud erinnert — und welcher moderne Kunstmannsch erinnerte sich ihrer nicht? — so ist der Kontrast zum Hellaussachen ergötzlich. Warten wir die Bühnenprobe ab. Der Buchschmuck des Malerdichters Wilhelm Schulz wirkt in seiner derbkräftigen Einfachheit sehr angenehm.

Von Hugo Salus erschien gleichzeitig in gleichem Verlag ein neuer Sammelband seiner aus verschiedenen Zeitschriften, vornehmlich aus Simplicissimus, Jugend und Gesellschaft bereits bekannten Gedichte — „Reigen“. Der vorliegende Sammelband (86 S.) steht den drei oder vier vorausgegangenen an künstlerischem Werte sicher nicht nach. Es ist reife, vornehme Lyrik, manchmal ein wenig zu reflektiert, zu ergrübelt und lehrhaft, aber doch durchweg von jener männlichen Gesundheit und Tüchtigkeit, die uns die lyrischen Virtuosen der Hypermoderne oft schmerzlich vermissen lassen. R. G. Conrad.

Novellen und Skizzen.

Paul Mahr, Vom Spötterwege. Berlin, Kritik-Verlag.

Ist eigentlich schon die Philosophie des Klecks geschrieben? Natürlich meine ich nicht Kernersche Klecksographie.

Da liegt auf meinem Schreibtisch ein Bändchen in sauber weißem Einband; aber an ganz unmotivierter Stelle prangt auf diesem Einband ein ganz unmotivierter impertinenter kleiner schwarzer Kleck. Wenn ich nicht wüßte, daß nur der Poststempel diesen unmotivierten kleinen schwarzen Kleck gemacht hat! Eigentlich ist es schade. Weber um den Einband, noch um den Kleck; aber daß er unbeabsichtigt ist, daß nicht der Autor selbst ihn veranlaßt hat. Dann wäre er nicht unmotiviert, sondern charakteristisch und ein wertvoller Beitrag

zu besagter noch ungeschriebener Philosophie des Klecks.

Ein Band Studentengeschichten. Run eben Studentengeschichten, verstehen Sie. Und doch eigentlich etwas anderes. Natürlich Geschichten vom „lieben süßen Mädchen“, und nicht gar zur prüde Geschichten — oh nein, wirklich nicht. Aber: Erstens geht nämlich ein satirischer Zug durch diese Geschichten — daher der Name „Vom Spötterwege“ — und zweitens bricht unerwartet gelegentlich die soziale Satire durch. Was man sonst so hier und da in Zeitschriften von dem Verfasser gelesen hat, und was zum Teil bereits einen sichtbaren Fortschritt über diesen ersten Band hinaus bedeutet, zeigt, daß die soziale Satire so recht sein eigentliches Feld ist. Wir können sie brauchen, diese soziale Satire, namentlich in so anmutiger und leichter Form wird sie ihre Wirkung nicht verfehlen. Sollte aber einmal die kleine Sammlung vom Spötterwege in neuer Auflage erscheinen — und warum sollte denn ein Bändchen satirischer Studentengeschichten für eine Reichsmark nicht auch mal eine zweite Auflage erleben — so soll der Verfasser selbst jenen kleinen impertinenten Kleck auf den sauberen Einband machen lassen — einen ganz kleinen, ganz schmutzigen, ganz unangenehmen Kleck, der jeden braven, ardentlichen, bieberen Leser intensiv und peinlichst ärgert. Es giebt Kleck zwischen Himmel und Erde, denen gegenüber der beste K. W. Faber-Radiergummi einfach machtlos ist. Arthur Dig.

Romane.

Elisbeth Meyer-Förster, Junge Leute. Leipzig, Georg Wigand, 8^o.

Von Frau Elisabeth Meyer-Förster haben wir bereits einige Bände erzählender Prosa erhalten, die uns diese Schriftstellerin sehr sympathisch machten. Natürlich gehört sie zum Schlage der modernen Frauen, die die Emancipation viel tiefer und auch als etwas anderes auffassen, als wie die in

den ersten Reichen des Kampfes stehenden Agitatoren, die ja doch gewöhnlich immer mit aergräbterten Begriffen arbeiten müssen. Gemeinsam mit ihnen ist diesen Schriftstellerinnen der freie, autarkitätslose Sinn, den sie aber — gerade im Gegensatz zu den anderen — nicht überall unndtig herumpackern lassen, sondern als etwas Hohes und Würdiges über ihre Arbeiten stellen, die selber beweisen, daß es ganz überflüssig ist, immer wieder eine laute Besinnung zu betonen. Aus diesen Gründen stammt bei aller Herbe und allem Scharfblick die Innigkeit und die Milde, mit der sie doch in das Leben schauen und mit der sie alles zu aersehen und zu aerzeigen suchen. Dies war bei der Elisabeth Meyer-Förster in ihrer „Geschichte eines Kindes“ ersichtlich, und noch mehr in „Reinen Geschichten“, diesem Noorollen- und Skizzenband, der, mit dem hübschen Bildnisse ihrer Verfasserin geschmückt, — eines echt „weiblichen“ deutschen Blandkopfes, — einige prächtige Stücke der in unseren Tagen so beliebt gewordenen Mittel Dinge zwischen Novellen und Skizzen enthielt. Und nun folgte der abige Roman, der sich auch wieder in der Sphäre des deutschen Familienlebens bewegt und die Geschichte dreier Geschwister erzählt, die sich in Berlin durchs Leben schlagen. Mit den gar nicht westärmerischen Erlebnissen dieser drei „jungen Leute“ — ein Bruder und zwei Schwestern, die jedes ganz anders geartet und in ihren Charakteren beinahe ast feindlich einander gegenüber stehend — füllen den Band bis zur letzten Seite. Es geht alles gut und in aerföhnendem Glücke aus, sodas man meinen möchte, die Elisabeth Meyer-Förster sei in das geliebte Land der Konjessionen und aallen Fleischtöpfe übergegangen. Aber dem ist wohl nicht so, denn der ganze Wert ihres Romanes liegt weniger in der geringen Bedeutung seines Grundes und seiner Idee, als in der fleißigen Kleinmalerei, in dem guten und trefflichen Sehen und Schildern des kleindürgerlichen

Lebens, das ast einen ganzen Schatz guter Gedanken und hochfliegender Pläne niederdrückt, und dem zuletzt, nach den Tagen des Entbehrens und des Kampfes um das tägliche Brot, wie es nicht zu aerwundern ist, das materielle Wohl als eines der erstrebenswertesten Ziele erscheint. Also, etwas Graßes und Erschütterndes ist der Roman nicht und war als solches auch gar nicht beabsichtigt, wohl kann er aber als eine gute und fleißige Studie den Übergang zu etwas derartigem bilden.

Duga Greinz.

W. D. Kiehl, Ein ganzer Mann. Roman. 2. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta.

Vom behäbigen alten Kiehl. Alles hübsch braa, nüchtern, hausbad. Keine Spur aan Poesie und Leidenschaft, Psychologie und Intimität. Weder Graße noch Feinheit. Weder Sprachkunst noch Kompositionskraft. Aber gute Erzählung für kleine Leute, Spießbürger und alte Tanten und sanft Zurückgebliebene, die warm in ihrem Fett sitzen und aam graßen Leben mit seiner Gefährlichkeit und Schönheit nichts wissen. In deren Sinne mag der Held des Romans „ein ganzer Mann“ sein.

W. Lentradt.

Litteraturgeschichte und Theater.

Litteratur und Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert aan S. Lublinski. Band XII, XIII, XVI und XVII des Sammelwerkes „Am Ende des Jahrhunderts. Rückchau auf 100 Jahre geistiger Entwicklung.“ Berlin, S. Grunbach.

Der Verfasser dieses Buches hat sich eine bedeutende Aufgabe gestellt. Er will die litterarischen Erscheinungen des neunzehnten Jahrhunderts in ihrem Zusammenhange mit dem gesellschaftlichen Leben darstellen. Für eine solche Aufgabe giebt es wenig Vorarbeiten. Die Litteraturhistoriker betrachteten bisher die Litteratur als eine Welt für sich. Sie suchten nach Methoden, um in dieser Welt wissenschaftlich Ordnung

zu schaffen. Daß aber diese Welt mit dem ganzen sozialen Leben zusammenhängt: das berücksichtigten sie nicht. Lublinski ist tief durchdrungen von der Überzeugung, daß nur derjenige versteht, was in der Welt der Dichtung vorgeht, der ein Auge hat für das ganze Leben. Bis in die wirtschaftlichen Erscheinungen auf der einen Seite und bis in die philosophischen Gedankenströmungen auf der andern Seite verfolgt er die Fäden, welche die Literatur mit dem Leben verbinden. Man muß zugestehen, daß der Versuch, den Lublinski macht, das Kapitel „Literatur und Gesellschaft“ als einen Teil der Kulturgeschichte zu behandeln, in überraschend guter Weise gelungen ist. Was bei Werken dieser Art zumeist störend wirkt, ist, daß ihre Verfasser nur über das eine oder das andere etwas Individuelles zu sagen haben, und daß sie uns im übrigen über weite Gebiete führen, auf denen wir nur die Geschicklichkeit bewundern dürfen, mit der sie ihre „Methode“ auf einen ihnen gleichgiltigen Gegenstand anwenden. Man kann Georg Brandes, den geistreichen Darsteller der literarischen „Hauptströmungen des neunzehnten Jahrhunderts“, von diesem Fehler nicht freisprechen. Er hat zum Beispiel über die deutsche Romantik Dinge vorgebracht, die nur er in dieser Weise sagen konnte. Aber er hat die Methode, durch welche die Psychologie der Romantik in prächtiger Weise bloßgelegt wird, auch auf das „Zunge Deutschland“ angewandt. Da versagt sie. Lublinski kann ein solcher Vorwurf nicht gemacht werden. Er hat eine solche einseitige Allerwelts-Methode nicht. Weil er die Literatur nur als ein Glied der ganzen Kultur betrachtet, findet er innerhalb des ganzen Umkreises des Lebens immer den Punkt, von dem aus eine literarische Erscheinung anzusehen ist. Man darf von ihm sagen: er hat für jede Erscheinung eine eigene Methode. Er wird z. B. der einzelnen Persönlichkeit vollkommen gerecht, wenn diese wirklich das treibende Element

vorzüglich in sich selbst und in seiner individuellen Entwicklung hat; und er läßt auf das „Rilieu“ dann das rechte Licht fallen, wenn die Persönlichkeit nur der Ausdruck gewisser Zeitströmungen ist. Besonders gelungen sind die Charakteristiken von Heinrich von Kleist, Heine, Friedrich Hebbel und die Milieudarstellungen in den Kapiteln: „Geistige Struktur Deutschlands um 1800“, „Das Publikum“, „Tendenzen des jungen Deutschland“, „Das silberne Zeitalter der deutschen Literatur“, „Das Bürgertum“. Ein Glanzpunkt des ganzen Werkes ist die Schilderung Gutzkows. Es ist nicht zu leugnen, daß viele literarische Erscheinungen in ihrem rechten Lichte nur erscheinen können, wenn man die Fäden weiter verfolgt, die Lublinski vorläufig angedeutet hat. Es liegt in der Natur der Sache, daß man gegen vieles in den Buche Einwendungen machen kann. Man hätte das Gefühl, daß ein Weg gerade erst begonnen ist; und daß noch eine erhebliche Strecke zurückgelegt werden müßte, wenn ein einigermaßen sicheres Ergebnis dahinter sollte, wo wir jetzt eine bloße Vermutung antreffen. Wenn das kann nicht anders sein. Lublinski hat sich eine Aufgabe gestellt, die man wahrscheinlich nicht einmal dann vollkommen lösen kann, wenn man drei bis vier Jahrzehnte zu ihrer Bewältigung verwendet. Dankenswert ist es deshalb doch, daß er geleistet hat, was vorliegt. Wir brauchen solche Bücher, die zwar nicht abschließend, dafür aber im höchsten Grade anregend sind. Es gibt gewiß manchen Litterarhistoriker in Deutschland, der ausgedehntere Kenntnisse hat als Lublinski; es gibt aber wenige, die eine solche umfassende Bildung haben wie er; und es gibt bis jetzt keinen, der alle Zweige der soziologischen Struktur im Sinne der modernen naturwissenschaftlichen Denkungsweise so zu verbinden wüßte wie er. Man stelle neben Lublinskis Buch das eines bloßen Schöngesistes, wie Rudolf von Gottschalks „Die deutsche Nationalliteratur des neunzehnten

Jahrhunderts". Auch Gottschall mocht seine Streifzüge über das Gebiet der schönen Litteratur hinaus. Aber ihn interessirten doch nur die philosophischen und etwo noch die politischen Strömungen; auch sie interessirten ihn jedoch nur soweit, als der Schöngestirne von ihnen spricht. Das ästhetische Urtheil wird im Geistesorganismus solcher Persönlichkeiten sowoerän. Bei Lublinski ist die ästhetische Beurteilung nur ein Teil seiner Gesamtwertung der Dinge. Ihn geht nicht nur an, ob ein Kunstwerk bedeutend oder unbedeutend ist. Für ihn beginnt das eigentliche Problem erst in dem Augenblicke, in dem er mit dem ästhetischen Werturtheile fertig ist. Dann fragt er sich: worum konnte in einer bestimmten Zeit und oon einer gewissen Persönlichkeit ein bedeutendes Werk geschaffen werden? Man wird nicht fehl gehen, wenn man behauptet, daß Lublinski durch seine Fragestellung die litterarhistorischen Probleme wesentlich vertieft hat. Rudolf Steiner.

Deutsche Sprach- und Litteraturgeschichte im Abriß. Allgemeinverständlich dargestellt oon Prof. M. Ewers. 1. Teil. Deutsche Sprach- und Stilgeschichte im Abriß. Berlin, Neuther & Reichard. 284 S.

Grundzüge der Geschichte der neuesten russischen Litteratur. Von S. A. Wengerow, Dozent f. russ. Litt.-Gesch. a. d. Univ. St. Petersburg. Uebersetzt oon Traugott Beck. Berlin, Johannes Rabe (Stuhr'sche Buchh.). 35 S.

Meleagros von Sabara, ein Dichter der griechischen Decadence. Von Dr. Emil Ermatinger. Hamburg, Verlagsgesellschaft und Druckerei K. S. vorm. J. F. Richter. 43 S.

Die Entwicklung des modernen Theaters. Vortrag, gehalten in der dramatischen Gesellschaft Bonn, oon Karl Freiherr oon Perfall. 19 S.

Berlin hat kein Theaterpublikum! Vorschläge zur Beseitigung der Mißstände unseres Theaterwesens von August Scherl, Begründer und Verleger des „Vertiner Lokal-Anzeiger“. Berlin, Aug. Scherl.

Unter den deutschen Schulmännern nimmt der Direktor des Gymnasiums in Barmen, Prof. M. Ewers, als Forscher

für deutsche Sprache und Litteraturgeschichte einen ganz hervorragenden Platz ein. Er veröffentlicht viel und verfährt offenbar über eine große Arbeitskraft, die er mit klugem Sinn und seinem Verständnis würdigen Aufgaben zuwendet. Sein neues Werk „Deutsche Sprach- und Stilgeschichte im Abriß“, das eingehend zu beurteilen am besten den Hochzeitskräften oorzubehalten ist, — wird sicherlich sich bald Bahn schaffen und als eine vorzügliche Leistung namentlich bei den deutschen Schulmännern gepriesen werden, deun es steht nicht bloß auf der Höhe der neuen Forschung, sondern ist auch in seinen Einzelheiten so geschickt und meisterhaft gruppiert, daß sich der Leser rasch zurechtfindet. Daß der Verfasser dem oon vielen Stellen so trocknen und spröden Stoff warmes Leben gegeben, daß überooll nachhaltige Begeisterung des Schöpfers für die Aufgabe zu spüren ist, daß gleichsam hinter dem so inhaltoollen Buche nicht ein ousschlüßender Kopf, sondern eine warmempfindende, frische, kernige Persönlichkeit steht, ein Forscher, der das Beste aus der Schule Meister Hitzebrands erhas hat, diese Eigenschaften geben dieser Sprach- und Stilgeschichte ihren eigentlichen Wert und ihre hohe Bedeutung. Ihre Veröffentlichung ist auch mit auf die weiteren Kreise der Gebildeten berechnet, wie der Verfasser oubrücklich hervorhebt. Ich würde mich freuen, wenn ich mich geküßcht hätte, aber ich fürchte, daß die „weiteren Kreise der Gebildeten“ an solchen Wägern, und wenn sie in ihrer Art noch so wertvoll sind, ruhig vorübergehen. Aber die „lehrenden und lernenden Stände“ werden an dem Werke ihre Freude haben. Eine eingehende Kritik verlangte eigentlich das letzte Kapitel dieser Sprach- und Stilgeschichte über „Neuere Sprachentwicklung und Gegenwarts-Litteratur“, mit dem ich mich am wenigsten einverstanden erklären kann.

Es ist ja äußerst schwierig, all die zahlreichen Gestalten aus der neuesten Litteratur in kurzen, knappen Sätzen richtig zu charakterisiren, und was dabei herauskommt, zeigt Prof. Ewers an einzelnen Stellen. Ueber den Bremer Dichter-Mater Arthur Fitger heißt es, daß er in seinen Dramen bereits naturotischer Darstellung zuneige und daß seine Lyrik manch wilde Proletarier-Klänge voll heißender Satire vernehmen ließe. Naturotische Darstellung bei Fitger?! Nun, darüber ließe sich noch streiten! Aber über das Wort: „wilde Proletarier-Klänge“ nicht. Ich glaube, die

weisen Männer und Freunde Jitzers würden etwas verdaut dreinschauen, wenn sie lesen würden, daß des Dichters Lyrik in einer solchen Beleuchtung den Lehrenden und Lernenden vorgeführt wird. — Doch dies nur nebenbei! Nebenlicher erscheint es mir, daß in diesem Kapitel über Neuere Sprachentwicklung und Gegenwarts-Litteratur Schriftsteller wie Bierbaum, Dendell, Kadan u. a. gar nicht genannt werden, daß aber dafür Kreher das höchste Lob von allen erhält. Von ihm heißt es: Besonnener und wahrer, tiefer und ernster (als Tsvete, Schlaf, Conrad, Weibtreu!) erscheint Kreher, der bedeutendste Vertreter des sozialistischen Romans.

Wenn ja ernste deutsche Forscher zur deutschen Gegenwarts-Litteratur eine recht merkwürdige Stellung einnehmen, so darf man es den Ausländern nicht übel nehmen, wenn sie über die deutsche Dichtung ihre eigenen Ansichten haben. So sagt Wengertow in der Broschüre: Grundzüge der Geschichte der russischen Litteratur, daß an der Spitze der deutschen Litteratur der letzten fünfzig Jahre Auerbach, Freitag, Spielhagen und Paul Heyse stehen. Einen Th. Storm kennt er nicht, der als Dichter mehr geleistet, als die vier Genannten zusammen genommen. Einen G. Keller, einen E. J. Meyer auch nicht: Man macht sich's recht bequem, man nennt nur solche, die zum Teil recht „abgewirtschaftet“ haben, und dann ruft man mit Stolz aus: „Darf man die russische Litteratur nur neben diejenige deutsche Litteratur der letzten fünfzig Jahre stellen, an deren Spitze Auerbach, Freitag, Spielhagen und Heyse stehen? Wir wissen ja, welch großartigen Ausschlag Rußland auf litterarischem Gebiete genommen, wir wollen es ja zugeben, „daß in Bezug auf das individuelle Genie ihrer höheren Kundgebungen (etwas dunkel zwar!), hauptsächlich aber in Bezug auf ihre Grundströmungen, die russische Litteratur der neuesten Zeit unbedingt höher steht, als die neueste westeuropäische Litteratur“, — aber wir möchten einmal wissen, was solche Forscher von der neuesten deutschen Dichtung wissen. Neben den in diesen „Grundzügen“ erwähnten russischen Schriftstellern, die auch in Deutschland wohlbekannt sind, wie Puschkin, Lermantow, Gogol, Turgenjew, Dostojewskij, Tolstoj, ist noch eine Fülle von Namen neuerer russischer Dichter und Litteraten vertreten, unter denen namentlich Bjelinskij bis hoch in den Himmel erhoben wird, sodaß man wirklich neugierig gemacht

wird, diesen „großen Heiligen“ der russischen Litteratur, diesen „Edstein der ganzen Richtung der neueren russischen Litteratur“, „diese Enzyklopädie des russischen Geistes und Gefühls“ näher kennen zu lernen.

In seiner mit seinem Geschick zusammengefallenen Charakteristixe über Meleagros von Gadara bietet Dr. Ermatinger interessante Vergleichen der griechischen Deodance mit unserer Zeit dar, und dadurch bleibt diese litterarische Arbeit nicht in trodener Gelehrtenkrämerei stecken, sondern gewinnt Leben und Beseelung.

Die beiden Schriften über das Theater von Frh. von Verfall und A. Scherl haben hervorragende symptomatische Bedeutung, denn sie zeigen uns, wie in unseren Tagen die „Theaterfrage“ die weitesten Kreise beherrscht. Selbst in solchen Städten wie Bonn bilden sich „dramatische Gesellschaften“, die eigens litterarische „Veröffentlichungen“ in die Welt hinausjenden. Und A. Scherl, der Begründer und Verleger des „Berliner Total-Anzeigers“ giebt eine Reihe von Vorschlägen zur Beseitigung der Mißstände unseres Theaterwesens. Auch in den Berliner Theatern wird, wie in anderen Kunstsätten, „weitergerüstet“. Scherl bewegt sich mit seinen Vorschlägen mehr an der Oberfläche. Und wenn alles nach seinem Rate bezüglich des Theaterbetriebes befolgt würde, — Berlin würde immer noch kein Theaterpublikum (im Scherl'schen Sinne) haben. Was helfen Theaterpaläste mit Theaterbahnhöfen, herrlich eingerichteten Räumen, bequemen Garderoben, vorzüglichen Restaurationen u., wenn die weiten Massen auf Grund ihrer ganzen materiellen Lage nicht ins Theater gehen können, selbst wenn die Preise noch so niedrig wären. Erst mit der langsamen Umwandlung und Hebung des Lebensinhaltes der breiten bürgerlichen Kreise, erst mit der Erhöhung des gesamten Kulturzustandes des ganzen Volkes werden auch all die Theaterfragen gelöst, an denen jetzt Einzelne mit heiligem Bemühen herumarbeiten. Wahre Kunstpflege kann bekanntlich nur immer da getrieben werden, wo die Leute die nötige Ruhe und Vorbildung besitzen. Und nun schaue man sich um in den Landen und besonders auch in Berlin, wieviel Prozent der Bevölkerung es eigentlich sind, bei denen diese Vorbedingungen für echte Kunstpflege vorhanden sind! Mit alledem Recht sagt Reich (Die bürgerliche Kunst): Sozialpolitik, Sozialethik, Sozialästhetik, sie bilden ein untrennbares Ganzes.

Nicht äußere Mittelchen, wie Scherl meint, helfen dem Theater auf, sondern nur eine wahrhafte Erneuerung und Bereidung des gesamten Volkslebens.

Prof. Ludwig Bräutigam.

Richard Heinzel, Beschreibung des geistlichen Schauspiels im deutschen Mittelalter. Hamburg, Leopold Voss.

Die von den Professoren Theodor Pippis und Richard Maria Werner herausgegebenen „Beiträge zur Aesthetik“, die sämtlich im Verlage von Leopold Voss zu Hamburg erschienen sind, enthalten die aufgesprochene Absicht, die kunsthistorische Forschung, die in den letzten Jahrzehnten vorzugsweise sich der historischen Seite zugewandt hatte, auf das psychologische und das aesthetische zu richten. Den ersten Band dieses oerdiensstaollen und groß angelegten Sammelwerks „Myth und Prose“ (1890) oerdanken wir dem bedeutenden Germanisten Werner in Lemberg, der zweite „Der Streit über die Tragödie“ (1891) stammt aus der Feder des hervorragenden Philosophen und Psychologen Pippis in München, den dritten über „Carl Böttichers Testament der Hellenen“ (1891) lieferte der Architekt Dr. Streiter, und der fünfte „Einführung und Migration in der neueren Aesthetik“ von Dr. Paul Stern wird in kurzem oeröffentlichet werden. Der oierte Band aber, um den es sich hier handelt, ist in diesem Jahre herausgelommen. Es ist ein 354 Seiten starkes Buch, betitelt sich „Beschreibung des geistlichen Schauspiels im deutschen Mittelalter“ und hat Professor Dr. Richard Heinzel in Wien zum Verfasser, der sich durch seine teils sprachlichen, teils literarischen Forschungen auf dem Gebiete der Germanistik seit 30 Jahren hervorgethan hat. —

Wie schon die Aufschrift andeutet, will Heinzel nicht die geschichtliche Entwicklung des geistlichen Schauspiels darstellen, wie es der Litterat Ereignach in seiner „Geschichte des neueren Dramas“ (1893) gethan hat, noch auch eine eingehende Beschreibung einzelner Stücke geben, wie es z. B. der deutsche Altertumsforscher Rane in seinen „Schauspielen des Mittelalters“ (1846) versucht hat, sondern er beabsichtigt zufolge einer Anregung von Wilhelm Scherer ausschließlich den Kunstcharakter der Gattung zu schildern. Diese Beschreibung legt mehr als 50 ausgewählte Denkmäler des XI. bis Ende des XV. Jahrhunderts zu Grunde und zerfällt in zwei Abschnitte.

„Der erste stellt die ersten, früheren, der zweite die folgenden, späteren Einbrüche dar, welche in fortwährendem Wechsel die behandelten Stücke auf ihr Publikum machten.“ (S. 9.) Und jeder der beiden Abschnitte wird wieder in aier Kapitel zerlegt: „1. über die Qualität, 2. über die Quantität, a) quantum, b) quoties, c) quot, 3. über die Anordnung und Einteilung, 4. über den ästhetischen Eindruck.“ (S. 14.) In dieses ganz eigenartige Fachwerk nach naturwissenschaftlicher Methode, wobei allerdings Wiederholungen unaermeidlich waren, weiß der Verfasser alles für das Verständnis seiner Quellen Notwendige und Nützliche in übersichtlicher Weise, zum Teil in statistischer, bisweilen nur gar zu arithmetischer Form einzureihen. Und wer sich über die Bühne, die Schauspieler, die stoffliche und sprachliche Beschaffenheit der Stücke, ihre Länge und Zeitdauer, ihre Aktions- und Redescenen, kurz über den gesamten Kunstcharakter des geistlichen Schauspiels im deutschen Mittelalter im einzelnen unterrichten will, wird in dem gelehrten, fleißigen und zuerlässigen Werke Heinzels eine stets ausgedehnte, hier und da auch interessante Belehrung finden. Denn als Repertorium, als Nachschlagebuch darf es einen Ehrenplatz in der germanistischen Litteratur beanspruchen. Ebenso aber wird man sich auch mit den ästhetischen Ergebnissen des Buches im allgemeinen einverstanden erklären. Wenn Heinzel den Kunstcharakter des geistlichen Schauspiels darzustellen unternahm, so wollte er offenbar nicht dem noch ganz unwissenden Laien eine Darstellung daaan beibringen, sondern den bereits einigermaßen eingeweihten Leser in ein tieferes und breiteres Kunstverständnis einführen. Und diese Absicht ist ihm ohne Zweifel gelungen. Hauptsächlich aber war es ihm hierbei um die Darstellung der ästhetischen Wirkung zu thun, welche das mittelalterliche Spiel seiner Zeit auf die naioen wie auf die reflektierenden Hörer ausgeübt hat und noch heutzutage auf die Leser oieleicht ausüben könnte. Dieser oierte Teil, der sich an philologische Werke von bewährtem Rufe anlehnt, oorniegend aber auf eigenen Untersuchungen sich aufbaut, gipfelt in der Erörterung der herausgerufenen „lust- und unlustvollen Vorstellungen und Seelenbewegungen“ ästhetischer oder nicht ästhetischer Art und läßt uns erkennen, wie tief Heinzel seine Aufgabe zu erfassen und durchzuführen bestrebt war. Und auf diesem Wege wird ihm der Leser meist auch willig folgen; nur dürfte er es

bedauern, daß die Beziehungen und Hinweise auf die dramatische Kunst der Griechen, Shakespeares und der Modernen, die sich für eine Betrachtung von einer höheren Warte aus doch von selbst aufzudrängen scheinen, so spärlich anzutreffen sind. Und wie steht es mit der äußeren Form des Werkes? Der Verfasser selbst nennt es „schwerfällig“ (S. 9), und hierin muß man ihm leider Recht geben. Einen schwerfälligen Charakter erhält es schon durch die Uebersätze, den Ballast von Beweis- und Belegstellen, besonders für ganz oder ziemlich selbstverständliche Dinge. (S. 53 f., S. 98 f., S. 415.). Schwerfällig aber ist auch vielfach die sprachliche Form, selbst in der zusammenhängenden Darstellung. (S. 335, 338 u. f. v.) Und dieser Mangel macht sich bei einem Buche, das doch einen „Beitrag zur Kunsttheorie“ liefern soll, doppelt fühlbar, zumal für einen erwöhnten modernen Leser. —

So viel im allgemeinen über das gelehrte und gelehrten Zwecken dienende Erzeugnis deutschen Professorenfleißes. Auf Einzelheiten einzugehen erlaubt leider der beschränkte Raum. Sapientis sat!

Dr. F. Friedrich.

Godwi. Ein Kapitel deutscher Romantik von Alfred Kerr. Berlin, Georg Bondi. 8°. M. 2.—.

„Godwi“, das hypergeniale, durch und durch indisciplinierte, aber höchst interessante Jugendwerk Clemens Brentanos, ist bisher von der literaturhistorischen Forschung sehr stiefmütterlich behandelt worden, und zwar mit Unrecht; denn für die ältere Romantik wird es kaum ein charakteristischeres Buch geben als eben „Godwi“. Alle guten wie schlechten Seiten dieser eigenartigen Richtung, die reiche Gemütsfülle wie die schwächliche Sentimentalität, die köstlichste Satire und die quälendste Selbstironie, das feine Naturempfinden wie die selbstvergessene Schwärmerci, die heitere Lebensfreude wie die brutale Sinnlichkeit, die zarteste Stimmungsmalerei wie ihre Ausartung, der Mangel an wirklicher Handlung, die Vorliebe für das wohlhoft Volksliedmäßige wie die form- und gedankenlose Tändelei, alles kommt im „Godwi“ am vollständigsten und wohl auch am stärksten zur Geltung. Alfred Kerr ist auch in seiner gründlichen und überaus lebendigen Darstellung allen diesen Einzeltagen des Brentanoschen Romans sehr wohl gerecht geworden, obwohl meiner Meinung nach die Disposition stroffer hätte sein müssen,

um der ganzen Untersuchung ein einheitlicheres Gepräge zu geben. Immerhin lieft sich das Büchlein mit seinen anschaulichen Schilderungen, seinem frischen, persönlichen Stil recht gut, auch wenn einmal ein vereinzeltes Wort mitunterläuft, das unklar wirkt durch seine Form, weil es in seiner Vorstellung allzujahr sein sollte.

Herm. Anders Krüger.

Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen. Von Richard Beltrich. Dritte Lieferung. Stuttgart, Cotta.

Die oorkliegende, lang erwartete Lieferung, die den ersten Band eines großangelegten Werkes zum Abschluß bringt, behandelt die Flucht Schillers aus seinem Heimatland und zeigt überoll, daß der Verfasser ein oourteilsfreier, tiefer Denker, ein gelehrter Forscher und ausgezeichnete Darsteller ist. Der größte Teil der Lieferung, die Bogen 41—57 umfaßt, enthält Nachweise und Nachträge als Anhang zum 1. Bande. Da erfahren wir zuerst, daß das ganze Werk drei Bände füllen und rascher als früher zur Ausgabe gelangen soll. Die neue Schiller-Litteratur wird eingehend besprochen. Unter den einzelnen Ergänzungen ist so manche, die ein allgemeines Interesse weckt, z. B. zur „Landro-Frage“, Prof. Abels handschriftliche Aufzeichnungen über Schiller, Mitteilungen über Schubart u. o. m. Hoffen wir, daß es dem eifrigen und gründlichen Verfasser vergönnt sei, das schon begonnene Werk über Schiller rechtzeitig und glücklich zu Ende zu führen.

H. Solger.

E. P. Coans, Beiträge zur amerikanischen Litteratur- und Kulturgeschichte. Stuttgart, Cotta. X. und 424 S. M. 8.—.

Eine Sammlung von Aufsätzen, die meist in der Beilage der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ erschienen sind. Jeder Aufsatz die ausführliche Besprechung eines oder mehrerer, aber auch vieler Bücher, die in Amerika erschienen. Doch tritt das Kritische darin sehr, lange Stellen sogar gänzlich zurück; vielfach erscheinen die Aufsätze beinahe wie bloße Reproduktionen der zu besprechenden Bücher. Doch kann das auch nur Schein sein, da es nicht möglich ist, ganz scharf zu erkennen, was dem eignen Urteil des Schreibers angehört. Zur Orientierung über amerikanische Litteratur ist das Buch aber jedenfalls wohl geeignet.

K. G.

Roeller-Brud, Arthur, *Moderne Litteratur in Gruppen und Einzeldarstellungen*, Bd. VI. Richard Dehmel. Berlin, Schuster & Seifert. R. 0,50.

Wohl manches Richtige ist in dem Buche enthalten. Den feineren Geschmoch wird jedoch diese Art, die an die Farben der Ruppiner Bilderbogen erinnert, immer ob-
stosen. Das, was ihm abgeht, — es sind nur Redensföchlichkeiten, z. B. Christ, Gefühl — meint der Verfasser durch einen am Plage nicht angebrachten, ausgeblöhten Apostelton ersetzen zu können. Wer zu sehr tulet, erregt Mißtrauen und wenn der Ausrujer auch noch so arg schreit: zum erstenmale, zum erstenmale! Hier ist zu sehen etc., so werden nicht die angenehmsten Völkerscharen herbeiströmen und seinem Lachruf folgen.

Das Ganze kommt nicht aus einem überreifen Herzen, einem trunkenen Witternachsichberzen, sondern aus einem kleinen, beinahe niedlichen Verstand. Ein eiskaltes Gehirn verjerrt alles und von der feinen, süüberlichen Art, die die Dinge ausweisen läßt und sie nicht ooreilig, was sie noch am Mutterleibe bluten, betastet, an dieser Tugend des reifen Geistes, der ohnen läßt, wo sich noch kein Bild gestaltet, weiß der Verfasser anscheinend wenig.

Eine grohe, reine Empfindung oermag er nicht anflingen zu lassen und für einen Gedanken setzt er drei Worte, an denen keines das andere klarer itellt. Doch eins, eins hat der Herr: die Gebärde des Eingeweihten! Und jeder von uns weiß, daß diese Gebärde eigentlich alles ersetzt, z. B. auch Bescheidenheit. Nietzsche würde ihn begrüßen: Zu feierlich, in der That feierlich! Ein kleiner Piffikus, dieser Herr! Gott mit ihm! Ernst Schur.

Philosophie.

Elemente der empirischen Teleologie von Paul Niklaus Cossmann. Stuttgart, A. Zimmers Verlag (Ernst Rohrmann).

Philosophie der Geschichte, Völkerspsychologie und Sociologie in ihren gegenseitigen Beziehungen. Von Dr. Lazarus Schweiger aus Ungarn. Bern, C. Sturzenegger.

Aus Natur und Kunst. Gesammelte Feuilletons von Th. Beer. Dresden, C. Pierson.

Giordano Bruno, Gedanken über seine Lehre und sein Leben. Von Heinrich von Stein. Neu herausgegeben von

Friedrich Poste. Leipzig, Georg Heinrich Meyer (Heimat-Verlag).

Die beiden erstgenannten Schriften be-
fassen sich mit der Aufstellung einer Methode zur Erforschung eines wissen-
schaftlichen Gebiets. Auch sanft teilen sie
aieles miteinander: klaren Gedankengang
und logischen Aufbau, gleiche Forderungen
bezüglich der Induktion und Deduktion,
sowie bezüglich der Beobachtung kausaler
und teleologischer Gesetzmäßigkeiten in Natur
und Völkerverleben.

Das Cossmannsche Buch oerdient ganz
besonderer Beachtung. Die Allgiltigkeit des
Kausalitätsgesetzes hat dazu verführt, auch
seine Alleingiltigkeit anzunehmen. Hatte
Boco den Zweckbegriff in der Naturwissen-
schaft mit Recht in Mißkredit gebracht, da
er als bequeme Eßesbröcke diente, so ging
Spinaza zu weit, indem er die Kausalitäts-
kategorie als allein zur Erklärung der
Natur berechtigt bezeichnete. Kant mußte
dem Zweckbegriff die Realität absprechen,
der Darwinismus leugnete die Zweckmäßig-
keit, wenn auch nicht als Thatsache, so doch
im Prinzip, und Hartmann, der die Be-
deutung dieses grahen Problems aufs tiefste
erfahte, oerschleierte es durch den Kunstgriff
eines asyllum ignorantiae. Die moderne
Naturwissenschaft ist dadurch oon jeder
teleologischen Forderung überhaupt abge-
kommen. Daß nun aber doch auch andere
Zusammenhänge in der Natur existieren
als bloß Kausale, ist jedem denkenden
Forscher längst klar geworden, und um
nun einer methodischen, induktiven Er-
forschung jener unerklärten Zusammenhänge,
einem oarurteilslosen Studium der bio-
logischen Gesetzmäßigkeiten und der Fest-
stellung einer sichereren individuellen empirischen
Teleologie alles Lebenden den Weg zu
bahnen, dazu giebt Cossmann in seinem
streng wissenschaftlich und oarzüglich ge-
schriebenen Buch wertvolle Fingeringe. Nach
der Reinigung von ontropomorphem Be-
griffen führt er die teleologischen Geset-
mäßigkeiten auf dreigliedrige Zusammenhänge
zurück und stellt alsdann Untersuchungen
an. — Allen Gebieten der Naturwissenschaft,
oarnehmlich aber auch der praktischen Heil-
kunde, könnte die Suche nach teleologischen
Erkenntnissen und deren Anwendung oon
größter Bedeutung sein. Der Verfasser
geht oon gesunden, auf rein empirischem
Boden stehenden Anschauungen aus, und
die oon ihm gegebene Anregung stellt eine
würdige Aufgabe an die zukünftige Natur-
forschung.

Das Büchlein von Schweiger ist von dem Berner philosophischen Fakultät preisgekrönt. Es befaßt sich damit, die Grenzen der Sociologie, der Völkerverpsychologie und der Geschichtsphilosophie zu ziehen, ihre gegenseitigen Beziehungen klarzulegen und alsdann eine Methode aufzustellen, die dazu beitragen soll, die Fehlerquellen zu vermindern und die Sociologie zu einem abgeschlossenen System zu erheben. Der Autor trennt gleich Wundt, Cumplovicz u. a. die Sociologie von der Geschichtsphilosophie, fordert jedoch nach eingehender Begründung eine Philosophie, die die indutiva gewonnenen Ergebnisse der Sociologie debütia an den Materien der Geschichte verarbeitet. Die Sociologie soll alsdann den analytischen, konkreten Teil der Völkerverpsychologie bilden, welche letztere synthetisch verarbeitet und die kausalen Zusammenhänge für die durch die Sociologie gewonnenen empirischen Gesetze sucht. Dadurch, daß sie dann ästhetische, ethische u. Entwicklungsgesetze vermittelt der psychogenetischen Methode feststellt, liefert sie der Sociologie ihrerseits wieder Material zur Begründung sozialer Normen und leistet auch der Geschichtsphilosophie große Dienste.

Das Buch von Veer „Aus Natur und Kunst“ ist eine Sammlung populärwissenschaftlicher und ästhetischer Aufsätze, die wirklich geistvoll undesselnd geschrieben sind. Es ist ein großer, künstlerischer Zug, der sie durchweht; kein trakter Herborien-schäufelner redet da zu uns, sondern ein Naturforscher mit weitem Blick und weitem Herzen, durch und durch modern in des Wortes bester Bedeutung. Die Artikel „Eine Carrida in Madrid“, „Das Motter-horn“, „Spiel und Kunst“, „Mibsons Zeichnungen“ gehören zu dem Feinsten, was ich je gesehen. Einem größeren Publikum wären besonders die Artikel über „Bioiseltian und Tiersehmergen“, „Van Aneifen und Bienen“ zu empfehlen; sie räumen mit alten Vorurteilen und Irrlämern durch gründliche Belehrung auf. Man bekommt genug zeltische Schriften gegen die Bioiseltian, selbst von einer Bertha Suttner, zu Gesicht, aber selten eine wissenschaftliche Belehrung über den wirklichen Sachverhalt, und soas Ametisen und Wenen anbetrifft, so herrschen hierüber bekanntlich durch Blüthner u. a. Schriften aiel zu übertriebene und falsche Anschauungen. Die zuletzt genannten, sowie die übrigen Aufsätze (Stationen zoologica, Delphinjagd, Garilla und Schimpanse, Endolantubalimus, der statische Sinn, Laventennis) haben

den gemeinschaftlichen Zug, daß sie einen lehrreichen Einblick in die Wertkraft des Naturforschers gewähren.

In dem Buche über Giardana Bruno hat Heinrich von Stein die Hauptgedanken Brunos und die Hauptpunkte seines Lebens herausgegriffen, um daran eigene Betrachtungen zu knüpfen. Letztere enthalten manches Schöne, sind aber nicht besonders reich oder tief und muten in ihren besten Teilen oft altertümlich an, eine gewisse Unordnung des Gedankenganges wirkt stellenweise störend. G. Bardenheuer.

Rassenpsychologie.

Heinrich Driesmans, Das Keltenum in der europäischen Blutmischung. Eine Kulturgeschichte der Rasseninstinkte. Leipzig, Eugen Diederichs. 80

Diese Kulturgeschichte der Rasseninstinkte ist ein stellenweise ganz wertvolles Buch, man wird aber gut thun, keine Vergleiche mit Hausfan Steward Chamberlain oder Victor Dehn zu machen. Driesmans ist zwar auch ein Vertreter der gaya scienza, die sich so wesentlich von professoraler Gelehrsamkeit unterscheidet, aber sein Buch befriedigt doch nicht in allem und jedem. In der Einleitung schildert Driesmans, wie der arische Grieche, der in seiner Reinheit im Sportaner seine höchste Entwicklung fand, durch die Blutmischung mit dem lästernen und sinnlichen Semiten zuerst zum demokratischen Hellenen und schließlich zum Syklophanen und feilen Grökulus herabsinkt. Dann kommt ein großer Sprung. Nachdem der Verfasser einige treffliche Bemerkungen über Hellenismus und Nazarenismus gemacht hat, setzt er seine wissenschaftliche Untersuchung auf französischem Boden fort. Die Kelten sind nach Driesmans die Grökuli der Moderne. Ohne ein diphthong Einreden geht dieser Beweis nicht ab. Die Kelten sollen keine eigene, badenbesfähige Kultur gehabt haben. (S. 49.) Was muß da der Prähistoriker zur La Taine-Periode und den Hallstätter Funden sagen? S. 103 wird behauptet, die Polynodie sei eine Eigentümlichkeit der keltischen Rassen. Die Polynodie ist aber auch bei den alten Germanen angekommen und bis Indien nachweisbar. Sie war die ursprüngliche, austachane Familienform der Indogermanen. Wenn hier der Einwurf versucht werden sollte, daß sprachlich bei allen indogermanischen Sprachstämmen nichts gefunden wird, was auf polynodische Zustände Bezug hätte, so sei hier erwähnt, daß alles, was

wir von der Kultur der Indogermanen auf dem Wege der aergleichenden Sprachforschung erfahren haben, noch sehr ergänzungsbedürftig ist, weil es nicht angeht, aus dem Fehlen an gemeinsamen Wörtern den Schluß zu ziehen, daß irgend ein Ding dem Urooife unbekannt war. Dr. Rudolf Weringer weist die Hinsälligkeit dieser Schlüsse an einem Beispiel nach, indem er sagt, man könnte also schließen, daß es bei dem indogermanischen Urooife keine Söhne gegeben habe, weil wir kein gemeinsames indogermanisches Wort dafür finden (lat. filius, gr. υἱός, aber Sanskrit sunūs, altslawisch syna, litthauisch sunūs, gothisch sunnans). Auch der trojanische Mädchenraub, dessen Driesmans gelegentlich seiner Untersuchungen über den semitischen Einfluß bei den Hellenen erwähnt, ist nicht bezeichnend für den Instinkt der Semiten, sondern nur für den damaligen Kulturzustand der Hellenen. Bis hierher ist aber das Wesentliche des Buches so richtig, daß man sich wundert, wie es bis heute unentdeckt blieb. Einige größere Irrtümer weist die sorglose Unterfuchung auf. Die germanischen Langobarden und Vandalen sind im Vergleiche zu den Franken keineswegs so gutmütige Philister, wie sie bei Driesmans erscheinen. Die Geschichte giebt an Alboin und Geiserich ein anderes Bild und auch die igeos longobardorum reden eine andere Sprache. In England bricht nach des Autors Meinung der germanische Sinn erst in der puritanischen Bewegung wieder durch. Aber John Knox war doch ein Vollblutkette und im keltischen Schottland geboren! In Deutschland sind die Ketten die Vermittler des romanisch-christlichen Wesens. Die germanische Klasse erhielt sich nur in Niederachsen rein, aber ihre politische und soziale Macht wurde unter dem Germanen Karl dem Großen gebrochen. Der Westen und Süden ist keltagermanisch und Goethe seine Kulmination. Der Osten ist slaagermanisch und Lessing seine Kulmination. Hier wohnt das in Bayern so aehrste Preupentum, welches über die keltagermanische Kultur emparsteigt, nachdem in der Reformation dem Germanentum aarkünftig eine freiere Entwicklung gesichert worden ist. Über Österreich und Ungarn schreibt Driesmans kaum 7 Seiten. Was liehe sich über diesen aus seinem Standpunkte aus sagen, über diese deutschredende Kettenstadt, dieses Paris des Ostens, in der nicht mehr keltagermanen, sondern reine Ketten, ultramontane Kathaliken mit der Demagogie im Bunde zur Heerschaft gelangt sind? Aber der Autor kennt Wien

nicht, er kennt auch Steiermark und Böhmen nicht. Wozu schreibt er dann über Oesterreich? Nur die armen Passierer bei Meran, die auf ihre wissenschaftlich begründete Gafkenabkunft mit Recht so stolz sind, werden schlantweg als Hunnen (sic!) erklärt und Andreas Hofer als Rangale! Das ist Phantasterei, nicht exakte Forschung. Auch bei der Besprechung der Schweiz wird nichts über die Geschichte und den eigentlich schweizerischen Kantönlichkeit gesagt. Im Kapitel Italien fehlt der Germanaromane Dante und der Restaromane Giacomo Leopardi. Kein Wort liest man über die Nachkommen der Gafken, Langobarden, Sachsen und Franken, die unter den Hohenstaufen zu Tausenden hinunterverpflanzt wurden und bis heute um die geistige Vorheerschaft ringen (Parioli, Manzoni, Garibaldi gegen Giusti und Alfieri). Spanien ist ein wirres, wenig gegliedertes Völkergemisch, in Castilien blieb der germanische Geist am reinsten erhalten. Was ist es hier mit den Ketten, die im Hauptitel des Buches figurieren? Weiß Driesmans nichts aan Portugal und den Portugiesen, und nicht, daß speziell Lusitanien der Hauptsitz der Keltiberer war, daß die portugiesische Sprache ähulich dem Französischen nasalisiert, u zu ü werden läßt u. a. m.? Wie denkt der Verfasser über den traditionellen Kassenhof des Portugiesen gegenüber dem Spanier? Die folgenden Abschnitte sind wieder gut, trefflich die Schlußbemerkung über das „Kulturfeuer in Europa“ und den „guten Europäer“. Aber zu einem solchen Buche gehört neben dem „gay“ etwas mehr aan der scienza.

Arnald Hagenauer.

Memoiren.

Lebenserinnerungen aan Agnes Wallner. Bearbeitet von Hans Blum. Berlin, Otto Elsner.

Die Preisfrage, wie man mit 75 Jahren berühm wird, nachdem man Dreivierteljahrhundert unter Ausschluß der Oeffentlichkeit gelebt, hat die geheime Kammissiönrätin Frau Agnes Wallner, unterstützt aan Hans Blum, mit einer gewissen Virtuosität gelöst. Es ist mir in der That noch kein Buch aar die Augen gekommen, das aa von Irrtümern strahlt, wie dieses Wallner-Blumsche Kampagniegeschäst. Der Pflicht, diesen Fehlern, die sich auf jeder Seite finden, im einzelnen nachzugehen, habe ich schon in einem Essay in der Nationalzeitung genügt. Es aerdient hier nur darauf

hingewiesen zu werden, welche Motive sich durch das ganze Buch, das eine einzige Geschichtslage ist, hindurchschlängeln. Es zeigt sich darin eine geradezu ans Kronenhafte streifende Verkleinerungsucht, wie sie in diesem Maße selbst bei alten Komödianten, denen man schon etwas nachsieht, wohl noch nicht vorgekommen ist. Es giebt in diesem Opus nur eine berühmte Person, das ist Agnes Wallner selbst. Und aus welchen Backsteinen sie sich ihren Piedestal erbaut, ist sehr charakteristisch. Nur einer sei näher betrachtet. Sie hat sich nicht geschämt, ihre Memoiren zur Posaune ihres guten Herzens zu machen, das Geheimbuch ihrer Freigebigkeit dem Publikum aufzuschlagen. Ich weiß nicht, ob die Oeffentlichkeit jemals Zeit und Lust gehabt hat, sich mit der staatsverhaltenden Frage von Frau Wallners Wohlthätigkeit zu beschäftigen, ob jemals beleidigende Zweifel an diesem Charakterzug jener Dame ausgesprochen sind. Gleichwohl, aber in diesen Memoiren zählt uns Agnes Wallner die Wohlthätigkeitsvorschriften auf, die sich ihrer Mitwirkung rühmen durften, sie weiß nicht genug zu erzählen von der Weisheit und Treue jenes Muskels, den sie ihr Herz nennt, sie ist sogar so peinlich genau, die poor Thaler zu erwähnen, die sie einem armen Schullehrer hinausfandte. Hätte das Buch große künstlerische Vorzüge, hätte es einen reichen Inhalt und zeigte es uns eine interessante Persönlichkeit, jener leichtgeräthte Fehler gälte als klein und würde durch diese Vorzüge ausgegogen. Eines aber würde man ihr auch in diesem Falle nicht verzeihen: sie hat sogar die Personen genannt, denen sie aus der Klemme geholfen, sie hat die Dankschreiben von Leuten wie Leop. von Sacher-Masoch, Salingré, Frau Kossak re. veröffentlicht! Das sind so ziemlich die einzigen litterarhistorischen Werte, die das Buch ausweist, abgesehen von den vier Seiten (!) Beleidigungsschreiben zum Tode ihres Gatten. Wahrlich, wenn ein Künstlerleben keine kostbareren litterarischen Schätze gesammelt hat als Pötel- resp. Dankbriefe, so ist das doch eine sehr traurige Thatfache und beständig ödlig, was auch das ganze Buch beweist, daß Agnes Wallner niemals für das eigentliche Künstlerleben eine Empfindung gehabt, daß sie ödlig interesselos den Aereifen gegenüber stand, in die der Zufall des Talentes und vor allem einer günstigen Deirat sie nun einmal geführt. Noch weit trauriger oder ist es, wenn sie nun hingehet, und die Dankbriefe besonders der Autoren, mit deren Werken sie doch immerhin einen beträchtlichen Teil

ihrer Vermögens erworben hat, der Oeffentlichkeit preisgiebt. Das ist denn doch eine Verletzung des Briefgeheimnisses, die ihre Würdigung verdient. Hier hat die Linke wahrhaftig sehr wohl gewußt was die Rechte thut. Jeder Mensch im Alter von 75 Jahren hat wohl derartige Briefe erhalten; es ist nur die Frage, ob er sie ausbewahrt; aber sie oeröffentlichen, wo nicht die geringste Herausforderung von Seiten der Besenkten, die längst gestorben sind, oorliegt, ist eine Charakteristik, die jeden weiteren Kommentar überflüssig macht. Frau Wallner und Hans Blum mögen sich in die Verantwortung teilen. — Die „Bearbeitung“, die Blum den Memoiren angebeihen ließ, ist ein Musterstück an Nachlässigkeit und knadenhafter Stillosigkeit.

Frau Wallner soll noch einen zweiten Band ähnlicher Memoiren in petto haben, der zur Abrechnung mit ihren Kindern bestimmt ist. Man erweist ihr nur einen Gefallen, wenn man ihr dringend anrät, dieses Manuskript ja zu oernichten; on dem ersten hoben wir genug, und für ihre persönlichen An- resp. Angelegenheiten hat die Theatergeschichte keinen Platz. Raum für alle hat die Erde, nicht aber die Litteratur für jeden, der sie als Piedestal seiner eigenen geheimen kommissionsrätlichen Person mißbrauchen will.

Heinr. Hub. Douben.

Henry D. Thoreau „Winter“.

Gedanken und Stimmungsbilder, den nachgelassenen Werken Thoreaus entnommen und ins Deutsche übersezt von Frau Emma Emmerich. München, Verlag Concord.

Thoreau gehört zu den drei oder vier großen Schriftstellern Amerikas, die in der Weltlitteratur zählen. Er ist in Deutschland noch der wenigst bekannte und begünstigte unter seinen Genossen. Vor drei Jahren besenknte uns Frau Emmerich mit Thoreaus „Walden“, nun bringt sie uns von seinen Seasons auch den „Winter“. Wie damals, so laun ich heute nur bewundernd sagen: die Verdeutschung ist oortrefflich, der Übersetzerin gebührt für ihre Liebe und Sorgfalt höchste Anerkennung. Ihre Verehrung für den großen Amerikaner ist ein Beweis ihres oornehmen Geistes.

Möge es ihr beschieden sein, noch eine zahlreiche Thoreau-Gemeinde in Deutschland zu erleben. „Winter“ ist ein herrliches Andachtsbuch. Es hilft der zeitmüden Seele die Ewigkeit bauen, die schöne, stille, reiche Ewigkeit, in deren Zeichen sich die Überwinder grühen. M. G. C.

Essays.

Zwischen den Farben. Essays von Heinrich Stämke. Leipzig, P. Friesenhahn Nachf., Emil Betermann.

Stämke ist ein tüchtiger, verständiger Kritiker und gewandter Darsteller. Überall spürt man den historisch geschulten Beurteiler, der über blendenden Neuersehungen nicht den Maßstab für das Gute früherer Zeiten verliert. Er ist noch ein wirklicher Litterarhistoriker im Gegensatz zu den fanatischen Impressionisten. Es fehlt ihm daher auch das anmaßend Tratschhafte, das z. B. durch die „Präludien“ von Franz Seroaes geht. Gute Kenntnis der gelehrten Forschung zeigen die warm abgetönten Portraits, die der erste Teil des Buches unter dem Titel „Menschen“ zusammensetzt. Da finden wir in „Frau Kat“ einen hübschen Beitrag zur Goethe-Litteratur, ferner Schillers Mutter, Gustaa Freitag, Annette Draste-Hülshoff, Bismarck u. a. Einige sehr dankenswerte Abhandlungen enthält die Serie „Litteratur“, vor allem „Das junge Mädchen in der Litteratur“ und „Zur Geschichte der Beziehungen zwischen Staat und Litteratur“. Ein dritter Abschnitt ist „Theater“ überschrieben und bespricht hervorragende neuere Bühnenerwerke. Was Stämkes Verleger angeht, so hätte er des Verfassers Aufsatz über Catta lesen und, dem Prinzip dieses großen Standesgenossen folgend, das Buch, dem sogar ein Register fehlt, etwas würdiger ausstatten lassen. Dr. Harry Payne.

Vermischtes.

Die Gesammelten Schriften der großen Annette von Draste-Hülshoff liegen jetzt in einer billigen Ausgabe vor (Stuttgart, J. G. Cotta. 3 Bde. à M. 1,—) und ermüden eine Erneuerung des Interesses an dieser Dichterin. Sie ist noch immer nicht nach Gebühr gekannt. Man lobt sie mehr als daß man sie liebt. Und doch beweist eine flüchtige Lektüre, daß dieses Talent an realistischer Naturbetrach-

tung absolut modern ist und wenige ihresgleichen hat. Gegen ihre Gewalt erschwindet alles, was die tüchtigen Dichterinnen der Gegenwart je hervorgebracht haben. Wer sich zurüchzt, was die sog. Alten geleistet haben, wird hübsch bescheiden werden müssen und im Kämmerlein an sich arbeiten, anstatt, wie es so viele thun, eigene Kleinheit auf- und auszufaunnen. Und Bescheidenheit ist nirgendwo besser zu fassen als an der Droste. L. J.

Vorenzen, Theodor, Arbeiter-Partei oder Revolutionspartei. Wer hat Recht, Raumann oder ich? Kiel, Lipsius & Fischer.

Der Arbeiter Vorenzen schreibt so gewandt, daß man ihm — wohl mit Unrecht — die wirkliche Autorchaft abgesprochen hat. Ein „sagenannter gebildeter Herr“, wie der Verfasser einmal sagt, hätte übrigens mehr Anordnung und Gliederung hineingebracht. Das läuft wie aus einem Brunnenrohr, gleichmäßig, unaufhaltsam. Daß durch diesen „Mahnruf eines deutschen Arbeiters an seine Genossen“ etliche intelligente Arbeiter von der Sozialdemokratie sich haben absetzen lassen, glaube ich nicht, wenn auch Fabrikanten sich einige Mühe gegeben haben mögen. Auf meinem Exemplar steht „11.—20. Tausend“.

Christaller.

Wahin die Frauenrechtleri fährt oder gesetzliche Frauenprivilegien in England. Von zwei englischen Juristen. Zürich, Schabelitz. R. 1,—.

„Zum Schluß wollen wir der frauenrechtlerischen Gilde den Rat geben, unfre Brauchüre mit ihrem Bericht von Schändlichkeiten zu ignorieren. Die einzige Möglichkeit, ihre leichtgläubigen Anhänger noch länger zu hintergehen, liegt im Schweigen. Die Letztern brauchen nur von unsrer Skizze zu hören und sie haben oedrorenes Spiel.“ So die beiden Verfasser. Aber sie irren sich sehr, denn sie gebärden sich zu tall in ihrer Wut gegen das Weib, als daß man zu ihrer Objektivität das Vertrauen haben könnte, welches bei diesem für uns Deutsche nicht leicht kontrastierbaren Gegenstand unerlässlich ist. Wie kamisch sind die Verfasser, wenn sie entrüstet schreiben (S. 81): „Die unantastbare Haut der weiblichen Teufel darf nicht mit der Peitsche berührt werden!“ Man meint, sie befürchteten selbst noch ins Juchthaus zu kommen und da des Trostes „socias habitasse malorum“ verlustig zu gehen. Noch einige Proben mögen statt weiterem genügen. S. 20:

„Die Frau braucht nur zu scheuen und den Bezirksrichter anzurufen und Zuchthaus, Scheidung und Aufsicht über die Kinder, wie ihr Unterhalt, werden selbst-aerzündlich dekretiert.“ (Ganz allgemein an der Arbeiterklasse gesagt.) S. 38: „J. V. ein Schauspieler, der genötigt ist, lange im Theater zu bleiben, kommt spät nach Hause. Dies ist Vernachlässigung mit gewöhnlichen Straßsalgen.“ S. 53: „a) Vergiften. Dieses besonders verräterische Verbrechen ist eine legitime Art der Selbstverteidigung, wenn die Frau es gegen ihren Mann ausübt.“ Genug. Das glaubt doch kein Mensch. So viel ist ja sehr wohl möglich, daß man in der Begünstigung des weiblichen Geschlechts in England (und später vielleicht auch bei uns) zu weit geht. Die Menschen sind nun einmal ja, daß sie immer von einem Extrem ins andre taumeln. Wenn eine solche Uebertreibung nicht gefällt, der kämpfe immerhin dagegen; aber mit Verstand, nicht so, daß fast aus jeder Zeile die Gehässigkeit blüht. Christoller.

Spemanns deutsches Reichsbuch. Die im vergangenen Jahre vollzogenen Reichstagswahlen und die Wahlen für das preussische Abgeordnetenhaus sind diesmal in höherem Maße als früher ein Ansporn zu statistischen und national-ökonomischen Studien gewesen, die Verhandlungen des preussischen Landtags entbehrten bisher fast

gänzlich einer geordneten zusammenfassenden Darstellung. In dem kürzlich erschienenen Spemannschen deutschen Reichsbuch ist diese Lücke, soweit der im allgemeinen zusammenge-drängte Stoff es gestattete, ausgefüllt worden. Der politisch-wirtschaftliche Almanach, bearbeitet von Dr. Arthur Bert-hald, empfiehlt sich als bequemes Hand-buch durch seine kurze knappe Darstellung aller öffentlich-rechtlichen Angelegenheiten und dürfte geeignet sein, die Kenntnis unserer öffentlichen Institutionen, Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung, die leider auch in den sonst gebildeteren Kreisen noch viel zu wünschen läßt, zu erweitern. Die Uebersichtlichkeit wird nur dadurch in denk-barer Weise gefährdet, daß allen wichtigen politischen und wirtschaftlichen Fragen gegen-über der Standpunkt aller politischen Par- teien, soweit er im Programm und in der Parteipresse niedergelegt ist, angefügt ist. So sind, um nur zwei Beispiele heraus-zugreifen, die einzelnen Phasen des Lippeschen Erbfolgestreites eingehend geschildert, in dem Streite für oder gegen Warenhäuser ist das einschlägige Material übersichtlich angeordnet. Die absolute Parteilosigkeit der Darstellung, die Fälle an neuem Material — soweit Daten in Frage kommen, kann man von einer zuweilen störenden Uebersülle sprechen — bilden eine weitere Empfehlung.

C. B.—r.

An unsere Leser richten wir die ergebene Bitte, in Cafés, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern immer wieder „Die Gesellschaft“ zu verlangen oder zu empfehlen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Gewähr. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Sprechstunden nur Sonntags von 10 bis 1 Uhr, Charlottenburg, Grolmannstr. 30, I.

2

.

3

4

5

